



Totenreich

Henrik Pontoppidan

Edition Zulu-Ebooks.com

Henrik Pontoppidan

Totenreich. Erster Band

Roman

Im Insel-Verlag zu Leipzig

Edition Zulu-Ebooks.com

I

Es waren jetzt drei Jahre vergangen seit jenem Septembertage, an dem der junge Gutsbesitzer Torben Dihmer aus einem Badeort im Auslande zurückkehrte, so übel zugerichtet von einem Herzleiden, daß er nicht allein aus dem Wagen herauskommen konnte. Zwei Männer mußten ihn in die Schlafstube hinaufführen, und auf dem Wege dorthin verdrehte er die Augen derartig im Kopf, daß man dachte, er sei im selben Augenblick tot. Als er aber aus seiner Ohnmacht erwachte, sah er sich mit seinem guten Lächeln um und sagte:

»So bin ich denn also doch heimgekommen nach Favsingholm!«

Das alte, ostjütische Schloß lag hinter einer zugewachsenen Bucht des Fjords und spiegelte seine roten Mauern und sein turmloses Ziegeldach in einem Sumpf, den Überresten eines Burggrabens. Seit Torben Dihmers Vater verunglückte, war nur der Pachthof bewohnt gewesen. Der Sohn war damals ein zwölfjähriger mutterloser Knabe, und da er auch keine Geschwister hatte, war die Häuslichkeit aufgelöst worden. Er wurde nach Herlufsholm geschickt, um dort erzogen zu werden, und während dieser vielen Jahre hatten Wind und Feuchtigkeit die Herren auf dem Schloß gespielt, im Verein mit einer zahlreichen Dienerschaft von Ratten und Mäusen.

Torben Dihmer gehörte einer alten lebenskräftigen Gutsbesitzerfamilie an und war während des Heranwachsens selbst stark gewesen wie ein junger Stier. Sein Großvater väterlicherseits war der bekannte Kammerrat Klavs Dihmer, der in der Mitte des vorigen Jahrhunderts der König der Kronjüten genannt wurde: ein Eichenklotz von vierzehn Liespfund. Er fuhr in einem gewöhnlichen steifen Bauernwagen nach Randers, doch mit einem Gespann von zwei prächtigen schwarzbraunen Hengsten, den berühmten Oppenheimern, die sehr wohl ein Bronzedenkmal auf dem Marktplatz der Stadt verdient hätten. Durch sie ward in jenen Zeiten das entartete jütische Pferd vom Untergang errettet, und in einer sehr kargen Zeit wurde eine neue Goldader für die Gegend erschlossen.

Auch Torbens Vater, der Etatsrat, war einer der Bahnbrecher der jütischen Landwirtschaft gewesen. Aber trotzdem brach er selber kraß mit der Familientradition, legte ein staatswissenschaftliches Examen ab, das von sich reden machte, und reiste dann ins Ausland, um seine Studien fortzusetzen und die Welt kennen zu lernen – als das Unglück ihn wie ein vergifteter Pfeil aus dem Hinterhalt traf.

Er wollte Politiker sein – Staatsmann. In den politisch interessierten Studentenkreisen war er schon früh zu einem Führer der Zukunft erkoren. Wenn seine große braunblonde Gestalt mit dem sorgfältig gescheitelten Haar und dem langen Widdergesicht sich bei den Diskussionsversammlungen auf der Rednertribüne zeigte, ward es still im Saal, und zwar nicht allein auf Grund seines Gutsbesitzertitels. Er war ein überlegener Redner. Zwischen den vielen jugendlichen Brauseköpfen und den revolutionären Phantasten wirkte er durch seine fast phlegmatische Ruhe, fesselte durch seine unerschütterliche Sachlichkeit und einen gutmütigen Humor.

In Favsingholm hatte er sich während aller dieser Jahre nur ein paarmal der Jagd halber aufgehalten, in Gesellschaft einiger munteren jungen Freunde, die dort eine

Woche wie ein Wirbelwind hausten. Jetzt saß er im dritten Jahre ohnmächtig in dem breiten Lehnstuhl seines Großvaters und froh an Händen und Füßen wie ein alter Mann und konnte doch nicht sterben.

Aber so schwach er auch war – die Unruhe des Lebens brannte ihm noch immer im Blut. Trotz seiner schweren Flußpferdbeine mußte er immer wieder vom Stuhl aufstehen und, auf einen Stock gestützt, ein wenig im Zimmer auf und nieder spazieren, um zu versuchen, ob er nicht irgendwelche Besserung verspüre. Er war trotz Atemnot und Herzklopfen den ganzen Tag rastlos im Gange wie ein eingesperrtes Tier, das nach jahrelanger Wanderung hin und her, längs den Gitterstäben des Käfigs, die Hoffnung nicht aufgeben will, einen Weg in die Freiheit hinaus zu finden.

Unten im Dorfe, im Pfarrhause, wohnte ein Mann, Pastor Vestrup, den er aus der Kindheit her kannte. Sie hatten vor zwanzig Jahren eine kurze Zeit auf der Schulbank in Randers zusammengesessen und waren sich später in Kopenhagen als Studenten begegnet. Torben Dihmer schätzte ihn gerade nicht sehr. Der Mann hatte so viel an sich, was ihm zuwider war. Aber um zu hören, was die Kirche zurzeit über ein zukünftiges Leben zu wissen glaubte, hatte er einmal nach ihm geschickt, und die beiden Kindheitsfreunde hatten seither mehrere lange Unterredungen über religiöse Stoffe gehabt, ohne daß sich ihm jedoch eine erlösende Himmelsstiege über dem dunklen Erdloch offenbarte, das seine Gedanken Tag und Nacht umkreisten. Bitter für ihn war es auch, daß diesseits des Grabes nichts weiter von ihm zurückbleiben würde als ein zweifelhaftes Andenken. Er war so sorglos in bezug auf seine Zukunft, so abergläubisch sicher seiner Bestimmung gewesen, und nun saß er hier und mußte mit zwei leeren Händen sterben. Es hatte in den Sternen geschrieben gestanden, in der Stunde, als seine Mutter ihn zur Welt brachte, daß sein Leben dahinfahren und ausgelöscht werden würde wie eine Welle, ohne die geringste Spur zu hinterlassen.

Noch machte er täglich einen kleinen Spaziergang durch den Park in Begleitung seiner Pflegerin, der alten Schwester Barbara, auf deren Schulter er sich stützte, wenn sie die hohe Haupttreppe hinauf oder hinunter gingen. An sonnenwarmen Tagen konnte er sich sogar ganz bis an die Zaunpforte nach dem Felde hinauswagen, um die Rinder anzusehen, wenn sie nach Hause in den Stall getrieben wurden. Die Arbeiter begrüßten ihn mit Furcht im Blick. Ihn selber quälte das Affenspiel entsetzlich, das die Krankheit mit seinem Äußern getrieben hatte, und da er die Verzerrung für noch ärger hielt, als sie in Wirklichkeit war, wurden die Türen von Favsingholm allen Fremden verschlossen gehalten. Er wollte niemanden sehen.

Der früher so umgängliche Mann hatte sich überhaupt sehr verändert. Er konnte die unvernünftigsten Einfälle haben. Bald verfiel er darauf, daß er nicht mehr essen wollte, bald daß er sich nicht waschen wollte. »Für die Kirchhofratten bin ich doch wohl schön genug,« murmelte er. Haar und Bart ließ er wachsen, so daß es ihm vom Kopf abstand wie Dornenreiser und nun anfang, zu welken und auszufallen.

Auf gleiche Weise fand er eine traurige Befriedigung darin, alles im Hause und im Park verfallen zu lassen. »Mag es warten, bis ich weg bin,« war seine sich immer wiederholende Antwort, sobald sein Verwalter eine notwendige Arbeit zur Instandhaltung des Besitzes vorschlug. »Es muß doch wohl einmal ein Ende mit mir haben.«

II

Dann geschah es eines Tages im Herbst, daß unerwartet Besuch nach dem Schloß kam. Das Wetter war unruhig, und der Kranke hatte eine schlechte Nacht gehabt; noch um die Mittagszeit war er nicht aufgestanden.

Die alte Barbara stand im Wohnzimmer ihres Herrn und legte ein paar Stücke Torf auf das Feuer, als sie einen Wagen auf den Schloßhof rasseln hörte. Erschreckt lief sie ans Fenster. Eine niedergeschlagene Kalesche mit zwei Herren hielt unten vor der Treppe.

Den einen von ihnen kannte sie; es war der Doktor aus Randers. Wer aber war der bartlose Fremde, der daneben saß? Und was wollte dieser Mensch hier?

»Is Mikkelsen denn ganz rappelig geworden?!« rief sie laut aus, als sie sah, daß beide Herren aus dem Wagen stiegen und die Treppe hinaufgingen.

Ganz erregt eilte sie auf die Diele und sagte hier dem Fremden gerade ins Gesicht, daß er nicht hineinkommen könne.

Der Doktor trat würdig dazwischen, aber die Alte stand wie eine Mauer.

»Ick häff min Instrukschon,« sagte sie in ihrem Bauerndialekt. »Dat weten Se jo ok sülvst recht got, Mikkelsen.«

»Hören Sie einmal, Schwester Barbara! Dieser Herr ist Professor der Medizin an der Kopenhagener Universität ... er ist also Arzt ... und außerdem ein Jugendfreund des Gutsbesitzers. Wollen Sie hineingehen und melden, daß Professor Hagen hier ist! Sie verstehen, daß dies ein Befehl ist.«

Sein Ton machte Barbara stutzen. Ihre Augen sahen mißtrauisch bald den einen, bald den andern der beiden Männer an, die sie dann schweigend über den Gang in das Zimmer ihres Herrn führte, das außer der Eßstube und dem Schlafzimmer der einzige von den vielen Räumen des Hauses war, der sich in bewohnbarem Zustande befand.

»Zum Kuckuck auch, was für ein Gespenst hat sich denn mein lieber Freund hier angeschafft?« fragte der Professor, als sie gegangen war. »Soll dies eine Krankenpflegerin vorstellen?« Doktor Mikkelsen zuckte die Achseln.

»Es ist eine ehemalige Wartefrau hier aus der Gemeinde. Ich habe mehrmals den Vorschlag gemacht, eine ordentliche, im Krankenbaus ausgebildete Pflegerin kommen zu lassen, aber er will niemanden anders um sich haben. Die alte, einfältige Person hat eine geradezu wunderliche Macht über sein krankes Gemüt erlangt. – Nun ja, aber dann will ich mich jetzt zurückziehen. Ich habe, wie gesagt, ein paar Patienten in der Nähe, und der Gutsbesitzer sieht mich nicht gern, wenn er nicht ausdrücklich nach mir geschickt hat.«

Der Professor – ein kleiner blonder Mann mit einem rotwangigen Kindergesicht – drückte ihm die Hand.

»Ich werde es Ihnen sagen lassen, wenn ich die Gelegenheit zu einer Konferenz günstig finde. Vorläufig danke ich Ihnen für Ihre Begleitung.«

Als er allein geblieben war, ließ er seinen Blick durch das große, dunkle Zimmer mit seiner rauchgeschwärzten Decke, der zerrissenen Tapete und den andern traurigen Zeugen von Verfall und Zerstörung schweifen. Und er schüttelte den Kopf. Nach den neuen Aufklärungen, die er unterwegs von Doktor Mikkelsen erhalten hatte, war es ihm vollständig klar, daß der Gemütszustand seines Freundes vorläufig eine größere Gefahr für ihn war als die eigentliche Krankheit, und er freute sich, daß er die Reise nicht einen einzigen Tag aufgeschoben hatte. Es war offenbar hohe Zeit, daß die Hilfe kam.

Barbara kehrte mit dem Bescheid von ihrem Herrn zurück, daß er im Begriff sei aufzustehen und in einem Augenblick dasein werde.

»Ich kann wohl zu ihm hineingehen?«

»Ne, ne, versöken Se dat um Gottes willen nich. He hätt sich all nog upregt.«

Die Alte war so erschüttert, daß sie die Worte kaum herausbringen konnte. Schon allein eine fremde Stimme in dieser Stube zu hören, die dem Schweigen und dem Tode gewidmet gewesen war, erfüllte sie mit bösen Ahnungen.

Während er wartete, ging Professor Hagen auf Untersuchungsreisen in der Stube aus und fand zwischen den Büchern auf dem großen Tisch in der Mitte des Zimmers einen alten Folianten in Schweinsledereinband. Es war eine deutsche Bearbeitung von einer Reihe von Werken des Altertums über die Heilkunde. »Was zum Kuckuck ist denn dies?« dachte er laut, als er zwischen den Blättern des Buches auf lose Papierstücke mit Aufzeichnungen von der Hand des Freundes stieß.

Er untersuchte nun auch die andern Bücher. Da war ein großes astronomisches Werk und eine Schrift über den Erdmagnetismus. Außerdem eine französische Übersetzung von einer arabischen Gesundheitslehre aus dem Mittelalter, von einem Manne verfaßt, der sich »der Zauberkundige in Cordova« nannte. Auch diese war voll von Randbemerkungen.

Unwillkürlich wandte er sich an Barbara, die vor dem Ofen kauerte, als habe sie dort Zuflucht gesucht. Die Alte saß mit einem Flederwisch da und fachte das Feuer unter dem Torfe an.

Im selben Augenblick tat sich eine Tür langsam auf, und Torben Dihmer erschien in der Öffnung. Beschwerlich hob er den Fuß über die Schwelle, blieb dann stehen, gleichsam zögernd, indem er sich mit der einen Hand an dem Türrahmen festhielt.

So wohl vorbereitet der Professor auch war, stutzte er jetzt dennoch bei dem Anblick.

Wie der Freund dort in der Tür stand, fast unkenntlich, in einem verschossenen Schlafrock von braunem Tuch, fahl und gleichsam stockfleckig, die geschwollenen Augen fast geschlossen und den welken Bart in Strähnen, sah er aus wie eine Leiche, die aus ihrem Grabe auferstanden war.

Torben Dihmer las seine Gedanken, und als der Professor sich ihm näherte, streckte er abwehrend die Hand aus.

»Komm mir nicht zu nahe!... Ich stinke schon!«

»Ach was, Unsinn! Du siehst im Gegenteil brillant aus! Du hast dich, weiß Gott, tapfer gehalten!«

Er legte die Hände auf seine Schultern, und bei dieser vertraulichen Berührung wurde Torben von seiner Bewegung überwältigt. Er ermannte sich jedoch schnell, ließ den Türrahmen los und ging in das Zimmer.

Aber er war nicht weit gekommen, als die Kräfte ihn verließen. Er hatte sich geschämt, sich vor dem Freund wie ein alter Mann mit dem Stock blicken zu lassen, und begann nun zu schwanken. Der Professor mußte ihn unter den Arm fassen und ihn zu seinem Lehnstuhl am Tisch führen.

Im Laufe der folgenden Stunden saßen die beiden Jugendfreunde da und sprachen miteinander, während Barbara sich häufig etwas im Zimmer zu schaffen machte und in steigender Unruhe ihren Herrn umkreiste, mit einem schwachen Jammern wie ein eifersüchtiger Hund.

Der kleine, elegant gekleidete Professor saß mit den Daumen in den Ärmellöchern da und trommelte mit den andern Fingern auf seine hohe Vogelbrust. Um den Freund zu zerstreuen, erzählte er bunt durcheinander von seinen eigenen Erlebnissen und überbrachte Grüße von gemeinsamen Freunden, während er im geheimen seine Beobachtungen anstellte. Als Torben Dihmer ihn argwöhnisch fragte, was ihn um diese Zeit des Jahres nach Jütland geführt habe, gab er eine Geschichte zum besten, er sei zu einem Patienten nach Aarhus gerufen.

»Du hättest übrigens auch auf die Briefe deiner Freunde antworten können, dann hättest du jetzt mehr von uns allen gewußt, als ich dir so in aller Eile erzählen kann. Weißt du wohl, daß es bald zwei Jahre her ist, seit ich meinerseits zuletzt von dir gehört habe?«

Torben nickte.

»Ja, aber das ist absolut höchst unerlaubt – wie unser alter Rektor sagte. Du hast mit andern Worten deine alten Freunde und Freundinnen vergessen.«

»Das habe ich natürlich nicht getan. Aber was sollte ich schreiben? Ich erlebe ja nichts als krank zu sein, und das ist auf die Dauer nichts Interessantes oder Erbauliches für die Gesunden. Ich habe gewollt, daß ihr alle an mich denken solltet wie an einen Verstorbenen – denn das bin ich ja in Wirklichkeit. Ich glaubte übrigens, ihr hättet das verstanden.«

»Nein, höre aber einmal, lieber Freund! Du nimmst deinen Zustand wirklich reichlich schwer. Freilich bist du nicht gesund – aber –«

»Gib dir bitte keine Mühe!« unterbrach ihn Torben. »Ich bin fertig, du! Das habe ich lange gewußt. – Und nun haben wir genug über mich gesprochen.«

Der Professor schwieg einen Augenblick. Worauf er von neuem über Kopenhagen und gemeinsame Bekannte zu plaudern begann. Gleichsam zufällig erwähnte er auch seine Cousine Jytte Abildgaard; aber als er sah, wie der Freund bei dem bloßen Laut des Namens die Augen abwandte wie vor einem zu plötzlichen und gewaltsamen Licht, lenkte er schnell ab und stellte ein paar Fragen an ihn über seinen Schlaf und seinen Appetit.

Nach einer Weile sagte er: »Ich sandte dir neulich eine Karte, um dich auf meine Ankunft vorzubereiten. Hast du die erhalten?«

»Ja.«

»Ich schrieb, wie du dich vielleicht entsinnst, daß ich mit guten Nachrichten käme. Bist du denn gar nicht neugierig?«

»Ach, in meiner Lage interessiert einen nicht viel. Wenn man am Galgen hängt, vergeht einem die Neugier – das weißt du wohl.«

»Ich sage dir, Torben, du bist zu mutlos! Jetzt will ich dich an ein anderes Sprichwort erinnern: Hoffnung läßt nicht zuschanden werden!«

»Mir nützt das Hoffen aber nichts mehr, und es ist ja nur eine erbärmliche Feigheit von mir, daß ich der Sache nicht schon längst mit einem Schuß Pulver ein Ende gemacht habe. Aber eines Tages tue ich es wirklich.«

Die letzten Worte blieben ihm in der Kehle stecken. Er beugte sich vor und legte den Kopf in die Hand, um das Weinen zu bekämpfen.

Aber nun wollte der Professor mit seiner frohen Botschaft nicht länger zögern. Er setzte sich auf die Seitenlehne von dem Stuhl des Freundes und schlang den Arm um seine Schulter.

»Alter Freund! Höre jetzt einmal, was ich dir zu sagen habe! ... Du sollst guten Mutes sein. Du hast vergessen, daß wir in einer großen Zeit leben, wo die Wissenschaft – und nicht zum mindesten meine eigene – jeden Tag ein neues Wunder schafft. Deine Krankheit ist nicht mehr gefährlich, in einem halben Jahre wirst du dich vollkommen stark und gesund fühlen... Ja, du siehst mich an! Aber du kannst doch wohl verstehen, daß ich dir nichts Unüberlegtes sage.«

Torben, der den Kopf erhoben hatte, senkte ihn wieder und streichelte gleichzeitig die Hand des Freundes, die auf seiner Schulter lag.

»Ich kenne dich, Asmus! Du willst so gern trösten. Aber laß es jetzt genug sein. Du weißt doch, daß ich getan habe, was in Menschenmacht steht, um gesund zu werden. Ich habe auf deinen eigenen Rat sowohl Professor Hermann in Wien als auch Schinders in Nauheim aufgesucht.«

»Ja, und alte Quacksalber und Zauberer hast du selbst studiert,« entgegnete Asmus Hagen, indem er ihn am Ohr zupfte, »du siehst, ich habe deine Lektüre schon untersucht. Aber jetzt mußt du vernünftig sein! Dann will ich dir erzählen, was sich zugetragen hat.«

Er erhob sich, wanderte wieder durch das Zimmer und begann zu berichten.

Er sei im Spätsommer in Paris gewesen, sagte er, und habe dort mit dem berühmten Oberarzt Dr. de Bèze gesprochen, der nach jahrelangen Untersuchungen jetzt nachgewiesen habe, daß gewisse Krankheitszustände, die man bisher Veränderungen in dem Gewebe des Herzens zugeschrieben, in Wirklichkeit die Folge einer Zerstörung der Schilddrüse seien, was weit weniger gefährlich für den Patienten sei. Freilich sei die Krankheit unheilbar, aber die moderne Arzneiwissenschaft habe ihre Wirkungen, sozusagen, vollständig aufgehoben, ganz einfach, indem sie dem Körper das fehlende Drüsensekret in künstlicher Form zuführe.

»Während einer Visite im Krankenhause habe ich selbst Gelegenheit gehabt, Dr. de Bèzes Patienten zu untersuchen und die Journale zu lesen, und es fiel mir gleich auf,

wie sehr das ganze Krankheitsbild dem deinen glich. Und nun muß ich dir ein Geständnis machen, lieber Freund! Ich habe seitdem mit unserm gemeinsamen Freund Schinders in Nauheim korrespondiert und mit deinem Hausarzt hier, dem gewiß sehr vortrefflichen Doktor Mikkelsen. Und nun, wo ich dich gesehen habe, trage ich kein Bedenken, zu sagen, daß ich die beste Hoffnung hege, dich gesund zu machen.«

Torben, der mehrmals während der Rede des Freundes eine abweisende Bewegung mit der Hand gemacht hatte, war zuletzt still geworden.

»Aber das ist ja unmöglich,« sagte er tonlos, »ich fühle es doch am besten selbst. Ich bin schon ein halbwegs ausgelöster Kadaver.« »Unsinn! Es ist viel mehr Leben in dir, als du dir einbildest. Aber du handelst übel gegen dich selbst. Du hast dich zu früh in die Dunkelheit vergraben, Junker Torben! Wer hätte das von dir gedacht? ... Aber warte nur, du kannst noch der Glückliche von uns allen werden!«

III

Ein paar Stunden darauf, nach einem verspätetem Frühstück, saßen die beiden Freunde wieder im Wohnzimmer. Asmus Hagen hatte eine eingehende Untersuchung vorgenommen, und da er eine Probe des neuen Heilmittels aus Kopenhagen mitgenommen hatte, war die Kur insofern schon begonnen.

»Vergiß nun also nicht: zwei Pillen dreimal täglich. Im übrigen frische Luft, Sonne und eine vernünftige Diät. Du sollst sehen, ehe ein halbes Jahr vergangen ist, bist du wieder ganz der alte. Übers Jahr bist du Reichstagsabgeordneter, und dann ist es ja nur eine Frage der Zeit, wann du als Minister auftreten und die Damen in Entzücken versetzen wirst, den bekannten Dreispitz unterm Arm und Goldgallons an den Hosen herunter. Licht, Luft – und Liebe. Mit dem Segen dieser modernen Dreieinigkeit sollen meine Pillen schon Wunder verrichten!«

Torben saß mit der Hand unter der Wange da. Er war wie betäubt und wußte nicht, was er glauben sollte.

Und nun begann Asmus Hagen wieder von seiner Cousine, der schönen Jytte Abildgaard, zu reden.

»Du weißt ja, wie sie ist, und nun sollst du etwas ganz Sonderbares hören. Während wir anderen alle – offen gestanden, lieber Freund – gerade keine große Hoffnung mehr hegten, dich wieder gesund zu sehen, so hat sie die ganze Zeit hindurch mit einer wunderlichen Hartnäckigkeit daran festgehalten, daß du dich schon erholen würdest. Es war gleichsam eine fixe Idee, die sie bekommen hatte, und jetzt hinterher nimmt sie sich ja ganz verblüffend aus. – Jytte ist überhaupt ein wunderliches Menschenkind. Da geht sie in ihrer ganzen Pracht und Herrlichkeit umher und ist noch immer gleich unverlobt. Und wahrlich nicht aus Mangel an Liebhabern. Ich begreife sie nicht. Aber vielleicht wartet sie auf einen Bestimmten.«

Torben erhob sich, um nicht mehr zu hören. Er ging an den Ofen und stöckerte im Feuer herum. Er konnte jetzt nicht noch mehr Gemütsbewegungen ertragen.

Im selben Augenblick trat die alte Barbara ein und meldete, daß Pastor Vestrup gekommen sei.

Asmus Hagen machte große Augen.

»Ein Pfarrer?« fragte er.

»Sagen Sie ihm, daß hier Besuch ist,« entgegnete Torben, ein wenig verlegen. »Übrigens ... das ist ja wahr! – Du kennst ihn doch, Asmus! Es ist Mads Vestrup!«

»Vestrup?«

»Ja, erinnerst du dich seiner nicht aus dem Aprilverein? Ein armer bäuerischer Student hier aus der Gegend.«

»Warte mal! Ist es Dreckmads?«

»Ja, ja. Er hat sich übrigens sehr zu seinem Vorteil verändert. Ich glaube, es wird dich interessieren, ihn wiederzusehen. – Bitten Sie Pastor Vestrup, näher zu treten,

Barbara!«

Asmus Hagen zog die Augenbrauen wieder in die Höhe vor Überraschung, als der Pastor hereinkam. Er war ein Mann von mittlerer Größe, mit breitem Rücken und schwer von Fett. Er trug eine Brille, hatte aber sonst nichts Geistliches an sich. Seine Haut war dunkel wie die eines Bauern, und er war auch im Grunde gekleidet wie ein Bauer, trug einen rundschröbigen Rock aus Düffel und ein baumwollenes Tuch – statt des Kragens – um den Hals geknüpft. Um den Mund und über das Kinn hinab breiteten sich schwarze Bartstoppeln aus.

Mehr jedoch noch als die Leibesfülle und die Kleidung des Pfarrers machte den Professor das kalekutenhafte Selbstbewußtsein stutzen, das dem Manne das Gepräge verlieh. Aus der Studentenzeit erinnerte er sich seiner als einer armen Jammergestalt mit unzuverlässigem Blick.

Torben stellte vor, und die beiden Herren begrüßten einander mit gegenseitiger Zurückhaltung.

»An Ihrem Pfarrhaus bin ich also vor einigen Stunden vorübergekommen,« sagte Asmus Hagen. »Liegt es nicht gleich zur rechten Hand im Dorf, wenn man von Randers kommt? Ein gelbgetünchtes Wohnhaus mit Starenkasten am Giebel und mit einem Windmotor, soweit ich mich entsinne?«

»Ja, das ist mein Haus,« erwiderte der Pfarrer trocken und setzte sich unaufgefordert.

Während der Tag zur Rüste ging, hielten die drei ehemaligen Studienkameraden mit Mühe eine Art Unterhaltung aufrecht. Namentlich war der Pfarrer sehr wortkarg. Er für seine Person gab nicht viel mehr zum besten als hin und wieder ein leises Grunzen der Bekräftigung oder der Verneinung. Besonders Asmus Hagen gegenüber war er auf dem Posten. Die gestickte seidene Weste des Professors und seine ganze Kopenhagener Erscheinung hatten vom ersten Augenblick an auf ihn gewirkt wie ein roter Sonnenschinn auf einen Stier. Scheinbar ganz abwesend, aber mit einem aufmerksamen Blick hinter der Brille, saß er in den Stuhl zurückgelehnt und hörte seine Geschichten an, während er sich respektlos über sein unrasiertes Kinn strich, mit einem schrecklichen Laut, als reibe er sich mit Sandpapier.

Wenn er ausnahmsweise Asmus Hagen einmal anredete, geschah es schlecht und recht mit dem Namen. Überhaupt bemühte er sich, Gleichgültigkeit gegen dessen früh gewonnene Berühmtheit an den Tag zu legen, um die er ihn in Wirklichkeit auch keineswegs beneidete. Was bedeutete so etwas in der Ewigkeit? Wie sah so ein kleiner geschniegelter Professor in Gottes Augen aus?

Als ihm Torben schließlich von der Veranlassung zu dem Besuch des Freundes und von der wunderbaren Heilung erzählte, die ihm in Aussicht gestellt war, dachte er anfänglich, daß es ein Witz sein solle, vielleicht ein Versuch, ihn zum besten zu haben. Sein Blick schweifte von dem einen zu dem andern hinüber, und als es ihm klar wurde, daß es wirklich Ernst war, hütete er sich wohl, das geringste Erstaunen zu äußern. In der Weise, wie dieser neue Sieg der Wissenschaft über den Tod verkündet wurde, hatte etwas gelegen, das ihn kränkte und das ihn veranlaßte, sich in vollem Ornat zu zeigen.

Er entgegnete, vor Gott sei natürlich nichts unmöglich. Daher sei es uns Menschen immer gestattet, zu hoffen. Sein Erbarmen bewirke ja alles.

Asmus Hagen verstand sehr wohl, daß ihm ein Handschuh hingeworfen wurde, aber er hielt es nicht der Mühe wert, ihn aufzunehmen. Der schwerbäuchige Pfarrer, der da saß, die rotblauen Hände über der Brust gefaltet, die Füße in den plumpen Schuhen auf die Seite gedrückt, machte ausschließlich einen komischen Eindruck auf den zierlichen kleinen Professor.

Aber der Pfarrer fuhr fort. Er sagte, nur Dumme und vor Eitelkeit Aufgeblasene könnten glauben, daß ein chemisches Präparat irgendwelche lebenserhaltende Macht *in sich selbst* besitze. Das hieße ja, sich auf denselben geistigen Standpunkt zu stellen, wie die Neger und die Hottentotten, die »die Geister« in einem Granitblock oder einem Stück Holz anbeteten.

Asmus Hagen trommelte mit den Fingern auf der Weste und erwiderte: »Ich will Ihnen vorschlagen, einen Versuch zu machen, Pastor Vestrup. Zum Beispiel mit einem Eßlöffel Rizinusöl. Auf die Gefahr hin, eines negerhaften Aberglaubens beschuldigt zu werden, versichere ich Sie, daß die Wirkung ganz unabhängig von irgendwelchem Glaubensbekenntnis sein wird. Bei einem Christen, einem Mohammedaner oder einem Heiden garantiere ich das gleiche Ergebnis.«

Als Mads Vestrup eine scharfe Antwort gab, ließ Asmus Hagen sich reizen, und die beiden Kampfhähne gerieten aneinander in einem Streit über die Anmaßung der Wissenschaft und die Verantwortung des Arztes.

Währenddessen sank Torben in seine eigenen Gedanken zurück, froh, eine kleine Weile ungestört sein zu können. Aber die Gedanken waren schwindelig geworden wie losgelassene Tauben, die auf dem Dach sitzen und sich um den geöffneten Schlag drücken – lichtgeblendet, unentschlossen und eingeschüchtert. Halb wie im Traume hörte er die Stimmen der andern. –

»Ich will Ihnen eine Frage stellen,« sagte Mads Vestrup zu dem Professor. »Was hilft es, den Körper gesund zu machen, wenn die Seele hinsiecht und das Herz sich verhärtet? Woher nimmt ein Arzt überhaupt den Mut, seine Kunst anzuwenden, wenn er sich nicht als Gottes demütiges Werkzeug fühlt? Dann handelt er ja völlig blindlings. Wenn die Herren Ärzte den Lebenslauf ihrer Patienten bis an das Ende, ja über den Tod hinaus, bis an das Jüngste Gericht verfolgen könnten, so würden sie gewiß in mehreren Fällen Grund haben, »das Wunder« zu bereuen, das sie an ihnen getan haben.«

»Ich halte es für zwecklos, die Diskussion fortzusetzen,« sagte Asmus Hagen. »Darf ich Sie nur daran erinnern, daß Christus nach der Bibel selbst als Arzt auftrat. Er hat sogar Tote auferweckt, womit wir andern uns doch nicht abgeben. In Anbetracht seiner Auffassung vom Dasein finde ich das übrigens sehr inkonsequent von ihm. Da ist zum Beispiel die Geschichte von Jairi Töchterlein. Wenn man diese Welt als Jammertal ansieht, scheint es mir ein eigentümliches Werk der Barmherzigkeit, ein glücklich heimexpediertes Menschenkind zu diesem Elend wieder aufleben zu lassen.«

Mads Vestrup hörte dies mit bebendem Munde an. Das Blut sang ihm in den Ohren. Er mußte die Augen niederschlagen, um sich beherrschen zu können.

Seine Antwort kam mit leiser Stimme, in abgerissenen Sätzen. Fast wie zu sich selbst sprach er von dem aufrührerischen Eigenwillen der Jetztzeit.

»Aber wenn die Stunde des Todes für einen armseligen Menschen kommt, wird sich alle selbstgeschaffene Herrlichkeit wie Dunst auflösen. Wenn sich die Finsternis auf unsere Augenlider legt und der ausgezehnte Körper sich in Angst und Qual krümmt – was helfen da alle Pulver und Tropfen der Wissenschaft? Für das Grauen des Todes und die Qual des Gewissens gibt es keine Medizin.«

»Da haben wir doch jetzt zum Beispiel das Morphinum,« entgegnete Asmus Hagen.

Das kam wie hingeworfen, aber der Pfeil fuhr Mads Vestrup gerade ins Herz und traf mit einer Kraft, daß man es fast hören konnte. Er erhob den schweren Kopf und starrte seinen Gegner mit offenen Munde an.

»Ja – Gift!« sagte er.

»Allerdings. Aber dieses Gift hat sich in der Hand der modernen Wissenschaft in einen Segen für die Menschheit verwandelt. In einigen wenigen Augenblicken bringt es einem armen Leidenden Frieden, so daß er so süß in den Tod hinüberschlummern kann wie ein Kind an der Mutter Brust. Die kleine silberne Spritze geht ihren Siegesgang durch die Welt und jagt sicher viel ungesunde Furcht und Grauen aus den Gemütern. Sie werden zweifelsohne auch selbst erfahren haben, daß die Gnadenmittel der Kirche bei manchen Menschen einen Konkurrenten erhalten haben, der –«

Weiter kam er nicht. Erdfahl im Gesicht, taumelte Mads Vestrup mit einem Grunzen wie ein wilder Eber in die Höhe und umklammerte die Rücklehne seines Stuhles. Es war seine Absicht, dem Spötter den Stuhl an den Kopf zu schleudern, aber ein Ruf des erschreckten Torben brachte ihn zur Besinnung. Im selben Augenblick kam auch Barbara herein. Da schob er den Stuhl beiseite und stürzte aus dem Zimmer, ohne sich zu verabschieden.

Asmus Hagen blickte ihm ganz verblüfft nach, dann sah er zu Torben hinüber.

»Du bist doch nicht böse auf mich, alter Freund!« sagte er, als Barbara wieder gegangen war, um den Pfarrer hinauszuleiten.

»Er war mein Gast,« sagte Torben.

»Freilich, das war eine dumme Geschichte! Hauptsächlich deinetwegen. Ich bitte dich um Entschuldigung. Aber das Biest hätte mich ja auch nicht so zu reizen brauchen. Übrigens begreife ich nicht, daß du diesen unappetitlichen Kerl um dich herum haben magst. Das ist nicht gesund für dich. Was ist er im Grunde für ein Mensch? Stammt also hier aus der Gegend?«

»Seine Mutter war eine arme Weberwitwe aus der Nachbargemeinde. Ich entsinne mich ihrer noch ganz deutlich. Als Kind war ich ein wenig bange vor ihr, weil sie eine große Hornbrille trug. Vielleicht auch, weil ich gehört hatte, daß sie die ganze Bibel auswendig wisse.«

»Dann hat er also seine Verrücktheit nicht von Fremden. Hast du wohl seine Augen beachtet? Nimm dich vor dieser Art von Leuten in acht! Ich kenne sie!«

»Ob du sie wirklich kennst?«

»Ach du – hier bei uns steckt noch das Mittelalter ringsumher in allen Ecken und Winkeln. Mit dem Obskurantismus geht es wie mit den Wanzen und den Schwaben. Die vertreibt man auch nie ganz aus ihren Schlupflöchern. Und wenn die Kerle so viel Macht

hätten, wie sie Willen haben, dann schwelten in allen Ländern wieder die Scheiterhaufen.«

»Ich entsinne mich noch, Asmus, deiner stehenden Redensart in alten Zeiten, daß du alle Pfaffen und Küster gehängt sehen möchtest! Da habt ihr einander nicht viel vorzuwerfen, sollt ich meinen.«

Asmus Hagen, der durch das Zimmer gegangen war, wandte sich auf dem Absatz um und betrachtete den Freund mit einem bekümmerten Ausdruck.

»Was machst du eigentlich für Geschichten, Torben? ... Du hast Verkehr mit Geistlichen, studierst Mystiker und verfallst den Hexenkünsten. Gott bewahre deinen Verstand, mein Junge! Es war offenbar die höchste Zeit, daß ich kam und dich aufrüttelte. Und was für ein Weiblein ist es eigentlich, das hier herumschleicht? Sie sieht leibhaftig aus, als sei sie auf dem Besenstiel hierhergefliegen. Aber du bist ja zeit deines Lebens immer ein Stück Träumer gewesen, Junker Torben! – Nun mußt du aber hineingehen und ruhen. Ich kann sehen, daß du müde bist.«

IV

Mads Vestrup arbeitete sich heimwärts, gegen den heftigen Wind an. Eine breitrandige Mütze mit einem Knopf oben im Kopfstück hatte er ganz über die Ohren gezogen, und er stützte sich schwer auf einen Knüttel mit einer Strippe, so wie ihn die Viehhändler auf den Märkten um das Handgelenk tragen.

Auf der einen Seite lagen die meilenbreiten Wiesen, auf der andern stieg das Land zu einem Wall mit steilen Lehmbahängen an. Die Landstraße lief während der ersten Strecke an dem Wiesenrand entlang, bog dann aber jäh ab und führte aufwärts durch einen Einschnitt in den Hügeln.

Hier erreichte er den herbstlich-roten Wald. Die brüllenden Laubmassen schlossen sich wie eine Feuersbrunst um ihn.

Der Weg war schmutzig, und trotz seiner gewaltigen Gemütsregung hatte er nicht vergessen, seine Beinkleider aufzustreifen, um die Sonntagshose zu schonen. Aber seine Gedanken waren im Himmel. Mit einem Notschrei aus der Tiefe des Herzens kniete er vor seinem Gott und fragte, wie lange er die offenbare Verhöhnung noch gestatten wolle. Würde er nicht bald in der ganzen Fülle seiner Macht und Herrlichkeit erscheinen und diese triumphierende Satansbrut niederschlagen, die den Menschen einbildete, daß sie das Leben in lauter freche Genüsse und den Tod in ein wollüstiges Hinschwinden verwandeln könne?

Er beantwortete sich die Frage selbst: Aber laß sie nur trotzen! Dem Tage der Abrechnung und der großen Beichte entgehen sie doch nicht. Einmal werden sie in Angst erwachen und erfahren, daß Gott lebt und daß er ihr Richter ist.

Als er aus dem Wald herausgekommen war, fing er an, das Heim zu wittern. Das kleine Bauerndorf lag mit seinen rauchenden Schornsteinen eine Strecke in das offene Land hinein, am Fuße eines niedrigen Hügels. Der Wind drückte den Rauch über die Felder hinab und sandte ihm einen vertraulichen Hauch von Torfdunst entgegen. Das äußerste Gehöft mit der Windfahne auf der Scheune war das Pfarrhaus, so wie Asmus Hagens Hasenaugen es ganz richtig erspäht hatten.

Daheim angelangt, machte Mads Vestrup erst seine gewöhnliche Runde durch die Wirtschaftsgebäude und den Stall, um sich zu vergewissern, daß während seiner Abwesenheit nichts versäumt war. Aber gegen seine Gewohnheit war er heute recht geistesabwesend auf seiner Wanderung durch die halbdunklen Räume mit den vertrauten Gerüchen nach Heu und Kleie und Tierwärme. Ganz mechanisch sammelte er auf, was er an der Erde fand, hier eine verlorene Rübe, dort einen Büschel Heu, und als er im Kuhstall den Knecht antraf, der der Magd beim Melken half, hielt er ihnen nicht wie sonst eine Donnerrede, mit Gottes Gaben nicht verschwenderisch umzugehen, sondern ging ohne ein Wort weiter.

Er blieb in der offenen Stalltür stehen, während die Abendglocken läuteten. Er dachte an die Jahre seiner eigenen traurigen Verirrungen da drüben in Kopenhagen, wo er die Beute des Teufels geworden war und als Ärmster in finstern Wahnsinn geendet haben würde, wenn sich nicht Gott seiner erbarmt und ihn zu seiner alten Mutter zurückgeführt

hätte. Gott erfreue ihre Seele im Himmel! ... Da draußen vor dem Abendrot konnte er deutlich die Umrisse von zwei Bäumen erkennen, die das glückliche Heim seiner Kindheit beschatteten hatten, zwei hohe Pappeln, in deren Säulen er als Kind Gottes Stimme vernommen, wenn er auf der Bank am Fenster saß und hinausstarrte, während die Mutter am Webstuhl arbeitete und ihre geistlichen Lieder sang. Hinter der langen weißen Friedhofsmauer dort drüben lag nun die fromme Frau, die arbeitsmüden Hände um ihr altes Gesangbuch gefaltet, und harrete einer seligen Auferstehung.

Da draußen unter den leuchtenden Wolken des westlichen Himmels konnte er auch die von Weiden eingefriedigte Landstraße verfolgen, auf der er sechs Jahre lang an jedem Wochentag die drei Viertelmeilen nach der Lateinschule in Randers zurückgelegt hatte. Im Sommerhalbjahr, wenn Torben Dihmer daheim aus Favsingholm wohnte, begegneten sie sich zuweilen und leisteten einander Gesellschaft. Torben ritt auf einem norwegischen Pony zur Schule, während er selbst den Weg auf Holzschuhen oder auf bloßen Füßen zurücklegen mußte, um die Schuhe zu schonen, die am Tornister hingen und nicht angezogen werden durften, ehe er die Stadt erreichte. Er erinnerte sich Torbens besonders deutlich in einem metbraunen Samtanzug mit langen Reitgamaschen, die eine Zeitlang sein Bauernherz betört hatten. Bis dann eines Tages seine Mutter zu ihm sagte: »Was meinst du wohl, wie sich solch aufgeputzter Bengel in des lieben Gottes Augen ausnimmt?« Da schlug er beschämt den Blick zu Boden.

Die Uhr im Turm verstummte. Mit einem tiefen Kehllaut, der an das Wiederkäuen der Kühe erinnerte, kehrte er durch die Scheune zurück und ging hinein.

Als er mit seiner Familie bei dem Abendbrot saß, an dem auch das Gesinde teilnahm, erzählte er von dem Besuch des fremden Arztes im Schloß und von seinen Wunderpillen, die den Gutsbesitzer wieder gesund machen sollten. »Falls das Ganze nicht freche Prahlerei und loses Gerede ist,« fügte er hinzu.

Später sagte er:

»Jeden Tag im Jahr und jede Stunde am Tage verrichtet der liebe Gott die schönsten Wunder für uns; er läßt seine klare Sonne über der Welt scheinen, ruft nährendes Korn und liebliche Blumen aus der Erde hervor, schafft kleine lebende Menschenkinder nach dem Bilde seiner Engel und legt sie in unsere Arme. Doch so etwas finden die Kinder der Welt nur »natürlich« und nicht der Rede noch des Dankes wert. Aber kaum hat ein elender Doktor ein klein wenig Glück mit dem Messer oder mit einem Pulver, so wissen die Leute gar nicht, was sie davon denken sollen, ob es der liebe Gott oder wir selbst sind, die die Welt regieren. – Aber laßt uns nun sehen! Der Satan soll nicht zu früh triumphieren!«

Die letzten Worte dröhnten über den Tisch, so daß das jüngste der Kinder, ein kleiner Lockenkopf von drei Jahren, erschreckt die Hände faltete. Auch die andern Kinder waren ganz ängstlich geworden. Sie wußten, daß, wenn der Vater schalt, dies Gottes fürchterlicher Zorn war, der durch seinen Mund verkündet wurde.

Die Mahlzeit wurde schweigend fortgesetzt. Es stand nichts weiter auf dem Tisch als eine Schüssel mit unbelegtem Butterbrot und Kannen mit gekochter Milch. Mads Vestrup stand nicht umsonst in dem Ruf, ein besorgter Hüter seines Geldbeutels zu sein. Er, der aussah wie ein Prasser, hatte sich selbst und seinem Hausstand Kasteiung als religiöse Pflicht auferlegt. Es konnte ihm ja freilich zuweilen geschehen, wenn er bei

Tische einem seiner Leibgerichte, wie Reisbrei oder Blutwurst oder Schweinefleisch mit Braunkohl gegenüber, daß er der starken Forderung seiner Natur erlag und sich übernahm. Aber hinterher strafte er sich immer mit einer noch strengeren Selbstentsagung.

Am Schluß der Mahlzeit sprach eins der Kinder das Tischgebet. Dann pflegte er die Kinderschar traulich im Wohnzimmer um sich zu versammeln, wo er ihnen irgend etwas erzählte, in der Regel Geschichten aus der Heiligen Schrift.

Aber an diesem Abend ging er zur Überraschung seiner Frau und der Kinder gleich in sein eigenes Zimmer am andern Ende des Ganges hinüber. Das Lockenköpfchen, das ihm nachgelaufen war, um seine Hand zu haschen, blieb mit dem Finger im Munde stehen und wagte nicht, ihm zu folgen. Für alle Kinder war die Tür zu des Vaters Stube der Eingang zu einer heiligen Stätte – gleich der Pforte des Himmelreichs, von einem Cherub mit einem Flammenschwert bewacht.

Als die Pfarrersfrau nach einer Weile mit der brennenden Lampe zu ihrem Mann hineinkam, saß dieser auf seinem kurzen Wachstuchsofa und rauchte eine Pfeife Tabak, der einzige Luxus, den er sich gestattete.

Frau Stine war eine kleine Frau mit schiefer Hüfte, nahe den Vierzigern, ein paar Jahre älter als ihr Mann. Ihr letztes Wochenbett hatte sie zum Krüppel gemacht. Sie war die Tochter eines Schullehrers dort aus der Gegend und hatte sich mit Mads Vestrup verlobt, als er noch ein ganz junger Student war. Damals war sie ein rotwangiges Dorfmadchen, von deren Schönheit viel gesprochen wurde; aber schon ehe sie Hochzeit machen konnten, hatte sie angefangen zu welken, und jetzt war sie bis auf den Stengel verblüht.

Sie stellte die Lampe auf den Schreibtisch und blieb ein wenig stehen und schraubte daran herum, als warte sie darauf, daß er sie anreden solle. Aber Mads Vestrup saß in seine eigenen Gedanken eingemauert da, stieß nur hin und wieder unfreiwillig einen seiner wiederkäuenden Kehllaute aus.

Verstohlen holte sie einen zerknitterten Brief aus der Kleidertasche unter ihrer Schürze hervor, legte ihn auf den Tisch und hinkte hinaus, die Hand auf der kranken Hüfte.

Leute, die Mads Vestrup nicht kannten und ihn allein nach seinem Äußeren beurteilten, sahen nur den Bauern in ihm. Seine Berufsgenossen in der Gegend betrachteten ihn als einen beschränkten und etwas gestörten Menschen, der seinem Stande nicht zur Zierde gereichte. Aber auch in seiner eigenen Gemeinde fiel er lästig infolge seines altmodischen Glaubens, den fast niemand mit ihm teilte. Viele Familien hielten sich zu den Geistlichen der benachbarten Gemeinden, die in seinen Augen alle von dem modernen Unglauben angesteckt waren. Er war ein sehr einsamer Mann, den die Last der Tage früh gealtert hatte.

Wenn er in der täglichen Tretmühle herumging, lag etwas Stumpfsinniges, Schläfriges über ihm. Die wilden Kampfgefühle in seinem Blut wurden im Zaum gehalten von der krankhaften Sorge um sein Auskommen und von diesem schwerfälligen Körper, der ihm mancherlei Beschwerden verursachte. Während die meisten seiner Amtsbrüder überall geschäftig in Bewegung waren als religiöse, politische oder soziale Agitatoren, ging er mehr und mehr in seiner Landwirtschaft auf und in der Fürsorge für seine Familie. Trotz

des Selbstgefühls, das Leuten gegenüber, die ihn über den Kopf ansehen wollten, in ihm aufbrausen konnte, hegte er in Wirklichkeit sehr bescheidene Gedanken über sich selbst und über die Bestimmung der Vorsehung mit ihm. Er wußte recht gut, daß er kein Kanzelredner war und nicht die äußere Persönlichkeit besaß, die Eindruck auf die Massen macht. Und im übrigen rechtfertigte er seinen Mangel an Tatkraft mit der Betrachtung, daß ein Mann, der eine schwache Frau und vier Kinder zu versorgen hat, nicht von Gott dazu ausersehen sein könne, den Kampf gegen die Hölle allein aufzunehmen.

Die Wildheit, die das Erlebnis im Schloß einen Augenblick in ihm entfesselt hatte, war denn auch schon wieder im Begriff, in schwere und finstere Mutlosigkeit umzuschlagen. Er sah in Gedanken Torben Dihmer den Stock wegwerfen und in Gesundheit und Kraft aufblühen wie durch ein wirkliches Wunder. Er sah diesen gottlosen Menschen zum Leben zurückkehren, um es als sorgloses Spiel fortzusetzen.

Ja, dachte er, der Fürst der Finsternis ist ein freigebiger Herr! Statt Tod und gerechter Strafe in der Hölle winkten neue Lust und neue Freuden aus dem Überfluß der Sünde. Hatte sich Gott denn wirklich unterworfen? Hatte Satan gesiegt? ...

Er suchte von neuem Trost in dem Gedanken, daß niemand der Stunde der Abrechnung und dem großen Gericht entgehe. Auch die Bösen hatten ihren Lohn »weg«. Er wußte ja freilich, daß es gewisse Halbchristen gab, die den Gedanken an eine Marterstätte verwarfen, als unvereinlich mit dem Glauben an Gottes Liebe, und die sich das Schicksal der bekehrten Sünder als ewige Auslöschung vorstellten. Aber das hieß, dem Allweisen einen dummen und schändlichen Selbstverrat andichten. Das würde keineswegs Liebe sein, sondern eine geradezu teuflische Lüge, falls diese frechen Spötter, die sich hier in der Welt des Fleisches in allen Lastern tummeln und in Wollust schwelgten, mit Hilfe der Zauberkünste eines Arztes in einem seligen Seufzer ausatmen, sich in ein Nichts verflüchtigen könnten, wie ein häßlicher Gestank. Aber so war es wirklich nicht. Nein, in ihrer Todesstunde würde die Hölle ihren finstern Schlund für die Unglücklichen auftun, und es war ihnen sicher eine fürchterliche, aber gerechte Strafe bereitet.

Er erhob sich, um die ausgegangene Pfeife an das Brett zu hängen. Auf dem Rückweg blieb er am Schreibtisch stehen und entdeckte den Brief, den seine Frau dort hinterlassen hatte. Er stand einige Augenblicke mit dem Brief in der Hand da und betrachtete ihn mit dem schildbürgerhaften Gaffen, das ihm eigen war, wenn ihn etwas überraschte.

»Was für ein Brief ist das?« sagte er laut. Der Briefumschlag war geöffnet und trug den Namen seiner Frau; und sowohl die Aufschrift als auch der Brief selbst waren mit verstellter Hand geschrieben.

»Was sind das für Schurkenstreiche?«

Der Brief war unterschrieben: »Eine Gläubige in der Gemeinde« und enthielt eine Aufforderung an seine Frau, ein wachsames Auge auf Jörgen Stauns Gehöft auf dem Hügel zu haben. »Dein Mann geht da früh und spät ein und aus, und Oleane ist ein Schundluder, das wissen wir ja alle.«

Er untersuchte den Poststempel der Briefmarke, den Umschlag und schließlich das Wasserzeichen im Papier, indem er es gegen das Lampenlicht hielt.

Und nun schwoll ihm der Hals an, ein neues, finsternes Unwetter brach über sein Gemüt herein. Er schlug mit der Hand auf den Tisch, so daß es dröhnte.

»Nein, dies ist denn doch zu arg!«

Er riß die Tür auf und rief auf die dunkle Diele hinaus, wo ein schmaler Lichtstreif verriet, daß die Wohnstubentür nur angelehnt stand:

»Stine, bist du da? ... Ach, hör einen Augenblick!«

Es währte ziemlich lange, bis sie kam, und mit einem unsicheren Schielen nach dem Schreibtisch hinüber, klemmte sie sich durch die Tür und blieb dort stehen. Aber der Ruf ihres Mannes hatte auch nicht wie eine reuige Anrufung geklungen. Es hatte im Gegenteil eine Verkündigung des Weltgerichtes darin gelegen.

»Was ist das da?« fragte er und schwenkte den Brief vor ihrem Gesicht hin und her.

»Ja, was ist das?« sagte sie und richtete ihre dunklen Augen mit einer kühnen Anklage auf ihn.

»Höre jetzt auf mit dem Komödienspiel! Du selbst hast ja den Brief geschrieben. Leugne es nicht!«

Stine Vestrup hielt den Arm bereit, um einen Schlag abzuwehren. Es war ein paarmal vorgekommen, daß ihr Mann sich in seiner Heftigkeit ihr gegenüber vergessen hatte.

»Ich hab ihn nicht geschrieben,« sagte sie und starrte ihm verhärtet in die Augen.

»Du lügst! Du bist ja so dumm gewesen, von dem Papier zu meinen amtlichen Schreiben zu nehmen. Und die ganze Geschichte sieht dir auch nur zu ähnlich! Es ist ja nicht das erste Mal, daß du deinen eigenen Mann verleumdet hast. Aber sich hinzusetzen und so was zu schreiben, das ist denn doch etwas ganz Neues. – Wenn dir recht geschehen sollte, dann schlänge ich dieses schmutzige Gewäsch an die Tür der Schmiede, so daß jeder sehen könnte, was für eine Person du bist!«

Diese Drohung bewirkte, daß Stine Vestrups starrer Nacken sich beugte. Klagend sank sie auf den Rand eines Stuhls nieder, die Schürze gegen die Augen gepreßt.

»Ach, Mads, ich weiß ja selbst nicht, was ich in dieser Zeit tue. Ich bin so krank – so krank – so krank.«

Mads Vestrup ging, nach Atem ringend, im Zimmer auf und nieder. Er zerriß den Brief in viele kleine Fetzen und warf sie schließlich in den Ofen.

»Ja, ja – Stine!« sagte er augenblicklich besänftigt. »Vergessen wir die Geschichte, wie ich auch die andern vergessen und vergeben habe. Aber laß es nun das letzte Mal sein, daß du mir mit dergleichen kommst.«

Ogleich in der ganzen Gegend kaum eine weibliche Person war, der sie nicht ein Verhältnis mit ihm angedichtet hätte, so war sein Zorn ihr gegenüber immer nur ein Strohfeuer. Er empfand das innigste Mitleid mit ihr und hatte außerdem andere Gründe, nicht zu scharf mit ihr ins Gericht zu gehen.

Wie Stine zu ihrem Verdacht gegen Oleane gekommen war, begriff er nicht. Er hatte sich gerade so weit wie möglich Jörgen Stauns Hof ferngehalten, seit seine Kinderliebe dort Hausfrau geworden war. Aber er hatte schon früher die Beobachtung gemacht, daß

Stine in den Zeiten, wo sie ganz von ihrer Eifersucht besessen war, gleichsam hellseherisch sein konnte.

Die unglückliche Frau trocknete noch immer ihre rottränderigen Augen unter vielem Schnauben. Sie wollte etwas sagen, hatte aber nicht den Mut, es vorzubringen. Endlich platzte sie damit heraus:

»Meinst du nicht, Mads, daß ich einmal mit dem Professor reden sollte, der nach Favsingholm gekommen ist? Wenn er nun auch einen Rat für meine Krankheit wüßte. Dann könntest du am Ende wieder ein bißchen Freude an mir haben.«

Mads Vestrup blieb vor ihr stehen und antwortete:

»Findest du nicht, daß wir genug von der Art probiert haben? Du kannst ihn doch nicht schon vergessen haben, diesen umherreisenden Bandagisten und Marktschreier vom vergangenen Jahr. Diesen schändlichen Betrüger! Vierzig Kronen hat er für den Gürtel genommen. Und hat er denn vielleicht geholfen? Du bist nur elender davon geworden. Vierzig Kronen auf den Misthaufen geworfen. Ich sollte meinen, daß wir das nicht noch einmal tun sollten!«

»Aber dieser ist doch ein richtiger Professor. Und ein richtiger Doktor. Er soll ja sogar einer von den allerersten sein.« »Stine! Ich habe es dir so oft gesagt: Es gibt nur einen wahren Arzt für uns arme Menschen. Das ist Jesus Christus, Gottes eingeborener Sohn, unser Herr. Er hat uns gelehrt, unser Kreuz mit Geduld zu tragen, in Hoffnung auf den ewigen Frieden und die Freude im Jenseits. Und es gibt kein anderes Heil.«

V

Im Schloß waren die Lichter schon ein paar Stunden nach Sonnenuntergang ausgelöscht, als das rote Mondgesicht mit der einen verdunkelten Wange über dem Wald aufstieg. Asmus Hagen, der die ganze vorige Nacht auf der Reise verbracht hatte, war mit den Hühnern zu Bett gegangen. Um Torben nach den vielen Gemütsregungen des Tages Ruhe zu schaffen, hatte er ihm ein Schlafpulver bereitet, das seinem Zustand genau angepaßt war, und das Ergebnis war denn auch, daß Torben zum ersten Male seit langer Zeit fast augenblicklich einschlief.

Barbara, die in einem Zimmer nebenan lag und ein paarmal während der Nacht geweckt zu werden pflegte, um sein Lager zu ordnen oder ihm etwas Warmes zu trinken zu geben, wurde ängstlich. Jeden Augenblick stand sie aus ihrem Bett auf und lauschte an der Tür. Aber sie hörte ihn immer ruhig schlafen und nur hin und wieder ein klein wenig im Schlaf sprechen.

Erst die Morgenglocke drüben im Wirtschaftshof weckte ihn. Mit einem wunderbaren Gefühl der Ausgeruhtheit schlug er die Augen auf. Als ihm klar ward, daß es Tageslicht war und nicht der Mond, der auf das Rouleau schien, daß die Nacht schon verronnen war, blieb er in stillem Staunen liegen. Und es war ihm jetzt, als erwache er langsam aus einem andern, einem noch tieferen Schlaf. Diese gesprungenen Glockenschläge da drüben, die ihm seit drei Jahren jeden Morgen nach einer endlosen Nacht das Kommen eines neuen Tages mit neuer Angst und neuer Qual verkündet hatten – sie drangen jetzt zu ihm wie aus einer schwindenden Schattenwelt, aus einem entfliehenden Schreckenstraum.

Am Frühstückstisch begann Asmus wieder, ihn mit den alten medizinischen Schriften zu necken, die er hier gefunden hatte. Torben wollte anfänglich nicht auf die Sache eingehen, als aber der Freund fortfuhr, ihm scharf zuzusetzen, erklärte er, wie er die Erfahrung gemacht zu haben glaube, daß gewisse regelmäßige Naturbegebenheiten, wie die wechselnden Zeichen der Sonne und des Mondes, die Wanderungen der Planeten und die eigene Stellung der Erde im Weltenraum, auf seinen Zustand einwirkten, und er habe deswegen versucht, sich mit dem bekannt zu machen, was es in der Literatur an ähnlichen Beobachtungen gab, zum Beweis für eine sympathisch-organische Harmonie zwischen dem einzelnen Menschen und dem Weltall.

Sein Geständnis ward Anlaß zu einer Diskussion, die von Asmus' Seite mit großer Heftigkeit geführt wurde, und bei dieser Gelegenheit ward es Torben erst eigentlich klar, wie sehr die lange Trennung sie einander entfremdet hatte.

Er machte denn auch nicht viele Überredungsversuche, als sich Asmus am Nachmittag entschloß, nach Kopenhagen zurückzukehren. Der Abschied war jedoch sehr herzlich. Als Torben, die Hand des Freundes in der seinen, dastand, konnte er sich kaum entschließen, sie loszulassen.

»Grüße zu Hause!« sagte er, ohne Namen zu nennen. Asmus aber dachte das Seine und nickte.

Den Rest des Nachmittags saß Torben in seinem Lehnstuhl. Mit einem Gefühl, als kehre er von einer langen, abenteuerlichen Reise zurück, nahm er seine kleine heimische Welt wieder in Besitz. Schon mit einem Anflug von der Schwermut des bevorstehenden Abschieds hörte er den Wind so hausgewohnt an der Mauer entlang streichen und – in weiter Ferne – das Brüllen der heimkehrenden Kuhherde.

Er dachte an seine Mutter, die hier so wie er gesessen und auf den Tod gewartet hatte. Er hatte nicht die leiseste Erinnerung an sie bewahrt, aber oft in diesen Jahren hatte er ihre lebende Nähe in den leeren Zimmern gefühlt und sich davon trösten lassen. Er hatte in der Stille ihren hohlen Husten gehört, von dem das Gesinde so viel geredet hatte, als er noch klein war. Er hatte sie dort am Fenster sitzen sehen, die Hand unter der Wange, in dieser stummen und sanften Ergebung in ihr Schicksal, von der sein Vater in aufbewahrten Briefen an Verwandte mit so großer Bewunderung geschrieben hatte.

Und er dachte an die vielen andern Menschen, die im Laufe der Jahrhunderte hier auf Favsingholm gelebt und geliebt und gelitten hatten, an alle diese wunderlichen Schicksale, die er aus alten Rechnungen, Übertragungsurkunden, Verhørsunterschriften, Kontrakten und halbvergilbten Briefen aus dem Archiv des Schlosses kennen gelernt hatte. Jetzt würde er wohl schnell die Toten über die Lebenden vergessen. Die ganze vielfältige Welt der Vergangenheit würde wieder ihn Dunkel verschwinden ...

Barbara kam herein und fragte, ob sie nicht die Lampe anzünden solle. Statt zu antworten, winkte er sie zu sich heran. Die Hand auf ihrer Schulter, ging er ein paarmal im Zimmer auf und nieder, um zu versuchen, ob er nicht eine Besserung spüren könne. Und wirklich schien es ihm, als bewege er sich schon ein wenig leichter.

Ein paar Stunden später lag er in seinem Bett, und mit Hilfe des neuen Schlafpulvers glitt er auch diesen Abend schnell in die Bewußtlosigkeit hinüber. Aber um Mitternacht wurde er aus seinen Träumen geweckt. Und als es ihm klar wurde, daß er von Jytte Abildgaard geträumt hatte, wurde er auf einmal ganz wach.

Zum ersten Male hatte er die schöne Cousine seines Freundes in Storebolt, Asmus Hagens fühnenschem Kindheitsheim, gesehen, wo er in den Sommerferien zu Gast war. Sie war damals ein kleines Mädchen von ungefähr zehn Jahren; er selbst und Asmus waren fünfzehn. Sie kam dorthin von der Insel Samsö, wo ihr Vater zu jener Zeit Amtsrichter war; ihre Sprache war halb bäurisch, und sie hatte die beiden korrekten Herlufsholmer Akademiker in Verlegenheit gesetzt durch die ungenierte Art, in der sie kameradschaftlich mit ihnen verkehrte und sich in den Heuhaufen auf der Wiese wie ein Junge herumkobilzte. Er erinnerte sich noch eines sonnenheißen Sommertages, als Asmus und er draußen auf dem See, dem sogenannten »Grünen Wasser«, Hechte angelten. Plötzlich stand sie am Ufer und rief ihnen zu, daß sie mit wolle. Sie ließen sie rufen. Sie war ihnen lästig mit ihrer Zudringlichkeit. Da sahen sie, daß sie anfang, die Kleider abzustreifen, und eins, zwei, drei, plumpste sie ins Wasser und kam auf sie zugeschwommen, während das lange braune Haar hinter ihr drein floß. Als sie das Boot erreichte, hängte sie sich mit den Armen an die Reeling wie eine kleine Meerjungfrau und lachte laut.

In dem Sommer, als er Student geworden war, trafen sie wieder zusammen und auch diesmal auf Storeholt. Ihr Vater war in der Zwischenzeit Reichstagsabgeordneter geworden, die Familie war nach Kopenhagen gezogen, und das hatte ihr Wesen verändert. Sie war jetzt auch halberwachsen, und ihm war es eine Wonne, ihre braunen Augen und den roten Mund anzusehen, der mit seinen kleinen weißen Zähnen frisch war wie eine durchgeschnittene Hagebutte.

Dann vergingen fast sechs Jahre, ehe sie sich wiedersahen, und in der ganzen Zeit dachte er nur selten an sie, obwohl Asmus oft von ihr sprach und sie rühmte. Sie hatte ihr Abiturientenexamen mit Auszeichnung bestanden und studierte jetzt Englisch und Französisch, um das Staatsexamen zu machen. Aber sein Herz war damals verschiedentlich anderweitig verpflichtet.

Und dann eines Tages begegneten sie sich in einer Kopenhagener Mittagsgesellschaft. Schon ihr Aussehen setzte ihn in Verwunderung. Er hatte sie sich groß und schlank vorgestellt, und nun war sie eher unter Mittelgröße und schon recht rundlich. Er entsann sich noch, daß sie in feurgelbe Seide gekleidet war und daß sie aus diesem Grund und mit ihrer warmen Hautfarbe einen ganz südländischen Eindruck auf ihn gemacht hatte.

Er führte sie zu Tisch, und hier setzte sie ihn von neuem in Erstaunen, indem sie ihm gleich erzählte, sie habe gewußt, daß er kommen würde, und habe sich gefreut, ihn wieder zu treffen. Dann sprachen sie von Storeholt, und sie erzählte unterhaltend von einer Reise nach Italien, die sie kürzlich mit ihrer Mutter gemacht hatte. Ihr Vater war vor einem Jahre als Justizminister gestorben.

Aus dem Naturkind von Samsö war eine mustergültige junge Großstadtdame geworden, die in jeder Beziehung wußte, was sich schickte. Die kleine Meerjungfrau von dem »Grünen Wasser« spürte man höchstens noch in einem gewissen schattenartigen Spiel auf dem Grund ihrer goldbraunen Augen und in der vertraulichen Art, sich auszudrücken, die sie so anziehend in der Unterhaltung machte, aber auch sehr gefährlich für die Männer, die sie nicht kannten.

Schon bei dieser ersten Begegnung fragte sie ihn in bezug auf verschiedene Dinge um Rat, sprach auch viel von ihrem Vater und erklärte offenherzig, daß sie sich nicht für Politik interessiere und nicht begreifen könne, wie jemand Minister sein wolle. Sie habe ihren Vater oft verärgert aus den Reichstagssitzungen und Staatsratsverhandlungen nach Hause kommen sehen, und sie sei fest überzeugt, daß der viele Ärger, den er gehabt, ihn so früh ins Grab gebracht habe.

Auch nach Tische blieben sie in vertraulicher Unterhaltung eine Weile zusammen sitzen, bis Jyttes Mutter hinkam und sie daran erinnerte, daß noch andere Freunde anwesend seien, die sie gern begrüßen wollten.

Die Tage, die nun folgten, erschienen ihm später in seiner Erinnerung wie in einem goldenen Nebel verlebt. Er, der sich früher in jede schöne Dame, die er sah, ein wenig verliebt hatte, fühlte sich zum ersten Male als Opfer der mystischen Macht, die die Lebensfäden zweier Menschen ineinander wirrt und ihr Schicksal vollzieht. Obwohl er gerade im Begriff stand, seine große Studienreise anzutreten, und seine Freunde schon Abschiedsfeste für ihn veranstaltet hatten, schob er die Reise von Woche zu Woche

hinaus, um mit Jytte Abildgaard zusammentreffen zu können, und eines Tages kam es denn auch zu einer Erklärung.

Es war draußen auf der Langenlinie. Ein Sonnentag im April mit großen, weißen, treibenden Wolken über dem Sund. Er war ihres Jawortes so strahlend sicher gewesen, daß er es anfänglich nicht glauben wollte, als sie mit einer undurchdringlichen Miene um Bedenkzeit bat.

Er hatte sehr wohl gewußt, daß da ein anderer Mann war, mit dem sie gern plauderte und dem sie auf ihre offene Weise Vertrauen erwies. Das war Professor Ole Knudsen, der bekannte Historiker, den sie kürzlich in Rom kennen gelernt hatte. Aber der Mann war sechzig Jahre alt und fast blind, da war es ihm nicht in den Sinn gekommen, ihn als Nebenbuhler zu betrachten. Am Tage darauf erhielt er indessen einen Brief von ihr, in dem sie ihn mit einem gekünstelten Versuch, humoristisch zu sein, bat, seine Reise ihretwegen nicht länger hinauszuschieben, da es wohl überhaupt nicht des lieben Gottes Absicht mit ihr sei, daß sie jemals heiraten solle.

An jenem Tage wurde es ihm plötzlich klar, daß er nicht der Glücksprinz war, wie er bisher anzunehmen allen Grund zu haben geglaubt hatte. Er war so verzweifelt und zugleich so rasend verbittert, so tödlich verletzt in seinem verhätschelten Selbstgefühl, daß er nicht weit davon entfernt war, sich ein Leid anzutun.

Am Tage darauf reiste er.

Ein halbes Jahr später hörte er dann in Paris, daß ein schwedischer Freiherr und Rennreiter ihr stürmisch den Hof mache und daß man auf eine Verlobung gefaßt sei. Und während der zwei folgenden Jahre, in denen er seiner Studien halber Europa durchreiste, drangen von Zeit zu Zeit Gerüchte über andere bevorstehende Verbindungen, aus denen jedoch nie etwas wurde, an sein Ohr. Da mußte er denn oft an die angestrengt scherzhaften Worte denken, die sie ihm über ihre vermutliche Bestimmung hier im Leben geschrieben hatte, und darüber nachsinnen, was wohl dahinterstecken möge.

Kurze Zeit nach seiner Heimkehr traf er sie eines Tages unvermutet im Reithaus beim Schloß. Sie war jetzt dreiundzwanzig Jahre alt geworden und stand in ihrer holdesten Blüte. Seither trafen sie hier fast täglich zusammen – und nachdem sie sich erst durch ein stillschweigendes Übereinkommen dahin geeinigt hatten, die Vergangenheit ruhen zu lassen, fand sie schnell den alten vertraulichen Ton ihm gegenüber wieder. Sie ritten schließlich zusammen aus und machten recht lange Ausflüge in die Umgegend der Stadt.

Eine besonders gute Reiterin hatte der schwedische Rennreiterbaron nicht aus ihr zu machen vermocht. Aber das Reitkleid und die schwarze Jockeimütze kleideten sie vorzüglich.

Auf einem dieser Ausflüge überraschte ihn zum ersten Male eine warnende Ahnung von seiner Krankheit. Ihm wurde elend, und er mußte vom Pferd steigen, um an einem Grabenrand auszuruhen. Es war in der Gegend von Utterslev. Jytte erschrak sehr. Sie ritt auf ein Gehöft, um Wasser zu holen, und dann stieg sie selbst vom Pferd und nahm sich seiner auf die schwesterlichste Weise an.

So begann die Liebe wieder ihre goldenen Fäden zwischen ihnen zu spinnen. Er sah sie seit jenem Tage hauptsächlich in dem Heim ihrer Mutter – der »Geheimrätin« –, wie Frau Abildgaard in der Regel genannt wurde, weil ihr Mann in seiner hohen Amtsstellung gestorben war und weil sie selbst zu dem angesehenen und vermögenden Geschlecht der Hagens auf Storeholt gehörte.

Zu einer erneuten Erklärung kam es jedoch nie. Auf dem Grund von Jyttes freimütigem Wesen machte sich immer eine Scheu bemerkbar, die ihm im letzten Augenblick das Wort auf der Zunge zurückhielt. In dieser wunderbar bange Zutraulichkeit lag etwas, das ihn oft an die halbgezügten Rehkitzchen denken machte, die man in der Nähe von Försterwohnungen trifft – die fliehen, sobald man sich ihnen nähert, aber folgen, wenn man sich entfernt.

Er hatte sich oft selbst gefragt, ob ihr Leben irgendein Geheimnis enthalten könne, das sie nicht den Mut hatte ihm einzugestehen. Er erinnerte sich der angstvollen Augen, mit denen sie ihn an jenem Tage auf der Langenlinie angesehen hatte, als er um sie anhielt. Diese Augen hatten ihn auch hier in Favsingholm verfolgt.

Sie und ihre Mutter lebten in diesem Winter sehr still. Frau Abildgaard hatte kurz zuvor den letzten ihrer beiden Söhne verloren, einen begabten jungen Mann, der einer törichten Ursache wegen Selbstmord beging. Außerdem hatten die vielen Verlobungsgerüchte, die in den letzten Jahren aus Jyttes Fußspuren aufflatterten, sie wohl auch ein wenig isoliert.

»Finden Sie nicht, daß meine Tochter sich sehr verändert hat?« fragte ihn die Mutter einmal, als sie allein zusammen im Wohnzimmer saßen. Er hatte ihr in seinem Herzen recht geben müssen. Trotz Jyttes gleichgültigem und zuzeiten recht ausgelassenem Ton war sie offenbar oft ganz zermartert. Der Tod des Bruders hatte sie wohl sehr erschüttert. Aber trug sie nicht auch einen geheimen Kummer mit sich herum? Woher kam der Schleier der Müdigkeit, der sich so oft über die schönen, klugen Augen legen konnte? Woher die schwere Süße in dem gedankenvollen Lächeln?

Sie hatte in den letzten Jahren ihre Sprachstudien aufgegeben und sich auf die Musik geworfen. Selbst sprach sie nur davon, daß sie »ein wenig klimpere«. Aber von anderer Seite wußte er, daß einer der Professoren am Konservatorium sie in hohen Tönen gerühmt und nur bedauert haben sollte, daß ihr Ehrgeiz ihren musikalischen Fähigkeiten und ihrer Energie nicht entspreche. »Sie würde eine Künstlerin von europäischem Ruf werden können,« hatte er gesagt.

Am Abend, ehe er nach Nauheim reiste, um eine Kur durchzumachen – und sich sein Todesurteil zu holen –, standen sie zusammen im Laternenschein vor ihrer Haustür in der Dronningens Tvärgade und nahmen Abschied. Er hatte sie aus einem Konzert nach Hause begleitet, und sie waren beide gleich geistesabwesend. Ahnte sie, daß das Freierwort ihm wieder auf den Lippen brannte? War das der Grund, weswegen sie eine solche Eile hatte, die Hand aus dem Abendmantel herauszustrecken und gute Nacht zu sagen?

»Ja, dann viel Glück auf die Reise,« sagte sie in scherzendem Ton, »und vergessen Sie nicht, daß Sie Mutter versprochen haben, zu schreiben!«

Das waren die letzten Worte, die er von ihr gehört hatte.

Seither hatte er jedes Jahr an seinem Geburtstag eine Sendung Rosen von ihr und der Mutter erhalten, mit einem Gruß aus Storeholt, wo sie sich um diese Zeit aufzuhalten pflegten: Das erste Mal hatte er mit einem Brief, später mit einigen Höflichkeitsphrasen geantwortet, und eine andere Verbindung hatte in diesen Jahren nicht zwischen ihnen bestanden. Wenn es sich so verhielt, wie Asmus vermutete, daß sie auf jemand wartete, so konnte er es sicher nicht sein ...

Das Geräusch einer Maus, die unter dem Fenstergesims zu nagen anfang, machte ihn einen Augenblick aufmerksam. Dann war die Uhr also eins. Das kleine Wesen der Finsternis, das offenbar ein streng reguliertes Dasein führte, begann jede Nacht um diese Zeit die Zähne zu wetzen. Draußen hatte sich der Wind erhoben. Wunderlich schleichend kam er von der südlichen Giebelecke und fingerte an den Türen und Fenstern herum wie ein Dieb.

Bald kehrten jedoch seine Gedanken zu Jytte zurück. Er richtete sich im Bett auf und drückte verwirrt sein Gesicht in die Hände. In einem halben Jahre würde er vielleicht Bescheid wissen. Noch sechs lange Monate sollte er hier in der Ungewißheit umhergehen! ... Er fühlte wieder die Fesseln der Krankheit an Hand und Fuß einschneiden und zerrte daran wie ein Gefangener, der aus einem Traum von Freiheit erwacht ist.

»Was habe ich im Grunde gewonnen? Kaum hat das Gespenst des Todes den Griff um meine Kehle gelöst, als auch schon der Alpdruck des Lebens sich mit noch ärgerer Qual über mich stürzt!«

Die Tür zu Barbaras Kammer tat sich leise auf. Die Alte hatte ihn seufzen gehört. Sie kam mit einem Licht in der Hand herein und blieb in ihrem weißen Nachthemd an der Tür stehen. Mit der andern Hand beschattete sie das Licht, so daß nur ihr eigenes kleines, weiches Altweibergesicht beleuchtet wurde. Die ganze Stube wurde von dem Schatten der Hand ausgefüllt.

»Geben Sie mir bitte etwas zu trinken,« sagte er.

»Haben der Herr nicht geschlafen?«

»Ja freilich! Aber mir ist so wirr im Kopf. Sehen Sie doch einmal nach, was für Wind wir haben.«

Barbara stellte das Licht auf einen Tisch unter dem Fenster, wischte den Tau von einer Fensterscheibe und sah in die blaue Nacht hinaus.

»Der Wind ist nach Süden herumgegangen,« sagte sie.

»Ja, das deuchte mir auch. Haben Sie nicht den Vogelzug gestern abend gehört? Wir bekommen wohl noch mehr Regen.«

Die Alte bestätigte das. Die Fliegen hätten sich seit heute mittag im Hause gehalten, sagte sie.

Während sie am Tisch stand und einen Trunk aus frischen Holunderbeeren durch ein kleines Sieb goß, lag Torben auf den Ellbogen gestützt und beobachtete sie. Es war so sonderbar zu denken, daß auch sie bald nur eine Erinnerung für ihn sein würde. In Tausenden von Nächten war sie aus der Dunkelheit da hinten aufgetaucht und hatte um ihn herumgepusst wie ein freundliches altes Hausgespenst. Sie hatte auch zuweilen

hier an seinem Bett sitzen und ihn in den langen, schlaflosen Stunden unterhalten müssen; und es erschien ihm dann oft, als wenn sie in ihrem einförmigen Dasein mehr erlebt hatte als irgendein anderer Mensch, den er gekannt, auch daß sie in ihrer Einfältigkeit klüger in bezug auf das Leben war als die meisten. Aber das kam wohl, weil sie zu diesen jetzt fast ausgestorbenen Menschen gehörte, die immer ihre ganze Welt da haben, wo der Zufall sie anbrachte.

Sie stammte aus Christiansfeld, wo sie vor achtzig Jahren in der Brüdergemeinde geboren war. Während des Krieges war sie an einem Feldlazarett als Wachfrau angestellt gewesen und hatte das Heer durch Jütland hinaufbegleitet. Auf die Weise war sie hier in die Gegend von Randers gekommen. Aber was sollte jetzt aus ihr werden? ...

Er war zu müde, um mehr nachzudenken. Als er ein wenig getrunken hatte, nahm er wieder ein Pulver und bat sie, sich zur Ruhe zu begeben.

VI

Mads Vestrup kam ein paar Tage später in einer schmutzigen leinenen Jacke und auf Holzschuhen von seinem Rübenfeld gegangen, als er mitten auf der Dorfstraße dem benachbarten Pfarrer, seinem Vorgesetzten, Propst Broberg, begegnete, der mit seiner Frau in einer heruntergeschlagenen Kalesche gefahren kam. Der beliebte Kanzel- und Volksredner war ein kleiner Mann mit grauer Mähne, und die Pröpstin glich ihm wie eine Zwillingschwester. Er saß in die eine Ecke des Wagens zurückgelehnt und paffte mächtig an einer Zigarre. Sie saß in die andere Ecke zurückgelehnt und steckte eine kleine rote Nase in die Luft.

Mads Vestrup grunzte ärgerlich, als er aus der Entfernung das Fuhrwerk erkannte. Er hatte keine Achtung vor seinem berühmten Amtsbruder, der zu den sogenannten liberalen Theologen gehörte, die ihm ein fast noch höherer Grad des Ärgernisses waren als die reinen Gottesleugner. Er wünschte nur unangetastet vorüberzukommen.

Das eheliche Zwillinglächeln in den Gesichtern des Propstes und der Pröpstin verschwand, sobald sie Mads Vestrup entdeckten, und machte strammen Mienen Platz.

Trotzdem ließ der Propst halten.

Das Unglück wollte, daß er sogleich von dem Gutsbesitzer auf Favsingholm und den Gerüchten zu reden begann, die über seine merkwürdige Heilung im Umlauf waren. Wußte man etwas Näheres davon? War es wahr, daß er auf dem Schloß gewesen? Hatte er Dihmer gesehen?

Um nicht in Heftigkeit etwas Unüberlegtes zu sagen, schwieg Mads Vestrup baumstill. Er stand mit niedergeschlagenen Augen da, weil er den Anblick dieses löwenmähnigen Affen, dieses ehrsüchtigen Judas, nicht ertragen konnte, der seinen Heiland für das Blutgeld der Popularität verraten und die strenge Lehre Christi mit Flitter und Staat in dem leichtfertigen Geist der Zeit aufgeputzt hatte.

Als der Propst noch immer keine Antwort erhielt, gab er dem Kutscher ein Zeichen, und der Wagen rollte weiter.

»Dieser Mensch wird bald reif für das Irrenhaus sein,« sagte er; »er sollte eigentlich nicht in seinem Amte sitzen bleiben ... Und wie er angezogen geht!«

»Ja, weißt du,« erwiderte die Pröpstin, »gleich als ich ihn sah, glaubte ich, es wäre unser eigener Krugwirt, der da kam.«

Eine mächtige Rauchwolke, von einem entzückten Lachen gefolgt, entfuhr dem Propst.

Du hast recht, Ville! Ich habe noch nie darüber nachgedacht, aber die Ähnlichkeit ist wirklich auffallend. Wirklich auffallend. Aber was sollen wir nur mit ihm machen?«

»Ihr habt so viele Verordnungen und Vorschriften. Steht da denn nicht irgendwo, daß sich ein Geistlicher mindestens zweimal wöchentlich rasieren muß?«

»Ach, du bist schlimm, Ville! Du bist schlimm! ... Aber ich will dir versprechen, die Sache bei meiner nächsten Visitation vorzubringen.«

Mads Vestrup war währenddessen nach dem Pfarrhause zurückgekehrt, wo ihn Stine mit dem Bescheid empfing, daß während seiner Abwesenheit ein reitender Bote aus Favsingholm dagewesen sei. Dihmer wolle gern mit ihm reden.

»Was kann das nur sein?« dachte er und ging in sein Zimmer. »Ich muß wohl an einem dieser Tage einmal hingehen, obwohl er sicher nicht nach dem *Pfarrer* geschickt hat.«

Der folgende Tag war ein Sonntag. Mads Vestrup hielt wie gewöhnlich Gottesdienst in einer fast menschenleeren Kirche. Auch Stine war unter dem Vorwand, daß sie nicht wohl sei, zu Hause geblieben.

Als er sich zum ersten Male vor dem Altar umwandte, sah er, daß Oleana Staun da war. Sie saß allein in einem der geschlossenen Stühle dicht unter der Kanzel. Ihr rundrückiger Mann saß drüben in dem entsprechenden Stuhl auf der Männerseite und hustete, das zusammengefaltete Taschentuch gegen den Mund gepreßt.

Nach dem Gottesdienst, als die Kirchgänger, wie es Sitte war, sich vor der Vorhalle versammelten, um ihm die Hand zu geben, ehe sie gingen, stand Oleana ein wenig abseits, den Rücken ihm zugekehrt, und band einen Schnürsenkel. Erst als sich die andern zurückgezogen hatten und auch ihr Mann gegangen war, um den Wagen zu holen, kam sie heran und gab ihm die Hand.

Sie war groß und von üppiger Gestalt, sonst aber gar nicht hübsch. Als junges Mädchen hatte sie das Nasenbein gebrochen, als sie im Übermut von einem Heuboden herabsprang. In den gelblich grauen Augen brannte eine unruhige Flamme. Sie und Mads Vestrup waren aus demselben Dorf und duzten sich daher. Im Heranwachsen hatte ein wenig Liebelei auf die freie Weise der ländlichen Jugend zwischen ihnen stattgefunden, und nun hatte das Leben sie wieder zusammengeführt. Vor ein paar Jahren war Oleana als Jörgen Stauns Frau hierher in die Gemeinde gekommen, und dieses Wiederbegegnen hatte sich als gefährlich für sie beide erwiesen.

Sie fragte ein wenig spöttisch, ob er den Weg mitgenommen habe, als er zuletzt bei ihnen gewesen, oder ob er vergessen habe, wo der Hügelhof liege.

»Großmutter klagt jeden Tag, daß du nie mehr kommst und Andacht mit ihr hältst. Sie kann ganz böse auf dich sein. Warum kommst du nicht? Jetzt ist es über einen Monat her.« Mads Vestrup sah an ihr vorbei, in die Luft hinaus, um nicht von ihren Augen eingefangen zu werden.

»Willst du der Alten sagen, daß ich morgen komme. Hat sie mich wirklich erwartet?«

»Ja, jeden Tag, den Gott werden läßt. Es geht ihr recht schlecht.«

»Nun ja. Also morgen.«

Der Küster kam aus der Kirche heraus und schloß zu. Er hatte drinnen gestanden und gelauscht. Trotzdem stellte er sich überrascht, sagte: »Um Entschuldigung« und ging in einem großen Bogen um sie herum.

Mads Vestrup rief ihn zurück, verabschiedete sich von Oleana und ging mit ihm durch das Dorf, damit kein Gerede aus dieser Begegnung entstehen solle.

Am nächsten Tage gleich nach Tische kleidete er sich um und machte sich auf den Weg nach Favsingholm.

Er erschien mit einer höchst ungeselligen Miene auf dem Schloß. Selbst nachdem ihm Torben eine unumwundene Entschuldigung wegen des fatalen Auftritts gelegentlich seines letzten Besuchs ausgesprochen hatte, blieb er gleich unzugänglich. Als dann Torben Barbara mit dem Auftrag an die Haushälterin, Tee zu bereiten, hinausschickte, erklärte er mit unwirscher Bestimmtheit, daß seinetwegen keine Anstalten gemacht zu werden brauchten. Er wüschte nichts zu genießen. – Da gab Torben es auf, ihn zufriedenzustellen, und ging ohne Umschweife auf die Sache los, um deretwillen er zu ihm geschickt hatte.

Er habe gedacht, sagte er, daß der Gegend ein zeitentsprechendes Altenheim fehle, und nun sei es seine Absicht, ein solches zu errichten und hier auf Favsingholm in der leeren Gutsverwalterwohnung Platz dafür zu schaffen. Die praktische Leitung des Heims solle in die Hände eines Inspektors im Verein mit einem Ökonomen gelegt werden. Aber er sei der Ansicht, daß die Öffentlichkeit ein Recht habe, eine solche Stiftung kontrollieren zu können, und zuverlässige Leute aus der Gemeinde müßten ja auch die Bestimmung darüber treffen, wer in das Heim aufgenommen werden solle.

»Namentlich in *dieser* Beziehung hoffe ich, auf Ihren Beistand rechnen zu können, Pastor Vestrup. Da sitzen ja ringsumher so viele arme Wesen, die recht hilflos sind, und die kennen Sie sicher besser als die meisten. Ich denke an Leute wie der Knüttel-Jörgen und die lahme Sidsel Oevre, deren ich mich noch aus meiner Kindheit erinnern kann. Ich selbst behalte mir nur einen Platz vor – einen Ehrenplatz freilich –, nämlich für Barbara, meine treue Pflegerin.«

Mads Vestrup hatte im Anfang mit seinem erstauntesten Gaffen gelauscht. Er faßte sich jedoch schnell und saß jetzt mit verschlossener Miene da und strich sich mit diesem unleidlichen Geräusch wie von Sandpapier über das Kinn.

»Sie wollen mit andern Worten Favsingholm für immer verlassen?« fragte er, als Torben geendet hatte.

»Nein, das habe ich nicht gesagt. Aber die Ärzte wollen mich in ein südlicheres Klima haben ... nach Italien wahrscheinlich. Schon in einigen Monaten, meint Professor Hagen, kann ich reisen. Es klingt für mich ja wie ein Märchen, daß ich dieses wunderbare Land noch einmal wiedersehen ... am Mittelländischen Meer sitzen und mich sonnen soll; und die Heimreise wird vielleicht über Paris gehen. Das hätte ich mir wirklich nicht träumen lassen ...«

»Sie müssen also ganz sicher sein, daß Professor Hagen Ihnen nicht mehr versprochen hat, als er halten kann,« sagte Mads Vestrup und schielte nach der Seite, wobei ihm das Weiße a«s den Augen herausprang, wie bei einem gefesselten Stier.

Sein Ton empörte Torben, aber um ihr Verhältnis zueinander nicht zu stören, antwortete er mit einem gutmütigen Scherz: »Finden Sie nicht, Pastor Vestrup, daß ich schon eine bessere Farbe bekommen habe? Als ich mich heute morgen im Spiegel betrachtete, wurde ich ganz verliebt in mich.«

»Offen gestanden, ich sehe keine Veränderung.«

»Ja, ja; ich kann nun doch jeden Tag einen kleinen Fortschritt spüren. Ich habe daher vorläufig keinen Grund, daran zu zweifeln, daß die Wirkung der Kur den Erwartungen

entspricht. Und nun habe ich also das Verlangen empfunden, meiner Dankbarkeit einen sichtbaren Ausdruck zu verleihen.«

Mads Vestrup sah mit einem großen Blick auf:

»Dankbarkeit?« sagte er. »Das verstehe ich nicht? Gegen wen?«

»Hören Sie einmal, Pastor Vestrup, wir wollen uns nicht weites auf heikle Fragen einlassen; es hat sich ja gezeigt, daß es doch zu nichts führt.«

»Ach nein, das tut es wohl nicht. Aber dann möchte ich Sie doch lieber gleich wissen lassen, daß ich mit der Sache weder etwas zu tun haben will noch kann.«

Es folgte eine Pause.

»Sie müssen mich nicht richtig verstanden haben, Pastor Vestrup. Es handelt sich ja hier um ein ganz neutrales Anliegen. Ich erbiere mich, ein der Gemeinde notwendiges Altenheim zu verschaffen – eine Herberge, oder wie man es nun nennen will –.«

»Ja, mir ist es einerlei, wie es genannt wird. Darüber haben Sie ja selbst zu bestimmen. Aber was nicht im Namen Gottes, des Allmächtigen, und zu seiner Ehre erbaut wird, daraus kann – meinem Glauben nach – kein Segen entstehen, und damit will ich mich nicht befassen. Nun habe ich es gesagt.«

»Das tut mir leid – dann muß ich mich ja an einen andern wenden,« sagte er, »zum Beispiel an den Schullehrer ... heißt er nicht Hansen? Er ist ja Vertreter der liberalen Ansichten. Oder meinen Sie, daß auch er Bedenken haben könnte?«

»Darüber will ich mich nicht weiter äußern. Meinetwegen können die Leute ganz nach eigenem Geschmack und Belieben zwischen Himmelreich und Hölle wählen. Ich will nur sagen, daß, falls er mich um Rat fragen sollte, ich ihm natürlich auf das bestimmteste davon abraten würde, sich zum Botengänger des Antichrist hier in der Gemeinde zu machen.«

Nun wollte Torben den Mann los sein.

»Dann habe ich Sie also ganz umsonst bemüht,« sagte er. »Ich bedauere das natürlich, aber es hat ja keinen Zweck, weiter über die Sache zu reden. Es würde nur Zeitvergeudung sein.«

»Der Ansicht bin ich auch.«

Nachdem der Pfarrer gegangen war, ohne ihm die Hand zu reichen, saß Torben lange vornüber gebeugt da, gleichsam unter der Last seiner eigenen Gedanken. Eine alte, häßliche Erinnerung aus der Schulzeit in Randers war ihm während des letzten Teils ihrer Unterredung durch die Seele gegangen.

Es hatte damals eine Zeitlang eine Art Bündnis zwischen ihm und Mads Vestrup bestanden. Er hatte Mitleid gehabt mit dem unbeholfenen, scheuen Bauernjungen, der seit dem ersten Tage, als er in der Schule erschien, die Zielscheibe des Spottes der ganzen Klasse gewesen war. Mads Vestrup war beträchtlich älter als die Kameraden und außerdem ein starkknochiger Bursche, der sich seine Plagegeister sehr wohl hätte vom Leibe halten können; aber er war ein feiger Junge, der erst um sich schlug, wenn er in Wut geriet. An einem Wintertag auf dem Spielplatz geschah es, daß sie miteinander rangen. Es begann im Scherz, als aber die Kameraden einen Kreis um sie bildeten und sie mit Zurufen anfeuerten, wurde allmählich Ernst daraus. Obwohl Mads

Vestrup ihm sowohl in bezug auf Fleischmasse als auch an Kraft überlegen war, gelang es ihm schließlich doch, ihn zu werfen, und nun geschah etwas Unheimliches. Als Mads das Freudengeheul hörte, mit dem die Zuschauerschar Goliaths Fall begrüßte, wurde er plötzlich so weiß wie der Schnee, auf dem sie lagen, und spie ihm ins Gesicht.

Was er über Ekel und Beschämung hinaus empfunden hatte, als er hinterher an der Mauer stand und sich mit seinem Taschentuch abtrocknete, während der Schulinspektor, der Zeuge des Auftritts gewesen war, dem Sünder eine Bestrafung zuteil werden ließ, begriff er erst viele Jahre später. Jedesmal, wenn der Rohrstock des Lehrers auf den dicken Beiderwandrücken klatschte, schrie Mads Vestrup in wilder Verzweiflung, so ein Schloßjunge in Samthosen sei nichts weiter als der reine Dreck in den Augen Gottes, und diesen Notruf zum Himmel hatte er seither nie wieder vergessen. Er klang ihm noch in den Ohren, als sie einander nach sechsjähriger Trennung als frischgebackene Studenten in Kopenhagen wieder begegneten. Mads Vestrups bejammernswerte Armut, seine völlige Hilflosigkeit in der großen fremden Stadt und der üble Ruf, in den er bei einigen lustigen Brüdern geraten war, weil er eines Abends im Aprilverein, als er sich einen Augenblick allein im Restaurationslokal glaubte, sich von einigen abgeschnittenen Brotkrusten hatte verlocken lassen, die auf einem Teller liegen geblieben waren, – dies alles hatte wieder eine Art Verhältnis zwischen ihnen angebahnt. Dann war Mads Vestrup plötzlich eines Tages aus Kopenhagen verschwunden, um nicht wieder innerhalb seines Gesichtskreises aufzutauchen, bis er selber vor drei Jahren nach Favsingholm zurückkehrte und ihn hier als Pfarrer vorfand.

Nun hatte er wieder etwas von demselben Abgrundgrauen empfunden, wie an jenem Tage auf dem Schulhof in Randers. Er hatte denselben wilden Haß sich aus der Tiefe der Volksseele entgegenblitzen sehen und diesen unheimlichen Notschrei gehört, der Rache der Gerechtigkeit und Genugtuung forderte – entweder hienieden oder doch mindestens im Jenseits.

VII

Als Mads Vestrup auf dem Heimwege durch den Wald gelangt war und das Land unter einem fliegenden Wolkenhimmel wieder offen vor sich liegen hatte, blieb er einen Augenblick stehen, die Mütze in der Hand, um seinen glühenden Kopf zu kühlen.

Er sah sich um. Und als er keinen Menschen in der Nähe entdeckte, ging er schräg über das Stoppelfeld, indem er die Richtung nach einem Ausmärkergehöft einschlug, das einsam oben auf einem Hügel lag. Es war Jörgen Stauns Gehöft.

Sein Herz schlug schwer und unruhig. Indem er sich dem Hofe näherte, stieg ein Schwarm Tauben von dem Dach des Wohnhauses auf, machte in der Luft kehrt mit einem Aufleuchten, wie ein wehendes Tuch, und ließ sich dann auf einem Feld in einer Entfernung nieder. Der Anblick wirkte auf ihn wie eine Warnung und veranlaßt« ihn, einen Augenblick stehen zu bleiben.

Im Hoftor begegnete ihm der Knecht.

»Ist Jörgen Staun zu Hause?« fragte er.

Nein, er sei eben nach Randers gefahren, berichtete der Junge.

»So, ist er nach Randers gefahren!« sagte er nur, dachte aber bei sich, daß es doch höchst sonderbar sei.

Das Wohnhaus war ein niedriges Fachwerkgebäude mit zwei Eingängen. Er ging auf den zu, der in das Brauhaus und die Altenteilstube führte. Als er auf der östlichen Diele stand und ihm ein Duft von Haaröl entgegenschlug, dachte er, Oleanne oder das Mädchen müsse kürzlich hier durchgegangen sein. Hinter der Tür des Brauhauses zur linken Hand vernahm er das Geräusch einer Wasserkelle.

Während er sich der entgegengesetzten Tür zuwandte, die zu der alten Frau hineinführte, tat sich die andere Tür ein wenig auf, und Oleanne steckte den Kopf heraus. Sie war im Begriff, sich umzuziehen, und das Haar hing ihr über die Schultern herab.

»Ja, geh du man rein; ich komm' gleich.«

Mads Vestrup klopfte an die Tür und trat in eine lichtarme, scheinbar menschenleere Stube, die ihn mit einer ungleichmäßig tickenden Bornholmer Uhr willkommen hieß.

Der Vorhang eines Alkovens wurde zur Seite geschoben, und ein eingebünzelter Kopf kam zum Vorschein. Es war die Altenteilerin des Hofes, Jörgen Stauns Mutter. Die alte Frau war die letzten zehn Jahre ans Bett gefesselt gewesen. Sie litt an einem Magenübel, was man auch an der Luft in der Stube merken konnte.

»Ist das der Pfarrer?« fragte sie und legte ihre lange gelbe Knochenhand schützend über die Augen.

»Ja,« sagte er, stellte seinen Stock in die Ecke und hängte die Mütze darauf. Dann setzte er sich auf einen Stuhl an ihr Bett.

»Jörgen ist ja wohl nach der Stadt gefahren?«

»Ja, er mußte zum Doktor mit dem Mädchen, die hatt' einen schlimmen Finger, der geschnitten werden muß. Und dann wollt er auch gleich mit ihm über seine Brust

sprechen. Er hat die letzte Zeit so viel ausgestanden.«

So war denn Oleane allein zu Hause – dachte Mads Vestrup voll neuer Unruhe und erinnerte sich der Warnung des Taubenschwarmes.

»Ja, dann wollen wir zusammen beten, Mette!«

Eine Viertelstunde später, als er die Andacht mit dem Absingen eines geistlichen Liedes beendet hatte, kam Oleane herein und begrüßte ihn mit einem kräftigen Händedruck. Sie war nicht nur groß von Gestalt wie ein Mann, es lag auch eine männliche Furchtheit in allen ihren Bewegungen.

Sie kauerte vor dem Ofen nieder, um ein paar Stücke Torf auf das Feuer zu werfen. Wie ein junges Riesenweib saß sie da im Schein der zusammengescharren Kohlen und stützte die Arme auf die Hüften, die unter dem Kleid schwellten. Hinterher schüttelte sie mit mächtigem Spektakel ihre Röcke, nahm ein Strickzeug und setzte sich auf die Bank unter dem Fenster, indem sie das eine Bein nachlässig über das andere schlug, so daß man einen dunkelroten Strumpf fast bis zum Knie hinauf sehen konnte.

Mads Vestrup wandte das Gesicht ab, aber er konnte die ganze Zeit die lockenden Blicke merken, die sie ihm über das Strickzeug zuwarf. Deswegen mußte er wieder und wieder sein Taschentuch herausziehen, um den Schweiß von der Stirn zu trocknen, diesen kalten Schweiß, der ihm bei der geringsten Gemütsregung aus dem Körper sprang.

Als er sich erhob, um zu gehen, war es draußen und drinnen dunkel geworden. Nur der Schein des Ofenfeuers schien hinaus in das Zimmer.

Olane legte das Strickzeug hin, um ihn hinauszubegleiten.

»Das tut nicht nötig,« sagte er, »bleib du nur drinnen.«

Sie begleitete ihn trotzdem hinaus.

Draußen auf der Diele fand er die Hoftür abgeschlossen. Der Schlüssel war sogar abgezogen.

»Hier laufen in dieser Zeit so viele Strolche herum,« erklärte Oleane. »Du kannst ja ebensogut durch unsere Wohnung gehen.« Mads Vestrup begann Unrat zu ahnen.

»Ich pflege denselben Weg hinauszugehen, den ich hereingekommen bin,« sagte er befehlend. »Mach hier auf.«

»St! St!« flüsterte sie vertraulich. »Ich muß mit dir reden, Mads Vestrup! Komm zu mir herein!«

»Mach hier auf!« wiederholte er und rüttelte an dem Schloß. Jetzt begriff er, daß er in einen Hinterhalt gelockt und eingekreist war.

»Wenn du nicht mit mir reden willst, tu ich mir ein Leid an. Jetzt weißt du es, Mads Vestrup.«

»Du redest mit deinem Pfarrer, Oleane ... Das solltest du bedenken!«

»Ach, den Pfarrer laß man aus dem Spiel! Du bist wohl nicht so 'n heiliger Mann, wie die Leute glauben. Denn du warst doch nicht mehr als zwölf Jahr' alt, als du unten im Schilf saßest und zugucktest, während die Mädchen vom Müller badeten. Weißt du das wohl noch?«

»Jetzt holst du den Schlüssel, sag ich dir.«

»Na ja. Zwingen kann ich dich nicht, mit mir zu reden. Nu will ich den Schlüssel holen.«

Sie ging durch die Braustube in die Küche hinein, und er hörte sie auch die Tür zu der kleinen Stube öffnen, die dahinter lag. Aber dann wurde alles still. Mehrere Minuten stand er in der Dunkelheit da und wartete.

Es fing schließlich an, ihm unheimlich zu werden. Obwohl alle Türen offen standen, kam von da drinnen kein Laut. In seiner Angst ging er ihr nach durch die Braustube und blieb in der Tür zur Küche stehen.

»Oleane ... wo bleibst du nur einmal?« rief er, und der kalte Schweiß perlte ihm auf der Stirn, als er keine Antwort erhielt. Ein Paar grüne Katzenaugen funkelten im Dunkel unter der Abwasche, wo der Abfalleimer stand; sonst war da nichts zu sehen.

Er ging weiter und stand jetzt in der Tür zur Stube. Auch hier leuchteten die Kohlen im Ofen und breiteten einen feurigen Fächer auf dem Fußboden aus. Ein Kessel in der Ofenröhre klapperte unruhig mit seinem Deckel. Aber Oleane war nicht zu sehen.

Er rief wieder und wurde fast bange vor dem Schall seiner eigenen Stimme. Aber gerade die Angst trieb ihn jetzt vorwärts. Hinter der Stube war eine kleine Kammer, die als Schrankstube benutzt wurde. Die Tür stand offen, und hier gewahrte er ihre Gestalt im Dunkel. Sie saß auf einem der Kleiderkasten und hatte den Kopf in die Hände gelegt.

»Warum sitzt du da? ...«

Sie rührte sich nicht, antwortete auch nicht; aber nun sah er, daß sie weinte. Ihr ganzer großer Körper zitterte.

Er hatte lange begriffen, daß sie nicht glücklich in ihrer Ehe mit Jörgen Staun war, die ihr keine Kinder geschafft hatte, und es machte einen ergreifenden Eindruck auf ihn, sie so hilflos in ihrem Kummer dasitzen zu sehen.

»Was fehlt dir, Oleane?«

»Du weißt es ja recht gut, Mads Vestrup! Wir beide hätten zusammengehört!«

»So mußt du nicht reden. Halte dich an Gott, Oleane!«

Er legte seine Hand auf ihre Schulter, um ihr einige tröstende Worte zu sagen, aber sie mißverstand die Bewegung, und im selben Augenblick fühlte er ihre Arme erstickend um seinen Hals. »Ach! Ich wußte es ja, Mads, daß du mich doch ein wenig lieb hast!«

VIII

Im Schloß ging es beständig vorwärts mit der Genesung des Kranken. Nach Verlauf einiger Wochen fühlte sich Torben fast gesund. Mit Staunen sahen ihn die Leute in der Umgegend wieder lange Fahrten im offenen Wagen machen und ihren Gruß freundlich erwidern. Er war strahlender Laune. Auch sein Aussehen hatte sich nach und nach verändert. Die aufgedunsene Umgebung der Augen und die unförmigen Hände und Füße schwollen ab, genau so, wie Asmus Hagen es vorausgesagt hatte.

Eines Morgens Anfang Februar reiste er von Favsingholm ab. Er fuhr direkt nach Wiesbaden, um eine Badekur durchzumachen, ehe er nach Italien weiterfuhr, wo er mit Jytte und ihrer Mutter zusammentreffen sollte, von denen er Briefe und Glückwünsche erhalten hatte.

Kurz vor seiner Abreise hatte sich an einem Sonntag während des Gottesdienstes in der Favsinger Kirche ein Auftritt ereignet, der in der ganzen Gegend die größte Bewegung hervorrief. Mitten während der Predigt war Mads Vestrup in ein Schluchzen ausgebrochen, das wie das Heulen eines Hundes geklungen hatte. Er sank auf die Knie nieder, die Hände vor dem Gesicht, und vermochte nicht fortzufahren.

Schon seit längerer Zeit hatten unheimliche Gerüchte über sein Verhältnis mit der mannstollen Oleana auf dem Hügelhof die Runde in der Gemeinde gemacht. Jetzt bekam der Klatsch Wind in die Segel und erschreckte die Bevölkerung allen Ernstes.

Ein paar Tage, nachdem Torben abgereist war, kam Propst Broberg in seiner Kalesche durch das Dorf gefahren und hatte gegen seine Gewohnheit seine Frau nicht bei sich, was seine Erscheinung gleich verdächtig machte. Als die Leute sahen, daß der Wagen in den Pfarrhof einbog, waren sie sich klar darüber, daß Mads Vestrups Stunde geschlagen hatte.

Mads Vestrup saß mit seiner Familie und seinem Gesinde bei Tische, als der Propst vorfuhr. Beim Anblick des Wagens begann er zu zittern, erhob sich leichenblaß von seinem Platz und sagte, ihm sei nicht wohl. Worauf er durch die Küche hinausging.

Stine mußte den Propst empfangen, der indessen sofort erklärte, er wünsche mit ihrem Mann unter vier Augen zu reden.

Aber Mads Vestrup war plötzlich wie von dem Erdboden verschwunden. Man rief vergebens im Osten und im Westen nach ihm, man suchte in dem Stall und in der Scheune, aber er war nicht zu finden. Erst nachdem der Propst mit steigender Ungeduld über eine halbe Stunde gewartet, kam er von dem Holzschuppen drüben her, wo er sich verborgen gehalten hatte. Er sah ganz verstört aus.

Dem Propst gegenüber gestand er sofort alles ein. Er suchte auch keine Zuflucht in Entschuldigungen, sondern bekannte redlich, daß er in Sünden gelebt und nicht die Kraft besessen habe, sich von seinem Fall wieder zu erheben, bis ihm die Verworfenheit seiner Mitschuldigen klar geworden sei. Er rechnete damit, daß er durch ein offenes Geständnis seine Richter milder stimmen, vielleicht den Verlust seines Amtes abwehren oder sich doch wenigstens eine Pension sichern könne.

In seiner wirren Angst, sein Auskommen zu verlieren und mit seiner kranken Frau und seinen Kindern auf der Landstraße zu stehen, fuhr er am nächsten Tage nach Aarhus und tat in tiefster Demut einen Kniefall vor dem Bischof. Aber der alte Mann konnte ihm keine Hoffnung machen.

In einem Zeitungsinterview hatte Propst Broberg ganz offen seine Befriedigung darüber geäußert, daß die Kirche von einem Lehrer befreit werde, der außer seiner Behaftung mit einem so ernsten moralischen Makel auch in intellektueller Hinsicht unter dem Minimum stehe.

Schon ehe die Entdeckung geschah, hatte Mads Vestrup eines Tages selbst seiner Frau gegenüber gebeichtet. Stine war ganz außer sich vor Wut geraten und hatte gedroht, ihn bei der Gemeinde zu verklagen, ja, sie war in Wirklichkeit diejenige, die zuerst durch ihr Gebaren dem Verdacht gegen ihren Mann Nahrung gegeben hatte. Aber jetzt, wo sie sah, daß sich alle von ihm abwandten, und wie namentlich seine Amtsbrüder ihn einmütig von sich stießen wie einen räudigen Hund, schlugen ihre Gefühle um. Sie stellte sich mutig auf seine Seite und erklärte, daß wenn sie ihm verzeihen könne, die andern es wohl auch könnten. In der letzten aufflackernden Hoffnung auf Rettung gelang es Mads Vestrup, sie zu überreden, in der Gemeinde von Haus zu Haus zu gehen und Namen unter eine Bittschrift an den Minister zu sammeln.

Aber es war alles vergebens. Der König selbst hätte ihn nicht von der Schande erretten können. Gleich nach dem Geständnis war er suspendiert, und das kleine jütische Dorf lieferte einige Tage lang sämtlichen Zeitungen des Landes einen willkommenen Stoff zur Sensation. »Großer Predigerskandal in Jütland – Ein Bußprädikant auf schlechten Wegen – Was hinter dem Heuschober geschah«, stand in brüllenden Überschriften in all den kleinen Klatschblättern. Auch Kopenhagener Zeitungen schickten Berichterstatter, die die Bevölkerung ausfragten und namentlich energische Sturmzüge gegen den Pfarrhof selbst unternahmen, um mit Mads Vestrup oder doch wenigstens mit seiner Frau und seinen Kindern zu sprechen und sich ein Bild von ihnen zu verschaffen. Die ganze kläffende Meute der Presse wurde auf den armen Mann losgelassen wie ein Unwetter aus der Hölle. Er hatte sich eingeschlossen, harte sich vor allen versteckt, sogar vor seinen Kindern. Nur Stine war bei ihm. Er saß in diesen Schreckenstagen, mit dem Kopf an ihre Schulter gelehnt, und es war ihm, als sei er nicht nur von den Menschen, sondern auch von seinem Gott verstoßen und verflucht.

Ein paar Wochen wartete man in Favsing auf die Bekanntmachung seiner endgültigen Verabschiedung, und es verlautete, daß er den bitteren Kelch bis auf die Neige würde leeren müssen, indem ihm auch die Berechtigung, Talar und Priesterkragen zu tragen, abgesprochen werden würde.

Aber ehe dies geschah, nahm Mads Vestrup selbst Abschied von seiner Gemeinde, und zwar auf eine Weise, die weit und breit von sich reden machte und bei vielen Zweifel über seine Zurechnungsfähigkeit erweckte. Nachdem er sich während dieser ganzen Zeit vor niemandem hatte blicken lassen, lud er eines Tages durch einen Boten und Glockengeläute zu einer Versammlung in der Kirche ein, die er trotz des Widerspruchs des Küsters aufschließen ließ. Und als die Leute versammelt waren, erschien er in vollem Ornat in der Chortür.

Die Abendsonne fiel auf seine Gestalt, und man sah, daß er eigentümlich verändert war. Er war keineswegs der zerknirschte Mann, den man zu sehen erwartet hatte. Sein Gesicht war verweint. Aber die Augen leuchteten.

Seine tiefe Seelennot hatte mit einer neuen geistigen Erweckung geendet. Er, der in seinem Gottesverhältnis so furchtsam gewesen, der sich dem himmlischen Thron immer am liebsten auf Umwegen genähert hatte, war aus seinem einsamen Kampf mit einer Sicherheit in der Seele, mit einer Vertröstung auf die ewige Barmherzigkeit hervorgegangen, wie er sie nicht gekannt hatte, seit er als Kind am Fenster in der niedrigen Stube seiner Mutter auf den Knien gelegen und dem Brausen des Windes in den Pappeln da draußen lauschte mit einem wunderlichen Gefühl, als liege er dicht an Gottes Herz geschmiegt.

Er sprach mit lauter Stimme, bekannte mit schonungsloser Offenheit sein Vergehen vor der Gemeinde, die sich bei dieser Gelegenheit vollzählig eingefunden hatte, so daß viele in dem Mittelgang stehen mußten. Dann aber wandte er sich gegen die Geistlichkeit, die ihn verstoßen hatte. Er sagte, jetzt wisse er, daß seine Sünde, so schlimm sie auch sei, in den Augen Gottes gering wäre im Vergleich mit der Schamlosigkeit, mit der fast alle Diener Gottes ihre Kirche verrieten und das Evangelium fälschten. Er erklärte, daß der Herr lieber Trunkenbolde, Ehebrecher, ja Räuber und Mörder auf den Kanzeln der Kirche stehen sähe, als diese läppischen und ehrsüchtigen Geistlichen, die mit der Welt buhlten und die Ohren der Gottlosen mit leichtfertigem Geschwätz über die höchsten Dinge füllten.

Es war Unruhe in der Kirche entstanden. Man sah sich unwillkürlich nach einem Schutzmann um. Viele erhoben sich und wollten gehen. Mads Vestrup aber ließ sich nicht bange machen. Der früher so mutlose und sorgenvolle Mann, der so verzagte Gedanken über sich selbst und die Bestimmung der Vorsehung mit ihm gehabt hatte, war als wolfsgründer Streiter des Herrn erwacht, hatte sich, wie geschrieben steht, bereit, seine Lenden zu schürzen und Heim und Kinder Gottes Obhut zu empfehlen, um die zerstreuten Überreste seiner Gemeinde zum Kampf gegen die Hölle zu sammeln.

Während er redete, hörte er das Heergeschrei der Cherubime in der Luft, und er erhob seine Hände, als er schloß, und um »zum letzten Male unseren alten Glauben in diesem Hause zu bekennen, das vielleicht für eine Zeitlang die Beute des Satans werden wird«.

In großer Erregung strömten die Leute aus der Kirche. Man rief sich gegenseitig als Zeugen an für das, was er gesagt hatte, und viele sahen bedenklich drein, weil sie ihre Kirche von einem geisteskranken Manne entweiht fühlten. Die Ernstesten unter ihnen gingen schweigend nach Hause.

IX

Am Mittelmeer, eine Meile von Genua entfernt, liegt eine kleine Stadt. Sie gleicht den meisten andern der vielen Hotel- und Pensionatsstädte, die eine sonnenanbetende Zeit dort unten in dem Warmbeet Europas unter den olivengrauen Apenninen zum Treiben gebracht hat. Schichtweise liegt sie an der Bergmauer, mit steilen Straßen, Bogengängen und tropischen Palmengärten. Am Strand entlang führt eine Promenade. Auf schweren Grundmauern ist sie ein Dutzend Meter über der Brandung erbaut, die bei Seewind – und der weht recht häufig über dem Mittelmeer – mit einer Bewegung aufspringt, die an ein sich bäumendes Pferd erinnert, und sich dann mit einem Sieden in Schaum auflöst, so ganz verschieden von dem Dröhnen, mit dem unsere eigene große Nordseebrandung gleichsam in schweren Träumen sich über die Sandbänke dahinwälzt. Nimmt der Wind zu, und zieht er seine Siebenmeilenstiefel an – und es stürmt gar nicht so selten unter der Azurküste –, so bricht sich das Meer gegen die Grundmauer mit einem hohlen Sprenglaut und steigt mit einem turmhohen Spritzen auf, als habe eine unterirdische Explosion stattgefunden.

Das größte Hotel der Stadt ist das Parkhotel, ein marmorweißer, fünfstöckiger Sonnentempel mit Hunderten von Altanen oder Altären nach Süden zu. Davor liegt eine große, halb öffentliche Palmenanlage, die unten am Strande in einer Terrasse endet, mit Aussichtsbänken und einer Treppe, die nach der Promenade hinabführt.

Hier saß an einem windstillen Tage Ende März eine Gesellschaft von den Gästen des Hotels, den Blick auf das Meer gerichtet. Sie waren nach dem zweiten Frühstück da hinuntergegangen, um sich über eine gemeinsame Nachmittagszerstreuung zu beraten; aber nachdem man mehr als eine Stunde in verschiedenen Sprachen gegackert hatte, war man noch zu keinem Ergebnis gelangt. Hinter den äußersten Felsblöcken des Vorstrandes, wo die Brandung siedet, lag das Wasser blank wie Metall und wiegte das Spiegelbild der Mittagssonne und ihrer Lichtbrücke. Es war deswegen von einigen eine Ruderfahrt vorgeschlagen. Andere hatten dahingegen empfohlen, nach Genua zu fahren, um ein paar Negerboxer zu sehen, die dort in einer amerikanischen Menagerie auftraten. Unter den Belustigungen des Tages war auch eine Begräbnismesse in der Domkirche da drinnen und eine Fliegervorstellung erwähnt. Überhaupt war da so viel, zwischen dem man wählen konnte, daß niemand so recht wußte, wozu er Lust hatte; und die lebhafteste Beratschlagung löste sich mit dem Ergebnis auf, daß die meisten in das Hotel zurückkehrten, um bis zu der großen Promenadenstunde, um drei Uhr, wenn die Musik spielte, auszuruhen.

Die Standhaftesten – darunter mehrere Damen – machten jedoch Ernst daraus, ein Boot zu mieten und sich auf das Meer hinausrudern zu lassen. Auf den Bänken zurück blieben schließlich nur zwei dänische Herren: ein kleiner schwarzbärtiger Mann von jüdischem Aussehen und ein großer Vollblutnordländer mit strotzenden Wangen und Augen wie ein Frühlingshimmel.

»Wer ist eigentlich der junge Mann, der Fräulein Abildgaard so auf Schritt und Tritt folgt?« fragte der erstere, der am selben Morgen hier angekommen war und dem andern schon ein Dutzend Fragen über ihre Mitpensionäre gestellt hatte.

»Meinen Sie den Deutschen?«

»Nein, den jungen Kopenhagener mit den lila seidenen Strümpfen. Er hat sie jetzt auch auf die Ruderfahrt begleitet.«

»Ach, das ist der junge Mohn! Ein Sohn von Mohn & Drejer. Ein Todeskandidat, was Sie ihm gewiß ansehen können. Er ist mit einer Krankenpflegerin vom Roten Kreuz hier ... auf dem Wege nach Ägypten. Der arme Kerl! Er soll nur noch eine halbe Lunge haben.«

»Man hat mir gesagt, daß der Gutsbesitzer Torben Dihmer hier erwartet werden kann.«

»Ja. Er kommt aus Wiesbaden. Wir erwarten ihn jeden Tag.«

»Ob wohl etwas daran ist, daß er und Fräulein Abildgaard verlobt sein sollen?«

»Darüber hat man Gott weiß wie lange geredet, da muß man wohl anfangen, daran zu glauben. Dihmer ist übrigens mein Freund, und ich gönne es ihm wohl, eine schöne und interessante Frau zu bekommen, jetzt, wo er endlich wieder gesund geworden ist. Denn er soll wirklich vollständig geheilt sein, sagt man.«

»Ja, das weiß ich von Professor Hagen selbst. Er ist mein Arzt.«

»Merkwürdig! eine wirkliche Auferstehung von den Toten, kann man ja fast sagen. – Es könnte eigentlich ganz interessant sein, so etwas einmal ausprobiert zu haben.«

»Sind Sie selbst Ihrer Gesundheit wegen hier unten, Herr Generalkonsul?«

»Ich? ... Finden Sie, daß ich so aussehe?« fragte der Hüne lächelnd, aber doch gleich ein wenig beängstigt. Es war ein sonnengebräunter Mann in den besten Jahren, mit einem kräftigen Schnurrbart und zwei mandelgroßen, schimmernd weißen Vorderzähnen, die jedesmal, wenn er lächelte – und er lächelte fast immer – hinter dem Bart wie durch eine Hasenscharte zum Vorschein kamen. »Nein, Gott sei Dank, mir fehlt nichts. Seit ich angefangen habe, das Wellersche System zu gebrauchen, habe ich mich wie ein Füllen auf einer Sommerwiese gefühlt. Ich habe früher nach der Pettermannschen Methode gelebt, aber das ist Humbug und Reklame. Weller dahingegen ist der glückliche Löser des Problems. – Und Sie, Herr Direktor Zaun? Sie sind wohl Ihrer Gesundheit wegen hierhergekommen, nicht wahr? Ist Ihre Brust angegriffen?«

»Nein, ich leide an Schlaflosigkeit – leider. Professor Hagen hat mir eine Luftkur verordnet.«

»Ja, Schlaflosigkeit muß eine fürchterliche Plage sein. Ich hatte einmal jetzt im Winter eine unangenehme Nachricht spät abends erhalten. Ich versichere Sie, ich lag anderthalb Stunden wach, ohne einschlafen zu können. Stellen Sie sich vor! Zweimal mußte ich aus dem Bett heraus und eine kalte Dusche nehmen, ehe ich mich beruhigen konnte. Die Nacht vergesse ich nie! ... Sie sollten es mit Weller versuchen, Direktor Zaun. Um sieben Uhr auf, das System pünktlich durchgemacht in zwölf Minuten vor weit geöffneten Fenstern, hinterher eine kalte Dusche, Hafergrütze, gekochtes Obst, und späterhin am Tage Atemübungen und elektrische Massage oder Lichtbäder. Ich sage Ihnen, nach ein paar Monaten werden Sie sich des Lebens freuen wie ein Füllen auf

einer Sommerwiese. Sehen Sie mich nur an! Ich habe während der letzten vier Jahre nicht einmal einen Schnupfen gehabt!«

»Ja, das weiß ich; das Wellersche System hat große Verbreitung gefunden.«

»Lieber Freund, es handelt sich um eine Weltbewegung! Die Pettermannsche Methode ist Humbug. Ausgesprochener Humbug. Meine Frau hat in der letzten Nummer unseres Vereinsblattes einen Artikel geschrieben, der ganz vernichtend für Pettermann ist. – Erst mit Weller ist das Problem wirklich gelöst. Kraft, Gesundheit, Gemütsruhe und Lebensfreude für die ganze Menschheit durch die einfachsten und natürlichsten Mittel – wieder einmal die Geschichte von dem Ei des Kolumbus!«

»Beabsichtigen Sie, sich längere Zeit hier aufzuhalten, Herr Generalkonsul?« fuhr der unermüdliche Frager fort.

»Das weiß ich wirklich noch nicht. Wir pflegen sonst die Saison in San Remo zu verbringen, aber meine Frau und ich selbst finden, daß die Luft hier reichlich so kräftig ist. Es ist, als söge man Kraft und Lebensmut mit jedem Atemzug ein.«

Er schloß die Augen und atmete dreimal tief aus. Es war wie eine Andacht; und als er den Blick wieder aufschlug, hatte sein Gesicht einen ganz verklärten Ausdruck.

»Herrlich! Und die Natur ist ja überall hier gleich prachtvoll. Man muß zugeben, daß der liebe Gott auf der Höhe seiner Schöpferkraft gewesen ist, als er diese wunderbare Küste modellierte. Wie Arthur Høj neulich so brillant in einem Feuilleton schrieb: In diesen herrlich geschwungenen Linien an dem Sockel Europas scheint man seine Künstlersignatur: *Deus fecit!* lesen zu können!«

Mit ausgestrecktem Zeigefinger begann er die Worte in die Luft zu schreiben, aber plötzlich ließ er die Hand sinken. Er hatte unten auf der Promenade einen Mann erblickt, der in einiger Entfernung an dem Geländer stand. Ein hoher, bärtiger Mann in einem hellen Staubmantel.

»Wie war es denn doch noch gleich?« forschte der Direktor von neuem. »Hat nicht die Geheimrätin vor einigen Jahren einen Sohn auf eine etwas sonderbare Weise verloren?«

»Auf eine sonderbare Weise?« sagte der Generalkonsul, ohne die Augen von dem Manne dort unten abzuwenden, der jetzt einen Krimstecher aus der Tasche geholt hatte und das Boot mit der kleinen Hotelgesellschaft, das sich da draußen in der Dünung wiegte, beobachtete. »Er nahm Gift – die Geschichte ward niedergeschlagen, aber es ist ganz sicher. Der junge Mann hatte ein Verhältnis mit einer Statistin an einem Vorstadttheater gehabt, und als die dann eines schönen Tages mit einem andern durchging, nahm er sich aus Schwermut das Leben. Die Familie ist überhaupt ein wenig exzentrisch. Sie wissen vielleicht, daß noch ein Sohn da war, der sich auch etwas plötzlich aus dem Staube machte.«

»Noch ein Sohn?«

»Ja, das ist schon lange her. Ein schneidiger und verteufelt schöner Bursche übrigens. Er wollte Marineoffizier werden und hatte eine Übungsfahrt als Kadett mitgemacht, aber in irgendeinem westindischen Hafen entfernte er sich zusammen mit ein paar Kameraden vom Schiff, um auf Abenteuer auszugehen.«

»Ja, jetzt erinnere ich mich dessen. Es hat so viel davon in den Zeitungen gestanden.«

»Das will ich glauben! Es war ja auch eine schlimme Blamage für die Familie. Man hat seither nie wieder von ihm gehört, also wird er wohl irgendwo in der Welt zugrunde gegangen sein. – Ach, hören Sie mal, Herr Direktor! Tun Sie mir den Gefallen und sehen Sie sich den Herrn einmal an, der dort auf seinen Stock gestützt steht. Den da mit dem Krimstecher.«

Der Direktor holte einen Kneifer heraus, den er mit einem Druck der Hand vor ein goldenes Pincenez setzte, das bereits auf seinem orientalischen Gesichtsvorsprung ritt.

»Den Herrn da? Den habe ich vorhin schon gesehen, als wir nach dem Lunch hierhergingen. Er saß da drinnen im Garten unter einer der großen Fächerpalmen. Das ist gewiß ein Russe. Es könnte wohl so aussehen, als wollte er sich hier nach einem längeren, unfreiwilligen Aufenthalt in Sibirien erholen.«

»Ein Russe? Aber ... Nein ... Ja, bei meiner Seelenseligkeit! Das ist Dihmer! Das ist er in höchsteigener Person!«

»Gutsbesitzer Dihmer?«

»Nein, ich weiß doch nicht recht ... dieser Bart! Und doch! Ich glaube, ich will einmal rufen.«

»Aber geht denn das an? Ich sage Ihnen, ich bin ziemlich sicher, daß es ein landesverwiesener Russe ist.«

»Ich versuche es doch einmal ... Dihmer! Torben Dihmer!«

Die Gestalt zuckte zusammen, und der Krimstecher verschwand schnell in die Tasche des Mantels, während sich der Mann in der Richtung des Lautes umwandte.

»Ja, natürlich ist er es! Dieses Widderprofil ist doch nicht zu verkennen! ... Dihmer! Alter Freund!«

Der Generalkonsul schwenkte seinen weißen Kalabreser und stand einen Augenblick später unten auf der Promenade, die beiden Hände auf Torbens Schultern gepflanzt.

»Willkommen, aus dem Totenreich. Weiß Gott, ich hätte dich beinahe nicht wiedererkannt, mit dem Bart! Du siehst leibhaftig aus wie einer von diesen Russen, die sich hier unten aufhalten, um sich nach einem längeren Aufenthalt in Sibirien zu erholen. Gratuliere, du medizinisches Wunder! Du weißt doch, daß in allen Zeitungen über dich berichtet worden ist?«

Torben war unglücklich über diese Begegnung. Als der Generalkonsul einen Schritt zurücktrat, um ihn recht gründlich zu betrachten, stand er verlegen da und ritzte mit seinem Stock in den Kies. Nach einer Weile kam Direktor Zaun die Treppe herabgeschlichen und ließ sich vorstellen; aus einem jeden seiner Züge guckte die Neugier heraus.

Sein Gesicht kam Torben bekannt vor, aber er entsann sich nicht, woher – und machte sich auch nichts daraus, zu fragen.

Die drei Landsleute gingen nun eine Strecke den Weg entlang, und als Torben keinen andern Ausweg sah, die genierende Begleitung loszuwerden, machte er den Vorschlag,

daß sie auf einer der leeren Bänke Platz nehmen wollten. Von dort aus konnte er das Boot im Auge behalten und sich dagegen sichern, durch eine Landung überrascht zu werden.

Der Generalkonsul überwältigte ihn mit Fragen. Er wollte wissen, wann Torben gekommen sei, welchen Weg er gewählt habe, in welchem Hotel er wohne, und ob er schon Landsleute oder vielleicht »Landsmänninnen« getroffen habe. Torben saß mit einem peinlichen Gefühl da, als werde er rein körperlich befangen und beschnüffelt. Er erwiderte nur, er sei am vorhergehenden Abend über Mailand hierhergekommen, vermied es aber, den Namen der friedlichen Pension zu nennen, in der er sich verborgen hatte.

Und um sich gegen weiteres Zollverhör zu sichern, fragte er: »Wie lebst denn du selber? Du bist verheiratet, nicht wahr?«

»Lieber Freund, das weißt du doch! Mit Natalie Lund. Wir haben schon vier Sprößlinge, vier junge Löwen, die zusammen zweiundsechzig Kilo wiegen. Nach sechsjähriger Ehe. Du mußt doch zugeben, daß wir unsere Bürgerpflicht erfüllt haben.« Torben bezeugte ihm seine Achtung mit einer Neigung des Kopfes.

»Ja, meine Frau verdient wirklich Hochachtung. Ich freue mich darauf, dich ihr vorzustellen. Ein passionierter Freiluftmensch, wie ich selbst auch. Unverfälschte Natur. Keine Korsettverkrüppelung. Keine Wandernieren. Den dritten Februar zwölf Uhr fünfzehn Minuten stellte sich unser letztes Kind mit einem großen Freudenschrei aus dem Jenseits ein, und am fünfundzwanzigsten desselben Monats hatte meine Frau die Koffer gepackt und war klar zur Abreise mit der ganzen Schar. Ich kann wohl sagen, daß das ein Rekord ist.«

»Du bist mit der ganzen Familie hier?«

»Ja, ich reise so wie der Elefant des Kalifen mit einer Ammenstube auf dem Rücken. Eigentlich wollten wir nach San Remo, wie gewöhnlich, aber meine Frau und ich finden beide, daß die Luft hier reichlich so frisch ist, mehr ozonhaltig. Die Natur ist ja überall gleich herrlich, und das reisende Publikum ist ungefähr das gleiche. Ja, für dich, lieber Freund, muß es sein, als erwachtest du mitten im Paradies.«

Hierauf erwiderte Torben nichts.

»Sie kommen von oben her, aus der Rheingegend?« begann nun Direktor Zaun, der mit abgewandtem Gesicht dagesessen und sich offenbar gekränkt gefühlt hatte, weil er nicht wiedererkannt worden war. »Dort ist ja in diesem Jahre ein ungewöhnlich feuchter und kalter Nachwinter gewesen. Man spricht von einer ernsten Beschädigung der jungen Weinpflanzen. Das würde ja einen großen ökonomischen Verlust bedeuten. Wie denken Sie über den Generalstreik im Ruhrgebiet? Glauben Sie, daß etwas daraus wird? Die letzten Nachrichten klingen ja recht beunruhigend.«

Als er hörte, daß Torben nichts davon wußte, zog er ein mächtiges Bündel Zeitungen aus der Tasche seines Überziehers. Es waren große englische, deutsche und französische Weltblätter, darunter eine Riesenummer der »Frankfurter Zeitung«, zwischen deren fünfzig Seiten sein Kopf verschwand, während er einen Artikel suchte. Und als er ihn endlich gefunden hatte, begann er daraus vorzulesen.

Seine Stimme mit den sonderbaren Kehllauten, seine leidenschaftlich gerunzelte Stirnhaut, die Art und Weise, wie er jeden Augenblick den Kneifer mit der ganzen Hand nervös zurechtdrückte, endlich seine Zeitungsgier, dies affenartige Erfülltsein von all dem Gleichgültigen, das sich ringsum in der Welt zutrug, erweckten von neuem eine flackernde Erinnerung in Torben, aber er konnte sich noch immer nicht entschließen, zu fragen.

Nun sah er auch, daß das Boot da draußen gewendet hatte und sich dem Ufer näherte. Um nicht Gefahr zu laufen, Jytte Abildgaard zum ersten Male angesichts dieser fremden Menschen zu begegnen, erhob er sich und sagte Lebewohl.

»Nein, so warte doch!« sagte der Generalkonsul. »In einer halben Stunde fängt die Musik an, dann wird es hier lebhaft.« »Gerade deswegen will ich jetzt gehen. Ich bin ja noch ein wenig Rekonvaleszent.« –

Auf dem Heimwege nach seinem Hotel fühlte er sich wirklich ganz elend, und die Angst stieg in ihm auf, daß er sich in seiner Ungeduld vielleicht zu früh in das Treiben des Lebens hinausgewagt habe. Die Ärzte hatten ihn ja freilich für geheilt erklärt, und wenn er nicht versäumte, seine Pillen zu nehmen, fühlte er sich auch ziemlich wohl, aß mit Appetit, schlief wieder wie in alten Zeiten und konnte auch an seinem Äußern keine tieferen Spuren seiner Krankheit bemerken, ausgenommen ein leichtes krampfhaftes Zittern des rechten Augenlids. Aber die letzte Woche mit ihrer Reiseunruhe und jetzt Jyttes Anblick waren doch zu viel für seine Kräfte gewesen.

Die Begegnung mit dem Generalkonsul hatte ihn noch mehr verstimmt. Es war ihm beim Anblick des ehemaligen Freundes ergangen, wie es ihm überhaupt bei dieser so heftig ersehnten Wiedervereinigung mit dem Leben ergehen zu sollen schien: er kannte die Wirklichkeit nicht wieder. Sie gestaltete sich für ihn zu einem Hohlspiegel, der alle Linien in dem Erinnerungsbild, das er davon bewahrt hatte, verzerrte und vergrößerte.

»Aber das ist natürlich ein Überbleibsel meiner Nervosität« – tröstete er sich beständig. Er hatte zu lange mit sich selbst eingemauert gelebt, um es ertragen zu können, mit seinen Mitmenschen in eine so nahe Berührung zu geraten. Den Eindruck, den sie gleich an dem ersten Tage auf der Reise von daheim auf ihn gemacht hatten, konnte er nicht vergessen. Als der Zug in den Bahnhof von Aarhus einlief und er das Gedränge auf dem Bahnsteig sah, die Reihe häßlicher Gesichter erblickte, die an dem Fenster seines Abteils vorüberglitt, hatte ihn eine Angst erfaßt, ungefähr so wie die, mit der er zum erstenmal als Kind in einen Raubtierkäfig hineinsah.

Auch nichts von dem, was er seit seiner Abreise von zu Hause erlebt hatte, war ihm recht zu Wirklichkeit geworden. Alles war wie die Bilder in einem wirren Fiebertraum an ihm vorübergeeilt. Jener sternenklare Februarmorgen vor sechs Wochen, als der Wagen daheim an der Treppe hielt und Barbara mit einem Licht in den Zimmern herumlief, um seine Handtasche zu suchen, erschien ihm oft als die letzte wirkliche Erinnerung, die er von sich selbst hatte.

Nur eines hatte ihn nicht enttäuscht – das Wiedersehen mit den jungen weiblichen Wesen. Es gab Tage, an denen er ein Gefühl hatte, als hätten alle schönen Damen der ganzen Erde einander in Wiesbaden ein Stelldichein gegeben. Sie hatten ihm auf den Promenaden den Sonnenschein und die Naturfreude ersetzt, die er in dem unveränderlich stillen, grauen Flußnebel, der die ganze Umgebung verhüllte, entbehren

mußte. Bei den abendlichen Festen in den barbarisch vergoldeten Sälen des Kurhauses hatte er wieder den Anblick der liebevollen Bewegungen genossen, mit denen die Damen der großen Welt die bunten Schleppen über den Fußboden führen und ihre Fächer aufschlagen können, – so angeboren natürlich, wie der Pfau sein Rad schlägt. Er konnte ganz still auf einer Bank sitzen, nur um der Unterhaltung von ein paar jungen Mädchen zu lauschen, diesem fröhlichen Geplauder über nichts, das wie Vogelgezwitscher erquickte, nach all dem törichtem Wiederkaufen des Zeitungsklatsches, den man sonst überall hörte.

Und nun hatte er Jytte Abildgaard gesehen. Leibhaftig war sie dort unter den Palmen des Hotelparks an ihm vorübergegangen. In einem weißen Kleid, einen pflaumenfarbenen Seidenschal über den Schultern. Umschwärmt von Kavalieren, die sie umsummten, wie Bienen eine Honigblüte. Unverändert. Gleich aufrecht und jugendlich üppig. Gleich unergründlich in ihrer unangefochtenen Jungfräulichkeit ...

Er hatte sein Hotel erreicht und stand einen Augenblick draußen unter der Markise, die seinen Balkon beschattete. Er hatte bei seiner Ankunft am vorhergehenden Abend versäumt, ein Zimmer mit Aussicht nach dem Meer zu nehmen. Nun sah er dafür in einen Garten hinab, mit der üppigsten Wildnis der Flora aller Jahreszeiten. Seite an Seite hingen Goldlack, Pelargonien und Nasturzien in reichen Büscheln über die Gartenmauer. Magnolien und Rosen standen in vollem Flor, und Pfirsich- und Mandelzweige schimmerten von Blüten. Unter einer Gruppe von Apfelsinenbäumen, die voll von reifen Früchten waren, blaute das Gras von den Veilchen des Frühlings.

Ja – dachte er – jetzt stand er hier, wohin seine Gedanken die letzten Wochen geschweift waren, wenn sie sich nicht auf Favsingholm aufgehalten hatten. Und was nun? ...

Eine Kirchenglocke in der Nähe begann zu läuten. Er sah erstaunt nach seiner Uhr. Noch nicht mehr als drei? Überall waren die Tage gleich unheimlich lang!

Erst in zwei Stunden konnte er anstandshalber einen neuen Versuch machen, Jytte und ihre Mutter zu treffen. Und was dann? Was würde geschehen, ehe die Sonne unterging? ... Vielleicht war er schon morgen wieder weit weg von hier.

Dort auf der Promenade, wo die Musik zu spielen begonnen hatte, glitt ein Strom von den vielen Flüchtlingen vor dem Winter dahin, die sich aus den Nebeln und der Kälte nördlich von den Alpen hier hinunter gerettet hatten. Glückliche Rekonvaleszenten humpelten an dem Arm eines Verwandten oder eines Dieners vorüber. In Rollstühlen saßen in Pelz gekleidete Greise mit Augen, denen vor der Dunkelheit graute; sie waren hier hinuntergereist, um noch ein Jahr Frist von der Gnade der Sonne und der Luft zu erbetteln. Verliebte Neuvermählte schwärmten in ihrem gesetzmäßigen Treiben mitten zwischen professionellen Tagedieben umher, die, übersättigt von den Wintervergnügungen der Großstadt, sich jetzt eine kleine Weile sommerlichen Freuden hingaben.

Großes Aufsehen erregten einige indianerrote Gestalten, Männer und Frauen, in einer Art Apostelbekleidung mit unbedecktem, wettergebleichtem Haar und nackten Füßen in Sandalen. Sie gehörten einer Gemeinde von modernen Steinaltermenschen an, die da oben in den Bergen in Erdhütten wohnten und, wie man erzählte, von Wurzeln lebten, während sie ihre Tage mit frommen Naturbetrachtungen ausfüllten. Trotzdem fehlten sie

nur selten hier zu der großen Promenadestunde, wo sie sich mit sichtlicher Befriedigung in dem Erstaunen ihrer früheren Zeitgenossen spiegelten.

Die kleine Gesellschaft von den Gästen des Parkhotels, die die Ruderfahrt unternommen hatte, war jetzt in den Bootshafen zurückgekehrt.

Jytte Abildgaard war eine der letzten, die an Land sprangen. Sie stand in ihrem weißen Kleid, in den pflaumenfarbenen Schal gehüllt, auf der Reeling, während so viele hilfreiche Hände nach ihr ausgestreckt wurden, daß sie um ein Haar ins Wasser gefallen wäre. Sie hatte wie gewöhnlich alle die Fremden durch die Natürlichkeit ihres Wesens und ihre nordische Frische zuerst in Erstaunen versetzt und dann bezaubert.

»Es kann doch unmöglich wahr sein, daß Sie sich aus Rücksicht auf die Gesundheit Ihrer Tochter hier im Süden aufhalten,« sagte die Frau eines amerikanischen Obersten zu ihrer Mutter, als sich nun die ganze Gesellschaft die Treppe hinauf nach der Promenade begab. »Sie sieht ja aus wie die personifizierte Gesundheit.«

Frau Abildgaard wußte kaum, was sie antworten sollte. In einem Augenblick wie diesem fand sie selbst ihre Angst töricht. Im übrigen hatte sie mit der Reise ebensowohl bezweckt, mit Torben Dihmer an einem Ort zusammentreffen zu können, wo man einigermaßen vor der Neugier der lieben Kopenhagener gesichert war.

Jytte ging eine Strecke vor der übrigen Gesellschaft her, begleitet von dem jungen Herrn Mohn; der war überglücklich, sie endlich von Herrn Oberverwaltungsgerichtsrat von Auen erobert zu haben, der sich sonst stets den Platz an ihrer Seite anmaßte. Der junge Mensch, der noch nicht zwanzig Jahre alt war, sah unheimlich aus in dem resedafarbenen Anzug nach neuester Mode und den Unterkleidern von violetter Seide. Es war nicht viel mehr von ihm übrig als das Skelett.

»Jetzt müssen Sie also meine Idee anhören, Fräulein Abildgaard. Es sollte ja eigentlich eine Überraschung für Sie sein, aber ich sehe mich doch gezwungen, sie Ihnen zu offenbaren, ehe ich reise. Heute abend um elf Uhr fahre ich also mit der ›Viktoria‹ hier vorüber. Und nun möchte ich gern von dem Kapitän die Erlaubnis erlangen, einige Raketen aufsteigen zu lassen, und dann wollte ich Sie bitten, mir die Freude zu machen, oben an Ihrem Fenster zu stehen und das mit anzusehen.«

»Um elf Uhr! Aber um diese Zeit liege ich hoffentlich schon in süßem Schlummer, Herr Mohn! Und das sollten Sie wohl auch lieber tun.«

»Wenn ich Sie nun darum, als um die allerletzte Gunstbezeugung bitte? Es soll ein Feuerwerk werden, das Ihrer würdig ist. Ich weiß, man kann diese Dinger beim Steuermann kaufen, wenn der Kapitän es erlaubt. Und das tut er immer bei stillem und klarem Wetter.«

»Herr Mohn! Was glauben Sie wohl eigentlich, was Ihr Herr Vater dazu sagen würde, daß Sie so viel schönes Geld ohne den geringsten Nutzen in die Luft hinaufwerfen?«

»Ohne den geringsten Nutzen? Wenn ich Ihnen eine Freude damit machen kann?«

»Ja, aber das können Sie nicht.«

»Nicht? ... Das ist schade. Was soll ich dann tun? ... Wollen Sie mir auch nicht erlauben, Ihnen zu schreiben, wenn ich nun nach Ägypten komme? Ich möchte Ihnen so gerne von alledem erzählen, was ich erlebe.«

»Sagen Sie mir doch, Herr Mohn, wie alt sind Sie eigentlich?«

»Die Frage stellt man einem Menschen in meinem Alter nicht – das wissen Sie recht gut. Wollen Sie mir nun erlauben, Ihnen zu schreiben?«

»Meinetwegen! Aber ich sage Ihnen im voraus, daß Sie keine Antwort erwarten dürfen. Ich kenne nichts Schlimmeres, als Briefe zu schreiben.«

»Die beiden Kamelien, die Sie da im Gürtel tragen, Fräulein Abildgaard, wollen Sie mir die als Erinnerung an Sie schenken? Wollen Sie das tun?«

Jytte konnte es nicht übers Herz bringen, nein zu sagen. Sie hatte Mitleid mit dem armen Burschen, der kaum mehr als drei Monate zu leben hatte.

Sie waren an die halbrunde Erweiterung des Spazierweges gelangt, wo die Musik auf einer Erhöhung aufgestellt stand. In dem Gedränge dort erblickte sie Generalkonsul Kolding, dessen beiden großen Vorderzähne aus weiter Ferne schimmerten. In der Hoffnung, ihm entgehen zu können, bog sie nach der Seite ab, – sie hatte eine Art Wasserscheu vor diesem großen Kraftmenschen mit dem unermüdlichen Känguruhlächeln – aber der Generalkonsul hatte sie schon entdeckt und steuerte gerade auf sie zu.

» Bon giorno! Bon giorno, Signorina! Sie haben wohl den vom Tode Auferstandenen gesehen?«

»Wen?«

»Gutsbesitzer Dihmer, natürlich! Wußten Sie denn nicht, daß er gekommen ist? Vor kaum einer halben Stunde ist er von hier fortgegangen. Ich hätte ihn übrigens beinahe nicht wiedererkannt. Er hat sich einen Vollbart zugelegt und sieht leibhaftig aus wie ein landesverwiesener Russe, der direkt aus Sibirien entsprungen ist.«

Jytte war einen Augenblick ganz weg gewesen vor Überraschung, aber der familiäre Ton des Generalkonsuls brachte sie schnell wieder zur Besinnung. Ohne ein Wort zu sagen, wandte sie sich von ihm ab und ging denselben Weg, den sie gekommen war, zurück, um zu ihrer Mutter zu gelangen. Als der junge Herr Mohn sich ihr anschließen wollte, verbat sie sich sehr bestimmt seine Begleitung.

Frau Abildgaard und die Frau des amerikanischen Obersten waren an der Treppe, die zu dem Bootshafen führte, stehen geblieben, um einigen halbnackten Kindern zuzusehen, die auf den sonnenheißen Steinen umhersprangen. Als Jytte sie erreichte, schob sie stillschweigend die Hand unter den Arm der Mutter, und nun gingen sie alle drei eine Weile weiter, ehe sie sich entschließen konnte, die Neuigkeit zu erzählen.

»Dann wollen wir lieber nach Hause gehen,« sagte die Mutter. »Es wäre doch fatal, wenn er uns aufsuchte, ohne jemand zu finden.«

Sie entschuldigten sich bei der Oberstin und entfernten sich durch eine der engen, halb unterirdischen Gassen, die von der Promenade nach der Stadt hinaufführten. Jytte ging noch immer Arm in Arm mit ihrer Mutter. Sie schritten schnell dahin, und keine von beiden sprach.

Jytte war kleiner als ihre Mutter, glich ihr im übrigen aber Zug für Zug. Wie die beiden da Arm in Arm gingen, während der Hut und der Schleier Frau Bertas silberweißes Haar verhüllte, hätte man sie gut für Schwestern halten können.

Sie wohnten nicht in dem großen Hotel selbst, sondern nahmen dort nur ihre Mahlzeiten ein. Sie hatten ihr Privatlogis in einer Villa, die einige Minuten von dort entfernt, ein wenig höher hinauf an dem Bergabhang lag. Sie bewohnten hier einen Salon im Erdgeschoß mit Eingang durch eine Loggia, und außerdem zwei kleine Schlafzimmer darüber.

Von einer Frau, die die Gartenwege harkte, erfuhren sie, daß ein fremder Herr dagewesen sei und nach ihnen gefragt habe. »Das ist Dihmer gewesen!« sagte Frau Abildgaard. »Wie fatal das doch ist!«

In der Loggia, die fast wie ein Zimmer möbliert war, fanden sie denn auch seine Karte mit einer hinzugefügten Hoteladresse.

»Ich glaube, ich schicke ihm gleich ein paar Worte hinüber. Ich werde ihn bitten, hierher zu kommen und mit uns zusammen zu essen. Was meinst du dazu?«

Jytte nickte nur und ging weiter ins Zimmer hinein. Hier löste sie den Hut und legte ihn auf eine Etagere. Und plötzlich preßte sie die Hand vor die Augen, ganz überwältigt von dem Gedanken an das, was nun so unabwendbar nahe war.

»Jetzt ist der Brief fort,« sagte die Mutter, als sie hereinkam. »Ich glaube, ich will hinaufgehen und mich gleich ankleiden. Dann ist wenigstens eine von uns unten, falls er vor der Speisezeit kommen sollte.«

Jytte hatte sich ans Klavier gesetzt und blätterte in einigen Noten. Sie saß noch da, als die Mutter eine halbe Stunde später zurückkam, zierlich gekleidet, in einem tiefvioletten seidenen Gewand mit einer langen Schleppe, die ihrer Gestalt viel Würde verlieh. In dem weißen Haar saß ein großer ziselierter silberner Kamm. Sie setzte sich in eine sonnige Ecke in der Loggia, wo ein Sofa aus Korbgeflecht mit Kissen stand. Man hatte von hier eine prächtige Aussicht über die Stadt, die sich hier oben von der Höhe aus wie ein einziger großer Park ausnahm, an der äußersten Grenze von einer blauweißen Mauer – dem Meer – umfriedigt.

Sie saß eine Weile in Gedanken versunken da, eine zusammengefaltete Zeitung im Schoß, verwundert und ein wenig beunruhigt darüber, daß Jytte in einem Augenblick wie diesem dasitzen konnte, ganz erfüllt von ein paar dummen Noten.

»Ach hör einmal,« sagte sie schließlich, »setze dich ein wenig hierher, mein Kind.«

Jytte trat in die Tür.

»Hast du gerufen?«

»Ja, komm ein wenig hier heraus! Ich möchte gern etwas mit dir bereden.«

»Hat das nicht Zeit, Mutter? Ich muß wohl hinaufgehen und mich umkleiden.«

»Ach, fünf Minuten kannst du schon damit warten. Setze dich hier neben mich und laß uns vernünftig zusammen reden.«

Jytte nahm etwas unwillig Platz und schob ein Kissen hinter ihren Rücken.

»Was willst du denn?«

»Du brauchst doch nicht gleich so wütend auszusehen. Ich wollte dich nur fragen, ob du verstanden hast, weswegen Torben Dihmer gerade hierher gekommen ist; er hätte ja so viele andere Orte für seine Nachkur wählen können.«

»Du meinst, es geschieht um unsertwillen?«

»Was meinst du selbst?«

»Ja, das habe ich natürlich auch gedacht. Du und er, ihr habt ja immer so gut miteinander plaudern können. Ihr habt so viele gemeinsame Interessen: Politik, Sozialökonomie und wie es alles heißen mag.«

»Jetzt sollst du keinen Unsinn reden, Jytte. Wenn ich dich frage, so geschieht es, weil ich wieder einmal nicht klug daraus werden kann, wie es in einem gewissen Punkte in Wirklichkeit mit dir bestellt ist. – Sage mir, mein Kind, weißt du es wohl eigentlich selbst?«

Frau Berta legte ihre Hand auf die der Tochter; es war dies ein zartes Werben um ihr Vertrauen, aber Jytte war gleichsam überempfindlich jeder Berührung gegenüber und zog ihre Hand zurück. Jetzt finde ich, wir haben genug über Dihmer geredet, Mutter. Du weißt gewiß gar nicht, daß du die letzten vierzehn Tage fast von nichts weiter gesprochen hast.«

»Ja, jetzt will ich richtig Bescheid wissen. Und laß mich einmal ganz offen mit dir reden! Siehst du, mein Kind, du hast dein Herz ja immer vor andern, auch vor mir, unter Schloß und Riegel gehalten; aber ich glaube, doch ein wenig Bescheid darüber zu wissen, wo deine Gedanken diese letztem Jahre gewesen sind. Ich habe auch den Ausdruck in deinem Gesicht nicht vergessen können an jenem Abend im vergangenen Herbst, als Vetter Asmus aus Favsingholm zurückkam mit der großen Neuigkeit über Torben Dihmer. So strahlt ein Mensch nur, wenn ihm seine abenteuerlichste Hoffnung durch ein Wunder erfüllt wird. Aber jetzt in der letzten Zeit ... ja, ich mag mich irren, und hoffentlich tue ich es, aber ich habe ein Gefühl gehabt, als wenn ein anderer Mann deine Gedanken reichlich viel beschäftigt hat, falls du nämlich die Absicht hast, Torben Dihmer dein Jawort zu geben.«

Jytte wandte das Antlitz erstaunt der Mutter zu.

»Wer sollte das nur sein?«

»Weißt du wirklich nicht, an wen ich denke?«

»Ist es jemand, mit dem wir hier verkehren?«

»Ja.«

»Vielleicht der Generalkonsul?«

»Ach, Unsinn! Du weißt ja doch recht gut, wen ich meine. Herrn von Auen!«

»Ja, dann ist er es wohl. Aber wie kommst du eigentlich darauf?«

»Ach, das ist doch nicht so sonderbar. Ihr seid ja soviel miteinander spazieren gegangen. Die Leute fangen schon an, darüber zu reden, wie ich bemerkt habe.«

»Nun ja, ich finde ihn unterhaltend. Aber du magst nun einmal die Deutschen nicht, Mutter! Du gleichst auch in dieser Beziehung Vater. Ich bin gern mit ihm zusammen – das gestehe ich offen. Ich finde, er ist der einzige von allen, die wir hier unten getroffen haben, von dessen Unterhaltung man eine Ausbeute hat.«

»Du meinst nicht ein Wort von alledem, was du da sagst, Jytte.«

»Warum fragst du mich dann? Und warum soll ich absolut ins Verhör?«

»Wie gereizt du doch bist, Jytte!«

»Du hättest mich ja in Ruhe lassen können!«

Sie wollte aufstehen, aber die Mutter hielt sie zurück.

»Was hast du doch nur, Kind? So kenne ich ja dich gar nicht!«

»Laß mich jetzt, bitte, gehen, Mutter! Ich muß hinauf. Laß mich, bitte, gehen!«

»Jytte, was hast du eigentlich? Vertraue dich doch deiner Mutter an.«

Sie nahm ihren Kopf in beide Hände und sah ihr in die Augen. Da tat sich ein hoffnungsloser Abgrund vor Jytte auf. Unter den zitternden Wimpern quoll eine Träne hervor, und sie sank der Mutter an die Brust.

»Ach – Mutter!«

Frau Berta wußte bald nicht mehr, was sie davon denken sollte. Es war ihr etwas ganz Neues, Jytte sich so hingeben zu sehen. Sie konnte sich nicht erinnern, wann sie sie zuletzt hatte weinen sehen.

»Liebes Kind, was hast du nur einmal?«

»Nichts! Nichts! ... Ich wollte nur ...«

»Was wolltest du, Jytte?«

»Ach – wäre ich nur damals als kleines Kind gestorben!«

Die Antwort beruhigte Frau Berta. Sie mußte sogar lächeln. Diese düstere Anrufung des Todes erweckte Erinnerungen in ihr aus ihrem eigenen jungen Liebeslenz, als das Leben zu schwindelnd reich erschien und das Glück zu groß, als daß das Herz es hätte tragen können, ohne zu brechen.

Sie streichelte Jytte über das Haar und fragte: »Sage mir doch, mein Kind, vertraue mir unter dem feierlichen Gelöbniß des Schweigens an ... liebst du Torben Dihmer?«

Es erfolgte keine Antwort.

»Liebst du ihn, Jytte?«

»Ja,« kam es wie ein Seufzer von tief, tief da drinnen.

»Aber dann ist ja alles so, wie es sein soll! Was hast du da für Grund zu weinen?« sagte die Mutter, während die hellen Tränen ihr selbst an den Wangen herabperlten. Stürmisch umarmte und küßte sie die Tochter, die widerstrebend und schließlich mit offenbarem Unwillen ihre Liebkosungen hinnahm.

»Laß mich jetzt hinaufgehen, Mutter! Es könnte jemand kommen.«

»Ja, geh – mein Kind! Geh! Torben Dihmer soll dich nicht gern das erste Mal mit roten Augen sehen.«

Frau Berta bereute jetzt, daß sie überhaupt mit Jytte von diesem Herrn von Auen gesprochen hatte; aber Jytte war selbst nicht ohne Schuld daran, daß ein Verdacht in ihr aufgestiegen war. Mehrmals in der letzten Zeit, wenn sie da drinnen saßen und Dämmerstunde bei ein wenig Feuer im Kamin hielten und sie ihre Gedanken bei einem andern glaubte, konnte Jytte auf einmal anfangen, auf eine Weise von dem Deutschen zu reden, als wolle sie durchaus Entschuldigungen für alles das bei ihm finden, was die

Leute abstieß. Aber das war, gottlob! also nur blinder Lärm gewesen. Wenn sie sich nun verheiratete und einen wirklichen Zweck für ihr Leben erhielt, würde ihre alte Gesundheit schon zurückkehren. Das Glück der Liebe war ja doch die beste Medizin. Das wußte sie aus eigener Erfahrung. – –

X

Jytte saß, völlig angekleidet, vor dem Spiegel oben in ihrem Zimmer. Sie gehörte zu den Brünetten, denen alles steht und die deswegen leicht gleichgültig in bezug auf ihr Äußeres werden. Ohne viel zu überlegen, hatte sie ein bronzefarbenes Seidenkleid mit Unterärmeln aus weißen Spitzen aus ihrem Kleiderschrank genommen. An der Brust hatte sie eine Nadel mit einem Saphir befestigt. Sonst trug sie weder Ringe noch andern Schmuck.

Sie saß zurückgelehnt da, die Hände im Schoß, und starrte auf ihr eigenes Bild im Spiegel. Saß da gedankenvoll versunken, mit einem finsternen, grübelnden Ausdruck, den nur sie selbst kannte.

Sie konnte sich nicht erholen von ihrem Erstaunen und der Scham über die Szene, die sie da unten bei der Mutter zum besten gegeben. Es war die alte Angst, die sie wieder befallen hatte – die Furcht, daß die Liebe, die sie für Dihmer empfand, nur Phantasterei und Selbstbetrug sei, wie so traurig viel anderes in dieser Welt der schönen Einbildungen! Das »Ja«, das die Mutter ihr entlockt, hatte sie mit einem Gefühl gesprochen, ungefähr so, als wenn man sich im Traume von einem schwindelnd hohen Turm herabstürzt.

Wenn Torben Dihmer nur ganz in sie hineinsehen könnte und sie nicht ein klein wenig anders glaubte, als sie in *Wirklichkeit* war! Aber das Unglück wollte ja, daß sich die Leute immer so verkehrte Vorstellungen von ihr machten, immer von der »klugen« Jytte Abildgaard, von der »überlegenen« Jytte Abildgaard sprachen. Und dabei war sie doch so hilflos ängstlich, wie ein kleines Mädchen in einem verzauberten Wald, sobald es sich um eine Entscheidung handelte.

Beständig hatte man ihr erzählt, daß sie ihrer Mutter gleiche, und nicht allein äußerlich. Das hatte auch Dihmer einmal gesagt. So wenig wußte er Bescheid! Denn es bestand ein ebenso großer Unterschied zwischen ihnen wie zwischen einem reifen Weizenfeld mit Kornblumen und Mohnblumen und einem von diesen dichten dunklen Dornestrüppen, in die hineinzusehen unheimlich war. Sobald sie selbst versuchte, in die Urwaldtiefe ihres Wesens einzudringen, erfaßte sie eine Art panischen Schreckens. Es war weder Weg noch Steg da drinnen, aber es wimmelte von Gespenstern und wandernden Schatten. Und wilde, rote Raubtieraugen starrten aus der Finsternis heraus. Und das alles sollte Torben Dihmer kennen. Ihr ganzes Leben sollte offen vor ihm liegen, soweit sie es selbst verstand. Und dann sollte er ihr sagen, ob er sie trotzdem liebhaben konnte ...

Still! Unten auf dem Kies ertönten Fußtritte. Sie brauchte sich nicht vorzubeugen, um zu sehen, wer es war. Sie wußte es sofort. Ehe sie noch die Schritte erkannt hatte, *fühlte* sie, daß er es war.

Es ward so feierlich still in ihr. Sie rührte sich nicht. – Nun hörte sie seine Stimme. Die Mutter war hinabgegangen, um ihn zu empfangen. Sie mußten gerade unter ihrem Fenster stehen. Vorsichtig erhob sie sich und guckte hinter der Gardine hinaus. Ja, da stand er! Ein großer bärtiger Herr mit einem hellgrauen Sommermantel, der lose über

dem Gesellschaftsanzug hing. Ein fremder Mann. Ach ja, wie hatte er sich verändert! Gutsbesitzer Dihmer also. *voilà tout!*

Unwillkürlich blieb ihre Aufmerksamkeit an den Zügen in seinem Gesicht hängen, die sie nie hatten begeistern können: die kleinen Augen, die so unerlaubt dicht beieinander saßen, die ein wenig vierschrötige Nase und – ach! – diese meilenlangen Wangen! Wie war es nur zugegangen, daß sie sich in diese groteske Maske verliebt hatte. Und dann hatte er sich zum Überfluß noch all diesen Bartwuchs zugelegt!

Sie hatte nur den einen Wunsch, von dem Ganzen weglaufen zu können!

Nun gingen sie hinein, und sie hörte seine und der Mutter durcheinander tönende Stimmen unter ihr. Es klang auf einmal so traulich. So waren ihre Stimmen ihr oft in der Dronningens Tvärgade erklingen, wenn sie in ihrem eigenen Zimmer saß und schmollte, weil sie so eifrig in ihrer Unterhaltung über Politik und all das andere geworden waren, für das sie selbst nicht das geringste Interesse hatte. So war sie ja nun einmal! Ganz ekelhaft wütend hatte sie werden können. Allen Ernstes eifersüchtig auf die eigene Mutter. Hatte man je so etwas gehört? Aber so war sie! Und so sollte Torben Dihmer sie kennen lernen!

Sie stand wieder vor dem Spiegel. Auf dem Toilettetisch lagen drei dunkelrote Rosen, die sie im Garten gepflückt hatte, während die Mutter hier oben war und sich umkleidete. Es hatte ihr so etwas vorgeschwebt, daß sie ihm die eine bei der Ankunft überreichen und die beiden andern am Busen tragen wollte. Sie begriff das jetzt nicht mehr! Mit ein paar munteren Worten hätte sie es vielleicht tun können; das romantisch Feierliche war nun einmal nicht ihre Sache!

Einen Augenblick stand sie mit den Blumen in der Hand da und bekam wieder ihren trübseligen, grübelnden Ausdruck.

Ja – dachte sie. Es war vielleicht ihr eigentliches und ausschlaggebendes Unglück, daß sie nie Worte für das fand, was sie im tiefsten Innern bewegte. Deswegen war sie so einsam im Leben geblieben, trotz all ihrer vielen Bekanntschaften. Sie war in der Beziehung wie die verwunschene Prinzessin im Märchen beschaffen. Jedesmal, wenn sie den Mund auftrat, sprang eine Kröte heraus.

*

... Frau Berta und Torben Dihmer waren indessen in den Garten hinausgegangen. Frau Berta wollte ihm die schöne Aussicht zeigen, ehe die Sonne hinter den genuesischen Hügeln versank. Aber Torbens Gedanken waren in der Villa geblieben. Jeder Laut von da drinnen ließ ihn die Ohren spitzen, und je länger es währte, ehe sich Jytte blicken ließ, um so nervöser und abwesender ward er.

Um den Gürtel der Unverletzbarkeit in Bereitschaft zu haben, hatte er auf dem Wege hierher viel an die beiden schönen Damen gedacht, die er in Wiesbaden kennen gelernt hatte: eine junge schwedische verwitwete Baronin von Platen, eine hirschähnliche Erscheinung auf hohen Beinen, und eine deutsche Künstlerin, Fräulein Steinbach, die jetzt in München war. Namentlich die letztere hatte ihm viel Freundlichkeit erwiesen und ihn sogar eingeladen, sich an einer privaten Gesellschaftsreise um die Erde, die einige von ihren Freunden geplant hatten, zu beteiligen. Sie war eine brünette Schönheit mit Augen wie ein Paar Zwillingsskirschen, lebhaft und gutmütig.

Er sagte zu sich selbst: »Was willst du eigentlich hier? Die Erde wimmelt von schönen Frauen, und mehr als eine hat die Arme nach dir ausgestreckt. Warum denn gerade dieses kleine geheimnisvolle Mädchen, das dich schon ein paarmal gedemütigt hat?«

Da hörte er sie auf die Loggia hinauskommen. Einen Augenblick stand sie lächelnd auf der untersten Stufe der Treppe im Schein der sinkenden Sonne und hielt eine Hand beschattend vor die Augen. Das bronzebraune seidene Kleid gleißte in dem tiefen Abendbrand wie fließendes Gold.

Mit einem muntern Gruß ging sie ihm entgegen, sagte guten Tag und Willkommen und: »Wie nett ist es, Sie wieder zu sehen!« und gab schnell seine Hand frei.

Torben hatte sich stumm vor ihr verneigt. Er war noch nicht recht imstande, sich zu sammeln.

»Mutter hat Ihnen wohl schon schnell unsere Herrlichkeiten gezeigt?« sagte sie. »Wohnen wir nicht schön?«

»Ja, prächtig! Es ist eine wirklich ungewöhnliche Aussicht!«

»Und *ich* habe die Wohnung entdeckt ... nicht wahr, Mutter?«

Als sie die verwunderte und mißbilligende Miene der Mutter sah, merkte sie nun selbst den Mißton, der in ihren Worten lag.

Wieder eine Kröte! dachte sie und wurde still.

Sie gingen ins Zimmer zurück, wo die Unterhaltung schnell zu einer gewöhnlichen Konversation erstarrte. Frau Berta fragte Torben nach Wiesbaden und seiner Kur aus, und er erzählte darüber, was ihm gerade einfiel, ohne seine eigenen Gedanken preiszugeben. Jytte saß für sich in einem Schaukelstuhl und wandte fast beständig das Gesicht ab, um nicht seinem Blick zu begegnen, der – das merkte sie sehr wohl – während der ganzen Zeit auf der Jagd nach dem ihren war. Sie hatte eine sonderbar schwebende Empfindung von sich selbst. Die Gedanken galoppierten durch ihren Kopf ungefähr so, wie wenn sie auf einem Ball ein wenig zu reichlich von dem Champagner genippt hatte. Das Herz schlug wild.

Es dämmerte in der Stube. Sie sprachen von Generalkonsul Kolding und seiner Frau, von Promenadenkonzerten und ein wenig von heimatlichen Verhältnissen.

Torben empfand die Luft im Zimmer bedrückend. Er war nicht darauf vorbereitet gewesen, Jytte und ihre Mutter so unverändert zu treffen. Es war ihm, als ob er in einem Traum drei, vier Jahre zurückgeführt sei. Gespensterhaft durchlebte er wieder die entschwundenen Tage in der Dronningens Tvärgade und merkte mit steigender Hitze im Blut, wie die alte, unglückliche Verliebtheit ihn wieder in ihr Nessushemd einzuspinnen begann.

Jetzt ertönte der Gong unten vom Hotel her.

»Ja, dann müssen wir gehen,« sagte Frau Berta, die Mühe gehabt hatte, die Unterhaltung im Gange zu halten. »Du holst mir wohl meinen Umhang, Jytte.«

Während der folgenden Stunde saßen sie zusammen mit ein paar hundert festlich gekleideten Menschen von allen Nationalitäten in dem Speisesaal des Hotels in einem Lichtmeer aus vier mächtigen Kronleuchtern. Man speiste an kleinen blumengeschmückten Tischen, und zwar hatte jede Familie ihren Tisch und ihren

Diener. Der tausendäugige Chef der Anstalt leitete selbst das Servieren. Zu gedämpfter Musik eines verborgenen Orchesters wurde eine Reihe von Speisekunstwerken aufgetragen, die sowohl dem Auge als dem Gaumen schmeichelten: eine bernsteingelbe Suppe mit kleinen rubinroten und smaragdgrünen Klößen, eine Pastete in Form einer voll aufgetakelten mittelalterlichen Galeasse, ein Turm aus Fischrücken in Mayonnaise aufgemauert, mit Zieraten von gekochtem Krebs und Zitronenscheiben – alles in allem ein Dutzend Gerichte, bei denen die Damen sich meistens mit dem Vorgeschmack begnügten, den der Anblick gewährte.

Frau Berta und Jytte saßen mit ihrem Gast in einer der Ecken des Saales. Als der Chef auf seiner Runde dort vorüberkam und sah, daß gegen die Gewohnheit Champagner auf ihrem Tisch stand, verneigte er sich anerkennend. Der würdige Herr, der selbst mehrfacher Millionär war, setzte höflich voraus, daß seine sämtlichen Gäste es ebenfalls seien, wünschte aber, daß sie es auch durch die Tat bewiesen.

Trotz des Champagners und der Feststimmung im Saal war Torben noch immer gleich schwer zu unterhalten, und das Bewußtsein davon quälte ihn selbst. Frau Berta war schließlich nahe daran, die Geduld zu verlieren. Asmus Hagen hatte sie freilich darauf vorbereitet, daß der Freund ein wenig sonderbar geworden sei. Aber was für ein Buhmannesicht war denn das? Sie erkannte ihn gar nicht wieder.

Auf Jytte übte Torbens stummes Wesen dahingegen eine ganz entgegengesetzte Wirkung aus. Er machte sie selbst still. Obwohl er auch für sie ein anderer geworden war als ehemals, fühlte sie ihn nicht mehr als einen Fremden, und diese gesellschaftliche Unbeholfenheit bei dem früher so weltgewandten Manne erweckte alle ihre alte Zärtlichkeit von neuem. Sie fand außerdem, daß er schöner geworden war. Dieser üppige, wellige Bart kleidete ihn wirklich. Er glich einem griechischen Gott.

Während die Mutter und er wieder von Wiesbaden zu sprechen begannen, saß sie da und sah in den Saal hinaus, ohne der Unterhaltung zu folgen. Trotzdem war sie nicht unaufmerksam. Aber es war nur die Stimme selbst, der sie lauschte, diese glockentiefe Männerstimme, die schon, als sie erst halberwachsen war – in ihrem zweiten gemeinsamen Sommer auf Storeholt – ihre Scheu wachgerufen hatte. Sie entsann sich dessen noch sehr wohl! ... Übrigens hatte auch die Stimme sich nicht wenig verändert. Es war etwas Sprödes in den Klang gekommen. Man konnte es ihr anhören, fand sie, wie er in diesen Jahren schweigend gelitten hatte.

Nach Tische versammelten sich die Gäste draußen in der großen Halle, die den mittleren Teil des ganzen Gebäudes einnahm und von einer mächtigen Glaskuppel überdacht war. Hier wurden die Toiletten gezeigt. Die elegantesten und am tiefsten ausgeschnittenen Damen brachten sich mildtätig in den breiten Korbstühlen an, wo die Herren umhergingen, das Monokel ins Auge geklemmt, und die ausgestellten Büsten als Kenner beurteilten.

Da waren Leute aus vielen Ländern, und jede Nationalität hatte ihre Manieren, aber das gewaltsame elektrische Licht setzte ihnen allen dieselbe Totenmaske auf. Da waren korpulente Börsenmänner aus Berlin und Wien, nervenmüde amerikanische Fabrikdirektoren, die in den tiefen Stühlen duselten, erloschen und leblos, gleich abgekoppelten Maschinen. Und da waren ein paar von diesen die Länder durcheilenden jungen Lebemannern, die am Tage die Wege mit ihren fauchenden Automobilen

unsicher machten und des Abends Nervosität in den Hotels verbreiteten, in Gesellschaft ihrer Frauen oder Geliebten in kühner Halbnacktheit, von Diamanten illuminiert. Aber da waren auch wohlhabende Männer von der alten Schule und einfache Wurstfabrikanten mit ihren Frauen, die still an den Wänden saßen und die Freuden der Tafel ausschwitzten. Da war außerdem ein armenischer Priester, ein hindustanischer Plantagenbesitzer aus Ceylon und zwei von den Söhnen des Himmels, die mit ihren prachtvollen Seidengewändern Aufsehen erregten.

An der einen Längsseite des Saales war eine Erhöhung, auf der jeden Abend eine Reihe von Artisten zur Unterhaltung der Gäste beim Kaffee und der Zigarre auftraten. Das Programm wies an diesem Tage einen Negerkomiker, neapolitanische Tänzer, einen Tirolerchor und ein Tintamaresque-Theater auf. Als Einleitung machte das Orchester des Hotels die Honneurs mit einem flotten Musikstück.

Torben hatte seine Damen zu einem der langen Sofas an der Wand geführt.

Unter so vielen Luxusfrauen der großen Welt nahm sich die dänische Ministerwitwe mit ihrer Tochter bescheiden aus. Aber überall, wo sie sich blicken ließen, erweckten ihre schönen Erscheinungen doch stets Aufmerksamkeit und hinterließen ein Kielwasser von interessiertem Flüstern und Fragen. Jetzt erregt Torbens Auftauchen erhöhte Neugier, und um zu erfahren, wer er sei, kam der Oberverwaltungsgerichtsrat von Auen zu ihnen hin und ließ sich vorstellen.

Torben war indessen von seinem Freund, dem Generalkonsul, entführt, der ihn absolut seiner Frau vorstellen wollte. Sie saß auf einem der Sofas an der entgegengesetzten Wand und entpuppte sich als eine ein wenig kurzhalsige Dame in einer Art griechischem Gewand und mit einem Kneifer.

»Ich heiße Sie willkommen hier im Sonnenland,« sagte sie auf eine Weise, als sei sie hier die Wirtin. »Ja, Sie sehen so aus, als wenn Sie es nötig hätten, die liebe Sonne zum Freund zu bekommen. Aber das haben wir ja alle nötig.«

Im selben Augenblicke entstand eine Bewegung ringsumher im Saal. Alle sahen nach der großen vergoldeten Treppe hinüber, die in einer der Ecken des Saales zu dem ersten Stockwerk des Hotels hinaufführte. Eine kleine ältliche Dame mit emalliertem Gesicht und jugendlichen Locken bewegte sich langsam am Arm einer Krankenpflegerin die Stufen hinab. Eine Kammerjungfer trug ihre Schleppe von apfelgrünem Samt, und hinterdrein folgte ein Diener mit einem winzig kleinen Hund, der mit erhobenem Kopf in einem ausgepolsterten Korb saß und gebildet um sich sah.

Diese geputzte Leiche, die einem der regierenden Fürstenhäuser angehörte, aß aus Etiketterücksichten in ihren eigenen Zimmern, stellte sich aber regelmäßig zu der Varietéunterhaltung ein. Mit etwas Mühe wurde die hohe Dame in einem Lehnstuhl mitten vor die Bühne gesetzt, der Korb mit dem Hund wurde auf ihren Schoß gestellt, und sie erteilte dann eine kurze Cour, ehe die Vorstellung begann.

Jetzt ertönte eine Glocke. Der erste Artist stand, sich tief verbeugend, auf einer Erhöhung. Es war ein häßlicher kleiner Zwergmulatte in Frack, weißer, seidener Weste, Lackschuhen und weißen Handschuhen. Ein Affe in Dress.

Torben ergriff sogleich die Gelegenheit, sich von der Generalkonsulin zurückzuziehen, die einen Vortrag über die Wiedergeburt des Menschengeschlechts durch das

Wellersche System begonnen hatte. Aber auf dem Rückweg zu seinen Damen wurde er von Direktor Zaun angehalten, der eine Unterredung mit ihm über die politischen Verhältnisse daheim wünschte.

Der Zeitpunkt war unglücklich gewählt. Torben hatte gerade entdeckt, daß Herr von Auen während seiner Abwesenheit den Platz auf einem Stuhl neben Jytte eingenommen hatte und sie eifrig unterhielt. Das war ihm um so peinlicher, als er glaubte, den lächerlich aussehenden Mann als einen von Jyttes Kavalieren vom Vormittag wiedererkennen zu können.

»Übrigens habe ich Ihnen einen frischen Gruß von einem gemeinsamen Bekannten zu bringen,« sagte Direktor Zaun, »nämlich von Professor Asmus Hagen. Er ist mein Arzt. Der Professor teilte mir mit, daß ich Sie wahrscheinlich hier treffen würde. In den Tagen des Aprilvereins hatte ich häufig das Vergnügen, mit Ihnen und dem Professor zusammen zu sein.«

In der beständigen Hoffnung, wiedererkannt zu werden, hatte der Direktor seinen goldenen Kneifer abgenommen und zeigte Torben sein nacktes Gesicht. Und wirklich tauchte einen Augenblick ein flüchtiges Erinnerungsbild in dem Hintergrund von Torbens Bewußtsein auf. Er sah vor sich den niedrigen, rauchgefüllten Saal des Aprilvereins mit einer heulenden und miauenden Versammlung vor einer Rednertribüne, auf der dieser kleine schwarzbärtige Mann stand und leidenschaftlich gestikuliert.

Direktor Zaun fuhr fort zu reden, obwohl von den Leuten in ihrer Nähe ein paarmal der Versuch gemacht war, sie zum Schweigen zu bringen. Jetzt wandte sich ein dicker, kahlköpfiger Herr mit einem Schweinsrüssel erbittert um und verlangte Stille.

Sie hatten beide nicht bemerkt, daß es allmählich ganz still im Saal geworden war. Der schwarzgraue Artist, dessen Spezialität es war, Tierlaute nachzuahmen, spielte in diesem Augenblick einen Mann auf dem Fliegenfang. Leibhaftig ahmte er das Summen einer sorglos umherfliegenden Schmeißfliege nach, und als er das vorgebliche kleine Geschöpf gefangen hatte, hörte man erst ein wütendes Summen in seiner geschlossenen Hand, dann einen zischenden Kampf um Befreiung, indem er es an dem einen Flügel hervorholte. Schließlich zertrat er das Phantom unter der Spitze seines beschleiften Lackschuhs, und als man das schwache, feuchte Svi-vit hörte, womit der Brummer den Geist aufgab, jubelte der Saal, und der Herr mit dem Schweinsrüssel klatschte wie ein Rasender.

Statt zu seiner Gesellschaft zurückzukehren, war Torben in die Lesezimmer gegangen, die in diesem Augenblick ganz leer waren. Er warf sich in einen der großen Lederstühle und überließ sich völlig seiner mißmutigen Stimmung.

Er saß dort mit demselben Gefühl, das er so oft in Wiesbaden gehabt hatte, als ob ihn ein Alpdruck plage und er nicht erwachen könne. Das Ganze erschien ihm so unwirklich, als sei alles dies mit seiner Genesung eine Einbildung gewesen und er selbst schon längst gestorben und in die Unterwelt geführt – hinabgestürzt in das Reich der Verdammten, um hier von der Erinnerung an seinen unterschätzten Frieden und sein Glück in der Krankenstube von Favsingholm gequält zu werden. Und nun hatte er obendrein die ganze Lächerlichkeit einer unglücklichen Verliebtheit mit sich umherzuschleppen. Diese verkrüppelte Jugendliebe hatte sich da oben in der Einsamkeit in seinen Organismus eingefressen wie das Gift aus einer alten Wunde.

Während Jytte da drinnen mit ihrem deutschen Freund saß und sich offenbar sehr heimisch in diesem Schattenreich fühlte, saß er hier und seufzte wie der verschmähte Ferdinand in einer Operette. Das war das Ergebnis von des klugen Asmus Zauberkünsten! Sein Leichenhemd hatte er mit einer Narrenkappe vertauscht. Was war dabei gewonnen? ...

Drinnen im Saal war der Neger von einigen brünetten Tänzern abgelöst, die zu der Begleitung von Kastagnetten und Tamburinen schrien und mit den Füßen um sich stießen. Die Männer traten mit offenstehenden Hemden und Schwimmhosen auf, die Damen mit einem kurzen seidenen Rock über fetten Beinen in fleischfarbenem Trikot. Das hieß auf dem Programm ein neapolitanischer Volkstanz.

Jytte fing an, über Torbens Verschwinden ängstlich zu werden. Sie hatte ihn im Auge behalten, als er der Generalkonsulin vorgestellt wurde, wie auch später, als er dastand und mit Direktor Zaun sprach. Sie hatte Herrn von Auens viele Liebenswürdigkeiten überhaupt nicht angehört und sich nicht einmal die Mühe gegeben, ihre Geistesabwesenheit zu verbergen.

Sein Fortgehen beunruhigte sie besonders, weil sie eine Empfindung hatte, daß es eine Demonstration war. Namentlich dieser Varietéhumbug war ihm sicher zuwider. Die Gesellschaft mißfiel ihm offenbar. Sie saß gerade da und überlegte, ob sie es ihrer Mutter nicht mitteilen sollte, daß Torben Dihmer gegangen sei. Es war ja auch möglich, daß er krank geworden ...

Im selben Augenblick sah sie ihn in der Tür zu den Lesezimmern erscheinen, und obwohl seine Miene gleich ernsthaft war, durchströmte sie eine Freude, so daß der Glanz der Augen ihr geheimes Glück verriet. Sie wußte es selbst nicht, aber Herr von Auen wurde sich nun endlich klar über die Sachlage, und sogleich war seine Liebenswürdigkeit verschwunden.

Als er Torben sich nähern sah, erhob er sich, verneigte sich vor den Damen und wandte darauf dem Nebenbuhler seinen pomadisierten und gescheitelten Nacken mit höfischer Unverschämtheit zu.

Die Damen auf der Tribüne in den kurzen Röcken und ihr gemeinsames Gekreisch genierten Jytte plötzlich, weil Torben zugegen war. Sie flüsterte der Mutter zu, ob sie nicht gehen wollten.

»Dies ist wirklich ekelhaft,« sagte sie. »Ich glaube auch nicht, daß es Torben Dihmer amüsiert.«

Frau Berta nickte.

Nach einer Weile erhoben sie sich alle drei und gingen.

Draußen war heller, weißer Mondschein. Es sah so aus, als läge eine dünne Schneeschicht über dem Erdboden. Trotz der Palmen und der dichten Laubbäume war die Aussicht über die Stadt ganz winterlich in diesem Licht.

Nur Frau Berta bemerkte es und sprach darüber. Sie ging voran auf dem schmalen Weg, der in Windungen unter breiten Schirmpinien zu der Villa hinaufführte. Die beiden anderen gingen schweigend hinterdrein.

Torben hatte beschlossen, zu reisen. Er glaubte, jetzt so viel zu wissen, wie er brauchte, und er empfand es fast als Erleichterung, daß er Klarheit erhalten hatte. Und da kein Grund vorlag, der Form halber die Qual für einen der Teile zu verlängern, wollte er schon am nächsten Tage abreisen und jeglicher Auseinandersetzung aus dem Wege gehen.

An der Gittertür, die zu dem Garten der Villa führte, sagte er gute Nacht.

»Wollen Sie schon gehen? ... Nun ja, Sie haben die Berechtigung, müde von der Reise zu sein,« sagte Frau Berta. »Sagen Sie mir doch, Sie haben sicher das Hotelleben satt, nicht wahr? Wollen Sie uns nicht die Freude machen, Ihren Morgentee hier zusammen mit uns zu nehmen? Wir lassen ihn uns hier ganz für uns servieren, und dann ist es hier wirklich sehr gemütlich. – Nein, jetzt dürfen Sie nicht nein sagen! Also auf Wiedersehen um neun Uhr.«

Ohne seine Antwort abzuwarten, ging sie hinein. Als nun aber auch Jytte gute Nacht sagte und die Hand aus dem Abendmantel streckte – ganz wie an jenem Abend vor der Haustür in der Dronningens Tværgade –, da hielt er sie einen Augenblick zurück.

»Ich möchte Sie bitten, Ihrer Frau Mutter zu sagen, daß sie mich morgen nicht erwarten soll.«

»Sie kommen nicht?«

»Nein ... ich reise ab.«

»Sie reisen ab? Aber Sie sind ja doch eben erst gekommen!«

»Ja, es war ein Mißverständnis meinerseits, diesen Ort zur Erholung zu wählen. Das sehe ich jetzt sehr wohl ein. Es ist zu früh. Ich bin noch nicht genügend akklimatisiert.«

»Aber was haben Sie nur einmal?«

Es kam wie ein Ausbruch, unversehens, fast ängstlich.

Torben lauschte. Hatte er recht gehört?

Er behielt ihre Hand und sah sie prüfend an.

»Bin ich Ihnen wirklich gar nicht lästig? Ich meine ... Sie haben doch gewiß schon so viele Freunde hier. Darf ich wie in alten Zeiten bei Ihnen aus und ein gehen?« ...

»Ja – natürlich!« sagte sie, suchte aber doch jetzt ihre Hand zurückzuziehen. »Dann kommen Sie also morgen.«

Er hatte sie im Mondschein tief erröten sehen. Aber um seiner selbst willen wagte er trotzdem nicht, noch mehr zu fragen. Seine Gedanken waren mit ihm durchgegangen. Aus Furcht, die Selbstbeherrschung zu verlieren, begnügte er sich damit, sich über ihre Hand zu beugen und sie ehrerbietig zu küssen.

»Danke,« sagte er.

Mit entblößtem Haupt hielt er die Gitterpforte für sie offen, während sie hineinging.

Und ohne es selbst zu wissen, blieb er mit dem Hut in der Hand stehen, solange der Laut ihrer Schritte auf dem kiesbelegten Gartengang zu hören war ...

Drinnen im Zimmer hatte Frau Berta die Lampe angezündet und saß schon mit einer Zeitung da. Sie sah nicht auf, als Jytte hereinkam, sondern tat, als sei sie ganz von der

Lektüre in Anspruch genommen.

Jytte war ihr dankbar für diese Verstellung. Sie hatte sehr wohl bemerkt, daß die Mutter ein wenig enttäuscht von Dihmer war; deswegen war sie bange, daß sie anfangen könne, von ihm zu reden.

»Ich glaube, ich gehe gleich zu Bett,« sagte sie und schloß das Klavier.

»Ja, tu du das, es ist auch wirklich durchaus nicht zu früh.«

Oben in ihrem mond hellen Stübchen blieb Jytte eine Weile am geöffneten Fenster stehen. Sie hörte noch das hohle Dröhnen von Torbens Schritten unten auf dem fliesenbelegten Weg, zwischen den hohen, widerhallenden Gartenmauern. Und sie dachte: Da unten ging der Mensch, der jetzt über ihr Leben verfügte. Ein fremder Mann – denn es war ja in Wirklichkeit ein ganz anderer, den sie liebgewonnen, als der Torben Dihmer, an den sie alle diese Jahre mit so viel Sehnsucht gedacht hatte. *Den* hatte sie schon beinahe vergessen. Diesen merkwürdige schweigsamen Fremden liebte sie jetzt und wollte ihr Schicksal mit ihm verknüpfen, nachdem sie nur einen einzigen Abend mit ihm zusammen gewesen. So war sie!... Sie mußte an etwas denken, was ihr Vater an dem Tage, an dem sie sechzehn Jahr alt wurde, zu ihr gesagt hatte. Er hatte ihr die Wange gestreichelt und gesagt, daß sie ja jetzt ein erwachsenes Mädchen geworden sei, mit dem man vernünftig über ernste Dinge reden könne. Er hatte ihr die alte griechische Fabel erzählt, wie Mann und Frau ursprünglich als ein vereintes Ganzes erschaffen, aber dann geteilt und jedes für sich in die Welt hinausgesendet wurden, so daß sie einander nur mit Hilfe des Instinktes, der Liebe genannt werde, wiederfinden konnten. »Im übrigen aber sollst du dir den Kopf nicht zu viel mit diesen Dingen zerbrechen,« hatte er gesagt, »halte nur deine Augen offen, so daß du ihn, deinen paradiesischen Zwillingsbruder, erkennst, wenn er einmal kommt!« Die Geschichte hatte einen starken Eindruck auf sie gemacht. Es war so verlockend, daran zu denken, daß irgendwo in der Welt eine »Hälfte« umherging und nach ihr suchte, um ihr Vertrauen zu gewinnen. Allen einsamen Männern sah sie fragend in die Augen: Bist du es? ... Später, als sie älter geworden, war der Gedanke an einen so anspruchsvollen Doppelgänger ihr Schrecken geworden. Deswegen hatte sie Torben Dihmer belogen und sich selbst betrogen, an dem Tage vor fünf Jahren, auf der Langenlinie, als er um sie warb. Und doch! Sie war ja damals wirklich nicht ganz sicher, daß er auch der Richtige war.

Erst jetzt wußte sie es. Sie fühlte es in diesem Augenblick mit fast schmerzlicher Gewaltigkeit, daß sie ihm endlich begegnet war – dem sehnsüchtig Vermißten. Früher hatte sie nicht lassen können, Dihmer zu lieben, obwohl sie es eigentlich nicht wollte. Jetzt *wünschte* sie, ihm anzugehören, sehnte sich danach, die Seine zu werden, ganz und inniglich mit ihrer Seele und mit ihrem Körper. Es war nicht zu verstehen, und doch war es so. Den Schritt, der ihr noch vor zwei Stunden wie ein Todessprung vorgestanden hatte, der mit verbundenen Augen gemacht werden müsse, erwartete sie jetzt mit Ungeduld. Nicht eher als in elf Stunden würde sie ihn wiedersehen. Und was dann? ... Das Ganze war ja völlig anders gekommen, als sie es sich gedacht hatte. Was hatte sie im Grunde gesagt? Nichts, dachte ihr. Aber sie hatte ihn doch dazu gebracht, daß er blieb, und das war das Wichtigste.

XI

Torben war jetzt in die Stadt hinuntergekommen. Er hielt noch immer den Hut in der Hand, weil seine Stirn pochte und brannte.

Finster und öde lag die krumme Verengung der Straße vor ihm mit einer vereinzelt schläfrigen Petroleumlaterne. Das Mondlicht drang nicht da hinab, und an allen Häusern waren die Läden geschlossen. Hier und da saßen noch halb schlafende Bettler auf den Steintreppen und streckten mechanisch die Hand aus, wenn sie jemand vorüberkommen hörten; aber auf der ganzen Strecke bis zum Marktplatz, wo die Cafés lagen, begegnete er nur dem Widerhall seiner eigenen Schritte.

Es war, als wandere er in einer ausgestorbenen Stadt. Aber er ging dort mit fieberndem Kopf, so bewegt von dem, was geschehen war, und gleichzeitig so voll ausgelassener Gedanken, so besessen von dem Bedürfnis nach lustigen Streichen, wie er es seit seiner Studentenzeit nicht gewesen war. Indem er sich der Stimmung erinnerte, in der er hier vor drei, vier Stunden gegangen war, hatte er ein Gefühl, als sei er wie durch ein Wunder in einem andern Dasein erwacht. Das Leben lag wieder in schimmerndem Morgenglanz vor ihm. Alles war verwandelt. Selbst den Gestank von dem Eselsdünger hier auf der Straße, den er am Nachmittag so störend empfunden hatte, begrüßte er jetzt fast mit Munterkeit, weil auch diese häßlichen, strengen Ausdünstungen der bunten und mannigfaltigen Welt angehörten, die ihm von der Hand einer lieblichen Frau zurückgegeben war.

Unten am Marktplatz, an einer Ecke war ein Obstladen offen: ein tiefer Torweg, in dessen Grunde eine ganze Familie traulich um eine kleine Lampe beisammensaß. Der Anblick veranlaßte ihn, die Schritte zu hemmen, und sofort erhob sich ein halberwachsenes Mädchen in dem Glauben, daß er einen Handel abschließen wolle. Um sie nicht zu enttäuschen, kaufte er die größten und schönsten von einigen blühenden Mandel- und Pfirsichzweigen, die in einer Kruke mitten zwischen den Apfelsinenhaufen standen, schrieb Frau Abildgaards Adresse auf und bat, man möge die Blumen in der Frühe des Morgens dorthin bringen. Und als er sah, daß das Mädchen hübsch war und braune Augen hatte so wie Jytte, legte er übermütig zwei Goldstücke in ihre Hand und schloß ihre Finger darüber.

»Behalte es nur!« sagte er zu dem erschrockenen Mädchen. »Und hüte deine Augen!«

Er ging weiter, hatte aber gar keine Lust, nach seinem Hotel zurückzukehren, wo seiner nur die gewohnte Einsamkeit harrte. Da fiel ihm ein, daß es in einem solchen Wetter unten auf der Strandpromenade herrlich sein müsse; wahrscheinlich würde er dort auch Menschen treffen.

Das stimmte. Der Mondschein hatte viele aus den Hotels herausgelockt, und Damen wie Herren waren außerordentlich lebhaft nach dem Mittagessen.

Mitten zwischen allen diesen fröhlichen und laut redenden Menschen, die langsam, wie in einem Gesellschaftssaal lustwandelten, sah er Direktor Zaun im Sturmschritt, die Hände auf dem Rücken, in seine eigenen Gedanken vertieft, daherkommen. Zufällig

sah er auf, als sie aneinander vorüberkamen, und Torben blieb stehen. »Der Himmel hat offenbar etwas mit uns vor, Herr Direktor! Es ist das dritte Mal, daß wir uns heute begegnen. Wollen wir uns nicht vor der Tatsache beugen und eine kleine Strecke selbender gehen?«

Herr Zaun sah überrascht zu ihm empor, setzte seinen goldenen Kneifer auf und betrachtete ihn von neuem – als wolle er sich vergewissern, daß er nicht irre. Dann verneigte er sich mit einer weitläufigen Armbewegung.

»Mit dem größten Vergnügen!«

Seine Mienen und diese Armbewegung vergegenwärtigten Torben von neuem die ganze Szenerie des selig verschiedenen Aprilvereins, wo Herr Zaun das große Grauen der Rednertribüne gewesen war, »der Steinklopfer«, wie man ihn wegen seiner häßlich klingenden Stimme nannte. Später war er einer der Leiter des Kopenhagener Liberalismus geworden, auf alle Fälle ein Mann, der zum Lohn für seine große Opferwilligkeit und seine Parteitreu eine gewisse politische Rolle hinter den Kulissen spielte.

Er begann auch sogleich wieder von den politischen Verhältnissen daheim zu reden und von der Wahrscheinlichkeit einer nahe bevorstehenden Wahl.

»Ich habe gesehen, daß man eine große Landesversammlung vorbereitet,« sagte Torben. »Soweit ich verstanden habe, hat man die Absicht, den Versuch zu machen, sich über ein neues Parteiprogramm zu einigen.«

»Auch das – ja. Wichtiger ist es jedoch, meiner Meinung nach, einen radikalen Personenwechsel zu *erzwingen*. Ich will keine Namen nennen, aber die Süße der Macht ist offenbar für mehr als eines der Mitglieder der Regierung ein wenig zu ambrosisch gewesen. Sie sind so schwerfällig im Sitzfleisch geworden. Es ist an der Zeit, daß für frische Kräfte im Thing Platz gemacht wird ... für Leute, die die Entwicklung weiterführen können und wollen. Wohl zu merken: in der rechten Richtung! Und nun erzähle ich Ihnen kaum etwas Neues, Herr Gutsbesitzer Dihmer, wenn ich Ihnen sage, daß wir in der Partei immer mit ganz besonderer Erwartung den Blick auf Sie gerichtet und uns daher auch aufrichtig darüber gefreut haben, daß Sie endlich Ihre Gesundheit ganz wiedergewonnen haben.«

Als Torben antwortete, daß er sich jetzt sehr wohl denken könne, an der aktiven Politik teilzunehmen, stürzte sich der Direktor in eine weitläufige Berechnung der Wahlaussichten der verschiedenen Parteien, und es zeigte sich, daß er die ganze Statistik der vorigen Wahl in seinem Gehirn aufgespeichert hatte. Er ließ Namen und Zahlen um sich springen mit der Geschicklichkeit eines wirklichen Steinklopfers.

Torben wurde sehr bald unaufmerksam. Während Herr Zaun mit den Tausenden des dänischen Wahlheeres umhertummelte und sie in Schlachtordnung aufstellte, spielten seine eigenen verliebten Gedanken mit ein paar ganz kleinen Zahlen des kleinen Einmaleins. Er rechnete aus, daß, falls alles nach Wunsch ginge, er in drei, höchstens in vier Monaten werde Hochzeit machen können. Zu der Zeit mußte Favsingholm so instand gesetzt werden, daß er, ohne sich zu schämen, seine Braut in das Heim seiner Väter führen und es ihr zumuten konnte, den Sommer über dort zu wohnen. Er mußte deswegen gleich an seinen Architekten schreiben. Auch der Gutsverwalter sollte angefeuert werden ...

Seine Gedanken wurden von Herrn Zaun zurückgerufen, der sich in Kampf Stimmung hineinkalkuliert hatte. Das Volk müsse geweckt werden, sagte er, sonst riskiere man, nach Verlauf von einigen Jahren zu erleben, daß sich die Reaktion wieder auf den Ministersitzen breitmache, mit dem Absolutismus als Ministerpräsident, dem Chauvinismus als Kriegsminister und dem Obskurantismus als Kultusminister. Die Losung müsse jetzt lauten: die besten Männer vor!

»Denken Sie nicht selbst daran, sich um ein Mandat im Thing zu bemühen?« fragte Torben.

Herr Zaun schlug die Augen nieder und ging eine kleine Weile stumm weiter. Aber plötzlich warf er sich hintenüber und wieherte vor Lustigkeit.

»Soll ich Ihre Frage als Aufforderung betrachten? Ich glaube absolut nicht, daß sie Unterstützung bei der Partei finden wird; Leute mit einer solchen Nase« – er riß von neuem den Kneifer herunter und schob sein Gesicht vor – »sind zurzeit bei uns nicht gut angeschrieben. Sie sind nicht beliebt bei unsern Geistlichen ringsumher im Lande, und diese gestrengen Herren sind auf dem besten Wege, eine Macht in der Partei zu werden, was Sie vielleicht wissen.«

Sein Ton machte Torben verlegen.

»Ich will Sie nicht zu weit von Ihrem Wege abbringen,« sagte er, indem er stehen blieb. »Wir treffen uns hier schon ein viertes Mal. Nun möchte ich gern wissen, ehe wir uns trennen, ob ich das, was Sie mir vorhin sagten, als offizielles Anerbieten von der Leitung der Partei betrachten soll, oder –«

»Absolut! Ich habe den ausdrücklichen Auftrag erhalten, bei Ihnen anzufragen, und ich kann Ihnen auch gleich anvertrauen, Herr Dihmer, daß wir Ihnen einen unsrer allersichersten Kreise anzubieten gedenken. Großer Gott, – das fehlte auch noch, daß wir einen künftigen Ministerpräsidenten als Durchfallkandidaten debütieren lassen sollten!«

Er sagte das letztere mit einem breiten Lächeln, trat einen Schritt zurück und verneigte sich ausgelassen ganz bis zur Erde, den Hut in der Hand.

Torben lächelte aus Höflichkeit, hielt es nun aber an der Zeit, aufzubrechen. Mit seinen letzten Worten hatte der kleine sonderbare Mann eingeschlummerte Gefühle bei ihm berührt, die er in diesem Augenblick nicht zu wecken wünschte. Das konnte zuviel auf einmal werden!

»Wie gesagt: ich habe ein schlechtes Gewissen, weil Sie zu weit von Ihrem Hotel fortgekommen sind –«

»Das hat nichts zu sagen. Es ist mir wirklich ein Vergnügen gewesen. Außerdem soll ich mich nach ärztlicher Verordnung so viel wie möglich in der Luft bewegen. Deswegen mache ich regelmäßig vor dem Schlafengehen einen Spaziergang.«

»Sie sind Ihrer Gesundheit wegen hier, Herr Zaun?«

»Ja, ich leide bedauerlicherweise an hochgradiger Schlaflosigkeit.«

»Das kann freilich sehr schlimm sein. Ich habe es auch gekannt. Aber – verzeihen Sie –, lesen Sie wohl nicht zu viele Zeitungen, Herr Zaun?«

»Ach nein, man kann leider so schrecklich wenig bewältigen! Die Blätter nehmen von Jahr zu Jahr an Umfang zu – es geschieht heutzutage ja so ungeheuer viel und es hat doch alles Interesse, nicht wahr? Aber es wird beständig schwieriger, sich einen wirklichen Überblick über die Weltereignisse zu schaffen.«

»Ja, – das Faß der Danaiden!« sagte Torben halb zu sich selbst. Er sah hinab in Herrn Zauns schief verzerrtes Gesicht mit den melancholischen opalbleichen Augen und dachte wieder an die Unterwelt und ihre Schatten.

»Die Abendzeitungen berichten von einem großen Eisenbahnunglück in Japan. Fast hundert Menschen sollen umgekommen sein. In Österreich haben große Überschwemmungen stattgefunden, die ebenfalls Menschenleben gefordert haben. Und wie denken Sie eigentlich über Portugal, Herr Dihmer? Ich will Ihnen sagen, ich fürchte sehr, daß wir eines schönen Tages vor einer Katastrophe stehen. Ich weiß nicht, ob Sie die letzte Nummer der ›Times‹ gelesen haben? Sowohl die politischen als auch die ökonomischen Verhältnisse werden dort in einem Artikel geschildert, der die ernstesten Sorgen erwecken muß. Als wir uns begegneten, dachte ich gerade darüber nach, daß es jetzt sicher nur *eine* Rettung gibt, eine vollkommene Umgestaltung der inneren Leitung des Landes in Verbindung mit einer europäischen Staatsanleihe von mindestens fünfzig Millionen Milreis. Aber ich frage mich selbst: wer von ihren Staatsmännern da unten wird die Initiative ergreifen? Sa da Bandeira tut es nie und nimmer!«

Torben betrachtete den kleinen Mann mit aufrichtigem Mitgefühl. Er kannte aus seiner eigenen Vergangenheit ein wenig diese unheimliche Überallzugehensein-Manie, die den Leuten durch die Zeitungen eingepflichtet wurde. Unwillkürlich sah er verstohlen zu der linken Hand des Herrn Zaun hinab, und als er bemerkte, daß sie keinen Trauring trug, dachte er: Der arme Mann muß seine Gefühle Wind und Wetter preisgeben, weil er niemand hat, den er lieben und gegen den er gut sein kann! Er war kurz davor, seinem ehemaligen Mitverdammten zu empfehlen, eine Frau zu nehmen, als Kur gegen Schlaflosigkeit und Nachtwanderungen. Aber er begnügte sich damit, ihm die Hand zu drücken und ihm eine friedliche Nacht ohne zu viele portugiesische Sorgen zu wünschen.

»Und auf Wiedersehen, Herr Zaun!«

XII

Als Frau Berta am Morgen zu Jytte hineinkam, mußte sie sie rütteln, um sie wach zu bekommen. Jytte hatte am Abend ein Schlafmittel genommen, und da ihr die Gedanken trotzdem keine Ruhe ließen, hatte sie gegen zwei Uhr noch ein zweites Pulver genommen.

Frau Berta trat an das Fenster und schlug die Läden zurück.

»Die Uhr ist gleich acht. Denk daran, daß wir vom frühen Morgen an Besuch bekommen.«

Solange die Dunkelheit des Schlafes noch über Jyttes Zügen ruhte, trugen sie das Gepräge ihrer freudlosen Träume. Aber als die Mutter gegangen war und sie die Augen wirklich aufschlug und sah, daß ihr Stübchen mit Sonne angefüllt war, lächelte sie.

»Dies ist der erste Morgen in meinem neuen Leben,« – dachte sie –, »und der Himmel selbst bringt mir seinen Glückwunsch ans Bett. Was kann ich wohl mehr verlangen?«

Sie fühlte sich ziemlich sicher, daß dieser Tag – der 25. März – ihr Verlobungstag werden würde. Und sie blieb eine kleine Weile mit den Händen unter der Wange liegen und dachte an Torben – sah ihn vor sich, so wie er am Abend da unten im Hotel in der Tür des Lesezimmers erschienen war, trotz der Einförmigkeit der Herrenkleidung so verschieden von allen den andern Männern mit einem Schimmer auf seinem Gesicht, als komme er aus einer andern Welt. So hatte sie ihn in dieser Nacht, als sie nicht schlafen konnte, die ganze Zeit vor sich gesehen. Eine verklärte Gestalt – »der Zwillingbruder«, der so lange erwartete Befreier, der wie der gottgesandte Ritter im Märchen kommen und ihre arme verzauberte Seele aus ihrem Dornröschenschlaf erlösen sollte.

»Bist du – auf?« rief die Mutter unten vom Garten her.

»Ja – jetzt bin ich auf!«

Einen Augenblick später stand sie entkleidet in einer Badewanne und nahm ihre kalte Abwaschung vor offenem Fenster. Sie hatte kein anderes Visavis als die Sonne und dann zufällig einen Sperling, der in dem Wipfel eines Pfefferbaumes saß. Sie wandte absichtlich dem Spiegel den Rücken. – Sie hatte, seit sie erwachsen war, eine Scheu davor gehabt, sich selbst nackt zu sehen, und namentlich an diesem Morgen war sie nervös ungeduldig, wieder in die Kleider zu kommen.

Eine halbe Stunde später erschien sie unten im Wohnzimmer in einem ganz neuen hellblauen Vormittagskleid, das sie ausdrücklich zu dieser Gelegenheit aufgespart hatte. Der Teetisch war draußen in der Loggia gedeckt, und an einem andern Tisch da draußen stand die Mutter und stellte einige große weiße und rosa Blütenzweige in eine Vase.

»Liebste Mutter, woher hast du doch einmal all diesen Überfluß?« fragte sie. »Wie schön sie sind!«

»Es war keine Karte dabei, aber ich denke fast, daß Dihmer so galant gewesen ist.«

»Ja, sie sind wohl von ihm. Das sieht ihm ähnlich.«

»Hast du gesehen, daß da ein Brief für dich liegt? Er ist wohl von Angelika Birch.«

»Ach! Dann kann ich mich auf eine gute Strafpredigt gefaßt machen! Ich habe ihr nicht auf ihren letzten Brief geantwortet!« Sie setzte sich auf die Treppe der Loggia, gerade in die Sonne, um ihren Brief zu lesen. Aber sie hatte noch nicht viele Zeilen durchflogen, als sie es aufgab. Es war ihr auch alles so gleichgültig, was die Freundin von Hinz und Kunz in Kopenhagen erzählte.

Da die Sonne schon ziemlich warm herabsengte, begab sie sich in die Morgenkühle der Gartenwege hinab. Hier ging sie mit ihrem pochenden Herzen und wartete darauf, den Klang von Torbens Schritten auf dem gepflasterten Gang zwischen den Mauern zu hören. Als sie ihn aber wirklich kommen hörte, eilte sie ins Haus und überließ es der Mutter, ihn zu empfangen.

Vom Wohnzimmer aus sah sie ihn schnell den Gartenweg hinaufkommen, und der Anblick verwirrte sie im ersten Augenblick. Das war ja ganz der alte Torben Dihmer, der da gegangen kam in einem hellgrauen Jackenanzug und mit einem Strohhut. Aber als er näher kam und sie sein Gesicht richtig sah, ward er wieder der fremde Gast aus dem Reiche der Verklärung, den sie jetzt liebte.

Frau Berta empfing ihn auf der Treppe der Loggia.

»Wie sehen Sie heute frisch aus,« sagte sie froh überrascht. »Gestern waren Sie gewiß tüchtig müde. Mein Neffe hat also wirklich allen Grund, stolz auf sein Werk zu sein.«

»Das hat er!«

»Sprecht ihr von Asmus?« fragte Jytte, die jetzt im der Wohnstübentür erschien und nickte. »Ja, Sie können glauben, er bildet sich was ein auf Sie! Bei uns wenigstens hat er in diesem letzten halben Jahre von nichts weiter geredet!«

»Ach, du mit deinen Übertreibungen!« sagte Frau Berta. »Aber setzen Sie sich jetzt, Dihmer! Dann sollen Sie einmal wieder eine selbstgemachte Tasse Tee schmecken.«

Fast eine Stunde führten sie eine springende Unterhaltung über alles mögliche, ausgenommen über das eine, was alle ihre Gedanken beschäftigte. Sie wußten zuzeiten kaum selber, worüber sie sprachen ... Frau Bertas Augen waren häufig auf der Wanderung zwischen Jytte und Torben. Sie gelangte mehr und mehr zu der Überzeugung, daß am vorhergehenden Abend etwas Entscheidendes vorgefallen sein mußte. Der Mann war ja wie verwandelt. Auch Jytte schien strahlend glücklich.

Torben zeigte sich jedoch noch immer schwerfällig in der Kunst der fließenden Unterhaltung. Infolge seines jahrelangen Schweigens ward es ihm noch ein wenig schwer, sich auszudrücken. Außerdem waren ihm die meisten der Ereignisse und Personen, auf die die Rede kam, fremd, so daß er beständig fragen mußte.

Später, während der Kellner aus dem Hotel abdeckte, wanderten sie ein wenig im Garten; und hier blieb Jytte eine Weile allein mit Torben, während Frau Berta hineinging, um dem Diener eine Weisung zu geben.

»Sie haben sich gestern abend da unten im Hotel wohl eigentlich nicht amüsiert,« sagte Jytte, als die Mutter gegangen war. »Ich glaubte es Ihnen ansehen zu können.«

»Ja, ich schulde Ihnen und Ihrer Frau Mutter wohl eine Entschuldigung wegen schlechten Betragens. Das habe ich vergessen.«

»Nein, so war es nicht gemeint. Ich finde selbst, daß es eine törichte Unterhaltung ist, die man sich ausgedacht hat. Aber es ist das gleiche in allen Hotels hier unten. Es soll amerikanische Sitte sein.«

»Wohl möglich. Aber sagen Sie mir doch, Fräulein Jytte, Sie reiten doch noch?«

»Nein, damit habe ich längst aufgehört.«

»Das ist schade.«

»Warum denn nur?«

»Ach ja. Es gibt nämlich nichts, wonach ich mich so sehr sehne, als wieder einmal auf einem Pferderücken zu sitzen. Als ich das letzte Mal in einem Sattel saß, war es in Ihrer Gesellschaft – aber dessen erinnern Sie sich wohl nicht mehr.«

»Freilich! Sollte ich mich dessen nicht mehr erinnern!«

»Es war eine schrecklich peinliche Geschichte für mich! Sie werden wohl verstehen, daß ich ein brennendes Bedürfnis fühle, mir Genugtuung in Ihren Augen zu verschaffen. Falls ich ein Paar anständige Rosse aufreiben kann, würden Sie es vielleicht wagen, sich noch einmal meiner Begleitung anzuvertrauen? Hier ist doch wohl ein Reitstall?«

»Ja, mit Maultieren und Eseln – weiter führen wir hier nichts.«

»Ich will doch einen Versuch machen.«

»Die Mühe können Sie sich sparen. Ich weiß es außerdem ganz bestimmt. Es war hier nämlich neulich die Rede davon, als Herr von Auen einen größeren Ausflug arrangieren wollte.«

Der Name, entfuhr ihrem Munde. Sie ärgerte sich im selben Augenblick, als sie ihn ausgesprochen hatte, denn sie ahnte ja nun, daß hauptsächlich dieser zudringliche Gerichtsrat ihn am vorhergehenden Abend verstimmt hatte.

Auch Torben war verstummt.

Sie waren an den untersten Teil des Gartens gelangt, der aus einem gewölbten Laubgang von blühenden Schlingrosen in verschiedenen Farben bestand. Gerade hier hatte sie am vorhergehenden Tage die drei dunkelroten Blüten gepflückt, die bei seinem Empfang eine Rolle hatten spielen sollen. In dem Verlangen, ihre Gedankenlosigkeit wieder gutzumachen, kam ihr die Eingebung, Ernst aus ihrem Einfall zu machen. Sie blieb stehen und pflückte die schönste rosenfarbene Knospe ab, die sie in der Eile finden konnte.

»Sie haben nichts in Ihrem Knopfloch,« sagte sie. »Das ist hier Sitte. – Bitte schön!«

Sie brachte selbst die Blume in seinem Jackenaufschlag an. Aber als sie nach vollbrachter Tat die Hände zurückziehen wollte, umfaßte Torben sie und behielt sie.

»Jytte – Fräulein Jytte,« begann er.

Da war es, als wenn Flammen um sie aufschlugen, sie fühlte ihren ganzen Körper in Feuer vergehen.

»Nicht hier! Nicht jetzt!« sagte sie – halb zornig, weil sie überrumpelt war – und suchte mit Gewalt ihre Hände zu befreien.

Aber Torben führte sie an seine Lippen.

Einen Augenblick später mußte er sie dock freigeben. Frau Berta tauchte am Ende des Ganges auf. Aus Furcht, daß sie etwas merken könne, setzte sich Jytte am Fuß des Spaliers ins Gras, um Veilchen zu suchen.

»Denk dir,« rief sie ihr entgegen, »hier wimmelt es noch!« Sie kehrten alle drei in die Loggia zurück, wo Frau Bertas Augen wieder auf die Wanderung zwischen den beiden Jungen gingen, deren Wesen sie sich nicht so recht erklären konnte. Torben war aufgeräumt und verwandte fast kein Auge von Jytte, die fieberhaft unruhig erschien.

Als sie eine Weile dagesessen und geplaudert hatten, holte Torben einen großen Briefumschlag aus der Brusttasche und entnahm ihm ein paar Photographien.

»Ich habe diese hier mitgenommen,« sagte er. »Ich dachte, daß es Sie vielleicht unterhalten könne, sie zu sehen. Dieses zum Beispiel –«

Er reichte Frau Berta, die an der andern Seite des Tisches saß, eine Kabinettphotographie hinüber.

»Aber nein!« rief Frau Berta aus. »Was für ein prächtiges altes Schloß ist denn das?«

»Das ist Favsingholm.«

»Wirklich? Aber das begreife ich nicht. Asmus sagte –«

»Das habe ich Ihnen angemerkt; ... darum habe ich gerade diese Bilder mitgenommen. Ich meinte, Sie sollten doch wissen, wie Favsingholm in Wirklichkeit aussieht.«

Jytte, die sich gleich vorgebeugt hätte, um das Bild über die Schulter der Mutter hinweg zu sehen, zog sich unwillkürlich ein wenig zurück, als es ihr klar wurde, daß es ihr künftiges Heim war, das ihr hier vorgestellt wurde.

»Aber Sie haben doch wirklich selbst immer gesagt, Dihmer, Favsingholm sei ein altes Räubernest,« sagte Frau Berta.

»Das Schloß hat eine ganz merkwürdige Geschichte – ja. Auf demselben Grund hat sowohl eine Seeräuberburg als auch ein Schwarzbrüderkloster gestanden. Man kann noch hin und wieder Stücke von alten Rüstungen und Schwertern aus dem Burggraben auffischen. Das Gebäude ist leider recht vernachlässigt, und das hat Asmus wohl bemerkt, da er es so ungemütlich gefunden hat. Aber jetzt soll das Ganze gründlich instand gesetzt werden, von außen wie von innen.«

Er reichte zwei andere Bilder über den Tisch, eines Frau Berta und eines Jytte.

»Dies hier ist eine Partie vom Park,« erzählte er, auf das letztere zeigend. »Auch der ist nicht so in Ordnung, wie er sein sollte. Aber auch den will ich in Angriff nehmen, wenn ich nach Hause komme. Dies sind die Wiesen und die Förde, wovon man ein wenig hinter den Bäumen sieht. Über die ganze Fördenmündung hat man von den meisten Zimmern des ersten Stockwerks eine Aussicht. Die Wiesen sind herrlich – das können Sie glauben –, namentlich im Frühling.«

Jytte sah das Bild wie durch einen wogenden Nebel. Der Gedanke, daß sie einstmals diese wildfremde Stätte ihr Heim nennen sollte, erschien ihr in diesem Augenblick vollkommen phantastisch.

»Aber was ist denn dies hier?« fragte Frau Berta, die dasaß und ihr Bild hin und her drehte.

»Ja, das können Sie wohl kaum erraten. Es ist der ›Rittersaal‹. Der sieht freilich arg aus. Mein Großvater benutzte ihn als Kornspeicher. Er ist überhaupt während der ganzen Zeit, wo meine Familie das Gut besessen hat, nicht bewohnt gewesen. Es war einer der Lieblingspläne meines Vaters, ihn instand zu setzen, aber er starb zu früh. Nun hoffe ich, ihm mit den Jahren seine alte Gestalt zurückzugeben. Der Marmorkamin dort an der Seitenwand soll eine interessante Arbeit sein. Ihm ist die Ehre zuteil geworden, in einer Kunstgeschichte abgebildet zu werden. Wissen Sie übrigens, wer in alten Zeiten dort gesessen und geplaudert hat?«

»Nein.«

»Königin Anna Sophie!«

»Wie kam denn das?«

»Ja, Sie entsinnen sich vielleicht, daß sie nach dem Tode des Königs nach Klausholm verbannt wurde. Das ist mein Nachbargut, und ich habe im Favsingholmer Archiv ein paar schnurrige Brieflein von der abenteuerlichen Dame gefunden.«

»Aber das ist ja wirklich interessant,« sagte Frau Berta. »Warum haben Sie uns früher nie davon erzählt.«

»Aus einem guten Grunde – ich wußte selbst nichts davon. Wie Sie wissen, war ich erst zwölf Jahre alt, als mein Vater starb. Dann kam ich von Hause fort. Später war ich höchstens alle zwei Jahre einmal auf einen flüchtigen Besuch dort, eigentlich als mein eigener Gast. Einmal dachte ich auch daran, das Gut zu verkaufen. Jetzt bin ich freilich froh, daß nichts daraus wurde.«

»Dann hat Asmus' Kur also doch eine glückliche Wirkung gehabt, wenn sie Ihnen Ihr Heim wiedergab,« sagte Frau Berta.

Das wollte Torben jedoch nicht ganz zugeben. Er erzählte ein wenig von dem Zusammenstoß in Favsingholm zwischen Asmus Hagen und Mads Vestrup anlässlich der Behauptung des ersteren, daß die Arzneimittel ihr Werk nach dem Rezept verrichteten, ganz unabhängig von der Sanktion einer höheren Macht.

»Ich halte es nun doch mit dem Pfarrer!« sagte er lächelnd, indem er sich bemühte, Jyttes Blick zu fangen. »Es gehört wirklich oft ein ›Segen‹ dazu, den man nicht in einer Apotheke kaufen kann.«

Jytte, die merkte, daß Gefahr im Anzuge sei, fiel der Mutter in die Rede, als diese antworten wollte. Aus Furcht, daß Torben etwas verraten könne, falls sie ihn nicht zurückhielt, sagte sie:

»Mir fällt ein ... ich muß wohl hinaufgehen und nachsehen, ob die Mückennetze vor die Schlafstufenfenster gezogen sind. Gestern hatte das Mädchen es vergessen, weißt du ...«

Oben in ihrem Stübchen warf sie sich über eine Stuhllehne, um die finstern Gedanken zu verscheuchen, die wieder begonnen hatten, ihr Glück zu umflattern wie die Nachtfalter ein Licht. Torbens plötzliche Beredsamkeit da unten, die Wärme seiner Stimme, als er von Favsingholm sprach, hatten sie das ganze Verhältnis von neuem so traurig, hoffnungslos empfinden lassen.

Daß sie ungerecht gegen ihn war, wußte sie sehr wohl, und sie schämte sich auch. Aber sie war nun einmal nicht anders. Allein, wie er das Wort Favsingholm oder »mein Gut« sagte, machte ihr die Stätte fast verhaßt.

Als sie hörte, daß die andern sich da unten erhoben, stand sie auf und trat an den Spiegel, um ihr Haar zu ordnen. Indem sie daran dachte, daß sie sich hier zum erstenmal als Braut sah, wurde sie ganz verzweifelt. Welch Gesicht! Und diesem Tag hatte sie als der Offenbarung des Glücks entgegengesehen! ... Dies war die große Stunde der Verlobung, der Märchentraum, der in ihrem Kopf gespukt hatte, seit sie ein kleines Mädchen in halblangem Kleide war. Das war zum Lachen und zum Weinen!

»Jytte ... bist du da oben?«

Es war die Mutter, die aus dem Garten heraufrief.

»Ja.«

Unter ihrem Fenster standen die Mutter und Torben in einem Gespräch.

»Wolltest du etwas?« fragte sie, indem sie sich hinausbeugte. »Dihmer ladet uns zu einer Spazierfahrt ein. Was sagst du dazu?«

»Herrlich – sage ich. Wann soll es sein?«

»Am liebsten gleich, wenn es den Damen paßt,« sagte Torben. »Ich will dann nach dem Hotel hinuntergehen und das Automobil bestellen. Es soll in – sagen wir zwanzig Minuten? – hier sein.«

»Das ist brilliant! Ich werde klar sein!«

Jytte trat vom Fenster zurück. Und wirklich vermochte sie sich im Augenblick nichts zu denken, was besser zu ihrer Stimmung passen konnte, als wie ein Sturmwind die Landstraße dahinzusausen, fort von sich selbst und dem Eulenschrei ihrer Gedanken – alle Gespenstererscheinungen in den Staub zu fahren und ihren Sinn zu füllen mit dem blinden Mut des Trotzes, alles seinen Gang gehen zu lassen – hinauf in den siebenten Himmel oder hinab in den Abgrund.

Eine halbe Stunde später fuhren sie davon.

XIII

Olivenbestandene Bergabhänge, Villen, Orangenhaine, kleine Fischerdörfer mit großen Hotels, eine sonnenbeschienene Landstraße mit Esselfuhrwerken und schweren Frachtwagen, und wieder Bergabhänge, Villen und Hotels flogen an ihnen vorüber. Es sah in der rasenden Fahrt so aus, als wälze sich alles ihnen entgegen wie aus einem großen Füllhorn. Einen Augenblick gewahrten sie einen Schimmer des Meeres, das groß und ruhig in der Mittagssonne dalag; im nächsten jagten sie mit einem Flußpferdgebrüll der Hupe zwischen hohe feuchte Mauern hinein, wo wilde Walddüfte ihnen aus den großen Parks dahinter entgegenschlugen.

Jytte saß mit halbgeschlossenen Augen hinter ihrem braunen Schleier da. Wenn die Mutter oder Torben sie anredeten, lächelte sie nur, indem sie so tat, als könne sie infolge des Brummens des Automobils nichts hören.

Torben saß ihr gegenüber, aber ihr In-sich-selbst-Versinken erregte keine Unruhe in ihm. In seinem Knopfloch saß ihr freiwillig gegebenes Pfand, und in seinen Ohren klangen noch, gleich einer süßen Verheißung, die Worte, mit denen sie ihm vorhin im Garten hatte entfliehen wollen: »Nicht jetzt! ... Nicht hier!« Er lächelte ihr schon zu mit der Sicherheit des Besitzes, während seine wirren Gedanken der glücklichen Zeit entgegentaumelten, wo seine lange Einsamkeit ein Ende haben sollte ... in drei, vielleicht vier ... allerhöchstens in fünf Monaten.

In niedrigem Flug waren Jyttes Gedanken den entgegengesetzten Weg geglitten, – zurück zur Vergangenheit, zu ihren Freundinnen und deren Schicksalen. Die hatten sie in der letzten Zeit unablässig beschäftigt, und des Nachts waren sie durch ihre Träume gejagt wie ein Zug von Schreckbildern. Sie war selbst auf ihren Hochzeiten zugegen gewesen, entsann sich ihrer in ihrem selbstsicheren Glück unter Myrtenkranz und Brautschleier – und nun saßen sie ringsumher da und machten sich lustig über die Enttäuschungen der Ehe oder suchten ihre Schande zu verbergen. Da war Emmy, die schon zweimal geschieden war und sich nun mit gutem Essen und platonischen Tenorverliebtheiten tröstete. Und da waren Lydia und Fennimoor und – ach Gott ja! – die arme Kitty, die feinste und liebevollste von ihnen allen, die das Zusammenleben mit einem hübschen Gardeoffizier brutalisiert hatte, so daß sie jetzt in die schlechteste Gesellschaft hinabgesunken war und sich wie eine Dirne aus den Armen des einen in die des andern warf. Torben Dihmer war ja hundertmal mehr wert als irgendeiner von den Männern, die ihre Freundinnen bekommen hatten. Dafür aber war sie selbst hundertmal ungereimter und anspruchsvoller als eine von ihnen. Und Dihmer hatte wohl schließlich auch seine Fehler. Wer konnte wissen, wozu sich zum Beispiel diese ererbte Liebe zu Grund und Boden, zu Kühen und Schweinen bei ihm mit der Zeit entwickeln konnte? Warum sollte gerade *sie* die eine unter Tausenden sein, die die Ehe nicht enttäuschte? Welchen Grund hatte sie, zu glauben, daß es ihr nicht selbst auch einmal beschieden sein sollte, als zerzaustes Huhn dazusitzen und über ihren langen, tiefen Traum von Glück zu lachen? – Aber dann wollte sie lieber sterben.

Ein neues Flußpferdgebrüll machte sie zusammenschrecken. Sie fuhren durch einen Pinienhain, und nach einer kleinen Weile machte der Wagen halt oberhalb einer kleinen

Stadt, wo sie frühstücken wollten. Die Stadt lag im Grunde einer breiten Schlucht, die sich nach dem Meer zu erschloß. Die Landstraße ging in einem Bogen um die Schlucht herum, lief gleich einer Galerie an der steilen Bergwand entlang, hoch über den Dächern der Häuser. Da war überhaupt kein anderer Weg zu der Stadt hinab, als eine Steintreppe in vielen Absätzen, die zwischen den hohen Gartenmauern ein- und ausging.

Torben half den Damen aus dem Wagen. Als Jytte ausstieg, drückte er ihr heimlich die Hand, – und ein Kälteschauer von Angst ging durch ihr Herz.

»Ach, Torben,« dachte sie, »was soll nur einmal aus uns beiden werden?«

Zuerst spazierten sie ein wenig in der Stadt umher, frühstückten dann in dem »Italienischen Löwen«, einer gewöhnlichen italienischen Trattoria am Marktplatz. Der Tisch wurde draußen im Schatten gedeckt, und die Mahlzeit war ganz ländlich: ein Makkaronigericht mit Tomaten, Eier in Spinat, gebratene Hühner, Ziegenkäse und zum Nachtsch ein abgesägter Zweig mit Apfelsinen.

Hinterher gingen sie an den Strand hinab und nahmen Platz auf einer Bank unter der Felswand.

Frau Berta, die sich nicht vor dem heimtückischen Landwein in acht genommen hatte, begann hier eine etwas umständliche Erzählung von einem Reiseabenteuer, das sie und ihr Mann einmal in der Schweiz gehabt hatten. Torben war ein rücksichtsvoller Zuhörer, Jytte hingegen fühlte sich gereizt. Sie sehnte sich jetzt danach, mit Torben allein zu sein.

Schließlich erhob sie sich und ging an das Wasser hinab, wo sie sich auf eine Klippe ganz weit hinaus setzte.

Das Meer lag so still und blinzelte der Sonne zu, wie ein schlaftrunkenes Kind, das gern erwachen will. Aber zu ihren Füßen plätscherte die Brandung, und dieser Laut rief heimische Erinnerungen in ihr wach. Kindheitserinnerungen von dem Samsøer Strand stiegen aus dem Wellengebrause auf, während sie mit ihrem sorgenvollen Herzen dasaß und auf den ersten Liebeskuß wartete.

Sie sah sich selbst als kleine Menschenknospe von sieben bis acht Jahren in rotem Höschen am Strand herumlaufen, zusammen mit ihren beiden Brüdern, die schon halberwachsen waren. Oben in der Düne saßen der Vater und die Mutter Hand in Hand. Dann erhob sich der Vater in seiner ganzen Hünenbreite und schleuderte den Spazierstock weit in das Wasser hinaus. »Wer holt ihn mir wieder?« rief er – und eins, zwei, drei, waren Arvid und Ebbe aus den Kleidern, und sie selbst hatte ebenfalls Eile, alles abzustreifen, um dem Sieger entgegenzuwaten, wenn er mit dem Stock im Mund wie ein Hund herangeschwommen kam. Das alles erschien ihr so kurze Zeit her. Ein Ereignis von gestern oder vorgestern. Und dabei waren doch der Vater und beide Brüder schon lange tot. Arvids Erscheinung entsann sie sich kaum mehr. Sie war noch ein Kind, als er auf seiner Märchenflucht verschwand, Sie erinnerte sich so eben noch des bleichen, verbissenen Gesichts ihres Vaters an dem Tage, als das Telegramm kam, das von seiner Fahnenflucht meldete. Und dann – das verzweifelte Warten, das jahrelange Hoffen auf ein Lebenszeichen!

So war der Kummer zu ihren Eltern gekommen und hatte das Haar der Mutter vor der Zeit gebleicht. In welcher Gestalt würde er einstmals zu ihr und Torben kommen? Wie sehr zwei Menschen einander auch liebten, – dem Unglück gegenüber waren sie gleich wehrlos. Es ging durch verschlossene Türen und nahm mit sich, was man am allerbesten verwahrt glaubte ... Als sie sah, daß die andern sich erhoben, kehrte sie zu der Bank zurück. Die Mutter fand es nun an der Zeit, heimzukehren. Sie selbst äußerte keine Ansicht, und so geschah es denn, daß sie von dannen gingen.

Auf dem Wege, die enge und beschwerliche Steintreppe hinauf, die nach der Landstraße führte, wo ihr Wagen hielt, ging Frau Berta voran. Dann kam Torben und zuletzt Jytte, die hin und wieder einmal eine Handreichung von ihm annahm, wenn die Stufen besonders hoch waren. Zu beiden Seiten waren sie von festen Gartenmauern eingeschlossen, die infolge der vielen Windungen der Treppe während des Aufstiegs sie voreinander verbargen. Indessen vergrößerte das junge Paar absichtlich nach und nach die Entfernungen zwischen sich und Frau Berta. Und dann geschah es in einem Augenblick, als diese wieder hinter einem Mauerrande unsichtbar geworden war, daß Torben den Arm um Jyttes Taille legte und sie an sich zog. Sie lehnte den Kopf an seine Schulter wie ein übermüdes Kind und ließ sich auf Stirn und Wange küssen.

»Meine Geliebte!« sagte er.

Da erhob sie die Augen strahlend zu den seinen und reichte ihm freiwillig den Mund.

*

Während der Heimfahrt saß Jytte wie bei der Ausfahrt neben der Mutter unter ihrem dichten Schleier verborgen und überließ die Unterhaltung den andern. Als sie ihre Wohnung erreicht hatten und aus dem Wagen gestiegen waren, schob sie ihren Arm in den der Mutter.

Torben begleitete sie durch den Garten, aber am Fuße der Treppe zu der Loggia verabschiedete er sich.

»Sie wollen gehen?« sagte Frau Berta. »Ja, ja ... aber kommen Sie wieder, wenn Sie Lust haben! Sie wissen, daß Sie immer willkommen sind.«

Torben erwartete, daß Jytte unter irgendeinem Vorwand ihn bis an die Pforte begleiten würde, so daß sie ohne Zeugen Abschied voneinander nehmen konnten. Das geschah indessen nicht. Sie drückte ihm zögernd die Hand, sah ihm auch vertraulich in die Augen, ließ aber den Arm der Mutter nicht los.

Er ging aus diesem Grunde ein wenig verstimmt von dannen.

Es bedrückte ihn namentlich, zu denken, daß Jytte in wenigen Stunden wieder da unten im Hotel sitzen und sich von diesem Herrn von Auen unterhalten lassen würde. Wenn sie sich nun mit ihrer Mutter ausgesprochen hatte, wollte er auch eine andere Ordnung vorschlagen. Daß Jytte selbst nicht das allergeringste tat, um bemerkt und bewundert zu werden, wußte er sehr wohl. Das war ja das Eigentümliche an ihr, daß ihr Wesen, so weiblich es war, doch nicht einen Schatten von Koketterie hatte. Gerade ihre Natürlichkeit war der Grund, daß sie immer so von Männern umschwärmt wurde. Und doch war es ihm im höchsten Grade zuwider, sie sich als Gegenstand der Courmacherei dieses Deutschen zu denken.

Als er an der Einfahrt zum Hotel vorüberkam, erblickte er Direktor Zaun, der auf einer der Bänke da draußen saß. Er hätte ihn am liebsten gemieden, aber Herr Zaun, der ihn von seinem Balkon aus zusammen mit den Damen hatte vorüberfahren sehen und der hier eigens saß, um ihm aufzulauern, stürzte sofort auf ihn los.

»Ich bringe eine Neuigkeit, die Sie hoffentlich interessieren wird,« sagte er. »Wollen Sie mir eine kurze Unterredung gewähren ... Wir gehen wohl am besten in den Park hinein. Da ist augenblicklich kein Mensch. Wir können ganz ungestört sein.«

So wenig Torben auch in der Stimmung war, mit ihm zu reden, wurde er doch neugierig.

»Ich stehe Ihnen zu Diensten. Was haben Sie mir zu sagen?« »Die Auflösung des Things ist vorgestern in einer Ministersitzung beschlossen!« verkündete Herr Zaun. »Die Sache ist noch nicht offiziell, und ich darf meine Quelle nicht nennen, aber sie ist ganz zuverlässig. Im August haben wir die Wahlen. Sie entsinnen sich vielleicht, daß ich genau diesen Zeitpunkt als den wahrscheinlichsten im Falle einer Auflösung bezeichnete.«

Torben nickte. Er dachte daran, daß die Wahlen also genau in die Zeit fallen würden, in der er Hochzeit halten zu können hoffte.

»Morgen oder übermorgen reise ich nun nach Hause. Der Parteivorstand wird sich am nächsten Donnerstag versammeln, um Beschlüsse über die einleitenden Vorbereitungen zu fassen. Und nun würde es mir allerdings sehr lieb sein – ja, ich würde es als einen persönlichen Triumph für mich auffassen, wenn ich Ihre Zusage überbringen könnte, daß Sie einen Kreis übernehmen wollen.«

»Sie reisen heim?«

»Ja, morgen abend, spätestens Montagmorgen.«

»Aber Sie wollten doch eine Kur gegen Ihre Schlaflosigkeit durchmachen?«

»Ja, die muß ich also unterbrechen. Ich betrachte mich keineswegs als unentbehrlich; – Gott bewahre! aber ich habe nun seit mehreren Jahren die Wahlleitung der Partei unter mir gehabt und mir dadurch eine Personalkennntnis erworben, die sich nicht so ganz leicht aneignen läßt.«

»Ich muß Ihnen vorerst eine Frage stellen, Herr Direktor. Da ja ein Wählerbund mit der Arbeiterpartei geschlossen ist, glauben Sie da im Grunde, daß es für die Partei vorteilhaft sein würde, einen Mann wie mich auf ihrer Kandidatenliste zu haben – einen Gutsbesitzer?«

»Einen Gutsbesitzer, der dem Gedanken von dem Anrecht auf den Grund und Boden huldigt, wie Sie es seinerzeit im Aprilverein auseinandergesetzt haben, – absolut ja! Einen Gutsbesitzer, der obendrein kürzlich durch die Tat den schönsten Beweis für seine humane Gesinnung geliefert hat. Ich denke natürlich an die Stiftung, die Sie auf Ihrem Gut errichtet haben. War es nicht ein Altenheim? Ich will Ihnen sagen, daß diese Veranstaltung Sie gerade in Arbeiterkreisen sehr populär gemacht hat.«

Torben erwiderte nichts. Es war ihm unangenehm, an diese Sache erinnert zu werden. Sehr gegen seinen Willen hatten alle Zeitungen des Landes seinen Namen in den Himmel erhoben anläßlich dieses Altenheims, das ihm auch in anderer Weise zum

Ärgernis und zur Schande geworden war. Fast in jedem Brief, den er von seinem Inspektor erhielt, wurden ihm Klagen über die Bewohner des Heims vorgebracht, die mit allem unzufrieden waren und in ewigem Streit lebten. Am meisten leid hatte es ihm getan, daß die Spektakelmacher schließlich die alte Barbara vertrieben hatten, so daß sie eines Tages in aller Stille Favsingholm mit ihren wenigen Habseligkeiten verließ. So schien also wirklich in Erfüllung gehen zu sollen, was Mads Vestrup, der Unglücksrabe, ihm prophezeit hatte, daß er keine Freude von diesem Heim haben werde.

Herr Zaun hatte ein Papier aus seiner Brusttasche gezogen. Es war der Entwurf des Parteivorstandes zu einem neuen Programm, das auf der bevorstehenden Landesversammlung angenommen werden sollte und das die Wahlkandidaten der Partei also anerkennen mußten. Er bat um die Erlaubnis, es von Anfang bis zu Ende vorlesen zu dürfen.

Sie hatten auf einer Bank unter einer der großen Palmen des Parkes Platz genommen. Da waren keine Menschen zu sehen. Aber bei der herrschenden Stille hörte man die Musik unten von der Promenade her. Sie kam zu ihnen, getragen von einer Brise draußen aus dem Meer, das auch zu tönen begonnen hatte.

Nur mit Anstrengung nahm sich Torben zusammen, um der Vorlesung einigermaßen aufmerksam folgen zu können. Seine Gedanken suchten beständig zu entschlüpfen, um bei Jytte zu sein. Es waren verheißungsvolle Worte über Kätnerbewilligungen, über vermehrte Altersunterstützungen, über die freiere Stellung der dienenden Klasse, über die Erweiterung des Wahlrechts und über Prämien für Gartenzucht – die ganze lange Reihe der hervorragenden Punkte der Partei, die auch ihm einmal als Meilenzeiger auf dem Wege zu einem glücklichen Reich der Gerechtigkeit gestanden hatten. Jetzt erschienen ihm alle diese feierlich ausgesprochenen Gelübde so arm und naiv. Und er verstand in diesem Augenblick besser als früher, warum es ihm so schwer geworden war, sich wieder in der Welt zurechtzufinden. Hier war er mit der Laterne der Erinnerungen umhergegangen und hatte nach seinem alten Ich gesucht, das in Wirklichkeit schon längst tot war. Und es war wohl mehr als zweifelhaft, ob es sich je wieder erwecken ließ. Auf alle Fälle saß seine wiedergewonnene männliche Kraft vorläufig gefangen wie Herkules und hielt der Königin von Lydien das Garn.

Die Unterredung endete denn auch ohne ein Ergebnis. Je eifriger Herr Zaun wurde, ihm ein bindendes Versprechen zu entlocken, um so bestimmter wies er ihn ab.

»Ich habe mich daran gewöhnt, lange Zeit zum Überlegen zu gebrauchen,« sagte Torben, indem er sich erhob, um zu gehen. »Außerdem fürchte ich, daß mich niemand anerkennen würde, falls ich Ihrer Aufforderung Folge leisten und wieder in der Arena auftreten würde. Sie selbst vielleicht am allerwenigsten, Herr Zaun!«

*

Als er nach Hause kam, lag da Post für ihn aus Favsingholm. Es war der gewöhnliche Wochenbericht von seinem Inspektor, Berechnungen und verschiedene Anfragen, außerdem kleine Mitteilungen mehr privaten Charakters. Unter den letzteren waren diesmal wieder Berichte über Mads Vestrups Verabschiedung und das ganze unheimliche Drama, das die Gemüter daheim in der Gegend seit seiner Abreise erfüllt hatte. Der Inspektor schrieb, die Familie habe eine vorläufige Zufluchtsstätte irgendwo in der Nähe von Viborg gefunden, während der Pfarrer selbst den Stab in die Hand

genommen hatte als eine Art Wanderprediger. Da ihm nicht nur die Kirchen, sondern auch die Versammlungshäuser verschlossen waren, mußte er seine Versammlungen in Wirtshausgärten und Reiseställen oder auf offenem Felde abhalten. Hinterher ließ er seine Mütze herumgehen. Im übrigen aber beschäftigten sich die Zeitungen nicht mehr mit ihm.

Torben fand gerade keinen Grund, den ehemals so selbstgerechten Pfarrer zu bemitleiden. Trotzdem konnte er nicht ohne Mitgefühl an ihn und seine Familie denken. Die ganze Sache hatte ihn übrigens nicht überrascht. Bei seiner Kenntnis von Mads Vestrups Charakter war er sich auch klar darüber, daß es nicht leicht sein würde, ihm den Mund zu verstopfen, jetzt, wo seine Gier geweckt war. Und der Gedanke beunruhigte ihn. Er hatte allen Respekt vor der dänischen rabies theologorum, die so viel Unglück im Lande verursacht hatte. Und es ließ sich ja nicht leugnen, daß der Boden durch viel Unvernunft und Fehlgriffe gut vorbereitet war.

XIV

Es war drei Uhr nachts, und Frau Berta lag in tiefem Schlaf, als sie durch Jyttes Stimme geweckt wurde. Noch ehe sie sich recht besonnen hatte, hörte sie an dem Ton, daß etwas Ernstes geschehen war. Jytte stand in ihrem Nachtgewand neben ihrem Bett und bat, ob sie nicht ein wenig bei ihr einkriechen dürfe. Sie könne gar nicht schlafen, sagte sie.

Die Tür zu ihrem Zimmer stand offen, und das Licht da drinnen brannte.

Jytte kroch zu der Mutter ins Bett und schmiegte sich zähneklappernd an sie, wie ein Kind, das im Dunkeln bange geworden ist. Frau Berta hatte im ersten Augenblick geglaubt, daß sie krank sei. Sie hatten am Abend wie gewöhnlich unten im Hotel gegessen, da sich Jytte aber unwohl fühlte, waren sie gleich nach dem Kaffee nach Hause gegangen. Jetzt begriff sie aus Jyttes Wesen, daß etwas anderes vorlag. Als sie sie gut zugedeckt hatte, fragte sie, was sie nur einmal habe.

»Ich kann es fast nicht sagen, Mutter!... Es ist zu schrecklich!«

»Versuche, dich ein wenig zusammenzunehmen. Hängt es mit Torben Dihmer zusammen?«

»Ja.«

»Hat er um dich angehalten?«

»Ja.«

»Aber was hast du ihm denn geantwortet?«

»Ach, ich weiß nicht. Aber du mußt es ihm sagen, Mutter, daß ich ihn nicht so liebhaben kann, wie ich gern möchte. Willst du das tun? Ich kann es nicht selber.«

»Was ist dies nur einmal, Jytte? Als ich dich neulich fragte, gabst du eine andere Antwort.«

»Damals wußte ich es nicht. Aber jetzt weiß ich es. Mit vollkommener Sicherheit weiß ich, daß ich ihn nicht genügend liebe und ihn nie lieben werde. – Du mußt ihn bewegen, daß er abreist, Mutter. Wenn *du* es ihm sagst, dann glaubt er es.«

Sie hatte den Kopf erhoben und die Arme um den Hals der Mutter geschlungen, wie eine Ertrinkende.

»Dann liebst du also doch ihn – den andern?«

Hierzu schwieg Jytte. Sie wünschte, daß die Mutter es glauben sollte. Und im übrigen war sie so verwirrt von den Gedanken der Nacht, daß sie selbst in diesem Augenblick nicht wußte, ob nicht die Bekanntschaft mit Herrn von Auen wirklich etwas schuld daran war.

»Was soll nur einmal aus dir werden, Jytte?«

»Glaubst du nicht, daß ich mir selbst oft die Frage gestellt habe? Aber so bin ich nun einmal, und anders werde ich nicht mehr.«

»Aber falls du dich nun doch in deinen Gefühlen für Dihmer irrst? Und falls es dann, wenn dir das klar wird, zu spät geworden ist? Was dann?«

Jytte lag eine Weile da, ohne zu antworten.

»Dann würde es doch am besten sein, so wie es jetzt ist,« sagte sie, »für mich wie auch für ihn. – Und wir ziehen dann nicht noch andere mit ins Unglück hinein.«

»Ach, Jytte, – wie du nur redest! Es ist ja kein Sinn und Verstand in dem, was du sagst. Ich glaube gar nicht daran, daß du Dihmer nicht liebst. Ich habe doch Augen im Kopf. Das ist nur etwas, was du dir selbst einbilden willst. Oder auch, du verstehst deine eigenen Gefühle nicht.«

»Verstehen! Verstehen, liebste Mutter! Wer kann alles das verstehen, was im Innern eines Menschen vor sich geht? Es führt nur zum Unglück, wenn man anfängt, über sich selbst nachzudenken.«

»Dann solltest du es nicht tun.«

»Ja – könnte ich es nur lassen! Ich muß so oft an etwas denken, was mir einmal als Kind geträumt hat. Ich entsinne mich noch so deutlich, daß ich in einem großen, dunklen Saal umhertastete und alle möglichen Türen zu öffnen versuchte, aber sie waren alle verschlossen, und ich konnte nirgends hinauskommen. So, finde ich oft, ist das Leben.«

Frau Berta schwieg. Sie war sich klar darüber geworden, daß es vorläufig darauf ankam, sie aus ihrem hilflosen Zustand herauszubringen, falls sie nicht den Verstand verlieren sollte.

»Nun solltest du versuchen, ob du nicht ein wenig Ruhe finden könntest,« sagte sie, als sie merkte, daß Jytte anfing, warm zu werden. »Du kannst ja hier bleiben.«

»Ja, darf ich? Dann glaube ich beinahe, daß ich schlafen kann.«

Sie kuschelte sich an der Seite der Mutter zurecht. Eine kleine Weile lag sie noch da und sprach über die verheirateten Freundinnen, über ihre unglücklichen Ehen und über alles mögliche von dem, was sie in den letzten Tagen beschäftigt halte. Aber nach und nach ward ihre Stimme verschleiert, die Sätze wurden unzusammenhängend, und schließlich schlief sie ein, den Kopf auf der Schulter der Mutter.

Aber Frau Berta fand in dieser Nacht keinen Schlaf. In Gedanken suchte sie Zuflucht bei ihrem verstorbenen Mann, an den sie sich noch immer in der Stunde der Not wandte. »Ach, Hjalmar! Welche Schuld haben wir hier – du und ich?« Hier lag sie mit dem letzten ihrer Kinder im Arm und fühlte, wie auch das im Begriff war, ihr rettungslos zu entgleiten – fortgeführt zu werden von demselben wilden, dunklen Strom, der die andern in den Tod hinabgewirbelt hatte.

Da war immer so viel bei Jytte gewesen, was sie in beängstigender Weise an ihre beiden Söhne erinnerte, so verschieden sie im übrigen alle drei gewesen waren. Als Kind hatte sie am meisten Ähnlichkeit mit Arvid gehabt. Sie hatte sein offenes und drauflosgehendes Wesen, seine stürmende Launenhaftigkeit gehabt. Aber mit den Jahren hatte das Wetterwendische in ihrem Sinn einen mehr verborgenen und schleichenden Charakter angenommen, so wie bei Ebbe. Sie mußte oft daran denken, ob Jytte das nicht selbst empfunden, und ob sie nicht zuzeiten beängstigt gewesen war

durch diese Ähnlichkeit mit ihrem unglücklichen Bruder. Es war ihr aufgefallen, daß sie ihn nur selten erwähnte und niemals nach der Veranlassung zu seinem Selbstmord gefragt hatte. Als sie selbst ihr einmal etwas darüber erzählen wollte, hatte sie gleich beide Hände vor die Ohren gehalten und gesagt, daß sie nichts hören wolle, absolut nichts wissen wolle. Nie würde sie das Entsetzen vergessen, das in diesem Augenblick aus ihren Zügen sprach!...

Eine Kirchenglocke unten in der Stadt begann zu läuten. Sie wußte, daß die Uhr dann fünf war, – die Stunde der Morgenandacht für jeden rechtgläubigen Katholiken. Da unten erhoben sich jetzt andere Schlaflose aus ihren Betten und suchten mit ihrer Angst Zuflucht im Gebet – sie beschworen die bösen Geister der Nacht durch Zauber vor einer kleinen Ölflamme und einem Marienbilde. Eine solche Zuflucht hatte sie nie gekannt und daher auch ihre Kinder nicht. Sie hatte so sicher darauf gebaut, daß ihre Liebe sie beschützen würde, daß ihre Aufopferung sie vor Gefahren würde bewahren können – tausendmal besser als jede zauberhafte Beschwörung.

Im selben Augenblicke vernahm sie eine tiefe Stimme, die aus der Finsternis zu ihr redete:

»Die mit Tränen säen, werden mit Freuden ernten.«

Und nach einer Weile: »Es stehet geschrieben: Deine Sünden sollen heimgesucht werden an deinen Kindern!«

Sie sah die Gestalt vor sich hinter ihren geschlossenen Augen: eine große, grobknochige Frau, ganz in Schwarz – eine Erinnerung aus ihrer Kindheit auf Storeholt, eine alte Großtante, die das Gnadenbrot dort auf dem Gute aß und die der Schrecken aller gewesen war. Wenn sie selbst oder ihr Bruder ihr zufällig während ihrer Spiele im Park begegneten, ja, wenn sie sie nur an ihrem Fenster stehen sahen, verkrochen sie sich wie vor einem Gespenst aus dem Grabe. Sie gehörte einer pietistischen Sekte an und saß bei den Mahlzeiten mit einem Gebetbuch neben sich, in dem sie hin und wieder las. Während der Pausen in der Unterhaltung ließ sie oft ihre grobe Stimme ertönen und sandte irgendein dunkles Bibelwort über den Tisch, als Einspruch gegen die sorglose Weiblichkeit rings um sie her. Noch lange, nachdem die alte Dame selbst gestorben war, spukten ihre vielen Bibelsprüche unheimlich in der Erinnerung der Familie. In den schweren Augenblicken des Lebens waren sie auch ihr regelmäßig als ein böser Zauber erklingen, der Unheil verkündete.

Um die Erscheinung zu verscheuchen, schlug sie die Augen auf. Der Tag war im Begriff, anzubrechen. Vorsichtig zog sie den Arm unter Jytte fort, die ein wenig im Schlaf seufzte, aber weiterschlummerte. Bald darauf stand sie auf.

Als sie angekleidet war und auf die Loggia hinaustrat, stieg die Sonne gerade über der Küstenlinie im Osten empor und färbte den Himmel landeinwärts mit dem lichtesten Blau. Die äußersten Bergspitzen schwammen schattenhaft auf dem Wasser wie Schlacken auf einem Feuerfluß. Weiter draußen lag das Meer noch vom Nachtnebel verhüllt.

»Wieder ein schöner Tag für diejenigen, die in der Stimmung sind, sich daran zu freuen,« dachte sie und erinnerte sich der vielen herrlichen Sommermorgen, die sie zusammen mit ihrem Mann verlebt hatte, namentlich auf Samsö, wo sie oft in der frühen Morgendämmerung an den Strand hinabgingen und die Fischerboote mit

sonnengefüllten Segeln von den Anholter Sandbänken heimkehren sahen. Warum müssen wir Menschen doch die guten Gaben des Lebens mit so blutigen Zinsen zurückzahlen? Aber es war gut, daß es wenigstens Hjalmar erspart geblieben war, das Ende ihres Sommerglücks zu erleben. Ihm war es vergönnt gewesen, in dem Glauben zu sterben, daß, was in der reinsten Freude gesäet war, nicht in Kummer und Schande untergehen konnte. –

An diesem Morgen mußte sie ihren Tee allein trinken. Späterhin am Vormittag, als Jytte noch immer schlief, nahm sie Hut und Schal, um in die Stadt hinabzugehen.

Ihr Sinn war hoffnungsvoller geworden. Wenn Jytte nur erst richtig ausgeschlafen hatte, dachte sie, so würde sie sich schon besinnen. Es war unmöglich anders. Was in dieser schrecklichen Nacht geschehen war, konnte nur die letzte, schwere Krisis sein, die sie durchkämpfen mußte, um Glauben an sich selbst und an ihr Glück zu erlangen. Jytte war trotz all ihrer Unberechenbarkeit ein vernünftiges, ja, im Grunde ein merkwürdig nüchternes Mädchen. Und sie hatte ihren Verstand doch noch nicht verloren!

Nun wollte sie nach der Apotheke hinabgehen, um einige nervenstärkende Pillen zu kaufen. Jytte hatte Stahl und Lezithin nötig. Das hatte ihr Arzt in Kopenhagen auch immer gesagt. Als sie auf der Treppe stand, sah sie Torben durch den Garten hinaufkommen.

»Wollen Sie ausgehen?« fragte er, nachdem er sie begrüßt hatte. »Ja – aber setzen Sie sich doch einen Augenblick! Dann können wir nachher zusammen gehen. Jytte muß leider heute im Bett bleiben. Sie war ein wenig überanstrengt von dem Ausflug gestern, und ich will ihr nun einen Tag vollständiger Ruhe verordnen.«

Torbens tiefe Enttäuschung wurde ein wenig gemildert, als es ihm klar ward, daß Jyttes sonderbares Benehmen gestern abend ja hierdurch eine ganz natürliche Erklärung fand. Sie war müde gewesen – hatte sich nicht wohlgeföhlt – das war also das Ganze.

»Was haben Sie denn seit gestern abend erlebt?« fragte Frau Berta, als sie im Zimmer saßen.

»Seit gestern abend? ... Ja, mit einer Neuigkeit kann ich wirklich aufwarten. Als ich von hier fortging, begegnete ich Direktor Zaun. Er glaubt, aus zuverlässiger Quelle zu wissen, daß das Folkething aufgelöst werden wird und daß die neuen Wahlen im August stattfinden sollen!«

»Ja, die Wahl hat schon lange gespuht. Ich sprach übrigens gestern selbst mit ihm. Er hat den Auftrag, Ihnen einen Kreis anzubieten, nicht wahr?«

»Ja, aber ich habe mich entschlossen, das Anerbieten abzulehnen. Ich habe vorläufig alle Lust verloren, mich als öffentliche Persönlichkeit zu verpflichten.«

Frau Berta, die mit abgewandtem Gesicht dagesessen hatte, wurde erst jetzt wirklich aufmerksam.

»Warum?« fragte sie.

»Ich gedenke mich zu verheiraten. Ich glaubte übrigens, Sie wüßten das. Und ich habe, offen gestanden, Ihre Freundlichkeit gegen mich als stillschweigende

Zustimmung aufgefaßt.«

»Darin haben Sie auch nicht geirrt, Torben Dihmer! Haben Sie aber mit Jytte gesprochen?«

»Ja – und ich habe Grund, anzunehmen, daß auch Ihre Tochter mir meine kühnen Absichten nicht allzu übelnimmt.«

Frau Berta wandte sich wieder ab und nickte.

»Das tut sie sicher nicht! Davon bin ich fest überzeugt!« sagte sie – mehr als Versicherung an sich selber als an ihn.

»Unter diesen Verhältnissen werden Sie wohl begreifen, daß ich nicht sonderlich erpicht darauf bin, mich in einen Wahlkampf zu stürzen mit der Aussicht, meine Flitterwochen in Schenkstubenversammlungen zubringen zu müssen.«

»Das verstehe ich nicht, lieber Freund. Sie brauchen ja nicht gerade während der Wahlen zu heiraten. Diesmal sind die Chancen obendrein wohl ungewöhnlich gut für junge Männer, die die Fähigkeit zu führen besitzen. Ist das nicht wert, in Erwägung gezogen zu werden? Wenn es doch nicht Ihre Absicht ist, den Rest Ihres Lebens als Privatmann zu verbringen – und Sie denken doch nicht daran, in Zukunft nur Ihrem häuslichen Glück zu leben –«

»Das möchte ich freilich am liebsten. Es ist mir klar geworden, daß ich auf dies Konto noch eine ganze Menge bei dem Leben zugute habe. Schließlich ist das vielleicht auch die beste Weise, der Gesellschaft zu nützen.«

»Hören Sie, Torben Dihmer, was haben Sie nur einmal? Das, was Sie da sagen, kann doch wohl Ihre Meinung nicht sein?«

»Ich rede allerdings im vollsten Ernst.«

»Was ist denn nur geschehen?«

»Ach – nichts weiter, als was gewiß hin und wieder einmal einem Menschen bei einer Durchsicht seiner inneren Verfassung begegnet. Man macht die Entdeckung, daß man in vieler Beziehung ein ganz anderer geworden ist, als man sich bisher eingebildet hat. Alle die winzig kleinen täglichen Verschiebungen der Schichten, die wir nicht beachtet haben, rufen einen urplötzlichen Zusammensturz unserer gewohnten Vorstellungen hervor – oft ja infolge einer lächerlich geringfügigen Veranlassung. Es geht damit, wie mit so einem Bergrutsch, von dem man liest, wo sich eine ganze Felswand plötzlich löst, nur weil ein Mann unten im Tal einen Schuß nach einer Krähe hinaufgeschickt hat.«

»Und der Krähenjäger ist in diesem Fall also Direktor Zaun gewesen?«

»Das können Sie wohl sagen. Diese kleine unermüdliche Nervenmaschine ist auch sozusagen ein Erlebnis für mich gewesen. Er machte mich übrigens mit dem neuen Parteiprogramm bekannt, das ich ja unterschreiben müßte, falls ich mich aufstellen ließe. Und das würde mir nicht ganz leicht werden.«

»Weswegen?«

»Ja, das ist nicht so einfach zu erklären. Und das ist auch einer von den Gründen, weswegen ich Angst vor der Wahltribüne und vor den Schenkstubenversammlungen

bekommen habe, wo man sich mit einem geschmierten Mundwerk durchkämpfen muß. Sie wissen wohl, daß ich daheim auf meinem Gut ein Asyl für alte und kranke Menschen errichtet habe – »ein Musterheim« ist es genannt worden, weil da wirklich an nichts gespart ist, was die Einrichtung und die äußere Ausstattung betrifft. Es ist indessen nur Unfriede und Spektakel aus der ganzen Geschichte entstanden, und ich erkenne jetzt ganz klar die Ursache. Ich habe es angefangen wie ein Mann, der zu einem Fest eingeladen, aber vergessen hat, für Musik zu sorgen. Darum ist das Ganze mißglückt.«

»Was meinen Sie mit Musik?«

»Ach – nur ein einziger beschwörender Trommelwirbel, während man dem großen Wauwau in den Wäldern opfert. Ohne ein wenig Zauberkünste macht man Wilde nun einmal nicht glücklich. Und – offen gestanden – ich erwarte aus demselben Grunde eine ähnliche große Enttäuschung von dem Musterland, mit dessen Aufbau wohlmeinende Politiker und Soziologen zusammen mit unsern Technikern überall auf dem Erdball so viel zu schaffen haben. Es ist ja möglich, daß ich die Verhältnisse zu schwarz sehe, aber es will mir scheinen, als wenn sich das Leben mehr und mehr als wilder Kehraus für ein stummes Orchester entwickelt. Und kennen Sie einen unheimlicheren Anblick? Es ist, als sähe man die Toten auf ihren eigenen Gräbern tanzen – verdammt, beim ersten Hahnenschrei mit einem Purzelbaum in die Erde hinab zu verschwinden.«

Frau Berta hatte ein paarmal mit bekümmertem Blick zu ihm aufgesehen. Als Torben ihr Schweigen bemerkte, wurde er besorgt, daß er sie durch seine Worte gekränkt haben könne, und er beeilte sich, zu schließen.

»Aber Sie dürfen sich wirklich nicht darum kümmern, was ich sage. Ich bin ein wenig großmäulig in dieser Zeit – ich hoffe, Sie verzeihen mir. Und nun will ich Sie nicht länger quälen. Sie wollten ja gehen, und ich habe Sie bereits zu lange aufgehalten. Jetzt gestatten Sie, daß ich Sie in die Stadt hinab begleite.«

Er erhob sich, Frau Berta aber blieb sitzen und sah in Gedanken versunken vor sich nieder.

»Dihmer!« sagte sie dann und reichte ihm mit Tränen in den Augen die Hand. »Machen Sie Jytte glücklich, und ich will Ihnen verzeihen, daß Sie uns im Stich lassen, so sehr es mich auch betrübt. Wir hätten gerade jetzt einen Mann wie Sie so dringend nötig. Mir deucht, es fängt an, so armselig und verblaßt in unsern Reihen auszusehen. Aber darüber wollen wir jetzt nicht reden. Sie können mir auch glauben, Dihmer, daß ich glücklich über Sie bin. Ich weiß ja, daß Sie gut und nachsichtig gegen Jytte sein werden. Und sie bedarf der Nachsicht. – Ich selbst bekomme jetzt einen Sohn wieder für die beiden, die ich verloren habe.«

Torben beugte sich bewegt über ihre Hand und küßte sie. – Jytte lag während alles dessen oben im Bett, die Hand über den Augen. Sie war bei dem Laut von Torbens Stimme erwacht, hatte auch eine Weile aufrecht im Bett gesessen und gelauscht; aber die Worte hatten sich verwirrt, und sie hatte es schnell aufgeben müssen, etwas davon zu erfahren, wie die Mutter das Versprechen einlöste, das sie ihr in der Nacht gegeben hatte.

Dafür suchte sie sich über das klar zu werden, was sich in ihr selbst zutrug; und sie war verwundert, fast entsetzt über ihre Ruhe. Sie empfand keine Gewissensbisse. Im

Gegenteil, mit einer unendlichen Befreiung dachte sie daran, daß nun alles gesagt werden würde. Die vielen aufregenden Ereignisse der letzten Tage, die Seelennot, in der sie sich diese Nacht befunden hatte, erschienen ihr jetzt wie wilde Fieberphantasien. Ihr war zumute wie einer Nachtwandlerin, die durch einen glücklichen Zufall gerade in dem Augenblick erwacht ist, wo sie über die Dächer der Häuser wandern wollte, um auf die Erde hinabzustürzen und einen andern in den tötenden Fall mit sich zu nehmen.

Als sie hörte, daß sie da unten aufstanden, dachte sie: »Nun weiß er es also!« – Nach einer Weile ging er. – Sie hörte ja, daß die Mutter ihn durch den Garten begleitete, wunderte sich auch ein wenig darüber, war aber in diesem Augenblick zu sehr davon in Anspruch genommen, dem Laut seiner Schritte zu folgen. Als sie verschwanden – für immer verschwanden –, schwoll ihr das Herz, und sie sandte ihm in Gedanken ihr zärtlichstes Lebewohl nach. Aber nicht einen Augenblick wünschte sie, ihn zurückrufen zu können. Jetzt sollte er wieder in ihr als eine schöne Erinnerung leben, und so war es gerade am besten. Glücklicherweise war sie ja bald eine alte Jungfer, die nicht mehr in Versuchung geführt werden würde, einen Mord zu begehen, um ihres Herzens blutdürstiges Verlangen nach Liebe zu befriedigen. Dann fand sie vielleicht endlich Frieden für ihr Gemüt. Ja – Gott sei Dank! – jetzt war der Traum vorbei. Sie hatte ihre Ruhe wieder. Diemer würde ihr wohl nicht so leicht verzeihen. Er wußte ja nichts von der Gefahr, in der er geschwebt hatte. Aber er vergaß sie wohl bald, wie sie sich auch bemühen wollte, ihn und ihr armes Liebesabenteuer zu vergessen.

XV

Vor der Apotheke trennten sich Frau Berta und Torben. Während der letztere auf dem Wege zu seinem Hotel in einen Blumenladen ging, um einige schöne Orchideen zu wählen, die Jytte gesandt werden sollten, saß Frau Berta mutlos drinnen in der Apotheke, wo sie einige Zeit warten mußte, da der Laden voll von Kunden war. Ihre Gedanken weilten bei Jytte. Sie entsann sich, wie sie es in früheren Tagen oft bekümmert hatte, daß Jytte, wenn sie sich einmal verheiratete, weit von ihr weggeführt werden könne. Jetzt würde sie sie mit Freuden auf die andere Hälfte des Erdballs senden, sogar ohne Hoffnung, sie je wiederzusehen, wenn sie nur wußte, daß Jytte ihre Gemütsruhe wiedergefunden hatte und glücklich geworden war.

Als sie ihre Besorgung gemacht hatte, kehrte sie gleich nach Hause zurück.

Auf dem Wege wurde sie von der Generalkonsulin Kolding und ihrem Mann angedet, so ziemlich die Menschen, denen sie am allerwenigsten gerade jetzt begegnen wollte, – so gründlich unsympathisch wie sie ihr beide waren. Der Konsul ging mit einem seiner kleinen Söhne an der Hand, einem kleinen, pausbackigen Simson von vier Jahren, mit langem Haar, das auf seine rote Jacke herabfiel.

Der stolze Vater stellte ihr den Jungen mit den Worten vor: »Einundzwanzig Kilo. Frau Geheimrat sollten nur versuchen, ihn in die Höhe zu heben. – Nicht wahr? Ich glaube, auf den können wir stolz sein. Und für die Farbe der Wangen garantiere ich, die ist waschecht.«

»Ihre Tochter ist doch nicht krank?« fragte jetzt Frau Kolding. »Sie gingen gestern abend so früh nach Hause.«

»Nur ein wenig Müdigkeit. Morgen hat sie es schon überwunden.«

»Ja, ich habe es Fräulein Jytte ansehen können, daß sie sich nicht ganz wohlfühlte. Sie müssen mir gestatten, Ihnen zu sagen, Frau Abildgaard,« fuhr sie fort, nachdem sie ihrem Gatten einen Wink gegeben hatte, sich zurückzuziehen. »Sie handeln nicht richtig, weder gegen sich selbst noch gegen Ihre Tochter, indem Sie sich außer der Bewegung halten. Ich wage zu behaupten, daß jedem, der das Wellersche System mit Ernst zur Richtschnur für sein Leben nimmt, geholfen werden kann, wenn Hilfe überhaupt noch möglich ist.«

Frau Berta zog sich ein wenig von ihr zurück, um sich von der Hand zu befreien, die die Generalkonsulin mit der vertraulichen Teilnahme des Beichtvaters auf ihren Arm gelegt hatte.

»Haben Sie Dank für Ihr Interesse, Frau Kolding; aber –«

»Ich will Ihnen sagen, Frau Geheimrat, ich war als junges Mädchen selbst so elend infolge von Nervosität, daß ich oft mehr tot als lebendig war. Meine Willenskraft war vollständig untergraben, und ich fühlte mich grenzenlos unglücklich. Durch einen reinen Zufall hörte ich dann von dem Wellerschen System. Und hier sehen Sie das Resultat. Ich habe vier gesunde und muntere Kinder und weiß kaum mehr, was Krankheit ist.«

»Ja, das muß schön für Sie sein, Frau Kolding, – aber mir tut Ihr Mann so leid, er steht da und wartet. Dann also leben Sie wohl! Wir sehen uns ja noch!«

Sie verließ die kleine, kurzhalsige Dame mit einem Gefühl tiefen Unbehagens. Sie war nicht im Zweifel über den Charakter dieser Wellerschen Bewegung, die in allen Schichten der Gesellschaft unheimlich um sich griff. Es mußte eine Art hypnotischer Besessenheit sein. Sie verpflanzte sich wie ein Ansteckungsstoff und endete damit, die Leute verrückt zu machen.

In erhöhter Unruhe eilte sie nach Hause. Als sie innerhalb der Gartenpforte angelangt war, blieb sie plötzlich stehen und griff sich nach dem Herzen. Oben von der Villa her tönte ihr Klavierspiel entgegen. Es war Jytte.

Was bedeutete das? ... Sie blieb verwirrt stehen. Hatte die Liebe gesiegt? Oder war alles vorbei? War Jytte wieder vor sich selbst in das Elfenland der Musik hineingeflohen? Diese Triller und Läufe taten ihrem Ohr weh wie Lerchengezwitscher über einem offenen Grab.

Jytte erhob sich vom Klavier, als die Mutter hereinkam, und sah sie gespannt an.

»Bist du unten in der Stadt gewesen?«

»Ja, ich hatte ein paar Besorgungen zu machen. Dihmer ist übrigens hier gewesen.«

»Ich hörte es sehr wohl. – Ihr seid vielleicht zusammen gegangen?«

»Ja.«

Jyttes Augen folgten der Mutter, die Hut und Mantel abgelegt hatte und sich nun auf das Sofa setzte.

»Hast du es ihm denn gesagt?« fragte sie zaghaft.

»Ich finde, Jytte, wir sollten jetzt ruhig und vernünftig über das reden, wovon du diese Nacht mit mir gesprochen hast. Setze dich doch ein wenig hierher!«

»Dann hast du also nichts gesagt?«

»Nein, Jytte. Denn ich kann und will nicht glauben, daß es wahr sein kann. Das ist etwas, was du dir aus irgendeinem Grunde selbst einzubilden versuchst. Du *kannst* diesen Herrn von Auen unmöglich im Ernst lieben.«

»Habe ich das gesagt?«

»Ja, es ist auch einerlei. Aber du hast gesagt, daß du Torben Dihmer nicht genügend liebst, um ihn zu heiraten, und das glaube ich nicht.«

Sie erhob sich vom Sofa und trat an Jytte heran, die seitlich auf dem Klavierstuhl saß, die Hände auf die Rücklehne gelegt. »Warum machst du dir alle diese zwecklosen Sorgen?« sagte sie und strich ihr über das Haar. »Du grübelst dich in alle möglichen krankhaften Stimmungen hinein, die dir das Leben und das Glück aus den Händen stehlen. Kannst du denn das nicht merken? ... Laß jetzt dein Herz reden, Kind!«

Sie nahm Jyttes Kopf in beide Hände und beugte ihn hintenüber mit einer verzweifelten Hoffnung, diese gemordete Liebe wieder ins Leben rufen zu können. Jytte aber sah ihr verdrießlich in die Augen und sagte:

»Du hast mich sonst immer gelehrt, meinen Verstand zu gebrauchen. Und nun meine ich, wir sollten aufhören, über Dihmer zu reden, Mutter! Das hat sonst nur zur Folge, daß ich ihn nur immer weniger und weniger lieben kann.«

Sie erhob sich und ging sofort aus dem Zimmer – nach oben hinauf.

Frau Berta blieb neben dem Stuhl stehen. Der Zorn brauste in ihr auf. Nein – dachte sie –, soll dies leichtfertige Spiel mit Leben und Tod denn nie ein Ende nehmen! War es denn nicht ihre Pflicht, zu dem äußersten Mittel zu greifen und Jytte zu *zwingen*,– sie mit verbundenem Auge ihrem Glück zuzuführen, wie eine scheue Stute, ohne daß sie jemals erfuhr, daß sie nicht freiwillig gewählt hatte?

Der Gedanke war auf dem Heimwege nach der Begegnung mit Generalkonsuls in sie gefahren. Sie hatte von einem deutschen Arzt in Genua gehört, der wegen seiner Heilungen durch Hypnose von der eleganten Welt hier unten sehr gesucht war.

Es ward jedoch bei ihr zu nicht mehr als einem aufzuckenden Zornesblitz. Sie wußte nur zu gut, daß sie es nie wagen würde, das Schicksal ihres Kindes den verborgenen Mächten des Lebens aus den Händen zu nehmen, um es nach ihrem eigenen Willen zu lenken. Hier stand sie an der Grenze ihres Mutes und erkannte ihre Ohnmacht. So sicher sie war, den Weg zu Jyttes Frieden und Glück zu wissen, – sie wagte dennoch nicht, die Verantwortung auf sich zu nehmen.

»Dein Wille geschehe!« tönte es in ihr Ohr mit der dunklen Stimme der Großtante, und sie nickte zur Bestätigung vor sich hin. – Ja! Sie streckte die Waffen! Übergab ihr Kind der Obhut der unbekanntenen Mächte. Sie war jetzt müde, konnte nicht mehr! –

Oben in ihrem Stübchen hatte Jytte ihre Schreibmappe herausgeholt. Sie saß, die Hand unter der Wange, und schrieb an Torben. Mit ihrer großen, festen Schrift, die für viele ein Zeugnis entsprechender Charaktereigenschaften gewesen war, bat sie ihn um Verzeihung, weil sie ihm vielleicht falsche Vorstellungen über das gegeben hatte, was sie für ihn empfand.

»Mein Benehmen Ihnen gegenüber gestern auf dem Ausflug kann ich mir selbst nur als einen unverzeihlichen Übermut erklären, vielleicht dadurch hervorgerufen, daß Sie uns beim Frühstück reichlich von dem starken Wein einschenkten. Ich bin fest entschlossen, niemals zu heiraten. In diesem Punkt bin ich dieselbe wie damals, als ich Ihnen zuletzt aus einem ähnlichen Anlaß schrieb. Ich bin übrigens überzeugt, daß Sie sehr bald ohne Gemütsbewegung auf diese kleine Angelegenheit zurücksehen werden. Ich meinerseits bedaure, daß ich nun wahrscheinlich Ihre Freundschaft verscherzt habe, auf die ich so großen Wert legte. Die Schuld trifft ausschließlich mich.«

Sie schrieb den Brief ohne innezuhalten, ungeduldig, ihn ihm durch einen Boten zu übersenden, damit sie nicht erst Gefahr lief, daß er wiederkam. Als sie seinen Namen auf dem Umschlag sah, stutzte sie selbst darüber, wie deutlich er da stand. Nicht eine Sekunde hatte die Hand gezittert.

Aber hinterher, als der Brief abgeschickt war, saß sie lange da und starrte mit halbtoten Augen vor sich hin. Hatte es wohl jemals so einen Menschen wie sie gegeben? – fragte sie sich selbst. Und wie war es diesem Menschen denn schließlich ergangen?...

XVI

Am Nachmittag setzte Frau Berta wieder ihren Hut auf und nahm ihren Schal um. Sie begab sich in die Stadt hinab Jytte hatte ihr gesagt, daß sie an Dihmer geschrieben habe und sie wollte ihn nicht abreisen lassen, ohne ihm Lebewohl gesagt zu haben.

Auf dem Halteplatz vor der Hoteleinfahrt setzte sie sich in eine der Droschken, und zehn Minuten später hielt sie vor seinen Pensionat, das am andern Ende der Stadt lag.

Sie traf ihn zu Hause. Vor nur einer halben Stunde war er von einem Ausflug zurückgekehrt und hatte Jyttes Brief vorgefunden. Er ging noch ganz verwirrt und erregt im Zimmer auf und nieder und wollte sie anfänglich nicht annehmen. »Dihmer,« sagte sie, als sie in seinem Zimmer Platz genommen hatte, »ich weiß, daß Jytte Ihnen geschrieben hat, sie könne nicht die Ihre werden. Ich weiß ja nicht, was sich in diesen Tagen zwischen Ihnen und ihr zugetragen hat; aber ich denke mir, sie hat Ihnen ein leichtsinniges Versprechen gegeben, das zurückzunehmen sie sich nun also gezwungen sieht. Ich nehme an, es ist ihr klar geworden, daß sie einen andern liebt. Ich begreife, daß Sie hart über sie urteilen müssen, und sie verdient es auch nicht anders. Es ist schwer genug für eine Mutter es sagen zu müssen, aber ich glaube, Sie können sich freuen Dihmer, daß Jytte nicht die Ihre wird. Als sie ein Kind war fand ich oft, daß sie so sonderbar erwachsen und entwickelt für ihr Alter war, – jetzt finde ich weit eher, daß es umgekehrt ist. Aber ich kann nicht aus ihr klug werden, und ich weiß nicht, was aus ihr werden soll. – – Aber sagen Sie mir nun, Dihmer, was wollen Sie selbst tun?«

»Ich?« sagte Torben, aus seinen Gedanken aufgescheucht. Er saß kerzengerade da, mit den Händen die Armlehne des Stuhls so fest umklammernd, daß die Knöchel weiß waren. »Ach – ich finde mich schon zurecht. Meine Einbildung hat ja nicht Zeit gehabt, sonderlich fest bei mir zu wachsen.«

»Nein – Sie haben recht. Und wenn Sie nun heimkehren zu Ihren vielen Freunden, die Sie so sehnsüchtig erwarten, so werden Sie diese Enttäuschung bald vergessen – das glaube ich sicher. Vorläufig kehren Sie also nach Ihrem lieben Favsingholm zurück?«

Torben schüttelte sehr bestimmt den Kopf.

»Nicht? Aber ich verstand doch gestern –«

»Heute ist nicht gestern, Frau Geheimrat. Einsamkeit habe ich genug gehabt. Aber die Welt ist ja groß, und ich glaube wirklich, ich habe es nötig, ganz wach zu werden.«

»Ja, ja! Sie wollen reisen – das wird sicher gut für Sie sein. Neue Erlebnisse – frische Eindrücke ... freilich, gerade das haben Sie nötig. Sie sprachen am ersten Abend von einer Reise um die Welt, die Sie in guter Gesellschaft unternehmen könnten. Aus der Reise sollten Sie Ernst machen, Dihmer. Wenn Sie dann zurückkommen, werden Sie die Zeit und die große Entwicklung ringsumher in der Welt ganz anders ansehen – davon bin ich überzeugt. Direktor Zaun wird das nächste Mal nicht vergeblich an Ihre Tür pochen. Glauben Sie das nicht selber auch?«

Torben erwiderte nichts, und als Frau Berta nun merkte, daß sie lästig war, erhob sie sich. Beim Abschied konnte sie es nicht lassen, ihm die Wange zu streicheln. Es schnitt ihr ins Herz, zu sehen, wie hart der Schlag ihn getroffen hatte.

Torben begleitete sie hinaus. Dann klingelte er nach dem Diener.

»Ich reise noch heute abend. Sorgen Sie dafür, daß an das Reisebureau wegen einer Fahrkarte nach München telegraphiert wird. Schlafwagen. Haben Sie verstanden?«

»Vollkommen, mein Herr!« antwortete der Diener, der ganz erstaunt war über sein verändertes Aussehen.

*

Jytte stand zu dieser Zeit am Fenster oben in ihrem Zimmer und wartete in Unruhe auf die Rückkehr der Mutter. Sie wußte, wohin sie gegangen war. Die Mutter hatte es ihr selbst gesagt.

Es hatte angefangen zu dunkeln. Die Abendschatten lagen schon über dem Garten, wo nur der Wipfel einer großen Kastanie noch im Sonnenschein leuchtete. Der Himmel draußen über dem Meer flammte.

Sie ging von Zeit zu Zeit einmal im Zimmer umher und machte sich etwas zu schaffen, kehrte aber immer wieder nach ihrem Ausguckposten zurück. Auf ihrer Kommode lagen Torbens Orchideen. Sie wußte nicht, was sie damit machen sollte, konnte sich nicht entschließen, sie ins Wasser zu stellen, und ließ sie deswegen liegen.

Es fror sie, sie fühlte sich unwohl. Die Einsamkeit und die zunehmende Dunkelheit machten ihr Angst. Auch der ungewöhnlich starke Schimmer am Himmel über dem Meere beunruhigte sie wie ein böses Omen.

Endlich sah sie die Mutter durch den Garten zurückkommen. Beim Anblick ihres langsamen, gleichsam schwankenden Ganges rief sie unwillkürlich:

»Arme Mutter!«

Dann zog sie sich scheu vom Fenster zurück, setzte sich schwer in einen Stuhl nieder und preßte die Stirn gegen die Lehne.

Hätte sie anders handeln *können*? Nicht um ihrer selbst willen ... auch nicht um Torben Dihmers willen ... aber ihrer Mutter wegen ... die sie tausendmal mehr liebte, als sie es verdiente?!

Nein – jetzt wollte sie nicht mehr denken. Sie war müde, war ihrer selbst todmüde. Sie wünschte jetzt nur zu schlafen, zu schlafen – hinabzusinken in ihren tausendjährigen Domröschenschlaf, ohne je wieder geweckt zu werden, und ohne andere Träume zu haben als die luftigen, die die Musik schuf. Ja, nun würde sie sich wieder wohl an ihrem Klavier fühlen!

I

Dorf Enslev liegt im südlichen Jütland in einer ärmlichen Gegend mit dunklen Heidemooren. Hier wurde vor vielen Jahren ein alter Schmied unter großen Ehrenbezeugungen zur Erde bestattet. Der Bürgermeister von Kolding erschien in Amtstracht nebst mehreren Stadtverordneten in hohen Hüten. Sie kamen in zwei Landauern mit Livrékutschen gefahren. Die ganze Bevölkerung war auf den Beinen und stand als Zuschauer längs des Weges, als der Sarg unter Glockengeläute vom Hause nach der Kirche getragen wurde und von dort wieder hinaus nach dem Grabe in der östlichen Ecke des Kirchhofs, der Begräbnisstätte der Armen.

So viele Menschen dort versammelt waren, befand sich doch niemand unter ihnen, der den Mann, der da begraben wurde, wirklich gekannt hatte. Bald vierzig Jahre hatte er dort in der Gegend wie ein Fremder gelebt. Selbst erzählte er nie etwas von seinem Leben. Man wußte von ihm nur, daß er in Thy geboren war und daß er den dreijährigen Krieg mitgemacht hatte.

Die Leute liebten es nicht, seinem Blick zu begegnen. Er habe einen Wurm im Auge, sagte man; und viele dachten, er habe wohl seine Gründe, so schweigsam über sich selbst und seine Vergangenheit zu sein.

Es geschah auch nicht um seiner selbst willen, sondern um seinen Kindern Ehre zu erweisen, daß so viele von den großen Leuten der Gegend ihm das letzte Geleite gaben. Da waren vier Söhne und zwei Töchter. Mit Ausnahme des jüngsten der Söhne, der die Schmiede geerbt hatte, waren sie den Verhältnissen der Eltern längst entwachsen. Der älteste von den Söhnen konnte zur Beerdigung des Vaters sogar mit einem funkelnagelneuen Ritterkreuz auf der Brust erscheinen. Er war Uhr- und Instrumentenmacher in Kolding, Mitglied des Stadtrats und zweiter Vorsitzender des Handwerkervereins. Von den Töchtern war die eine mit einem Pfarrer verheiratet, die andere mit einem steinreichen Viehzüchter in Australien verlobt.

Es war jedoch weder das Ritterkreuz des Instrumentenmachers noch das Ornat des Schwiegersohns, was die Zuschauer längs des Weges veranlaßte, die Augen aufzusperren. Alle suchten sie in der Schar der Leidtragenden nach dem Sohn Tyge, dem Politiker und Redakteur – Tyge Enslev, wie er sich nach seinem Geburtsort nennen ließ. Der Name des Dorfes war durch ihn im ganzen Lande bekannt geworden. Noch in den allerletzten Tagen war er abermals von Mund zu Mund geflogen in Anlaß einer kühnen Rede, die er in Kopenhagen gehalten hatte. Viele hatten daran gezweifelt, daß er überhaupt zum Begräbnis würde kommen können. Sie stellten sich vor, daß er wieder hinter vergitterten Fenstern sitze in Gesellschaft eines Kruges Wasser und eines Neuen Testaments, ein Märtyrer für die Sache des Volkes.

Aber da ging er zusammen mit seinen Geschwistern hinter dem Sarge her, klein und untersetzt, mit einem weichen Künstlerhut auf dem Kopf, dunkelbärtig und blaß. Seinen lahmen Fuß stützte er während des Gehens mit einem Stock. Vor Freude über das Wiedersehen war die Jugend nicht weit davon entfernt, Hurra zu rufen.

In der Kirche sprach zuerst der Gemeindepfarrer, der alte Propst Faaborg, und dann der Schwiegersohn, der hinterher auch das Erdaufwerfen verrichtete. Sie schwangen

sich jedoch beide nur zu einer feierlichen Prozession von allgemeinen Redensarten auf. Aber plötzlich kam Bewegung in die Versammlung. Tyge Enslev trat auf den Kieshaufen hinter dem Grabe, um zu reden.

Es gab damals noch eine Verordnung für dänische Friedhöfe, die ungeweihten Personen verbot, am Grabe das Wort zu ergreifen. Tyge Enslev hatte sein juristisches Examen gemacht, mußte also wissen, daß er sich einer Gesetzesübertretung schuldig machte. Sowohl der Propst als auch der Bürgermeister sahen sich empört nach dem Dorfschulzen um.

Mehr aber noch waren Tyges Geschwister ergrimmt, weil er ohne Ermächtigung in ihrem Namen auftrat. Das Verhältnis zwischen ihnen war schon im voraus nicht das beste.

Er hatte den Kopf entblößt. Die Frühlingssonne schien auf seine dichte, schwarzgraue Mähne, und der Wind warf ihm das Vorderhaar über die Stirn, die von zwei tiefen Falten über der Nasenwurzel gespalten war. »Dänemarks erster Redner«, wie ihn eine Zeitung kürzlich genannt hatte, war erst einige dreißig Jahre alt, trug aber schon die Spuren des Alters. In das Gemüt dieses Mannes war ein siedender Brand geworfen, der seine Nerven beständig in höchster Spannung hielt.

Er machte bei dieser Gelegenheit von seiner Kunstfertigkeit als Redner keinen Gebrauch. Er war merkwürdig gedämpft, die Stimme klang bewegt, die Worte fielen schlicht und ruhig. Zuerst gedachte er der früh verstorbenen Mutter, dann brachte er dem Vater einen Dank dar für seine große Treue gegen das Heim, »für die Überwindung seines Selbsts, diesen größten und fruchtbarsten aller Siege«.

Der Ton wie auch die Worte klangen eigentümlich in den Ohren vieler. Die Leute sahen einander an und dachten, daß er vielleicht mehr wisse als andere von den Geheimnissen in Schmied Sörens verborgenem Lebenslauf, der auf das eigene ausdrückliche Verlangen des Alten seinen Abschluß hier auf der Begräbnisstätte der Armen fand.

Gleich nach der Beerdigung fuhren der Bürgermeister und das übrige städtische Gefolge davon. Namentlich der Bürgermeister hatte Eile, wegzukommen; um nicht durch eine zu nahe Berührung mit einem politischen Aufrührer bloßgestellt zu werden. Auch die Bewohner des Dorfes selbst verabschiedeten sich an der Kirchhofstür.

Aber es nahm Zeit in Anspruch, bis alle der Familie die Hand gegeben hatten, und namentlich scharten sich die Leute um Tyge, um etwas Neues über die gespannte politische Lage zu hören.

Die übrigen Geschwister standen schließlich ganz verlassen da, bleich vor Ungeduld, fortzukommen. Der ordengeschmückte Instrumentenmacher und ein anderer älterer Bruder, der Schullehrer und Kirchensänger war, standen für sich, ein Stück davon entfernt, und wandten der politisierenden Gruppe den Rücken zu. Der Instrumentenmacher, der sich anstandsvoll auf seinen stramm aufgerollten seidene Regenschirm stützte, betrachtete mit erkünsteltem Entzücken die frühlingssgrüne Landschaft, während ihm das Blut in die bebenden Wangen stieg und wieder sank.

Der Schullehrer war eine fleischschwere oxsenähnliche Gestalt, deren breite Brust ein schwarzer Bart bedeckte. Er wandte während der ganzen Zeit die Ohren dem zu,

was hinter ihm vor sich ging, und seine Augen waren voller Unruhe.

Die Schwester Katrine, die Pfarrersfrau, eine brünette, hünenhafte Schönheit, mit großen Federn auf dem Hut und einer Tournüre, kam in voller Empörung zu ihnen hin, auf den Fersen gefolgt von ihrem ornatgekleideten Mann, der mit verwirrter, unglücklicher Miene dahintrippelte wie ein geprügelter Hund.

»Ich meine, wir sollten jetzt gehen,« sagte sie. »Das Geschwätz nimmt ja nie ein Ende. Und was sagt ihr zu Tyge? Habt ihr je so was erlebt?«

»Tyge hört sich gern selbst reden,« sagte der Instrumentenmacher mit einem Ausdruck großmütiger Nachsicht.

»Ich finde, es ist so ungefähr das Frechste, was mir vorgekommen ist! Einen öffentlichen Skandal bei seines eigenen Vaters Begräbnis zu machen! Der Propst war wütend. Ich bin überzeugt, er berichtet höheren Ortes darüber, und dann wird es kein billiges Vergnügen für den guten Tyge. Aber dann muß er natürlich wieder zum Märtyrer gemacht werden. Das ist eine alte Geschichte.«

Frau Katrines Mann wagte eine schüchterne Einwendung zu machen.

»Du hast natürlich ganz recht. Es war höchst verkehrt von deinem Bruder, und es *kann* unangenehme Folgen für ihn haben, falls die Sache aufgemutzt wird. Aber auf der andern Seite, liehe Katrine, was dein Bruder sagte, war ja sowohl schön empfunden

»Unsinn! darüber reden wir ja gar nicht. Du willst doch wohl nicht leugnen, daß es Kresten als dem Ältesten zukam, im Namen der Familie zu danken. Aber Tyge muß sich immer vordrängen und sich wichtig machen. Das ist die Sache.«

»Sst, Katrine! Sprich nicht so laut!«

»Laß mich in Ruhe! Mir ist es einerlei! ... Und jetzt gehen wir. Dann könnt ihr andern tun, was ihr wollt!«

Sie nahm ihren Mann unter den Arm und steuerte mit einem majestätischen Brausen ihres schwarzen seidenen Kleides von dannen.

»Katrine hat im Grunde recht. Da ist ja nichts, worauf wir zu warten brauchten,« sagte der Instrumentenmacher. »Wollen wir gehen?«

Die schweren, unruherfüllten Augen des Schulmeisters hatten sich wieder zu der Gruppe um Tyge hingestohlen. Er zog sie jetzt schnell zurück und sagte mit einem Seufzer, als wahre er sich gegen eine Verlockung:

»Ja, Kresten! Gehen wir!«

II

Schmied Sören war in einer Winternacht des Jahres 1820 in Söndbjerg in Thyland geboren. Der Junge kam zur Welt als erster Ertrag der fruchtbaren Liebe eines jungen Häuslerpaares, und schon lange vor seinem Erscheinen in dem ärmlichen Stübchen hatte er sich als ungeduldiges Wesen mit einem Teufel im Leibe zu erkennen gegeben.

Beide Eltern gehörten zu den schwarzen Jüten. Namentlich der Vater war von dunkler Hautfarbe wie ein Zigeuner. Es wurde nie darüber geredet, aber man wußte sehr wohl, daß sich einstmals einige Tropfen Zigeunerblut in seine Familie verirrt hatten.

Während des Heranwachsens mußte der Junge beständig hören, wie zappelig er im Leibe der Mutter gewesen war, und daß er sich gleich nach der Geburt in einem großen Geschrei Luft gemacht hatte, das leibhaftig wie ein Hurra klang.

»Aus dem Jungen wird, weiß Gott, mal was Großes,« hatte die Wehmutter gesagt, und diese Prophezeiung beschäftigte ihn mehr, als gut für ihn war.

Nach seiner Konfirmation wurde er auf Grund seiner Körperkräfte an den Amboß gestellt. Er stand erst fünf Jahre in der Dorfschmiede und arbeitete dann als Geselle in einer Eisengießerei in Aalborg. Hier ward man sich bald klar darüber, daß noch anderes als nur die reine Muskelkraft in dem großen, schwerfälligen Thyländer wohnte. Er selbst schrieb nach Hause an die Eltern, alle Leute in Aalborg nannten ihn den Meisterschmied. In jedem Brief prahlte er mit vielen eingebildeten Heldentaten.

Dann aber begegnete er zum erstenmal seinem Schicksal in Gestalt eines Gürtlergesellen, mit dem er eines Tages in einem Wirtshaus bei einem Punsch zusammentraf. Sie gerieten in einen Wortstreit, und als Sören den andern ein Rindsvieh nannte, fuhr der in die Höhe und sicherte sich Zeugen für die Beschimpfung.

Sören wurde vor Gericht geladen und mußte zehn Reichstaler berappen.

Zuerst war er widerspenstig und wollte nicht bezahlen. Er hatte gehört, daß ein Pferdehändler, der einem Mann auf dem Hjalleruper Markt die Nase blutig gehauen hatte, mit fünf Reichstalern davongekommen war. Aber der Polizeidirektor erklärte ihm, daß die zwei Fälle vom rechtlichen Standpunkt aus sehr verschieden seien, indem die Hjalleruper beide im Augenblick der Tat sehr erregt und außerdem tüchtig betrunken gewesen waren.

Nachdem sich Sören eine Weile den Kopf über diese höhere Mathematik der Gerechtigkeit zerbrochen hatte, gab er das Verständnis auf und zählte das Geld auf den Tisch. Aber der Gedanke, daß er seinem Gegner für den halben Preis das Gesicht hätte blutig schlagen können, verfolgte ihn seither und ließ ihm keine Ruhe. Eines Sonntagnachmittags, als er ihm auf der Straße begegnete, fuhr er auf ihn los und schlug ihm vier Zähne aus dem Mund.

Zu seiner allerersten Überraschung wurde indessen bei der Abmessung der Strafe nicht die geringste Rücksicht darauf genommen, daß er diesmal wirklich schäumend wütig gewesen war und auch tüchtig getrunken hatte. Er bekam eine ernste Vermahnung und mußte ins Gefängnis wandern.

Einige Zeit darauf brach der Krieg aus und machte ihn zum Soldaten – zum Infanteristen.

Auch im Felde verbreitete sich bald der Ruf seiner Erfindungsgabe und Fingerfertigkeit. Wenn eine Kanone auf dem Marsch in den Graben gefahren war und Schaden litt, wurde sofort nach »dem Schmied aus Thy« gerufen. Zusammen mit ein paar Soldaten aus dem Geniekorps folgte er schließlich seiner Abteilung als eine Art Ambulanz für das Material. Er war beim Blutbad zu Stolk mit dabei und sah Schleppegrell fallen. Sein Ehrentag aber wurde der vierte Oktober in dem belagerten Frederiksstad.

Es war am Abend des letzten Tages der Beschießung, als die Schanzen beim Schein der brennenden Stadt gestürmt wurden. Sechs Tage und Nächte halte ein Hagel von glühenden Kugeln und Brandgranaten in der Luft gezischt. Einer von den Kirchtürmen der Stadt stand in Flammen wie ein Licht, das an der einen Seite herunterbrennt. Wolliger Rauch und funkelrote Funken wälzten sich aus den vielen zusammengeschossenen Gebäuden über die Stadt.

Während aller dieser Tage waren die Soldaten nicht aus den Kleidern gewesen. Besudelt von Erde und Ruß und Pulverschlamm lagen sie hinter der zerschossenen Brustwehr, die Wange am Gewehrkolben, und sahen im Schein der Feuersbrunst aus wie Neger.

Sören saß zwischen seinen Bataillonskameraden in der gefährlichsten der drei Schanzen, die die Stadt verteidigten. Hier war die Böschung der äußersten Brustwehr herabgestürzt. Auch die Reihe der Sturmpfähle war an den meisten Stellen zerschossen, und die herabfallenden Erdmassen hatten die Gräben außerhalb derselben gefüllt, so daß bequeme Übergänge für die Sturmkolonnen gebildet waren. Seit sechs Uhr, als sich der Morgennebel lichtete, war die Schanze mit Eisen aus den schwersten Geschützen des Feindes überschüttet worden. Es war in Wirklichkeit keine andere Wehr mehr vorhanden als die Flinten und zwei kleine Feldkanonen.

Der Sturm begann um Sonnenuntergang, als eine Kompagnie holsteinischer Jäger in zerstreuter Ordnung eine Überrumpelung versuchte. Sie wurden von dreihundert pfeifenden Gewehrkugeln angehalten und liefen zurück – oder sanken stumm um wie die Ähren, die vor dem Hieb der Sense fallen. Andere, die schnell nachfolgten, warfen sich auf die Erde nieder und suchten Deckung.

Dann verlief eine Stunde in Ruhe. Aber als der letzte Tagesschein verschwand und der Himmel voller Sterne war, erschollen starke Trommelwirbel und Hornsignale draußen von den feindlichen Verschanzungen her. Durch das Brüllen der Mörser und das Donnern der Kanonen vernahm man auch ein Musikkorps, das »Schleswig-Holstein meerumschlungen« spielte. Und auf einmal wimmelten da drüben Gestalten aus der Erde empor, und Bajonette blitzten, eine Kolonne nach der andern brach aus der Dunkelheit hervor und stürzte unter Geschrei und Juchhei auf die Schanze los.

Der Feuerschein beleuchtete einen Augenblick lange Reihen von leichenblassen Gesichtern mit wildverzerrten Zügen. Aber gleich darauf war alles in Pulverrauch gehüllt. Man schoß blindlings drauflos, zielte in der Richtung des Feldgeschreis und des Geheuls der Verwundeten. Und plötzlich standen vier – fünf Gestalten auf der Krone

des Walles und feuerten in die Schanze hinab. Andere waren im Begriff, hinter ihnen hinaufzukriechen.

Der Anblick dieser fremden Männer entzündete plötzlich eine unbändige Wut in Sören. Er stürzte sich ihnen mit erhobenem Kolben entgegen, zertrümmerte dem ersten den Kopf und schlug den beiden andern das Gewehr aus der Hand. Mehrere von seinen Kameraden sprangen auf und folgten ihm. Im Laufe von wenigen Augenblicken entstand ein blindes Handgemenge, währenddessen Blut und Gehirnmasse nach allen Seiten spritzte.

Der größte Teil der einbrechenden Feinde taumelte als Leichen in den Wallgraben zurück. Der Rest wurde entwaffnet und als Gefangene in die Schanze hinabgetrieben. Sören hatte einen Fahnenträger bei der Kehle gepackt, der die schleswig-holsteinsche Flagge auf die Wallkrone gepflanzt und sie mit seinem Säbel verteidigt hatte. Sören hatte seine Hiebe mit dem Gewehre abgewiesen und sich auf ihn gestürzt. Nun kam er mit dem halberstickten Mann angeschleppt, wie ein Bär, der seine Beute wegträgt; und als man die eroberte Fahne gewahrte, die er unter dem einen Arm mitbrachte, wurde er mit Hurrarufen begrüßt.

Währenddessen hatten sich die nachfolgenden Sturmkolonnen glatt auf das Feld vor der Schanze niedergeworfen. Der unaufhörliche Platzregen von Gewehrkugeln und Kartätschen im Verein mit dem Anblick der Leichen der gefallenen Kameraden hatte ihnen den Mut genommen. Die Offiziere fluchten und gebrauchten die Klinge, die Trommeln wurden gerührt, und die Musik, die mit der Nachhut folgte, spielte anfeuernde Melodien. Aber die Mannschaft blieb liegen und ließ sich nicht weiter vortreiben.

Auch vor den andern Werken, die genommen werden sollten, hatte der Feind kein besseres Glück. Nach fünfstündigem Kampf wurde zum Rückzug geblasen, die Eroberung der Stadt mußte für diesmal aufgegeben werden.

Als Dank des Königs für den Sieg wurde nach einiger Zeit eine Reihe von Dekorationen ausgeteilt, darunter auch ein paar Danebrogskreuze für die Mannschaften. Sören wurde vom Bataillonschef für diese seltene Auszeichnung vorgeschlagen, und einige Tage vor der Verteilung hieß es, daß er einer der Auserwählten sei.

Sören nahm die Glückwünsche seiner Kameraden mit einem flotten »Schert euch zum Teufel!« entgegen. Aber in dieser Nacht lag er im Stroh und schwitzte und konnte nicht schlafen vor Gemütsbewegung und Spannung. Hauptsächlich dachte er an seine Eltern, am allermeisten an seine Mutter, der er so viel Enttäuschungen und Kummer bereitet hatte. Jetzt würde er ihre guten Augen wieder lächeln sehen, wenn er mit dem silbernen Kreuz auf seinem Rock heimkehrte.

Und dann eines Tages stand die Brigade in Linienformierung aufgestellt und wartete auf den General, der in des Königs Namen das Ehrenzeichen an die Brust der Helden heften sollte. Aber zum großen Erstaunen des jütischen Bataillons wurde nicht Sören vor die Front gerufen, um die Auszeichnung zu empfangen, sondern sein Nebenmann in der Kompanie, ein Jurist, der sich ebenfalls während der Belagerung tapfer gezeigt hatte und außerdem mit einem der Generäle in der Armee verwandt war.

Bald darauf war der Krieg beendet, und die Mannschaft wurde in die Heimat entlassen.

Sören ging auf den Landstraßen herum und suchte Arbeit. Nach Hause zu den Eltern wollte er jetzt nicht zurück. Nach Aalborg, wo er im Gefängnis gesessen hatte, wollte er auch nicht. Es war seine Absicht, in die Fremde zu gehen und sich nicht wieder blicken zu lassen, bis er eine Heldentat ausgeführt hatte, von der man weit und breit redete. Er wollte versuchen, übers Meer nach einer der großen Fabrikstädte in England zu kommen. Aber zu der Reise gebrauchte er Geld, und das sollte erst verdient werden.

Er ward in diesen Tagen ein einsamer Mensch. Während die meisten andern heimkehrenden Krieger die Feldmütze als ein Kennzeichen weitertrugen, das ihnen die Türen zu den besten Häusern erschloß, verschwieg er, woher er kam, und sprach nie von seinen Kriegsabenteuern. Deswegen wahrte es lange, bis er Arbeit fand, und zuletzt litt er Not.

Als zerlumpter Landstreicher kam er an einem regnerischen Abend nach Enslev gewandert. Der Dorfschmied hier, ein älterer Mann, hatte eine Schwäche im Rücken bekommen und bedurfte der Hilfe. Sören arbeitete dort ein paar Tage auf Probe und wurde dann gegen einen guten Lohn gedungen. Aber auch hier verfolgte ihn das Unglück. Er verliebte sich in die junge Tochter des Hauses, und zwar so gründlich, daß das Mädchen guter Hoffnung wurde. Es kam zu Weinszenen, und der kranke Vater, der von Schmerzen gequält war, bekam einen Wutanfall. Statt einer freien Fahrt in die Welt hinaus blühte ihm ein Erscheinen vor dem Pfarrer und eine schleunige Hochzeit, und hinterdrein die Übernahme der Schmiede gegen Hypothekenschuld, Advokatengelder, Altenteilerzahlungen und alle die Handeisen und Daumenschrauben, womit ein junger Mann gezwungen werden kann, lebenslänglich einen leichtsinnigen Augenblick abzubüßen.

Am Hochzeitsmorgen war Sören sternhagelvoll besoffen, nannte sich verächtlich einen Krackenbesohler und fiel über die Gäste her.

Anne-Mette, seine Frau, war zierlich von Gestalt und dazu eine gutherzige kleine Person, von der man glauben sollte, daß sie einen fahrenden Gesellen wohl begehrllich nach der Traulichkeit eines Heimes machen könne. Wohnstube und Schmiede lagen nebeneinander, es war nur eine dünne Wand dazwischen. Aber gar manches Mal ließ Sören den schweren Vorhammer niederdonnern, nur um das Geschrei des kleinen Menschenkindes zu übertäuben, das sich seinem großen Glück in den Weg gelegt hatte.

Anne-Mette begriff nicht die Ursache dieser Ausbrüche von Wildheit, die das Haus alle Augenblicke mit Unwetter erfüllten. In ihrer Einfalt dachte sie, daß sie von einer Krankheit im Kopf stammten, die mit gewissen Winden kommen müsse, so wie die fliegende Gicht. Denn Sören konnte zu andern Zeiten so schön mit dem kleinen Kresten auf seinem Knie dasitzen und ganz vernarrt sein in seine winzigen Hände und Füße.

Im nächsten Jahre lagen eines Tages ein Paar vollwichtige Zwillinge in der Wiege, und dieser Anblick machte Sören erleichen. In dieser unbegrenzten himmlischen Freigebigkeit erblickte er ein Zeichen von oben, ein Gottesgericht, – des lieben Gottes eigenhändige Besiegelung seines Mißgeschicks. Er begriff jetzt, daß er ein Gefangener auf Lebenszeit war.

Sein Wesen veränderte sich von diesem Tage an. Er verschloß sich in sich selbst. Wurde still. Das Heim seiner Kindheit in Thy erwähnte er nie mehr. Er konnte es nicht

ertragen, daran zu denken, daß seine Eltern und Geschwister vielleicht noch dasaßen und darauf warteten, daß er eines Tages, wie er versprochen hatte, als Märchenprinz zurückkehren würde.

Wenn Anne-Mette nach Feierabend in die Schmiede hinabkam, um ihn zum Abendbrot zu rufen, sah sie ihn zuweilen, die Hand unter der Wange, dasitzen und ins Feuer hineinstarren.

»Was fehlt dir nur einmal, lieber Sören?« konnte sie dann vorsichtig fragen.

Er pflegte zu sagen, daß er Zahnweh habe. Und gerade so sah er auch aus.

III

Es vergingen noch einige Jahre. Eins der Kinder starb, aber es kamen immer neue hinzu, und in der Schmiede sang der Amboß vom Morgen bis zum Abend, um Nahrung für die vielen hungrigen Mäuler zu schaffen.

Eines Nachmittags hielt ein fremder Handelsmann draußen vor der Schmiede, sprang vom Wagen und rief hinein, ob er ein Hufeisen unter sein Pferd bekommen könne. Es war ein behender kleiner Mann mit einem großen Mundwerk. Während Sören und sein Lehrling ein Eisen unter den einen Hinterfuß legten, stand er gegen den Wagenkorb gelehnt, die Hände in den Taschen, und ließ das Mundwerk laufen.

Schließlich erzählte er von einem Mann in Aarhus, der als gewöhnlicher Dorfschmied angefangen, drüben in Amerika aber gelernt hatte, landwirtschaftliche Maschinen anzufertigen. Jetzt war er auf bestem Wege, einer der größten Steuerzahler der Stadt zu werden.

Sören kannte die Geschichte sehr wohl, wußte sogar den Namen des Fabrikanten. Trotzdem murmelte er, daß es, weiß Gott, ausgestunkene Lügen seien.

»Lügen? ... Da kannst du jeden Mann fragen, der in Aarhus bekannt ist. Dann wirst du schon hören, was sie von Jens Johannsen sagen. Ich will meinen Kopf darauf lassen, daß er mehr als 'ne Million hat!«

Sören wandte sich im selben Augenblick um und ging ihm drohend zu Leibe. Die lange Raspel in der erhobenen Hand, brüllte er ihm ins Gesicht:

»Und ich sag dir, wenn du das Maul nich hältst, schlag ich dir den Schädel ein, du Quatschkopf!«

Starr vor Schrecken rettete sich der Handelsmann auf seinen Wagen, ergriff die Zügel und flog davon, als habe er den leibhaftigen Satan das Weiße aus den Augen kehren sehen. Aber als er eine Strecke Weges gekommen war und sich in Sicherheit fühlte, wandte er sich auf dem Kutscherbock um und rief: »Was bildst du dir eigentlich ein, du Bettelkerl!«

Nach Feierabend, als Sören in die Stube kam und Anne-Mette den spritzelnd heißen Speckpfannkuchen auf den Tisch stellte, trank er mehrere Schnäpse, rührte aber das Essen kaum an. Hinterher blieb er sitzen, den Kopf auf dem Arm, als schlafe er oder als sei er betrunken.

»Machen dir die Zähne wieder zu schaffen?« fragte Anne-Mette vorsichtig.

Er nickte.

Nach einer Weile stand er auf und schlenderte hinaus.

Es war Mondenschein. Er ging nach dem Krug hinab; als er aber von außen sah, daß viele Leute da drinnen saßen, ging er vorüber und bog aufs Geratewohl in einen Feldweg ein, der über die Heide führte.

Der Mondschaten folgte ihm – bald an der einen, bald an der andern Seite, je nachdem der Weg sich drehte. Er hatte ein Gefühl, als habe sich ein geheimnisvolles

Wesen ihm angeschlossen, ein Sendbote der Finsternis, der ihm in vertraulichem Tone böse Verführerworte ins Ohr flüsterte – ein alter Bekannter aus der Zeit, als die Lügen von selbst auf seiner Zunge geboren wurden und Größenwahnträume ihn wie ein Alpdruck ritten.

»Na, wo geiht di dat denn, Sören Madsen? Dat is woll nich bäter mit di worren, sit wie uns nicht sähen häwt. Äwer ik häv di dat jo of nog sägt, Sören. Do deenst kenen goden Mann, häv ik sägt. Müh un Arbeit is din Lohn worren, du armen Kierl! Un denn dat Verspräken upp 'n Himmelrig nahsten, dat sünd am Enn blots Lögen, dat hätt nie existiert, 'n slichten Profit! Un du, de de beeden Hänn vull von de scheunsten Gaben up de Ir hääben künnst! Herrjemine! Und dat Enn von'n Lied is, dat de Lühr di ›Bettelkierk nahropen! ... Anne-Mette is ok bald to old för 'n Mann as du. Ik säg, mak di fri, Sören! Noch is dat Tid! Anne-Mette kann jo in Deenst gahn. Dat hätt se früher ok dahn. Un for de Gören kann de lew Gott upkamen. He is de Nächste dorto. Von em häst du se jo doch. Un wenn du hier man irst weg büst und wat anners in' Kop häst, denn denkst du nich mihr doran. Glöw du mi blots. Ik kenn de Welt un de Minschen. Un ik bün din Fründ, din wohre Hartensfründ! Ik säg: Wies nu, dat du 'n ganzen Kierl büst, Sören! En ganzen Kierl! Dat watt di nich leed warrn. – Schalln wi uns de Hand dorup gäwen?«

Als Sören gegen Mitternacht nach der Schmiede zurückkam, war der Bund geschlossen. Er wollte von Hause weglaufen und es der Armenkasse überlassen, für Anne-Mette und die Kinder zu sorgen. Er war wieder der Meisterschmied von Thy geworden und hatte nichts mehr mit den Gören des Krackenversohlers zu schaffen.

Zwei Tage darauf waren alle Vorbereitungen getroffen. Er hatte sich Reisegeld verschafft, indem er die Kuh verkauft hatte. Er müsse Stangeneisen und neues Werkzeug kaufen, erklärte er. Gegen Abend sagte er zu Anne-Mette, er wolle am nächsten Morgen in aller Frühe in die Stadt und die Sachen einhandeln.

Als Sören sie von der Schmiede aus in der Tür stehen und seinen Sonntagsanzug ohne einen Gedanken an Hinterlist abbürsten sah, konnte er kein Auge von ihr wenden. Er fand, daß sie wieder jung und schön geworden war, trotz des spärlichen Haars, und er beschloß, den größten Teil des Geldes, das er sich zur Reise beschafft hatte, ihr zu hinterlassen. Er wollte selbst nicht mehr als dreißig ... nein, nur fünfundzwanzig Reichstaler behalten. Ja, mit zwanzig Reichstalern würde er sich auch begnügen können. Den Rest wollte er ihr in ihre Kommodenschublade oder sonst irgendwohin legen, wo sie es gleich finden mußte.

Ehe Anne-Mette an jenem Abend zu Bett ging, stellte sie den Wecker eine Stunde vor, so daß sie rechtzeitig das Butterbrot gestrichen und den Morgenkaffee fertig haben konnte.

In der Nacht erwachte sie dadurch, daß sie Sören seufzen hörte.

»Schläfst du nich?« fragte sie.

»Jawoll.«

»Denn träumst du woll?«

»Ja.«

Sie fühlte im Halbschlaf nach der Windel unter der Kleinen, die zwischen ihnen lag, und sank dann wieder in ihre Gluckhennenträume zurück. Sören blieb liegen, den Arm

unterm Kopf, und starrte in die mondhelle Stube hinaus. An der Wand über ihm tickte die Uhr, und rings um ihn her ertönte der sorglose Chor von den Atemzügen der Kinder. Er unterschied Krestens regelmäßiges Atemholen mit dem kleinen Flötenton durch die Nase, Jörgens fast erwachsenes Schnarchen, Katrines kleine Klatschlaute mit den Lippen und Tyges ruhiges Ausatmen.

Schließlich begann er, mit dem Teufel zu feilschen. Er wollte ein paar Tage Frist haben. Dann würde er ganz offen mit Anne-Mette darüber sprechen, was er vorhabe, und es darauf ankommen lassen, was sie zu seinen Plänen sagte. Aber da hörte er den geheimnisvollen Freund wieder tröstend zu ihm reden. Er müsse bedenken, sagte der Freund, daß er nicht nur um seiner selbst willen fortreise, sondern auch um das Glück für seine Familie heimzuholen. Auf Frauenzimmergewäsch solle man niemals hören. Wenn er einmal als reicher Amerikaner, alle Taschen voll Geld, heimkehrte, würden sowohl Anne-Mette als auch die Kinder verstehen, wie gut und richtig er gegen sie gehandelt habe. Er solle nur guten Mutes sein.

Um vier Uhr rasselte die Weckuhr. Anne-Mette fuhr aus dem Bett heraus, und als sie in die Küche gegangen war, stand auch Sören auf. Er blieb eine Weile auf dem Rande des Bettes sitzen, den Kopf in den Händen. Es läutete da drinnen wie mit den Glocken des Jüngsten Gerichts. Ihm war zumute wie jemandem, der im Begriff ist, einen Mord zu begehen.

»Du kannst woll nich got vör hüt abend werrer dor sin,« sagte Anne-Mette, als sie im Tagesgrauen in der Küche beim Kaffee saßen.

Sören goß einen Schnaps in seine Tasse.

»Ne, dat kann ik nich,« erwiderte er nach einigem Zögern und goß noch ein wenig aus der Flasche dazu.

An der Wand stand sein alter Wanderstecken. An einem Nagel darüber hing sein Ranzen aus Fuchsfell. Das war seine ganze Ausrüstung. Anne-Mette seufzte ein wenig über ihre Kuh, die ihr fehlte. Aber Eisen und Werkzeug waren ja wichtiger, das begriff sie sehr wohl. Sören erwiderte nichts, und nun erwachte die Kleine drinnen in der Stube. Anne-Mette mußte hin und das Kind stillen.

Als sie zurückkam, war Sören gegangen. Auf dem Tisch zwischen den leeren Kaffeetassen standen drei Silberrollen mit acht Speziestälern in einer jeden.

»Herrjemine! Nu hätt he sin Geld vergeten!« dachte sie.

Sören war schon ein gutes Stück aus dem Dorf herausgekommen. Es war ein frischer Sommermorgen mit Regenbogenschimmer über den taufeuchten Feldern. Er hatte die aufgehende Sonne im Rücken, und sein Schatten streckte sich riesenhaft vor ihm auf dem geradelaufenden Wege. Es war dieselbe Landstraße, auf der er an jenem Regenabend vor zehn Jahren gekommen war, und er hatte sie seither kaum wiedergesehen.

Er schritt kräftig aus. Jetzt, wo das Lebewohl gesagt war und die große Welt wieder in verheißungsvollem Morgenglanz vor ihm lag, wollte es ihm scheinen, als wenn alle diese Jahre der Sklaverei hinter ihm in die Erde versanken wie ein böser Traum. Das Gefühl der Freiheit durchströmte ihn wieder wie ein mächtiger Rausch. Auch die

Schnäpse in dem leeren Magen begannen zu wirken. In taktfestem, dröhnendem Soldatenmarsch schritt er dahin, ohne zurückzusehen.

Er schwenkte seinen Knittel, und da noch keine Menschen auf den Feldern waren, hub er an zu singen. Es war ein Vers aus einem lustigen Lied, dessen er sich aus der Soldatenzeit entsann:

Vater schweigt,
Mutter schreit;
Hast geküsst
Meine Maid!
Singsalia! Singsalium!
Bum!

Drei Stunden später saß er auf dem Grabenrande eine Meile von der Stadt und hatte seinen Schnappsack hervorgeholt. Er war eigentlich gar nicht hungrig, und beim Anblick von Anne-Mettes sorgfältig gestrichenem Butterbrot verlor er nun völlig den Appetit.

Des Weges daher kam eine lange, magere Frauensperson, einen Lumpensack auf dem Rücken und einen Stab in der Hand. Er kannte sie sehr gut. Es war eine halbverrückte Alte, die in der Gegend umherging und bettelte. Als sie seine Butterbrote erblickte, blieb sie vor ihm stehen, schüttelte sich in ihren Lumpen und bat um einen Bissen in Gottes Namen.

Sören hatte noch nie einem Armen ein Stück Brot verweigert; aber Anne-Mettes letzte Brotschnitten waren ihm eine zu teure Gabe. Er ließ die Frau mit einem Zweischillingstück gehen. Lange verfolgte er sie mit den Augen, während er daran dachte, daß sie vielleicht noch vor Abend nach Enslev kommen und bei Anne-Mette anklopfen und in die Küche kommen würde, um ihren Schluck Kaffee zu erhalten. Er sah ganz leibhaftig vor sich, wie Anne-Mette mit der kleinen Hanne auf dem Arm herauskam und schon ein wenig unruhig darüber war, daß er noch nicht zurückgekommen. Tyge schmiegte sich an ihr Kleid und war bange vor dem fremden alten Weib mit dem häßlichen Hundegesicht. Und draußen auf der Türfliese stand Kresten mit Jörgen an der Hand; sie sahen den Weg hinab, nach ihm aus ... Er bereute jetzt, daß er nicht auch die letzten zehn Reichstaler von seinem Reisegeld zu Hause gelassen hatte. Er hatte sich schon früher als wandernder Gesell durchgefochten und konnte es wohl noch einmal tun. Sobald er zur Stadt kam, wollte er an Anne-Mette schreiben und ihr seine Absichten erklären. Und er wollte sie bitten, guten Mutes zu sein und nur auf ihn zu warten. Alles, was er über den Lebensunterhalt hinaus verdiente, wolle er ihr schicken. Weder sie noch die Kinder sollten Not leiden.

In der Stadt begab er sich in Madame Jörgensens Kellerwirtschaft am Hafen, um ein Glas Bier zu trinken und sich nach einer Schiff Gelegenheit zu erkundigen.

»'n grotes Glas un 'n Lütten ... Ik bün dörstig!« sagte er unnötig laut, sobald er zur Tür hereingekommen war, und warf sich mit großem Spektakel auf eine Bank, die an einem Tisch unter den Fenstern stand.

Da waren keine andern Gäste im Lokal als ein dicker Mann mit einem Nacken wie ein gemästeter Eber. Er trug eine Uniformmütze, und seine schweren, kissenförmigen Hände ruhten auf einem Rohrstock, der zwischen seinen Beinen stand. Er war der

ehemalige Schutzmann des Städtchens, der jetzt Gefängniswärter war. Madame Jörgensen saß hinter der Schenke und häkelte. Sie war eine ältere Frau, klein und dick wie ein durchgeschnittenes Branntweinfäß. Sie gebrauchte Zeit, um vom Stuhl in die Höhe zu kommen und Sören das bestellte Glas Bier und den ergänzenden Schnaps zu bringen.

Als sie wieder glücklich hinter ihren Flaschen saß, fuhr der Gefängniswärter fort in seinem Bericht über ein paar Jungen, denen er am Morgen auf dem Rathaus die Rute gegeben hatte. Mit Selbstbefriedigung gab der dicke Mann eine ausführliche Schilderung des Geschäftes.

»Fünfundzwanzig Rielle auf den bloßen Podex. Sie können sich darauf verlassen, daß die Frikandellen zu Hackbeefsteak geworden sind.«

Madame Jörgensen wand sich in ihrem gestrickten Seelenwärmer. Sie versuchte eine Verteidigung der Jungen. Die Kinder da unten in der Hinterstraße kriegten ja auch gar keine Erziehung. Wenn der Mann auf See war und die Frau auf Waschen ausgehen mußte, was sollte da wohl aus den armen Gören werden!

»Ganz meine Worte!« sagte der Gefangenwärter. »Diese Art Burschen wandern geradeswegs ins Zuchthaus. Das sagt ich auch zu dem Bürgermeister.«

Sören war still geworden dort am Fenstertisch. Er hatte ein Gefühl, als wären es seine eigenen Jungen, von denen sie redeten, und es zog in seinem Innern zu einem mächtigem Unwetter auf. Er starrte diesen schweinefetten Mann wütend an und hatte Lust, ihm den Schädel mit seinem Knüttel einzuschlagen. Aber jetzt ging die Tür auf, und eine Schar Hafenarbeiter kam auf ihren großen Holzschuhen hereingetrampelt.

Sören bezahlte, was er verzehrt hatte, und ging auf die Straße hinaus. In friedloser Stimmung trieb er sich in der Stadt herum. Er fand, daß ihn alle Leute mit anklagenden Blicken ansahen, als wüßten sie, was er vorhatte. Das machte ihn feindlich gesinnt. Was hatte das Pack sich in seine Angelegenheiten zu mischen? Wollten sie ihm etwas, so sollten sie nur herankommen! Ein kleines Mädchen, das vor ihm stehen blieb, um zu fragen, wieviel Uhr es sei, schob er mit einem Fluch beiseite.

Oben auf dem Marktplatz ging er wieder in eine Wirtschaft und setzte sich hin, um zu trinken. Beim vierten Grog wurde er lärmend und begann, die andern Gäste freizuhalten. Er bestellte eine Flasche Portwein und warf einen Taler auf den Tisch. Die Leute blinzelten einander zu und belustigten sich über ihn. Als zwei Soldaten hereinkamen, sprang er auf und stand stramm. Er lud auch sie zu einem Grog ein und streifte seinen Ärmel auf, um ihnen die Narbe von dem Granatsplitter aus der Schlacht bei Missunde zu zeigen. Dann hub er an, von seiner Frau und seinen Kindern zu sprechen, und erzählte, er sei in die Stadt gekommen, um für dreihundert Reichstaler Stangeneisen und Werkzeug zu kaufen.

Ein paar Stunden später, als er wieder auf die Straße hinauskam, war er knallbesoffen.

IV

Mit kurzen Worten: Am Tage darauf stand Sören wieder in seiner dunklen Schmiede und machte das Haus erbeben mit den Schlägen des mächtigen Vorhammers. Und hier stand er seither tagaus, tagein, bis er ein Greis war.

Er alterte früh. Der Schädel wurde blank, und der Bart verblich, ehe er das halbe Hundert erreichte. Menschenfeindlich wie ein Kettenhund war er geworden, und wenn er zu viel Schnäpse zum Essen getrunken hatte, schlug er um sich mit höhnischen und prahlerischen Worten, so daß die Leute hinter seinem Rücken lachten.

Auch Anne-Mette begann nun, ihre Jahre zu fühlen; aber obwohl sie beständig gelebt hatte, als hänge ein Gewitter über dem Hause, so war sie doch nicht verschüchtert. Die kleine rührige Frau mit den sanften Augen und dem duldsamen Sinn war nun auch diejenige, die Sören am besten kannte und wußte, wieviel Gutes und Liebevollendes sich hinter seinem finstern Wesen verbarg. Aber auch sie hatte niemals erfahren, was ihn in die Stadt geführt hatte an jenem betrüblichen Tage, als alle Straßenjungen hinter ihm her waren und er hinter Schloß und Riegel kam.

Die meisten Kinder wuchsen groß und schön heran und arteten hierin dem Vater nach. Sie waren auch lernbegabt und brachten gute Zeugnisse aus der Schule nach Hause. Der älteste der Söhne kam nach der Konfirmation zu einem Uhrmacher in die Lehre, und schon in seinem dritten Lehrjahre wurde er bei einer Lehrlingsprüfung mit der Prämie des Handwerkervereins belohnt. Sören empfing ihn bei der Heimkehr mit den Worten: »Na, büst du dor! Dat is man god, dat du mi doch nich gradto Schand makst!«

Auch der Sohn Jörgen, der Seminarist, der übrigens der am wenigsten begabte von den Kindern war, kam gut vorwärts. Und mit Tyge ging der Stern des Märchens über dem kleinen Schmiedehäuschen in Enslev auf.

Bei seiner Geburt hatte großer Jammer geherrscht. Er kam mit einem welken Fuß zur Welt, was ein Familienerbe in Anne-Mettes Familie war. Nach einer Untersuchung erklärte der Arzt, daß der Junge hinken würde. Mehrere Tage tobte Sören wie ein Wilder, schlug mit den Türen und schwur, daß er die Mißgeburt im Misthaufen vergraben wolle. Als der Junge heranwuchs, hüpfte er zwischen seinen Geschwistern und andern Spielgefährten herum wie ein flügellahmer Vogel. Es lag eine eigentümlich schwermütige Lustigkeit über ihm. Wie sein Gang, so war auch sein Sinn: ohne Gleichgewicht – ein ewiges Aprilwetter.

Auch aus einem andern Grunde nahm er sich fremd aus zwischen der übrigen Dorfjugend. Er war immer blaß. Sonne und Wind konnten ihm nichts anhaben. Aber schon ehe er in die Schule kam, zeigte er eine Lernlust und leichte Auffassungsgabe, die den körperlichen Fehler reichlich aufwogen. Mit vierzehn Jahren wurde er auf die Koldinger Lateinschule geschickt, um zum Studenten gemacht zu werden.

Nachdem er Student geworden war, wollte er auch sein juristisches Examen machen, und der Vater half ihm nach schwachen Kräften.

Schmied Sören hatte gerade zu dieser Zeit eine Reihe guter Jahre. Trotz seines barschen Wesens suchten ihn selbst Leute aus den Nachbargemeinden um ihren Feldgerätschaften auf. Namentlich hatte er sich einen Ruf durch seine Heusensen erworben, von denen es hieß, daß sie um sich beißen könnten wie ihr Vater.

An jenem Sommerabend, als der Brief mit dem Examenergebnis aus Kopenhagen gekommen war, saß Anne-Mette draußen auf der Bank am Giebel des Hauses, einen langen Strickstrumpf in den unermüdlichen Händen. Die Arme an ihr gingen wie ein Paar Flügel. Sören kam heraus und setzte sich zu ihr. Er empfand das Bedürfnis, ein wenig über das große Ereignis zu reden.

Es war eine glückliche und wunderbar reiche Zeit in den letzten Jahren für sie gewesen. Kurz zuvor hatte die Tochter Katrine den Kaplan geheiratet; der Uhrmachersohn in Kolding hatte sein eigenes Geschäft und der Schullehrer seine erste Anstellung bekommen.

All diese Erfolge der Kinder hatten den Schmied allmählich mit seinem eigenen Mißgeschick ausgesöhnt. Voller Beschämung dachte er nun an die Zeit, wo er sich das Glück aus der Hand des Satans hatte eintauschen wollen.

Der Welt gegenüber bewahrte er noch seine höhnische Schweigsamkeit, und wenn ihm die Leute zu seinen Kindern beglückwünschten, zog er die dichten Brauen mit einem hochmütigen Ausdruck in die Höhe, als dächte er: »Das fehlte auch noch! *Meine* Kinder!« – In seinem Innersten aber war er ein demütiger Mensch geworden, der jetzt die Wahrheit des Bibelwortes erkannte, mit dem ihn der Pfarrer an seinem Konfirmationstage ermahnt und über das er seither oft nachgegrübelt hatte: daß denen, die Gott fürchten und die seine Gebote halten, alles zum Besten dienen muß.

»Der liebe Gott ist doch ein verständigerer Mann, als ich oft geglaubt hab,« sagte er bewegt.

Anne-Mette lächelte so verstohlen über ihrem langen Strickstrumpf.

»Ja, wahrhaftig. Er is woll nich so ganz dumm!«

V

Wiederum verging ein Jahrzehnt, und das alte Ehepaar lebte jetzt ganz in dem Glanz des wachsenden Ansehens ihrer Kinder. Schmied Sören war von Anfang an sehr unzufrieden mit Tyges Berufswahl gewesen. Er hatte davon geträumt, seinen Sohn in Beamtenuniform mit Dreispitz und vergoldetem Kragen zu sehen. Tyge selbst hatte ursprünglich gedacht, daß er als Dichter Waffendienst in dem großen Befreiungskampf der Zeit tun wolle. Die ersten Male, daß er der Öffentlichkeit seinen Namen vorstellte, stand er unter einigen satirischen Versen.

Er hatte das einsame und freudlose Leben des armen Bauernstudenten in der Hauptstadt geführt. Sein körperliches Gebrechen hatte ihn noch mehr vereinsamt. In dieser Verlassenheit hatten alle Eindrücke von Menschen und sozialen Verhältnissen seinen leidenschaftlichen Sinn überwältigt. Hier in dem großen, sorglos dahinlebenden Gewimmel wurde er sich seiner selbst ganz bewußt als Sohn des Volkes, als Kind der niedren Stände, dem der erstickte Schrei einer jahrhundertlangen ungerächten Unterdrückung in der Seele klang.

Eines Nachts bei dem Sonnabendgelage im Studentenverein sprang er auf seinen Stuhl und hielt eine politische Rede, die in der fröhlichen Punschgemütlichkeit wie ein Pistolenschuß wirkte und Panik hervorrief. Ein politischinteressierter Student war in jenen Tagen eine Seltenheit. Ein Sohn der Athene, der in dem akademischen Elysium selbst als revolutionärer Agitator in volkstümlichem Stil auftrat, war etwas ganz Unerhörtes; man empfand es wie eine Entheiligung. Man schrie und brüllte, um ihn zu übertäuben. Schließlich riß man ihn vom Stuhl herunter, ohne ihn zu Ende zu hören. Dies gestaltete sich zu einem Vorfall, der im ganzen Lande besprochen wurde.

Bis zu diesem Tage hatte es so aussehen können, als wenn Tyge bestimmt sei, das Schicksal seines Vaters zu teilen und seine großen Fähigkeiten in einem kümmerlichen Kampf um das tägliche Brot aufzureiben. Er hatte sich schon als Student verheiratet. In einer Periode der Niedergeschlagenheit und Selbstverzagttheit hatte er sich eines Tages seinem zwölf Jahre älteren Pensionatsfräulein antrauen lassen, die ihn während einer Krankheit gepflegt hatte und der er außerdem Geld schuldete. Jetzt flog auf einmal sein Name über das ganze Land als eines der Kampfsignale, die einen neuen Tag für die Jugend Dänemarks verkündeten. –

Zu jener Zeit saß sein ältester Bruder Kresten in einer der Seitengassen von Kolding mit seinem kleinen Uhrmachergeschäft als strebsamer Gewerbetreibender und glücklicher Familienvater, in dessen Blut freilich einige gallenbittere Tropfen geträufelt waren als Erbe der Drangsalstage des Vaters. Er hatte Tyge lange gegrollt, weil dessen Universitätslaufbahn seiner alten Lehrlingsprämie, die einstmals ihn zu der großen Hoffnung der Familie gemacht, allen Glanz geraubt hatte. Als er den Namen des Bruders einigemal in den Zeitungen gesehen hatte, befiel ihn eine krankhafte Unruhe, und er verbrachte mehrere schlaflose Nächte.

In der kleinen Stadt waren die Gemüter in jenen Tagen von den Plänen zu einer Erweiterung des Friedhofes erfüllt, und eines Abends las man in der Zeitung eine eingesandte Abhandlung über die Sache, »Kresten Sörensen, Uhrmacher«

unterzeichnet. Der Artikel erregte Aufsehen, weil er ziemlich unvorbehalten den Standpunkt des Bürgermeisters und anderer hervorragender Stadtverordneten kritisierte. Der bisher unbekannte Bewohner der Snadregade war eine Zeitlang die meistbesprochene Persönlichkeit der Stadt. Leute, die er gar nicht kannte, suchten ihn in seinem Laden auf, um ihm für sein mutiges Vorgehen zu danken. Von nun an zweifelte er nicht mehr an seiner Berufung, sondern setzte vertrauensvoll seine reformatorische Tätigkeit fort. Bei einer Bürgerversammlung in der Friedhofsangelegenheit ergriff er das Wort und gewann abermals die Volksstimmung für sich, vorauf die Machthaber der Stadt es am ratsamsten fanden, dem gefährlichen Manne Zugeständnisse zu machen.

Lange bevor sich Tyge einen Platz im Folkething erkämpft hatte, saß Kresten im Koldinger Stadtrat, war Mitglied der angesehenen Leichenbrüderzunft und zweiter Vorsitzender des Handwerkervereins. Gleichzeitig blühte sein Geschäft, so daß er sich ein Grundstück in der Hauptstraße kaufen konnte, wo er einen Laden mit einem Kontor im Erdgeschoß und eine schöne Wohnung darüber einrichtete. –

Ein paar Meilen von der Stadt entfernt, in einem kleinen Dorfe draußen an der See, wohnte der Bruder Jörgen – der Schullehrer. Er war früh Witwer geworden und lebte einsam mit seinen beiden Kindern, zwei blauäugigen Söhnen, die Zwillinge waren.

Der breitbrüstige Mann mit dem wildwachsenden Bart machte einen schlaffen Eindruck, wenn man nicht seine Augen sah, die voller Sorge, schwer von Selbstprüfung und vielem Grübeln waren. Er war bei aller Einfalt ein geistig aufgeweckter Mann, der derselben politischen Partei angehörte wie Tyge und selbst einmal tiefe Holger Danske-Träume von Kampfestat und Ruhm geträumt hatte.

Ziemlich regelmäßig jeden zweiten Monat kam er einen Tag nach Kolding herein, um Kresten und seiner Familie einen Besuch zu machen, und er nahm dann stets seine beiden Jungen mit, die er nicht gern ohne Aufsicht ließ.

Sie pflegten des Vormittags gegen elf Uhr in die Stadt zu kommen, und nach dem Mittagessen gingen die Brüder in das Kontor hinab, um ungezwungener sprechen zu können. Auch hierher nahm der Schullehrer seine Zwillinge mit aus Rücksicht auf die Schwägerin, die nach dem Einzug in das große Haus in nervöser Angst um ihre neuen Möbel und schönen Teppiche lebte.

Die Jungen waren ein paar frische und schöne Buben, die – jeder in seiner Ecke – still dasaßen und einander hin und wieder verstohlen zulächelten. Die hellblauen Augen waren eine Seltenheit in der Familie. Es waren die Augen der Mutter. Die Familienschwäche in den Knöcheln hatte dahingegen den einen der Jungen in Gestalt eines häßlichen Klumpfußes heimgesucht.

Wie die meisten im öffentlichen Leben stehenden Personen, sprach der Uhr- und Instrumentenmacher mit Vorliebe über sich selbst und seine Verdienste um das allgemeine Wohl. Aber früher oder später gelang es Schullehrer Jörgen in der Regel, die Unterhaltung auf Tyge und dessen Auftreten in der Presse oder auf der Rednertribüne hinzulenken. Das mußte mit einiger Vorsicht geschehen. Kresten war nicht immer geneigt, sich auf dies Thema einzulassen. Er verheimlichte nie – auch Fremden gegenüber nicht –, daß er seinen Bruder als einen Abenteurer betrachtete und »um seines Gewissens willen« am liebsten über ihn schwieg. Nur wenn sich Tyge

zufällig gerade in den Tagen eine Blöße in einem Zeitungsartikel gegeben oder eine Niederlage auf einer Wahltribüne erlitten hatte, konnte er mir einem beklagenden Kopfschütteln einmal über das andere wiederholen, daß »dies wirklich eine sehr fatale Geschichte für den guten Tyge sei... eine wirklich dumme und fatale Geschichte«.

Schullehrer Jörgens Worte waren milder. Sie kamen zögernd aus dem großen Bart hervor, wurden eines nach dem andern in der aus einer Tabakswolke gebildeten Windel zur Welt gebracht. Er und Tyge waren mehr gleichalterig; sie hatten als Kinder in demselben Bett geschlafen und waren immer gute Kameraden gewesen. Und dann waren sie ja auch politische Gesinnungsgenossen. In Wirklichkeit bewunderte er seinen Bruder, tat es aber mit schlechtem Gewissen und unter mancherlei Anfechtungen.

Seine Sorgen galten Tyges Privatleben, über das so viele beunruhigende Gerüchte im Umlauf waren. Namentlich ängstigte er sich bei dem Gedanken, daß der Bruder Christus sein Herz verschlossen haben sollte. Tyge selbst äußerte sich nie öffentlich über dergleichen Dinge. Aber er war doch mit dafür verantwortlich, daß die Partei einen Bund mit reichen Börsenjuden und Freidenkern geschlossen hatte, um ihre Presse zu stützen. War da nicht auch etwas in seinem ganzen eigenmächtigen Treiben, das gegen ihn zeugte? Aber dann mußte man ja in seinem eigenen Interesse hoffen und beten, daß des Herrn starke Hand ihn zurückhalten und ihn in den Staub niederschlagen würde, so daß er Demut lernen konnte.

Gar schnell geendet ist des Lebens Lauf,
Der Hölle Grauen höret nimmer auf.

VI

Während die Drachensaat ringsumher in der Familie üppig wucherte, breitete sich der Schimmel der Jahre über die beiden Alten daheim in Enslev aus. Anne-Mette sank zuerst zusammen. An einem stürmischen Herbsttag trugen ihr Mann und ihre Kinder sie auf den Kirchhof hinaus. Der grübelnde Totengräber, der ihre gutgewachsenen Söhne und Töchter um den Sarg stehen sah, rechnete während des Erdaufwerfens aus, daß die kleine Frau eine Nachkommenschaft von siebzehn Ellen mit einem Gesamtgewicht von über eintausend Pfund hinterließ. Tyge Enslev war jetzt der kleinste der Familie.

Kurze Zeit nach dem Begräbnis übergab Sören seinem jüngsten Sohn Haus und Schmiede und zog in ein kleines Altenteilerstübchen. Mit seinem großen grauen Wildmannskopf war er ein Schrecken für die Kinder des Dorfes, wenn sie ihn hinter der Fensterscheibe erblickten, wo er mit einer Messingbrille auf der Nase saß und in den Zeitungen las, die ihm Tyge sandte.

Von dem Unfrieden in der Familie merkte er nichts. Sein Geist war abgestumpft. Ihm blieb bis zuletzt die Erfahrung erspart, daß auch der Satan ein strenger Gläubiger ist, der den Abfall der Väter an den Kindern bis ins dritte und vierte Glied rächt.

Seine alte Schuld an den Teufel verursachte ihm noch hin und wieder Gewissensbisse. Aber das beständige und ungewöhnliche Vorwärtskommen der Kinder in bezug auf Wohlstand und Ansehen machte ihn zuzeiten ganz ängstlich, daß jenes Verhältnis doch nicht endgültig geordnet sei. Als seine jüngste Tochter sich mit dem steinreichen Australier verlobte, machte ihn die Mitteilung davon lange Zeit stumm und mutlos.

Dieselbe Angst hatte ihn veranlaßt, gegen den Einwand aller Kinder einen Begräbnisplatz für Anne-Mette und sich selbst in der Armenecke des Kirchhofs zu wählen. Während seiner letzten Krankheit sprach er in seinen Fieberphantasien oft davon, daß er dem Satan nichts schuldig sei. An dem Abend, als er starb und der Propst kam, um ihm das Abendmahl zu reichen, und während die anwesenden Kinder sein Bett umstanden, fuhr er fort, mit einer ihnen allen unerklärlichen und schließlich unheimlichen Hartnäckigkeit zu versichern, daß er ehrlich von seiner Hände Arbeit gelebt habe und als armer Mann stürbe.

An seinem Begräbnistage, an dem alle Kinder zum letztenmal in dem alten Heim versammelt waren, kam es bei dem Mittagessen nach der Beerdigung zu einem peinlichen Auftritt in derselben Stube, aus der sie soeben den Vater hinausgetragen hatten.

Als Protest gegen Tyges eigenmächtiges Auftreten auf dem Kirchhof führten die andern Geschwister ein vollständiges Schweigen ihm gegenüber durch. Katrine – die Pfarrersfrau –, die neben ihm saß und die eigentliche Anstifterin des Komplottes war, wandte sich ab und schnob höhnisch, sobald er ein Wort zu ihr sagte. Der gutmütige Schullehrer Jörgen war der einzige, der sich außerhalb des Streites hielt. Er machte einen unbeholfenen Versuch, zu vermitteln. Tyge aber erhob sich schließlich mit Heftigkeit vom Tische, und bald darauf ließ er anspannen und fuhr davon, ohne sich zu verabschieden.

Auf dem Wege zum Bahnhof, während er in tiefer Verstimmtheit über die dunkle Moorgegend hinsah, wo er als junger Mensch in unschuldigen Dichterträumen umhergeschwärmt hatte, beneidete er seine Geschwister, weil sie so wenig davon ahnten, was ein Sieg wie der seine kostete. Er hatte sich die Handelsfreiheit seiner Jugend durch eine freudlose Ehe erkaufte und wagte aus Furcht vor der Volksstimmung nicht, sich scheiden zu lassen. Ein Liebesverhältnis zu einem jungen Mädchen hatte er aus demselben Grunde verheimlichen müssen, ja, er war gezwungen gewesen, es öffentlich zu verleugnen, als sie sich mitten während eines Wahlkampfes aus Scham das Leben nahm.

Und dies war nicht das erste und würde nicht das letzte Menschenopfer sein, das er mit sorgenbeschwertem Herzen seinem Waffenglück bringen mußte. Politik war eine blutige Hantierung. Jeder Tag war ein Kampf auf Leben und Tod gegen Freund und Feind, gegen den Neid, der dem Politiker in seiner eigenen Partei auf den Fersen folgte, von dem erstenmal an, wo er auf einer Rednertribüne Beifall erntete, gegen den Haß, der auf der Lauer lag, um sich bei dem geringsten Straucheln über ihn zu stürzen, gegen die Gespensterfurcht in seinem eigenen Innern, die Angst vor den unhandgreiflichen Mächten, die ihn würden fällen können, ehe der Sieg gewonnen und das neue Reich gegründet war.

In seinen müden Augenblicken, wenn er sein Leben umdichtete, konnte er zuweilen wünschen, daß er noch unbekannt in einer Dachkammer säße und sich über den unrettbaren Jammer des Lebens erhöhe, indem er Liebeslieder und lustige Satiren schrieb. – Aber für ihn gab es keinen Weg mehr, der zurückführte! – – –

Auf eine so ungemütliche Weise löste sich das alte Schmiedeheim in Enslev auf, das die Eltern mit lebenslänglicher Selbstverleugnung zusammengehalten hatten. Zum letztenmal waren die unverträglichen Geschwister in den kleinen Stuben versammelt gewesen, wo sie einst Seite an Seite unter den Strahlen aus den milden Augen der Mutter aufwuchsen wie Pflanzen in einem Treibbeet. Bald darauf wurde der größte Teil des Mobiliars auf einer Auktion verkauft, sowohl das breite Pfostenbett, in dem sie alle geboren waren, wie auch die Familienwiege, deren Gängeln in den vielen Jahren durch das Haus getönt hatten wie der Herzschlag des Heimes, und die Bettbank, in der sie nach und nach alle zu zweien geschlafen hatten, einer den Arm um den Hals des andern geschlungen, wie vereint für die Ewigkeit.

VII

Schmied Sören und Anne-Mette haben nun gar manches Jahr nebeneinander in der Enslevs Kirchhofserde geruht, und was sie hier oben an Gutem und Bösem hinterließen, das wächst schon weiter bei einem neuen, einem dritten Geschlecht, das ihr Leben nur als eine ausgeschmückte Familiensage kennt. Von ihren Söhnen lebt jetzt nur noch Tyge. Das Mitglied des Stadtrats in Kolding wie auch Schullehrer Jörgen sind zu der großen Ruhe eingegangen. Aber auch Tyge ist gezeichnet. Das blasse Gesicht ist bleifarben, das dichte Haar und der Bart umgeben den runden Kopf schimmernd wie die feinste, weiße Watte. Nur die Brauen sind noch dunkel.

In den Zeitungen wird der beiden Alten regelmäßig jedes Mal gedacht, wenn Tyge Enslevs Lebenslauf von neuem erzählt wird. Auch ihre Bilder sieht man zuweilen in den Blättern. Von hier gingen sie in die Weltpresse über an jenem historischen Julitage zu Anfang des Jahrhunderts, als Tyge in dem ersten Volksministerium Minister wurde.

An diesem Tage konnte Schullehrer Jörgen sich nicht zu Hause halten vor Unruhe und Spannung. Man erwartete die Ministerernennung im Laufe des Vormittags, und gleich am Morgen begab er sich nach Kolding, um den Neuigkeitsquellen näher zu sein. Aus einzelnen Häusern waren schon Flaggen herausgesteckt, als er zwischen zwei blauäugigen Studenten mit weißen Mützen – seinen Söhnen – vom Bahnhof durch die Hauptstraße gegangen kam.

Er traf seinen Bruder und die Schwägerin in der Wohnstube der Familie und erhielt einen sehr kühlen Empfang von beiden.

Der ehemalige Uhrmacher, der kürzlich von der verabschiedeten Regierung zum Kanzleirat ernannt worden war, den die Bevölkerung außerdem anlässlich eines Jubiläums durch Schenkung einer silbernen Weinkanne geehrt, hatte sich eine goldene Stangenbrille und ein Käppchen zugelegt. Beides verlieh dem blankrasierten Gesicht ein prälatenhaftes Aussehen was auch ausdrücklich beabsichtigt war. Seit es ihm begegnet war, daß er Tyge von seinen eigenen politischen Gesinnungsgenossen mit teilweiser Anerkennung hatte nennen hören, hatte er der Welt entsagt und sich einer Gemeinschaft von Erleuchteten angeschlossen, bei denen aller Lärm des Tages und namentlich jegliche Unterhaltung über Politik verdammt war.

Er empfing denn auch den Bruder mit einer Bemerkung, die im voraus jegliches Gespräch über das größte Ereignis des Tages abwies.

»Du kennst meine Anschauungen,« sagte er in weltfremdem Ton, »da hat es keinen Zweck, weiter darüber zu reden.«

Unten auf der Straße herrschte ein ungewöhnliches Leben. Extrablätter mit der Ministerliste wurden um die Mittagszeit in der Stadt verteilt. Man hörte die Leute Tyges Namen sich über die Straße zurufen.

Der Kanzleirat schien ganz unberührt von dem allem. Bei Tische unterhielt er seine Neffen mit einigen Erinnerungen aus den Lehrjahren in seiner Jugendzeit, die sie bei dieser Gelegenheit nicht zum erstenmal hörten. Sein eigener Sohn, der jetzt Leiter des Geschäfts war, ahmte anfänglich seine erhabene Gleichgültigkeit nach wie ein

Spiegelbild, auf die Dauer konnte er sich jedoch nicht bezwingen, den Giftzahn zu entblößen. Mit Augen, die vor Befriedigung leuchteten, erzählte er, daß auch ein Verwandter der versoffenen Mangelfrau Sidse Minister geworden sein sollte.

Die junge Tochter des Hauses, Rosalie, begriff nicht die Ursache zu der sonderbaren Stimmung, die bei Tische herrschte. Sie war eine hübsche Brünette mit einem freimütigen Wesen, das den Eltern und namentlich ihrem Bruder ein täglicher Kummer war. Sie hatte ihren Kopenhagener Oheim nie gesehen, und es war ihr deswegen – wie sie sich ausdrückte – völlig schnuppe, daß er jetzt Minister geworden war. Sie trugen ja nicht einmal denselben Namen.

Ihr erging es in dieser Hinsicht genau so wie ihren beiden Studentenvettern, in deren Seelen die Drachensaat von Schmied Sörens Drangsalstagen keinen Brutplatz gefunden hatte. Alle drei waren sie noch glücklich unwissend in bezug auf die Giftstoffe des Gemüts, die ihren Vätern das Dasein verdunkelt hatten.

Nach Tische gingen die beiden alten Brüder ihren gewohnten Gang ins Kontor hinab, während die Studenten und Ihre Base einen Spaziergang machten.

Schullehrer Jörgen setzte sich mit seiner großen hölzernen Pfeife auf seinen Stamplatz im Sofa. Er saß dort, schwer in sich selbst versunken, und paffte aus der Pfeife, ohne zu bemerken, daß sie ausgegangen war. Das Wunderliche bei dem Großen, das sich zugetragen hatte, war für ihn, daß er es in Gedanken alles schon vor langer, langer Zeit erlebt hatte. Seit seiner Jugend hatte er begeistert und glücklich von diesem Tage des Sieges geträumt, hatte sich sowohl die flaggengeschmückte Stadt wie auch das Leben in den Straßen und die vielen frohen Gesichter vorgestellt. Nur eines war anders: er selbst, seine eigene Freude war in Unruhe und Sorge verwandelt bei dem Gedanken an Tyge.

Trotz vielen Grübelns und angestregten Nachtwachens an seinem Betpult und bei seiner Bibel konnte er nicht fassen, daß der Allsehende, für den die tiefsten Abgründe des Herzens sind wie der hellste Tag, einen Menschen wie Tyge zum Führer eines christlichen Volkes erwählt hatte in seinem Kampf für Freiheit und Gerechtigkeit – einen Abtrünnigen, einen Wollüstling. Um der dänischen Gemeinde willen und Tyges eigener Errettung halber hatte er noch in dieser Nacht Gott angerufen, daß er das Ärgernis doch abwenden möge.

Plötzlich vernahm man Musik von der Straße her. Ein demokratischer Wahlverein zog in Prozession durch die Stadt auf dem Wege zu dem bürgerlichen Versammlungshaus, wo der Sieg mit einem Fest gefeiert werden sollte.

Schullehrer Jörgen wollte sich erheben, um an das Fenster zu treten; als er aber sah, daß sein Bruder sich nicht rührte, blieb er auch sitzen. Der Zug kam näher. Der Messinglärm tönte gegen die Fensterscheiben. Ein Vaterlandslied wurde gespielt, und viele aus der Menge sangen begeistert mit.

»Die Leute sind wohl alle betrunken,« bemerkte der Kanzleirat, der über einige Papiere gebeugt an seinem Schreibtisch saß. Als der Zug vor dem Hause ankam, rief einer der Teilnehmer: »Tyge Enslev lebe hoch!«

Und die ganze Volksmenge antwortete mit einem schallenden Hurraruf.

Schullehrer Jörgen schielte verstohlen nach seinem Bruder hinüber. Aber beim Anblick von dessen weißem, verzerrtem Gesicht senkte er beschämt den Blick.

»Sehe ich selbst so aus?« dachte er.

Der Volkszug zog vorüber. Die Musik verklang. Da vernahm man Stimmen draußen auf dem Gang, und es wurde an die Tür gepocht. Es waren die beiden Studenten, die einer Verabredung mit dem Vater gemäß hereinkamen, um ihn zum Bahnhof abzuholen.

Schullehrer Jörgens große, schwere Ochsenaugen strömten über beim Anblick der frischen, unberührten Jugend der Söhne. Und mit bebenden Lippen betete er im stillen:
»Herr! Bewahre ihre Herzen rein!«

VIII

Der Sommer war wieder ins Land gekommen. Er hatte diesmal lange gebraucht, um hier hinauf zu finden. Die Geburt des Frühlings ging im geheimen vor sich. Unter tröpfelndem Regen und grauem Nebel war der Wald grün geworden. Niemand hatte Freude von dem lichtgrünen Wunder gehabt. Während die Obstbäume blühten, jagten harte Hagelschauer über das Land. Sonnenblicke kamen und schwanden unter dem blauschwarzen Himmel mit einer Plötzlichkeit wie Blitze.

Endlich am fünften Juni, gerade am Konstitutionstage, bahnte ein frischer Nordwest dem Sommer den Weg und fegte die Wolken über die Ostsee hinaus. Man stand gerade vor dem großen Wahlkampf, und da waren nicht viele von den Verfassungsrednern der Volkspartei, die der Versuchung widerstanden, den Zufall als eine glückliche Vorbedeutung, ein göttliches Vertrauensvotum zu betrachten.

»Der Himmel hat heute unsere Waffen gesegnet!« verkündete Enslev lächelnd von der Rednertribüne im Lyngboer Wald herab, wo sich fünftausend Köpfe um den alten Führer drängten. Aufrecht und sicher stand er mit seinem weißen Haar unter dem sommerlich grünen Laub – der letzte Lebende von den großen Männern, die die Sache des Volkes und der Freiheit zum Siege geführt hatten. Trotz seiner Gicht und seiner Steinschmerzen hatte er nach ein paar Jahren notgezwungener Zurückgezogenheit sich seinem Volk von neuem gezeigt.

Die verspätete Sommerwärme verwandelte das Land, als sei es mit einem Zauberstab berührt worden. Flieder und Goldregen, Rotdorn und wilde Rosen machten das ärmste Bauernhaus zu einem märchenhaften Blumenreich. In den Städten waren die Ladenfenster mit Grün aufgeputzt. Die Leute kamen vom Markt, die Arme voll Flieder. Der Frachtwagenkutscher schmückte seine Kracken mit einer Goldregentraube am Ohr, und der Schlachtergesell trug einen Riesenstrauß auf seiner Mulde nach Haus.

Ja, jetzt war der Sommer gekommen. Auf allen Landstraßen blitzten blanke Fahrräder. Auf den Höfen lagen Betten zum Sonnen, und die ersten nackten Menschenleiber ließen sich am Strande blicken.

Auf einer der dreistöckigen Fähren über den großen Belt saßen eines Tages Frau Berta und Jytte oben auf dem obersten Deck. Sie waren Ende April aus Italien heimgekehrt und befanden sich nun auf dem Wege nach Fünen, wo sie einige Zeit auf Storeholt zuzubringen gedachten.

In einem hellgrauen Reisekleid mit Gamaschenstiefeln und schleierumwundenem Hut stand Jytte über das Gitterwerk der Reling gebeugt und sah interessiert dem halbzahmen Möwenschwarm zu, der das Schiff begleitete und von den Passagieren gefüttert wurde. Die Mutter saß auf einer Bank in einiger Entfernung und war in Gedanken versunken.

Weiterhin auf dem Deck wanderte einer ihrer Bekannten, der lange auf eine Gelegenheit gewartet hatte, sich ihnen zu nähern. Es war ein schwächlicher, blonder Herr, sehr hübsch, aber auch sehr geckenhaft. Das Haar war im Nacken lang, und vorn war es nach der neuesten Mode in zwei Locken vor den Ohren geordnet. Unter der

Nase saß ein kleiner lyrenförmiger Schnurrbart. Er sah aus wie alles mögliche, konnte ein Graf sein oder ein feinerer Friseurgehilfe oder auch ein Künstler. Er war das letztere.

Es war der Porträtmaler Karsten From, eine der Gestalten, die alle von der Straße her kennen, auch als Künstler ein Mann mit einem großen Publikum. Seine einschmeichelnden Pastelle bildeten die Leute genau so ab, wie sie in ihren eigenen Augen aussahen. Auf allen Frühjahrsausstellungen in der Charlottenburg hatte er eine sehr bewunderte Wand voll von sonderbaren Amphibien: geschnürte Modedamen mit edlen und geistvollen Zügen, brutale Gutsbesitzergestalten mit klaren unschuldsblauen Kinderaugen verewigt, Börsenspekulanten mit einem Stempel von Rechtschaffenheit und Seelenadel, junge vergötterte Schauspieler, flott hingegossen, in tiefster Finsternis des Weltschmerzes.

Durch einen Zufall hatte er erfahren, wohin Frau Berta und Jytte reisen wollten. Er hatte auf dem Kopenhagener Bahnhof in ihrer Nähe gestanden, als sie die Fahrkarten lösten. Wenn er so erpicht darauf war, eine Gelegenheit zu finden, sie zu begrüßen, so geschah das hauptsächlich, weil er selber in seinem Beruf einige Zeit auf einem fünenschen Gute zubringen sollte, das nicht weit von dem Hagenschen Familiengut entfernt lag.

Aber nun waren sie an Sprogö vorübergekommen, und noch immer saß die Geheimrätin, in ihre eigenen Gedanken versunken, und Fräulein Jytte wandte ihm den Rücken zu und beobachtete die Möwen.

Er hatte seine Gründe, nicht allzu forsch draufloszugehen. Aber nun kam ihm der Zufall zu Hilfe. Ein Schaffner ging umher, um die Fahrkarten nachzusehen, und als er zu Frau Berta kam, stellte es sich heraus, daß sie ihre Handtasche unten in die Damenkajüte hingelegt hatte.

Im selben Augenblick stand Karsten From ehrerbietig vor ihr und erbat sich »die große Gnade«, ihr behilflich sein zu dürfen. »Ach, Sie sind es! Guten Tag!« sagte sie trocken. »Ja, danke, wenn Sie es durchaus wollen. Es ist eine braune Saffiantasche. Wenn Sie es nur der Stewardess sagen wollen.«

Jytte hatte keine Ahnung von seiner Gegenwart gehabt. Sie war dunkelrot geworden bei dem Klange seiner Stimme und bemerkte zu ihrem Ärger, daß sie verwirrt war. Als Karsten From nach einer Weile zurückkam und »ehrerbietig kniend« wie er sagte – der Mutter die Tasche überreichte, hatte sie sich wieder der See zugewandt, um ihn nicht grüßen zu müssen. »Sind Sie auf dem Wege nach Skagen?« fragte Frau Berta ihn.

»Nein, leider nicht. Ich soll in Bäckelund interniert werden. Frau Geheimrat kennen das Gut wohl – Graf Rönnows Besitz. Es ist mir beschieden, den Grafen in lachsroter Kammerherrnuniform abzukonterfeien. Ich liebe die Farbe; aber das ist auch wohl alles, worauf ich mich freuen kann. Es soll eine sehr einsam lebende Familie sein.«

Frau Berta erwiderte nichts hierauf. Und sie dankte ihm nun für seine Mühe auf eine solche Weise, daß er gezwungen war, sich zurückzuziehen.

Karsten From war nicht nur ein bekannter Maler, sondern auch einer der kühnsten Frauenjäger der Hauptstadt, was jedoch nicht viele wußten. Im Gegensatz zu den meisten andern Männern vom Fach, die nie von ihren Eroberungen schweigen können, ja, für die es im Grunde die Hauptsache war, damit prahlen zu können, schwieg er über

seine Siege und scharfte sorgfältig die Spuren hinter sich zu. Man sah ihn viel in Konzertsälen, auf Wohltätigkeitsbasaren und an solchen Orten, wo Gelegenheit war, neue Damenbekanntschaften zu machen. Sein albernes Wesen bewirkte, daß nicht nur die Damen selbst, sondern auch die Männer ihn für ungefährlich hielten, denn nur wenige ahnten, daß es ein Deckmantel war, ein Pfauengewand, in dem dieser blonde Jupiter sich zu den Schönen schlich.

Als die Fähre bei Nyborg landete und die Reisenden nach der Landungsbrücke strömten, kam er wieder zu Jytte und ihrer Mutter. Unter dem Vorwand, daß keine Gepäckträger da seien, bemächtigte er sich ihres Handgepäcks, trotz Frau Bertas Einspruch, und begleitete sie über die Landungsbrücke.

Es hielten mehrere Züge dort, und er machte ausdrücklich darauf aufmerksam, daß sie denselben Weg hatten. Aber vor einem leeren Frauenabteil blieb Frau Berta stehen und bat sehr bestimmt um ihr Gepäck. Worauf er sich ärgerlich einen Platz an dem andern Ende des Zuges suchte.

»Ein merkwürdig verschrobener Mensch!« sagte Frau Berta, als er gegangen war. »Und so zudringlich. Man sollte fast glauben, er hätte vergessen, was sich zwischen euch zugetragen hat.«

»Nun, das hatte wohl nicht gerade viel zu sagen.«

»Du kamst an dem Abend doch ziemlich empört nach Hause. Ich entsinne mich noch, daß du es einen Vagabundenüberfall auf offener Straße nanntest.«

»Ich glaube, es ist eine Angewohnheit von ihm, allen jungen Damen, mit denen er in Berührung kommt, einen Antrag zu machen. Aber er hat eine schöne Singstimme und spielt vortrefflich Gitarre.«

»Ach, er ist gewiß ganz verrückt. Er sieht ja auch so aus.«

Eine fremde Dame kam in das Abteil und machte der Unterhaltung ein Ende. Nach einer Weile fuhr der Zug ab.

IX

Storeholt lag zwischen zwei kleinen Wäldern an dem einen Ende eines langgestreckten Sees, »das grüne Wasser« genannt. Die Gegend war flach; nicht die Schönheit der Umgebung, sondern die Fruchtbarkeit des Bodens hatte die Lage des Gutes bestimmt. Hier befand man sich mitten in der reichen fünenschen Humusebene, wo – wie man zu sagen pflegte – die Bauernkinder mit einem silbernen Löffel in der Hand geboren werden.

Seit hundert Jahren war Storeholt in der Hagenschen Familie vom Vater auf den Sohn vererbt worden. Der jetzige Besitzer, Jägermeister Hagen, war Frau Bertas Neffe, der Bruder von Professor Asmus Hagen und mit einer Tochter des bekannten Kopenhagener Kaffeegroßhändlers Söholm verheiratet.

Als der Wagen mit Frau Berta und Jytte vor der Treppe vorfuhr, stand die junge Frau des Hauses dort und nahm sie in Empfang. Sie war eine große, schlanke Dame, äußerst elegant gekleidet.

Der Jägermeister dahingegen ließ sich nicht sehen.

»Ich glaube, wir warten nicht auf John,« sagte die junge Frau, als ihre Gäste eine Viertelstunde später aus ihren Zimmern herunterkamen. »Wir müssen lieber zu Tische gehen.«

Statt des Jägermeisters trafen Frau Berta und Jytte ein älteres Fräulein Söholm, eine Schwester des Kaffeegroßhändlers. Die kleine fahlgelbliche, stark aufgeputzte Dame, deren Aussprache sie als eingeborene Kopenhagnerin aus dem Borgergadeviertel verriet, erzählte sofort bei Tische, daß sie ein Magenleiden habe und an Blähungen leide. In einem Sammetbeutel führte sie eine Apotheke aus Pulvern und Pillen in kleinen silbernen Dosen mit sich, die sie voll Zärtlichkeit vor ihr Gedeck stellte.

»Haben Sie schon eine Kur in Karlsbad versucht?« fragte Frau Berta, um ihr Teilnahme zu erweisen.

»Karlsbad? Ja, das habe ich freilich. Ich bin sowohl in Marienbad als auch in Schwalbach und in Rønneby gewesen – mein Bruder hat für mich bezahlt. Aber gleichviel: hat es geholfen? Ich gebe nicht das geringste auf Ärzte. Das tut mein Bruder auch nicht. Es ist nur Gelderpressung, sagt er. Nun habe ich mein Leiden siebenundzwanzig Jahre gehabt, und trotz allem, was er daran gewendet hat, hat es nicht geholfen.«

»Willst du wirklich nicht einen kleinen Löffel Suppe versuchen, Tante?«

»Nicht einen Tropfen, Kind! Das würde mich auf der Stelle töten.«

»Aber es ist Hühnersuppe.«

»Ich bedanke mich bestens. Das wißt ihr doch alle zusammen selbst, daß Suppe gerade am allerschlimmsten bläht.«

»Werden wir John denn heute gar nicht sehen?« fragte Frau Berta, um von dem Gesprächsstoff wegzukommen.

»Ja, das ist wirklich fatal,« sagte die junge Frau. »Er bekam plötzlich etwas zu tun. Ich weiß allerdings nicht, was es war. Aber es werden wohl Geschäfte sein. Wir sind ja im Termin.« Im Termin? ... Frau Berta schwieg, dachte aber das ihre dabei. Sie hatte noch nicht die Dezemberzinsen von dem Geld erhalten, das sie in dem Familiengut stehen hatte. War es denkbar, daß der Neffe sich dadurch bedrückt gefühlt hatte und um jeden Preis die Summe beschaffen wollte, ehe sie sich sahen? – Das sah ihm so gar nicht ähnlich; sonst aber begriff sie seine ein wenig verletzende Abwesenheit nicht.

Jytte dahingegen hatte es dem Ton der Jägermeisterin sogleich angemerkt, woher der Wind blies. Sie wußte, daß die Liebe zwischen dem Vetter und seiner Frau, die, was die letztere betraf, nie auf dem Siedepunkt gestanden hatte, jetzt am Gefrieren war, seit sie vor ein paar Jahren einen kleinen Sohn, ihr einziges Kind, verloren hatten.

Nach dem Essen gingen die Damen in den Garten hinaus, wo unter zwei großen Kastanien, die in voller Blüte standen, der Kaffeetisch gedeckt war. Fräulein Söholm fühlte sich jedoch gleich unpäßlich und mußte hineingehen.

Jytte hatte sich schon mit einem jungen schwarzen Pudel angefreundet, der still und vernünftig auf ihrem Schoß lag. Sie prickelte ihn an der Nase und belustigte sich über sein unerschütterliches Wohlbehagen.

Ihre Mutter und Frau Wilhelmine – die Jägermeisterin – sprachen von einem Theaterskandal, der die Gemüter in Kopenhagen erregt hatte. Das interessierte sie nicht. Sie lehnte sich in ihren tiefen Segeltuchstuhl zurück, ein wenig müde nach der Reise und schwer im Kopf von dem starken Blumenduft, der überall auf sie einströmte. Sie schloß die Augen und versank in das Gefühl sanften Selbstausschlüßens, jenseitigen Lebens und Vergessens, worin ihr einziges Empfinden von Glück bestand.

Die Stimmen der beiden Damen klangen immer ferner. Aber gleichzeitig sah sie wie im Traum die Jägermeisterin, so wie sie vorhin dort am Tisch präsiert hatte, formell, gesellschaftlich korrekt bis auf die Weise, wie sie Messer und Gabel mit den weichsten Handgelenken, den unbeweglichsten Ellbogen behandelte. Sie sah ihren auffallenden kleinen Kopf mit der glänzenden Frisur über einem steifen, hohen Herrenkragen, das lange Prinzeß Marie-Profil, das ihr Stolz war, das geleckte Lächeln, die kalten Augen. Es war wie eine Halluzination. Sie sah die Taille aus isabellenfarbener Rohseide bis auf jeden Faden im Gewebe, die schwere goldene Kette um ihr linkes Handgelenk, ihre langen Finger mit den eleganten Nägeln. Wie ein Schatten glitten plötzlich ihre eigenen Züge in das Bild hinein. Sie dachte daran, daß sie so wahrscheinlich selbst im Laufe von einigen Jahren in Favsingholm gesessen haben würde, falls sie sich mit Torben Dihmer verheiratet hätte. Eine Fremde im Hause ihres Gatten, gleichgültig kalt, beständig in einer Rüstung – und vielleicht auch mit einem Kind auf dem Friedhof.

Jetzt hörte sie ihre Mutter sagen: »Wilhelmine! Was für ein Herr ist das, der da unten aus dem Park gegangen kommt?«

Sie richtete sich schnell auf. Beängstigend durchzuckte sie der Gedanke, daß es Karsten From sein könne. Aber der Mann, der dort den Mittelweg des Gartens heraufkam, war eine hohe, kräftige Erscheinung, schwarz gekleidet, mit breitrandigem Strohhut, flatternden Rockschoßen und zu kurzen Beinkleidern. Frau Wilhelmine holte ihr Stangenlorgnett hervor.

»Ich weiß wirklich nicht... Ja, warte einmal! Das ist der Pfarrer.«

»Euer neuer Pfarrer?«

»Nun, so neu ist er ja eigentlich nicht. Er ist schon ein paar Jahre hier gewesen.«

Als der Fremde in die Nähe der Damen kam, blieb er stehen, lüftete den Hut ein wenig und brachte eine Entschuldigung vor, weil er durch den Garten gegangen war.

Dann fragte er, ob der Jägermeister zu sprechen sei.

»Mein Mann ist diesem Augenblick nicht zu Hause. Aber vielleicht kann ich ihm etwas bestellen?«

Der Fremde kam näher heran.

»Ja, – wenn Sie die Güte haben wollten.«

»Sind Sie nicht Pastor Gaardbo?«

»Der bin ich.«

»Wollen Sie nicht Platz nehmen?«

Frau Wilhelmine stellte vor. Der Pfarrer lüftete seinen Hut wieder ein wenig und setzte sich.

Er war ein jüngerer Mann mit einem schönen, bartlosen Gesicht, das seinen Charakter aus ein paar klaren, blauen Augen erhielt. Jytte fiel es auf, daß seine Hände für einen Pfarrer merkwürdig grob waren, daß sein Rock unterm Ellbogen blank, der Strohhut ein gewöhnlicher Binsenhut und der schwarze Schlips dünn wie ein Band war.

»Sie wissen vielleicht, daß Ihr Mann gestern so freundlich gewesen ist, dem Jugendverein den Festplatz im Striger Walde zu einer volkstümlichen Versammlung zu überlassen – sie wird Mittwoch in acht Tagen stattfinden. Es war ja von Anfang an geplant, daß diese Versammlung wegen der Wahlen teilweise politisch sein sollte, und ich habe vor einiger Zeit die Verabredung mit dem Herrn Jägermeister getroffen, daß eine Rednertribüne errichtet und Wagenplätze geschaffen werden sollen. Aber – zu unserer Überraschung haben wir jetzt eben die Nachricht erhalten, daß Enslev den Wunsch hat, herzukommen und auf der Versammlung zu reden.«

»Kommt Enslev!« riefen Frau Berta und die Jägermeisterin wie aus einem Munde aus.

»Ja. Und aus diesem Grunde müssen wir auf einen weit größeren Besuch gefaßt sein, als wir gewohnt sind. Sowohl hier aus der Gegend als auch von anderwärts werden wahrscheinlich viele interessierte Leute kommen, oder doch auf alle Fälle eine Menge Neugieriger von der Art, wie wir sie sonst nicht bei unsern Versammlungen zu sehen pflegen. Auch die Kopenhagener Presse wird voraussichtlich Vertreter entsenden. Es müssen – mit andern Worten – Rezensentenplätze geschaffen werden. Der Herr Jägermeister hat sich uns ein für allemal zur Verfügung gestellt, wo es sich um dergleichen größere Arrangements auf dem Festplatz handelt. Deswegen wollte ich ihn sofort davon in Kenntnis setzen.«

»Ich werde es meinem Mann sagen. Er ordnet es dann schon so, wie Sie es haben wollen.– Darf ich Ihnen nicht eine Tasse Kaffee einschenken, Herr Pastor?«

»Nein, ich danke!« erwiderte der Pfarrer ohne Formalitäten.

»Eine Zigarette vielleicht?«

Sie reichte ihm ihr eigenes goldenes Etui, das auf dem Tisch lag. »Ich danke,« wiederholte der Pfarrer. »Ich rauche nicht.« –

Und da er sich nun seines Auftrags entledigt hatte, erhob er sich sofort, verneigte sich und entfernte sich eiligst.

Jytte war nachdenklich geworden. Ihr aufmerksamer Blick hatte das offenbare Wohlgefallen bemerkt, mit dem Frau Wilhelmine während der ganzen Unterhaltung den schönen jungen Pfarrer betrachtet hatte. Stück für Stück hatte sie seine Person einer zudringlichen Schätzung unterzogen. In ihrer Verlegenheit hatte Jytte schließlich gar nicht gewußt, wo sie ihre Augen lassen sollte.

»Nein, daß Enslev hierherkommt!« sagte Frau Berta. »Ich kann es eigentlich kaum verstehen, aber es muß ja richtig sein, wenn er es sagt. Wie heißt doch euer neuer Pfarrer?«

»Gaardbo.«

»Ja – ganz recht. Ich entsinne mich, daß ich den Namen ein paarmal in Berichten über politische Versammlungen gesehen habe. Ist er nicht ziemlich weitgehend?«

»Er ist wohl eigentlich Sozialdemokrat. Hier in der Gegend hören ihn auch hauptsächlich die Armen. Er soll übrigens recht gut predigen. Aber wir verkehren nicht. Er ist ein paarmal bei John im Arbeitszimmer gewesen, aber einen richtigen Besuch hat er nie gemacht. Er ist ein wenig Sonderling, was man ihm ja auch ansehen kann. Er hat überhaupt nicht bei einer einzigen Familie Besuch gemacht und geht nicht in Gesellschaften. Verheiratet ist er auch nicht.«

»Ist er schon Witwer?«

»Nein, er ist in der Tat noch Junggeselle. Er war freilich mit einer Cousine verlobt, die zwei Monate vor der Hochzeit starb. Übrigens soll Pastor Gaardbo ein Neffe von Enslev sein.«

»Von Enslev?« fragte Frau Berta. »Das kann doch sicher nicht stimmen. Davon hat Enslev nie gesprochen. Pastor Gaardbo hat ja auch nichts davon erwähnt.«

»Ich weiß nur, was man sich erzählt. Sein Vater soll Schulmeister gewesen sein, irgendwo auf dem Lande in der Gegend von Kolding, glaube ich. Du konntest es seiner Aussprache doch auch sicher anhören, daß er aus Jütland ist. Und er sieht ja auch im Grunde mehr aus wie ein Schulmeister als wie ein Pfarrer. Er sollte sich etwas ordentlicher kleiden.«

Jyttes Gedanken waren beständig auf der Lauer um Frau Wilhelmine herum. Es hatte eine Zeit gegeben, wo sie viel von dieser »Schwägerin« – wie sie sie nannte – erwartet hatte. Frau Wilhelminens schlanke Gestalt mit der vornehmen Haltung hatte sie viele Jahre von der Straße her gekannt, und sie schien ihr so viel zu versprechen. Daß sie die Tochter von »Kaffee-Söholm« war, wußte sie damals nicht einmal. Jetzt hatte sie längst begriffen, daß sich Wilhelmine ziemlich kühlen Herzens mit ihrem Vetter verheiratet hatte, um in eine angesehene Familie hineinzukommen und Jägermeisterin zu werden.

»Der arme John!« dachte sie. »Mit allen seinen Lächerlichkeiten ist er doch zu gut für diese naßkalte Schlange!«

Einige häßliche Flötentöne, die durch ein offenstehendes Fenster zu ihnen hinausdrangen, machten sie zusammenfahren.

»Was ist denn das? Wer spielt hier die Flöte?«

»Das ist Tante. Sie hat in einem ihrer Gesundheitsblätter gelesen, daß Flötenspiel gut für die Verdauung sein soll, und nun übt sie nach jeder Mahlzeit eine halbe Stunde. Es ist schrecklich anzuhören; aber wenn sie glaubt, das es ihr helfen kann, muß man sich ja dareinfinden.«

In diesem Augenblick hörte man die wunderliche Knabenstimme des Jägermeisters drinnen in den Zimmern. Er erteilte einem der Mädchen Bescheid in bezug auf ein Telegramm, daß er erwartete.

»Bringen Sie es mir sofort, wenn es kommt.«

Im selben Augenblick trat er auf die Verandatreppe hinaus: ein kleiner, kurzhalsiger Mann in einem hellgrauen Joppenanzug, eine korpulente Ausgabe seines berühmten Bruders, des Professors, dieselben runden, roten Kinderwangen, dasselbe glatte, hellgelbe Haar, auch dieselben stahlblauen Augen, freilich ohne des Bruders Klugheit im Blick.

Als er die Damen begrüßt und sich entschuldigt hatte, daß er bei der Ankunft nicht zugegen gewesen, wandte er sich an Frau Wilhelmine.

»Du sorgst wohl dafür, daß ich etwas zu essen bekomme,« sagte er in befehlendem Ton.

»Die Mädchen hatten Bescheid erhalten,« antwortete sie in die Luft hinein, ohne ihn anzusehen.

Nach einer Weile erhob sie sich trotzdem und ging hinein.

»Hast du Geschäfte gehabt, John?« fragte Frau Berta, die jetzt auch die Gewitterluft merken konnte.

»Freilich, ich bin ja zum Vorsitzenden für die Jungstierschau des Bezirks gewählt. Das ist ein sehr ehrenvoller und verantwortungsvoller Posten, der mir allerdings eine Menge Scherereien schafft. Und ich war wirklich schon ohnehin genügend in Anspruch genommen. Ich habe in letzter Zeit täglich mehrere Stunden in meinem Laboratorium gearbeitet. Mich beschäftigt noch immer die Ausrottung des Kartoffelschimmelpilzes. Ahnst du, Tante, um wie viele Millionen Kronen Verlust es sich hier alljährlich allein für Dänemark handelt?«

»Erzähle mir das ein anderes Mal, John! Weißt du, daß hier vorhin ein Herr war, der nach dir fragte?«

»Ja, Pastor Gaardbo. Ich habe mit ihm gesprochen. Wir begegneten uns in der Allee. Er hat euch ja die Neuigkeit erzählt, daß Enslev hierherkommt. Das wird ein großer Tag für die Gegend werden.«

»Ich verstehe es nicht,« sagte Frau Berta. »Ich glaubte, der gute Mann sei jetzt endlich zur Ruhe gekommen. Er ist ja auch wirklich krank.«

»Das merkt man wahrhaftig nicht. Hast du seine Verfassungsrede gelesen? Die war doch glänzend! Aber natürlich hat ihn die Wahl aufgerüttelt. Wie neulich so schön und

richtig im »Fünften Juni« stand: Er hat da draußen in seinem Landhaus am Furesee gesessen, wie ein zweiter Holger Danske, und den Bart durch den Tisch wachsen lassen, bis er merkte, daß die Freiheit in Gefahr war. Ich sagte auch zu Pastor Gaardbo, ich fände, wir müßten ihn festlich empfangen mit einer Ehrenpforte und einem Musikkorps – oder dergleichen. Wenn man mich auffordert, will ich gern die Begrüßungsrede halten.«

»Was sagte denn Pastor Gaardbo zu dem Vorschlag? Mir schien, er war ein wenig zurückhaltend.«

»Ja, er ist ein sonderbarer Mann. Gott weiß, ob er ganz zuverlässig ist. Wir sind politische Gesinnungsgenossen, aber wir verkehren nicht miteinander. Ladet man ihn zu einer Mittagsgesellschaft ein, so hat er immer eine Entschuldigung. Es ist nicht wie mit dem alten Propst Vollerup. Weißt du wohl noch? Der kam ganz von selbst, wenn er wußte, daß hier Gäste zu Tische waren. Und er und ich waren doch Todfeinde auf politischem wie auf sozialem Gebiet, von dem kirchlichen gar nicht zu reden.«

»Sage mir einmal, John, es kann doch unmöglich stimmen, was mir deine Frau erzählt, daß Pastor Gaardbo mit Enslev verwandt ist?«

»Freilich stimmt das. Aber es gehört auch zu den Verrücktheiten des Mannes, daß er nie davon spricht. Er hat mir gegenüber sogar einmal auf das bestimmteste erklärt, daß Enslev ihm die Pfarre hier nicht verschafft hat. Aber ich möchte wohl wissen, wie er sie sonst in dem Alter bekommen haben würde!«

»Wie verhält es sich denn mit der Verwandtschaft?«

»Pastor Gaardbos Vater hieß Sörensen und war Schulmeister in einem Dorf, das Gaardbo heißt. Und du weißt ja, daß Enslev eigentlich auch Sörensen heißt. Er nahm den Namen seines Heimatdorfes an, als er als Student nach Kopenhagen kam.«

»Also mit anderen Worten, John, Pastor Gaardbo ist Enslevs Brudersohn?«

»Stimmt! Aber der Roßapfel ist diesmal freilich ziemlich weit vom Pferd gefallen. Ich gestehe offen, mir gefällt der Mann nicht. Unter den kleinen Leuten in der Gemeinde dahingegen hat er großen Einfluß erlangt. Es sollte mich gar nicht wundern, wenn von der Seite der Versuch gemacht würde, ihn als Folkethingskandidat aufzustellen, falls der alte Müller Jensen wirklich so krank ist, daß er sich zurückziehen muß. Ich weiß, daß schon eine diesbezügliche Bewegung im Gange ist. Aber du wirst mir doch zugeben, Tante Berta, daß es hier in der Gegend andere freisinnige Männer gibt, die ältere und berechtigtere Ansprüche haben, in Betracht zu kommen.«

»Du denkst doch nicht an dich selbst, John?«

»Ja, das leugne ich nicht.«

»Ich dachte, die Sache wäre abgemacht. Hat man nicht beschlossen, daß Balduin Hansen Müller Jensens Nachfolger werden soll?«

Der Jägermeister wandte ihr den Rücken mit einer Grimasse.

»Immer dieser Schulmeister! ... Ja, mißverstehe mich nicht! Ich erkenne vollkommen die große Arbeit an, die Balduin Hansen für die Volksaufklärung hier geleistet hat. Ich schätze den Mann persönlich und habe ihn verschiedene Male an meinem Tisch gesehen. Aber ich bin doch der Ansicht, daß er sich bei verschiedenen Gelegenheiten

reichlich weit hinausgewagt und sich unter anderm seinen Vorgesetzten gegenüber ziemlich schroff benommen hat. Seinen Skandal mit Propst Vollerup konnte ich mit dem besten Willen nicht billigen. Ich hasse selbst allen Zwang. Jeder Übergriff der Behörden versetzt mich in Wut. Aber ich verlange einen gebildeten Ton, auch von einem Schullehrer. Und sage mir doch, Tante Berta, findest du nicht im Grunde auch, daß wir bereits Lehrer genug im Thing haben? An Bauern und Häuslern ist ebenfalls kein Mangel. Aber wo ist die Intelligenz? Was für landwirtschaftliche Minister haben wir zum Beispiel gehabt? Wenn Enslev kommt, sage ich es ihm gerade ins Gesicht, daß wir uns dieser Leute schämen müssen.«

»St!«

Frau Berta unterbrach ihn und legte ihm die Hand auf den Arm. Das Stubenmädchen war auf dem Wege zu ihnen von der Verandatreppe her. Sie kam, um zu melden, daß angerichtet sei.

»Dann mußt du entschuldigen, liebe Tante! Ich komme um vor Hunger! – – Noch immer kein Telegramm?« fragte er das Mädchen im Vorübergehen.

»Nein!«

X

Jytte hatte sich längst erhoben und war hinausgegangen. Es war ihr zur Gewohnheit geworden, sich zu verziehen, sobald man anfing, zu politisieren. Das rief so viele traurige Erinnerungen in ihr wach, und zwar nicht allein an der Mutter und Dihmers lange Gespräche in der Dronningens–Tværgade. Sie umfaßten ihr ganzes Leben bis zurück zu dem Heim ihrer Kindheit auf Samsø, wo sie sich so oft überflüssig und vergessen gefühlt hatte, wenn der Kreisarzt und der Pfarrer oder andre zu Besuch gekommen waren und die Unterhaltung so kampfwarm wurde, daß sogar ihre Mutter sich hinreißen lassen konnte, vor Eifer auf den Tisch zu klopfen.

Sie war auf ihr Zimmer gegangen, um auszupacken.

Zu oberst im Koffer lag ihre Schreibmappe zwischen einigen Noten, und als sie sie öffnete, fiel ein Blatt Papier heraus. Es zeigte sich, daß es ein verworfener Anfang zu einem Brief war, den sie nach ihrer Rückkehr nach Kopenhagen an Torben Dihmer geschrieben hatte, um zu versuchen, sich ihm gegenüber zu rechtfertigen. Sie hatte gefühlt, daß er doch von allen Menschen der einzige war, der sie vielleicht würde verstehen können.

»Ich will versuchen, Ihnen zu schreiben, und Sie sollen jetzt alles wissen, was ich selbst weiß. – Es verhielt sich ja so, daß ich Sie gern hatte und gern mit Ihnen plauderte, noch ehe ich eigentlich erwachsen war. Nicht so sehr, wie später vielleicht, aber doch – –«

Mehr stand da nicht. Sie hatte auf diesem Wege nicht weiterkommen können. Aber hinten auf dem Blatt befanden sich ganz oben ein paar Zeilen, die zu dem Schluß des Briefes gehörten und offenbar aus Versehen dort standen, indem sie nicht gleich bemerkt hatte, daß das Papier schon beschrieben war. Da stand:

»Es ist unheimlich, dazusitzen und einen ganzen Brief über sich selbst zu schreiben, namentlich wenn gerade dieses Selbst einen Tag und Nacht quält.«

Ihre Offenherzigkeit erschreckte sie jetzt. Aber glücklicherweise war der Brief nie abgesandt worden. Erstens war es ihr so unendlich schwer geworden, ihn zu schreiben. Mit diesem Versuch einer Selbsterklärung war es ihr ergangen wie mit vielen früheren: je ernster sie bemüht war, ihr eigenes Inneres zu erforschen, um so dunkler und unwegsamer wurde es. Und dann außerdem traf es sich, daß sie eines Tages einer Freundin begegnete, die eben mit ihrem Mann von einer Reise ins Ausland heimgekehrt war. Die Freundin erzählte, sie habe in Wien Dihmer in Gesellschaft einer großen und sehr schönen Dame getroffen, die Deutsch gesprochen habe. Aus der Beschreibung erkannte sie, daß es die Münchner Künstlerin sein mußte, die er als eine Bekanntschaft aus Wiesbaden erwähnt hatte, und als sie nach Hause kam, veranstaltete sie mit einem Gefühl der Erleichterung eine feierliche Verbrennung ihres zwölf Seiten langen Bekenntnisses.

Und nun sollte sie ihm doch noch einmal wieder begegnen auf diesem vergessenen Briefetzen! ... Und daß es gerade heute geschehen mußte, wo sie so qualvoll von der Erinnerung an ihn verfolgt gewesen war! Hier auf Storeholt hatten sie sich ja zum

erstmals gesehen, und vielleicht hatten sie auch gerade hier die besten Stunden miteinander verlebt. Schon auf dem Wege vom Bahnhof, als sie vom Wagen aus den ersten Schimmer des weißen Hauses und sein Spiegelbild im »Grünen Wasser« sah, wurde sie von den Erinnerungen überwältigt.

Aber trotzdem! Mochte sie in diesem blinden Spiel um das eigene Glück und das des andern fehlgegriffen haben oder nicht – und die Frage würde sie in alle Ewigkeit nicht ergründen –, so waren nun die Würfel gefallen, es ließ sich nicht ändern. Sie mußte jetzt nur hoffen – auch um ihrer selbst willen –, daß Dihmer recht bald heiraten und eine lebensfrohe Frau nach seinem lieben Favsingholm heimführen würde.

Sie hatte den Briefetzen in viele Stücke zerrissen, die sie in den Ofen warf. Der Sicherheit halber zündete sie sie auch an.

Im selben Augenblick wurde an ihre Tür gepocht. Eines der Mädchen brachte den Bescheid, es sei eine Dame gekommen, die sie gern begrüßen wolle.

»Eine Dame?«

Jytte begriff es nicht, sie kannte hier ja niemanden.

»Es ist die Doktorsfrau, glaub ich,« erklärte das Mädchen.

»Das muß ein Mißverständnis sein,« dachte Jytte, aber sie versprach, hinunterzukommen.

An einem der vier hohen Fenster im Gartensaal saß Frau Wilhelmine an der einen Seite eines Marmortisches, auf dem eine Blumenschale stand, und ihr gerade gegenüber eine stattliche, ländlich gekleidete Dame, einen roten Schlapphut auf dem Kopf. Ein hübsches kleines Mädchen von sechs bis sieben Jahren stand gegen ihr Kleid gedrückt und sah sich mit scheuer Verwunderung in der großen, vornehmen Stube mit den vergoldeten Möbeln und den gewebten Bildertapeten um.

Sobald Jytte hereinkam, erhob sich die Jägermeisterin. Mit einer Entschuldigung zu der fremden Dame gewandt, weil »häusliche Pflichten« sie riefen, verließ sie das Zimmer unter hörbarem Rascheln ihrer seidenen Unterkleider.

Die fremde Dame erhob sich nun auch und ging Jytte, mit einem breiten Lächeln auf ihrem frischen, sonnengeröteten Gesicht, entgegen. Sie war ungefähr in Jyttes Alter, war nicht schön, hatte aber ein Paar warme, treuherzige Augen.

»Kennst du mich nicht?« fragte sie.

Im selben Augenblick huschte ein Aufleuchten über Jyttes ratlose Züge.

»Meta!... Du bist es!«

Sie ergriff erst ihre beiden Hände; aber als sie die Freundin wirklich erkannt hatte, schlang sie die Arme in einem heftigen Freudenausbruch um sie.

»Du bist es! Du bist es wirklich!... Aber ich verstehe keinen Muck davon. Wie kommst du hierher in diese Gegend?«

»Ich wohne hier!«

»Du wohnst hier?«

»Ja, weißt du das denn nicht? Wir sind im Herbst hierhergezogen. Mein Mann ist Kreisarzt in Jerve geworden. Das ist eine Meile von hier. Ich habe meinen Mann bei dem guten Wetter auf Praxis begleitet. Er hat einen Patienten hier auf dem Hof. Als ich dann hörte, daß du gekommen seiest, mußte ich dich doch begrüßen.«

»Aber Liebste! Und ich, die ich dich für Zeit und Ewigkeit an die jütische Heide gebannt glaubte ... in dem drolligen, kleinen Haus, von dem du mir einmal ein Bild sandtest. Die Kleine da ist also dein Ältestes?«

Jytte kauerte vor dem kleinen Mädchen nieder, das der Mutter Kleid nicht losgelassen hatte.

»Und du hast vier von der Art?«

»Ja!«

Sie nahm das verdutzte Kind in die Arme und küßte es auf beide Wangen.

»Dann heißt du Olga, nicht wahr? ... Nein, warte mal, du bist Hedwig! ... Du brauchst nicht bange vor mir zu sein. Ich freue mich ja nur, daß ich dich endlich einmal zu sehen bekomme! ... Aber komm, Meta! Wir wollen uns setzen! Ich habe dich ja nach hundert Dingen zu fragen.«

Jytte beugte sich über den Marmortisch vor und betrachtete die Freundin mit beständig gleich frischem Erstaunen. War diese unbefangene lächelnde Matrone wirklich Meta Haagensen, die alte Schulgefährtin aus dem »Institut«, die Letzte in der Klasse, Meta-Schlafmütze, die sie alle wegen ihres häßlichen Mundes bemitleidet hatten? Wie war das nur einmal zugegangen? Ja, der Mund war freilich noch derselbe grobgeschnittene Spalt. Und doch sah sie ja fast hübsch aus!

»Sei nicht böse, Meta ... aber ich habe den Namen deines Mannes nie behalten können. Wie heißt du doch nur?«

»Gaardbo.«

»Gaardbo? Warte mal, so hieß ja auch der Pfarrer, der hier war.«

»Freilich, er ist mein Schwager. Hauptsächlich, um in seine Nähe zu kommen, hat sich mein Mann um die Anstellung hier beworben. Die beiden Brüder haben nie recht ohne einander fertig werden können. Sie sind Zwillinge, und nun waren sie so lange voneinander getrennt gewesen.«

»Was du sagst! Verhält es sich so? Dann hat dein Mann wohl Ähnlichkeit mit dem Pfarrer?«

»Nein, eigentlich nicht. Aber nun kannst du ja selbst sehen. Er versprach, mich abzuholen.«

Sie saßen eine Weile da und plauderten über gemeinsame Bekannte, aber Jyttes Aufmerksamkeit verlor sich mehr und mehr. Sie war grübelnd in Anspruch genommen von dem kleinen Mädchen, das sich beständig hinter den Stuhl der Mutter verkroch.

Sie entsann sich des Tages, als die Nachricht von der Geburt dieses Kindes von Jylland her zu ihr gekommen war, und des Eindrucks, den das Ereignis auf sie gemacht hatte. Von allen ihren gleichaltrigen Freundinnen und Schulgefährtinnen war Meta die erste, die Mutter wurde, und sie hatte bei dieser Gelegenheit zum ersten Mal begriffen,

daß sich kein Glück der Welt mit dem vergleichen läßt, ein Kind von dem Manne zu bekommen, den man liebt. Und nun hatte Meta vier Kinder und war vielleicht die einzige von allen Freundinnen, die glücklich geworden, weil sie die einzige war, die sich dem Leben mit geschlossenen Augen hingegen hatte.

»Weißt du, Meta, ich hätte dich fast gar nicht wiedererkannt. Du glaubst vielleicht, daß ich das sage, um unangenehm zu sein. Aber ganz im Gegenteil.«

»Du findest doch sicher, daß ich schrecklich dick geworden bin. Ich bin wirklich oft ganz entsetzt über mich selbst. Aber es geniert mich übrigens gar nicht. Ich bin neulich zwei Meilen gegangen, ohne im geringsten zu ermüden. Dir hingegen kann man keine Spur von Veränderung ansehen. Du hast dich wirklich gut gehalten. Als du vorhin zur Tür hereinkamst, war es genau so, wie ich dich zuletzt in der Dronningens-Tværgade sah.«

Jytte lehnte sich in den Stuhl zurück und sah zum Fenster hinaus.

»Ja, ich bin die ewig Unveränderliche!« sagte sie in einem Ton, den sie leicht und scherzend zu machen suchte. »Bei mir ist kein Schatten von Wandel – wie geschrieben steht.«

»Aber nun hast du dich doch verlobt,« sagte die Freundin mit einem vertraulichen Kopfnicken.

Jytte sah mit großen Augen zu ihr hinüber. Sie wurde ein wenig bleich.

»Wie kommst du nur darauf?«

»Ist es denn nicht wahr? ... Ja, dann mußt du wirklich entschuldigen. Es wurde mir als etwas ganz Bestimmtes erzählt. – Es tut mir schrecklich leid, daß ich dies gesagt habe, Jytte. Du mußt mir nicht böse sein.«

Jytte erwiderte anfänglich nichts. Die Entschuldigungen der Freundin machten das Unglück nur noch schlimmer. Sie hatte gehofft, hier eine Freistätte vor den verdutzten Mienen zu finden, die sie in Kopenhagen verfolgt hatten. Aber das Gerücht von ihrer Begegnung mit Torben war also auch bis hierher gelangt. Ja, ja! – Sie wandte das Gesicht ab und zuckte die Achseln.

»Ich bedaure sehr, daß ich beständig die Erwartungen meiner Freunde enttäuschen muß. Ich muß ihnen ja offenbar eine Hochzeit schuldig sein!«

Im selben Augenblick tat sich die Tür zum Herrenzimmer auf. Der Jägermeister kam mit dem Arzt herein, der zu einem der Küchenmädchen gerufen war. Der Jägermeister erschien in seiner Laboratoriumstracht, einem weißen Kittel und einem schwarzen Samtbarett, und war mitten in einem Vortrag über seine Pflanzenuntersuchungen. Es war sein Ehrgeiz, auch als Gelehrter mit seinem berühmten Bruder zu wetteifern, und da er der ältere war, fühlte er sich ebenso sehr wie dieser berufen, die großen Überlieferungen der Familie aufrechtzuerhalten und eine Vordergrundfigur im Lande zu werden.

Doktor Gaardbo war ein breitschultriger Mann von mittlerer Größe mit dunklem Bart und gelblicher Gesichtsfarbe. Jytte fühlte sich furchtbar enttäuscht durch ihn. Er glich seinem Bruder, dem Pfarrer, nicht im geringsten, die Augen ausgenommen. Und dann hatte er außerdem einen Klumpfuß, was sie übrigens sehr wohl gewußt hatte. Auch in

seinem Wesen war etwas, das sie abstieß. Er begrüßte sie nachlässig und legte dem Vetter gegenüber eine ganz unverhohlene Geringschätzung an den Tag.

Auf dem Wege an den Wagen schob Meta ihren Arm in den Jyttes. Diese verstand sehr wohl, daß sie versuchen wollte, ihr unglückseliges Verplappern, vielleicht auch die Unliebenswürdigkeit des Mannes wieder gutzumachen, aber das entfremdete sie den beiden nur noch mehr. Als die Freundin sie bat, doch recht bald zu kommen und sie zu besuchen, antwortete sie ja, im stillen aber dachte sie, daß daraus wohl nichts werden würde.

Unterhalb der großen steinernen Treppe stand ein kleiner bestaubter Wagen und schnurrte. Es war nicht viel mehr als ein großer Holzschuh auf drei Rädern.

Jytte blieb oben an der Treppe stehen. Arm in Arm mit dem Vetter, bis das Doktorpaar sich auf dem Wagen zurechtgesetzt hatte und davonsauste.

»Kennst du Doktor Gaardbo näher?« fragte sie, als sie wieder hineingingen. »Ist er ein tüchtiger Arzt?«

»Er ist überhaupt kein Arzt. Er ist ein Quacksalber, der die Leute ohne Medizin kurieren will. Der Apotheker ist wütend auf ihn. Er will ihn verklagen, sagt er. Auch unter seinen Kollegen ist er nicht angesehen. Das weiß ich von Asmus. Sie nennen ihn den Seminaristen.«

»Er ist ja ein Bruder eures Pfarrers.«

»Ja, und sie sind beide gleich bäurisch eingebildet. Sie sind vornehm – weißt du. Sie halten sich für zu gut, um an der Geselligkeit in der Umgegend teilzunehmen. Sie wollen regieren und herrschen. Aber der Sache wird hoffentlich bald ein Ende gemacht!«

XI

Während des Besuchs der Doktorfamilie hatte Frau Berta einen Rundgang zu all den alten Stätten auf dem Wirtschaftshof und im Park gemacht, wo sie als Kind gespielt hatte. Sie war auf Storeholt geboren, und es tat ihr weh, zu sehen, wie schlecht der Hof gehalten war. Überall herrschte Verfall. Das Dach auf einer der Scheunen war in Ausbesserung gewesen, aber aus irgendeinem Grunde hatte man mit der Arbeit innegehalten. Über der einen Hälfte des großen Flügels ragten die nackten Sparren heraus.

Die Leute gingen auch in einem so merkwürdigen Schlendrian umher. Ein paar von ihnen sahen sie höhnisch an, ohne zu grüßen.

Die Kühe wurden in den Stall getrieben, und sie wunderte sich, daß es nicht mehr waren. Als sie den zweiten Inspektor nach dem Grunde fragte, erklärte er ein wenig verlegen, der Herr Jägermeister sei im Begriff, »mit dem Bestande aufzuräumen«.

Frau Berta mußte wieder an ihre ausgebliebenen Zinsen denken und beschloß, bei erster Gelegenheit mit ihrem Neffen über die Sache zu sprechen.

Auf dem Rückweg durch den Park begegnete sie Fräulein Söholm, die in vollem Putz mit einer seidenen Mantille und einem mächtigen »Esprit« am Hut ihren Abendspaziergang machte. Sie gingen eine Strecke miteinander, und nachdem das Fräulein eine Weile über ihre Gesundheit geredet hatte, begann sie von ihrem Bruder zu sprechen, dem andern der beiden Gesprächsstoffe, über die sie überhaupt zu reden imstande war; sie erzählte von ihm, dem reichen Kaffeehändler, der in ihren Augen das letzte Wunder des lieben Gottes war. Großhändler Söholms Geschäft war im ganzen Lande bekannt. Seine Name glotzte den Leuten überall von Straßenanschlügen und Hausgiebeln entgegen, und am Abend rollte er in Flammenschrift über die Dächer der Häuser hin, zugleich mit der Versicherung, daß Söholms Kaffee der billigste und beste der Welt sei. Er war ursprünglich gewöhnlicher Lagerknecht gewesen, was er keineswegs verleugnete. Der selbstbewußte Mann erzählte bei jeder Gelegenheit, daß er sich »aus dem Dreck« emporgearbeitet habe. Jetzt war er einer der Millionäre Kopenhagens, und seine Töchter gehörten zu den flottesten Erscheinungen der Stadt. Da ihre Mutter eine einfache Grünhändlerin gewesen, waren sie von ihrem zwölften Jahre an in ausländischen Pensionaten erzogen. Der Großhändler war ein großer, breitbrüstiger Mann mit Gliedern wie ein Ringer. »Eichenholz durch und durch« – versicherte er selbst.

Frau Berta war zweimal mit ihm hier auf Storeholt zusammen gewesen, und die Besuche würde sie nie vergessen. Herr Söholm, dessen Gedanken augenblicklich jedes Ding in Geld umsetzten, hatte sie in Empörung versetzt, indem er umherging und sowohl das Vieh als auch die Feldgerätschaften, ja die Gemälde an den Wänden und den Wert des Parks als Brennholz taxierte. Er sprach überhaupt von Storeholt wie von einer gewöhnlichen Handelsware. Sie konnte es deswegen nicht bedauern, daß es jetzt zu einem Bruch zwischen John und seinem Schwiegervater gekommen war, so daß sie es nicht mehr ertragen konnten, einander zu sehen.

Als sie nun mit Fräulein Söholm sprach, konnte sie merken, daß der reiche Mann allmählich besorgt wurde wegen der dreißigtausend Mark, die er bei der Heirat seiner Tochter in das Gut gezahlt hatte. Sie empfing sogar den bestimmtesten Eindruck, daß die Schwester sich im Augenblick hier als sein Spion aufhielt. Dies machte sie noch unruhiger, und sie beschloß, sofort mit John zu reden und seine Erklärung zu fordern.

Unmittelbar nachdem die Doktorsfamilie abgefahren war, kam sie die Verandatreppe herauf. Da sie den Neffen in keinem der andern Räume fand, suchte sie ihn in seinem eigenen Zimmer auf. Hier saß er schlaff zusammengesunken in einem Lehnstuhl. Das schwarze Samtbarett hatte er auf einen Tisch geworfen.

»Störe ich?«

»Hm, ja – ich saß hier freilich und überlegte. Aber komm nur herein, Tante! Du bist immer willkommen!«

Er erhob sich und bat sie, auf dem Sofa Platz zu nehmen.

»Höre einmal, John! Wollen wir nicht gleich ein wenig über unsere Geldangelegenheiten reden? Dann ist das überstanden.«

Der Jägermeister lächelte ganz unbefangen, obwohl sein Antlitz sich ein wenig entfärbte.

»Bist du besorgt um dein Geld, Tante Berta?«

»Nein, aber ich lege Wert darauf, Ordnung in meinen Angelegenheiten zu haben. Weshalb habe ich meine Zinsen nicht erhalten?«

»Mein Gott, wir sind ja noch mitten im Termin!«

»Ja, aber ich habe auch nichts von meinen Dezemberzinsen gesehen, und die pflegst du mir doch im Laufe des Frühjahrs zu schicken.«

»Ich werde in meinen Büchern nachsehen. Da ist also eine unverzeihliche Versäumnis begangen, die ich sehr bedaure.«

Frau Berta wollte sich aber mit der Erklärung nicht zufriedengeben. Sie bat ihn, ihr ganz offen zu sagen, ob er das Geld in diesem Augenblick schlecht entbehren könne.

»Du weißt, daß ich nicht ins Armenhaus komme, weil ich das Geld ein Jahr entbehren muß. Aber ich verlange ordentliche Auskunft.«

»Wenn du mich geradezu fragst, so will ich nicht leugnen, daß ich zurzeit stark in Anspruch genommen bin. Aber das Ganze wird sich von selbst regeln. Ich will dir gern gelegentlich meinen Terminabschluß zeigen, dann wirst du sehen, daß es sich für mich nur um eine Frist handelt. Ich bitte dich nur, mir zu ersparen, gerade in diesen Tagen näher auf diese Sachen einzugehen. Ich versichere dich, da ist ohnehin schon genug, was mich bedrückt und mich quält... auch Sorgen, von denen ich zu niemand sprechen kann.«

Er hatte sich erhoben und ging unruhig im Zimmer hin und her. Dann setzte er sich vertraulich zu ihr aufs Sofa.

»Tante Berta, wir sprachen vorhin von Müller Jensens Krankheit und der Möglichkeit eines Vertretungswechsels hier im Kreise. Du schienst ein wenig erstaunt, daß ich in diesem Falle eine Aufforderung erwartete, mich aufstellen zu lassen. Offen gestanden,

– ich meine, du müßtest mich verstehen, daß es mir peinlich ist, bei jeder Gelegenheit Leute wie Balduin Hansen und Karl Holm mir vorgezogen zu sehen – und nun vielleicht gar Pastor Gaardbo, einen ganz fremden Mann. Ich sage das ganz geradeheraus; ich wünsche Anerkennung, und ich bedarf eines größeren Wirkungskreises für meine Fähigkeiten. Fast ein Jahrhundert lang war unsere Familie die führende hier in der Gegend. Großvater hatte einen Sitz in der Ständeversammlung. Vater war der erste fünensche Gutsbesitzer, der sich offen zu modernen liberalen Anschauungen bekannte. Meine eigenen Verdienste als theoretischer und praktischer Landmann gestattest du mir wohl mit Stillschweigen zu übergehen. Aber wenn jemand in den Amtsrat gewählt werden soll, so existiere ich nicht. Ich werde nicht einmal in Vorschlag gebracht. Vaters Sitz im Vorstand der Landwirtschaftlichen Gesellschaft haben sie Pächter Holm gegeben, und mich speist man statt dessen mit der elenden Stellung eines Vorsitzenden der Jungtierschau ab, womit – weiß Gott – nicht viel Staat zu machen ist. – Nun, ich bin daran gewöhnt, Widerwärtigkeiten zu ertragen, aber ich kann in Wahrheit sagen, daß ich meine politische Überzeugung teuer erkaufte habe. Seit ich zum erstenmal für Müller Jensen stimmte, haben sich sozusagen alle meine Standesgenossen von mir abgewandt. Baron Brahe grüßt mich nicht mehr, wenn wir uns begegnen. Und von meiner eigenen Partei werde ich systematisch von allen Vertrauensposten ausgeschlossen. Es ist eine vollständige Verschwörung – anders kann ich es nicht ansehen.«

Er hatte sich wieder erhoben und stand in starker Erregung vor der Tante.

»Außerdem, Tante Berta ... da ist noch ein anderer, ein mehr persönlicher Grund, der es mir wünschenswert macht, in ganz neuen Verhältnissen zu leben ... Aber darüber kann ich, wie gesagt, nicht reden.«

Er trat an das Fenster und blieb dort stehen, den Rücken nach dem Zimmer zu. Aber einen Augenblick später kehrte er zurück und setzte sich wieder auf das Sofa zu Frau Berta, indem er in seiner Verzagtheit ihre Hand ergriff.

»Ja, Tante, *du* allein sollst wissen, wie es hier im Hause steht. So peinlich es mir auch ist, darüber zu reden, – ich bedarf des Vertrauens eines Menschen. Ich habe einen großen Kummer gehabt. Daher bin ich in diesen Tagen so, wie ich bin. Ich kann mich zu nichts sammeln. Da sind Stunden gewesen, wo ich nahe daran war, meinen Verstand zu verlieren.«

»Aber mein Gott, was ist denn nur?«

»Hast du es nicht bemerkt, Tante, daß zwischen mir und Wilhelmine nicht alles so ist, wie es sein sollte?«

»Nun ja, es wird euch schwer, miteinander auszukommen.«

»Es ist nicht das allein. Ich kann mich natürlich nicht auf Einzelheiten einlassen. Ich kann nur sagen, daß Wilhelmine mir gegenüber eine Gleichgültigkeit herauskehrt, in die sich kein Mann finden kann. Ändert sie sich nicht, so müssen wir uns trennen.«

»Ist es wirklich so ernsthaft?«

»Es ist sehr ernsthaft. Ich glaube freilich nicht, daß Wilhelmine etwas wirklich Unerlaubtes begangen hat, aber da ist also ein anderer Mann, für den sie sich

interessiert, und es ist meine bestimmte Absicht, eine Scheidung einzuleiten, falls sich das Verhältnis nicht ändert.«

»Sage mir doch, John, weiß dein Schwiegervater hiervon?« »Mein Schwiegervater? Das ist mir ganz gleichgültig. Kannst du dir vorstellen, – dieser Lagerknecht ist in der Seele seiner Tochter beleidigt, weil ich sie auf Grund meines politischen Standpunktes nicht bei dem Lehnsadel der Gegend habe einführen können. Dasselbe hat mir Wilhelmine beständig vorgehalten, nämlich, daß ich ihr keinen passenden Verkehr geschafft habe, und ich muß ja zugeben, daß sie in diesem Punkt einigermaßen Grund hat, sich zu beklagen. Aber – nicht wahr, Tante? falls ich nun gewählt werden würde und wir uns in Kopenhagen niederlassen könnten, so würde sich mit einem Schlage alles ändern. Wir könnten dort unsern Verkehr wählen, wie es uns gefiele, und wieder anfangen, ein Haus zu machen. Und ich möchte die Frau sehen, die Wilhelminens Fähigkeit, zu repräsentieren, besitzt. Du mußt mir zugeben, Tante Berta, daß Wilhelmine, wenn sie fröhlich ist und sich zufrieden fühlt, eine bezaubernde Wirtin ist, die unwillkürlich alle für sich gewinnt. In Kopenhagen würde sie alle ihre Mucken vergessen und es könnten noch zwei glückliche Menschen aus uns werden Und nun verstehst du, Tante Berta, was es für mich bedeutet würde, falls – –«

In diesem Augenblick wurde an die Tür gepocht. Eines der Mädchen kam mit einem Telegramm herein.

Der Jägermeister sprang auf und bat die Tante zu entschuldigen daß er die Unterhaltung abbrechen müsse. Es seien Geschäfte Er riß dem Mädchen das Telegramm aus der Hand, erbrach es jedoch nicht, ehe Frau Berta zur Tür hinaus war. Selbst dann zögerte er noch ein wenig, bis er den Mut fand, es zu öffnen.

Schließlich riß er das Papier schnell auf.

Einige Minuten später erschien er auf der Veranda, wo alle vier Damen nun wieder versammelt waren. Das Telegramm in der Hand, verkündete er, daß sein Bruder Asmus im Lauf der Nacht eintreffen werde.

»Er muß in Odense abgeholt werden. Er kommt mit dem Mitternacht-Expreß und reist schon morgen nachmittag wieder ab,« meldete er, worauf er sich ohne weitere Erklärung an die überraschten Damen in sein Zimmer zurückzog.

Dort angelangt, ging er ein paarmal auf und nieder, zündete sich eine Zigarre an – seine Hand zitterte noch nach der überstandenen Gemütsbewegung – und ließ sich in einen Lehnstuhl sinken. Er war jetzt nur ein wenig ärgerlich auf sich selbst, ein wenig beschämt über seine gänzlich unnötige Nervosität, die vielleicht obendrein – das fehlte auch noch! – sein Auftreten in diesen Tagen ein wenig lächerlich gemacht hatte. Großer Gott, er wußte es ja doch ... er hatte sich ja die ganze Zeit selbst gesagt, daß sich die Sache schon ordnen würde.

Aber die Bank war ja freilich ungewöhnlich unverschämt gewesen. Was er in seinen niedergeschlagensten Augenblicken nicht für möglich gehalten hatte, war wirklich geschehen. Storeholt, das Hagensche Familiengut, war mit Pfändung bedroht worden!

Falls Asmus ihm seine Hilfe verweigert hätte, würde er in diesem Augenblick dort auf dem Sofa gelegen haben, ein Lot Blei im Gehirn. Er war fest entschlossen gewesen, die doppelte Schande, ruiniert zu sein und als Hahnrei an den Pranger gestellt zu werden,

nicht zu überleben. Wenn er nicht auf andre Weise seinen Namen in die Annalen der Familie hatte einritzen können, so sollte es jedenfalls mit Blut und Entsetzen geschehen.

Er sah nach der Uhr und griff nach dem Telephon, das neben ihm auf dem Fensterbrett stand.

»Odense. – Spreche ich mit Bankdirektor Freistadt? Ist der Herr Direktor nicht anwesend? Hier Jägermeister Hagen. – Guten Tag, Freistadt,« sagte er, und sein Ton war sehr feierlich. »Sagen Sie mir gefälligst, was war das für ein unverschämtes Schreiben, das Sie sich erlaubt haben, mir vor ein paar Tagen ins Haus zu schicken? ... Wie beliebt? ... Nicht Sie persönlich; nein, das fehlte auch noch! ... Ja, das mag gern sein; aber nun will ich Ihnen etwas sagen, Freistadt. Ich arbeite in dieser Zeit täglich meine sechs, sieben Stunden im Laboratorium, da ist es wohl zu entschuldigen, wenn man eine Einzahlung vergißt. Aber nun wird Ihnen das Geld zugeschickt werden... Morgen, ja! ... Was sagen Sie? ... Aufsichtsratssitzung am Donnerstag? Nun will ich Ihnen etwas sagen, Freistadt, ich verbitte mir weitere ungehörige Schreiben in Anlaß dieses Versäumnisses. Das können Sie meinetwegen gern an den Etatsrat weitergehen lassen. – Ist da sonst etwas Neues von Interesse? ... Was sagen Sie? Neun Matadore! Wer? In Herz... Und das im Monat Juni! Hören Sie, das muß doch in die Zeitung! Sollten Sie mit Redakteur Danielsen sprechen, so können Sie ihm gern gleich erzählen, daß ich in allernächster Zukunft die ersten Ergebnisse meiner Untersuchungen bezüglich des Kartoffelschimmelpilzes mitteilen zu können hoffe. Vorläufig will ich nur so viel verraten, daß ich ... Was sagen Sie? ... Ach, entschuldigen Sie! Sie haben Gäste! ... Ja, dann auf Wiedersehen, Freistadt!«

XII

Um die weiße Kirche des Dorfes lag der stille Garten des Friedhofes, und rings um den herum lagen die acht großen Bauernhöfe des Dorfes, modern aufgeputzt mit Glasveranden und geschmacklosen Villenerkern. Außerdem ein Dutzend kleiner Häuser mit hübschen Blumenanlagen. Außerhalb des Dorfes lag – wie ein Abfallhaufen hingeworfen – eine Gruppe Hütten, die sich zu beiden Seiten der breiten Landstraße zusammenpreßten.

Hier wohnten die Tagelöhner des Gutes und die Arbeiter einer großen Ziegelei, im Sommer außerdem noch zugezogene Torfstecher mit ihren Familien und polnische Rübenarbeiter.

Auf dem Heimwege von seinem Besuch in Storeholt war Pastor Gaardbo in eins dieser Armeleutenester eingetreten: ein kleines Haus, das sich fast verkroch hinter einem Wald von hohen Brennesseln. Das einzige Fenster, das nach dem Wege hinaus lag, wurde von einem Holunderbusch verdeckt, der hoch über das Dach hinauswuchs. Hier wohnte ein einsamer alter Mann, den die Bevölkerung »Hühner-Lars« nannte.

Der Name war ihm nicht als Anerkennung zuerteilt; es war ein Diebstempel. Aber obwohl er sonst ein boshafter Kerl war, trug er ihn mit der Geduld, die lange Gewohnheit verleiht. Nur wenige entsannen sich noch, wie er eigentlich hieß. Der junge Pfarrer hatte manch liebes Mal ergebnislos versucht, ihn zu sprechen. Obwohl der Alte gichtbrüchig geworden war und sich nicht mehr außerhalb des Hauses bewegte, fand man seine Tür fast immer verschlossen, und niemand antwortete, wenn man pochte. Zuweilen hatte der Greis draußen auf der Fliese vor der Tür gesessen und Binsenmatten oder Weidenkörbe geflochten; aber es war nie möglich gewesen, ein Wort aus ihm herauszubringen. Weder auf sein »Guten Tag« noch auf sein »Leben Sie wohl« hatte der Pfarrer Antwort erhalten.

Nun aber hatte Pastor Gaardbo erfahren, daß Hühner-Lars erkrankt sei und in den letzten Züge liege. Er fand die Tür auch offen – er mußte den Kopf beugen, um hineinzukommen und stand in seiner Stube. Er kam mit der Glut der Abendsonne in den Augen, und infolge des überwachsenen Fensters war es da drinnen so dunkel, daß er anfänglich nichts sehen konnte.

Endlich entdeckte er den Einsiedler auf einem Strohlager, auf dem Rücken liegend. Die Arme ruhten schwer und unbeweglich auf einem Haufen Lumpen. Die Wangen über dem Bart waren rot von Fieber, die Augen starrten mit großen Pupillen.

Hühner-Lars hatte sein Leben lang zu den berüchtigten Nachtexistenzen der Gegend gehört. Er wie auch seine verstorbene Frau waren verschiedentlich bestraft worden. Einer Vorliebe für Federvieh hatte er seinen Spitznamen zu verdanken. Sein Hang zum Stehlen war weit über die Gegend hinaus, in der er bekannt war, sprichwörtlich geworden. Wenn die Leute etwas vermißten und sich bestohlen glaubten, hieß es: Da hat Hühner-Lars seine Finger wohl im Spiel gehabt.

Der junge Pfarrer stellte sich an das Bett und redete dem alten Sünder freundlich zu. Er sagte, er sei gekommen, um ihm seine Hilfe anzubieten, falls ihm etwas fehle oder er

etwa das Bedürfnis habe, mit einem Menschen zu sprechen, dem er sich ohne Furcht anvertrauen könne.

Es erfolgte keine Antwort. Der Alte hatte sich ein wenig im Bett in die Höhe geschoben. Sein Unterkiefer ging auf und nieder wie in Krämpfen, und die Augen suchten herum in der Finsternis des Zimmers, wo aller mögliche alte Plunder aufgehäuft lag. Es war, als wenn er sich in seiner Hilflosigkeit nach etwas umsähe, was ihn verteidigen könne.

Der Pfarrer blieb ruhig stehen.

»Sie liegen hier nicht gut, Lars Oven. Falls Sie es mir erlauben wollen, werde ich dafür sorgen, daß Sie in Zukunft besser gepflegt werden. Ich will von heute an jeden Tag herkommen und Ihnen zur Hand gehen. Da wird schon immer das eine oder das andere sein, womit ich Ihnen behilflich sein kann. Falls Sie sich in der Nacht ängstigen oder nicht schlafen können, will ich auch gern hier sitzen und Ihnen ein wenig vorlesen. Da ist ein Buch, das die Bibel heißt, in dem sind viele schöne Geschichten. Das werde ich mitbringen.«

Wegen des Gestanks in der Stube hatte er die Tür nach draußen offen stehen lassen. Und nun hörte er hastige Holzschuhtritte. Eine große, rotköpfige Frauensperson mit aufgeschürztem Rock tauchte in der Türöffnung auf. Es war eine Nachbarin, die von der Gemeinde bezahlt wurde, um den Alten in seiner Krankheit zu betreuen. Sie hatte unten am Bache Wäsche gespült und den Pfarrer hier hineingehen sehen. Sie stand dort in der Tür und lächelte mit dem heuchlerischen Lächeln eines schlechten Gewissens, während sie die Finger in ihrer Schürze aus Sackleinewand abtrocknete.

Als Pastor Gaardbo ihr Vorwürfe wegen ihrer Nachlässigkeit machte, schlug sie einen zeternden Ton an, um sich zu rechtfertigen. Lars war wirklich so unmanierlich widerspenstig. Er wollte kein Wasser in seinem Gesicht haben und machte sein Bett schmutzig wie ein Wickelkind.

Der Pfarrer hieß sie schweigen und schalt sie aus wegen ihres Mangels an Menschenliebe.

»Morgen komme ich wieder,« sagte er. »Dann will ich eine reingemachte Stube sehen, so daß man merken kann, daß hier ein Mensch, nach Gottes Bild geschaffen, seine Wohnung hat. Sie müssen noch heute abend ins Pfarrhaus kommen und sich ein paar Bettücher und einige Hemden von Fräulein Martinsen geben lassen. Wenn ich dann morgen wiederkomme, wollen wir Lars gemeinsam in die Höhe heben, so daß die Bettücher gewechselt werden können und er frisches Stroh ins Bett bekommen kann.«

Er kehrte zu dem Kranken zurück und verabschiedete sich.

Hühner-Lars war noch immer gleich stumm. Mißtrauisch schweiften seine Augen zwischen dem Pfarrer und der Frau hin und her, um sich klar darüber zu werden, was die beiden für Ränke gegen ihn geschmiedet hatten.

Das Gerücht von dem Besuch des Pfarrers hatte seinen Rundgang durch alle Hütten gemacht. Die Leute standen in den Türen, wo sie jetzt Zeuge davon wurden, wie der geistliche Herr, als er von dem alten Hühnerdieb herauskam, den Rock abwarf, ein Schnitzmesser aus der Tasche holte und anhub, Zweige von dem großen Holunderbusch zu schneiden, der so wild über das Fenster hinaufwuchs. Die

Abendsonne schien auf die Mauer, aber nicht ein Schimmer gelangte bis zu dem Kranken hinein. Er mußte alle Kraft anstrengen, um das zähe Flechtwerk zu durchbrechen, aber von seines Vaters Hause her war er daran gewöhnt, bei allen möglichen Arbeiten zuzugreifen.

Drinne in seinem Bett lag der Alte ganz starr vor Staunen. Nur die fiebergroßen Pupillen bewegten sich. Während da draußen ein Zweig nach dem andern fiel und das Licht in der Stube zunahm, schweiften seine Augen unruhig zu der Frau hinüber, die, angefeuert durch das Beispiel des Pfarrers, sich sofort daran gemacht hatte, aufzuräumen. Als schließlich die Sonne selbst in die Stube hineinfiel, flüsterte er mit seiner heiseren Stimme:

»Das is 'n sonderbaren Mann – der!«

»Ja, das ist ein Mann Gottes!« versicherte die Frau laut und begann plötzlich in ihrem fünenschen Dialekt zu jodeln:

»Christ ist erstanden vom Tod
Im Weihnachtsmorgenrot.«

Die Sonne versank hinter dem Striger Walde, und die Kirchenglocke begann zu läuten, als Pastor Gaardbo das Haus des Hühner-Lars verließ und zu der Einsamkeit in seine leere Pfarre zurückkehrte. Die zerlumpte Kinder auf der Straße kamen aus eigenem Antrieb gelaufen und gaben ihm die Hand. Die Frauen in den Türen nickten freundlich, als er vorüberging. Überall wurde der schöne, junge Pfarrer von der Bevölkerung des Armenviertels mit Zutraulichkeit begrüßt.

Seit mehreren Generationen hatte man in dieser Gegend im allgemeinen kein anderes Verhältnis zur Kirche gehabt, als ihn das Gesetz und der gute Ton vorschrieben. Die alte Pfarre hatte im Laufe des letzten halben Jahrhunderts Verkünder der verschiedenen kirchlichen »Richtungen« behaust, die die christliche Liebe untereinander ungefähr wie Hund und Katze ausübten. Erst durch Pastor Gaardbos Samariterwerk war das Gemeindehaus wieder ein Mittelpunkt für das Leben in der Umgegend geworden. Sein politischer Standpunkt erregte allerdings allerlei Ärgernis bei den meisten der größeren Hartkornbesitzer, und man tuschelte auch darüber, daß seine Verkündigung nicht streng kanonisch sei, dafür aber war die Kirche der Freund der Armen geworden, und selbst die Gegner mußten die evangelische Reinheit seines Privatlebens anerkennen.

Die Uhr war fast neun, als er nach Hause kam. Fräulein Martinsen, seine Haushälterin, teilte ihm in gekränktem Ton mit, daß der Abendbrottisch seit über einer Stunde gedeckt sei. Er brachte eine sanftmütige Entschuldigung vor. Das Fräulein, ein robustes Bauernmädchen in mittleren Jahren, mit rotgesprenkelten Wangen, litt ihrer Ansicht nach an Blutmangel und bekam bei dem geringsten Anlaß nervöse Anfälle, weswegen sie vor Gemütsbewegungen bewahrt werden mußte.

Sie war auf Empfehlung von Pastor Gaardbos verstorbener Braut ins Haus gekommen und hielt es daher für ihr Recht, ihn an deren Stelle zu tyrannisieren.

»Fräulein Martinsen,« sagte er, als sie ihm den Tee brachte, »hier kommt heute abend eine Frau, die gern ein paar reine Bettücher und ein paar Nachthemden abholen

soll. Es ist für den alten Lars Oven – den Hühner-Lars. Er liegt im Sterben.«

Das Fräulein erklärte kurz, das lasse sich nicht machen. Alles Leinen, das der Gemeindepflege gehöre, sei zum Waschen und Ausbessern weggeschickt. Das wisse der Herr Pfarrer ja sehr wohl.

»Dann müssen wir natürlich von unserm eigenen nehmen,« entgegnete er ein wenig ungeduldig.

»Es ist alles in der Wäsche!«

Er besann sich eine Weile und sagte dann: »Das ist schlimm genug. Wir müssen der Frau also ein paar von den neuen Bettüchern geben, die in der Kommode liegen – in den beiden unteren Schubladen – Sie wissen ja!«

Der Zorn stieg der Haushälterin in die dicken Wangen, die von dem rotesten Blut strotzten.

»Das kann doch nicht Ihr Ernst sein, Herr Pfarrer?«

»Freilich.«

»Soll so einer wie Hühner-Lars in Fräulein Rosalies Brautlinnen liegen?«

»Kann das wohl im Grunde eine schönere Anwendung finden? Der arme Lars hat lange genug im Schmutz gelebt.«

Fräulein Martinsen, die an der Tür gestanden hatte, die Hand auf dem Schloß, näherte sich dem Tisch abermals mit der deutlichen Absicht, einen ihrer nervösen Anfälle zu bekommen. Im selben Augenblick aber hörte man einen Wagen mit einer Reihe von Stößen in die Hupe auf den Hof fahren. Es war Doktor Gaardbos Signal, und der Ton machte sie verstummen. Sie drückte sich schnell durch die Tür hinaus. *Der Mensch war in ihren Augen der leibhaftige hinkende Teufel.*

»Ich saß vorhin da und dachte an dich,« sagte der Pfarrer, als der Bruder hereinhumpelte. »Wärest du nicht gekommen, hättest du morgen meinen Besuch gehabt.«

»Ist irgend etwas los?«

»Ja ... aber erst berichte du! Wer ist hier krank geworden?«

»Niemand. Es ist eine Entbindung.«

»Wohl Hans Andersens Frau?«

»Ja, du weißt, da ist diese Narkose, um die sie jetzt alle betteln. Selbst die kräftigste Bäuerin will ihre Kinder nicht mehr auf natürliche Weise gebären. Und dann sollten sie meiner Ansicht nach lieber gar keine Kinder bekommen. Aber nun habe ich doch versprochen, in der Nähe zu bleiben, bis die Sache überstanden ist.«

Der Doktor beugte sich über den gedeckten Tisch und musterte die Gerichte.

»Na, das muß ich sagen! Du mästest dich wahrhaftig! Drei schieläugige Heringe – und Käse! Die Martinsen verhätschelt dich gründlich. Wie lange beabsichtigst du, in diesem Wohlleben zu beharren? ... Allen Ernstes, Bruder, dies geht auf die Dauer nicht. Die Person läßt dich ja verhungern! Du mußt dich aufraffen und sie stramm nehmen!

Sonst muß ich es in deinem Interesse tun. Du siehst nachgerade ganz apostolisch aus!«

»Unsinn!«

»Man sagt nicht ›Unsinn‹ zu seinem Arzt, Väterchen! Ich verordne dir hiermit zwei weichgekochte Eier zu deinem Abendessen. Und einen Krug guten selbstgebrauten Biers statt dieses Teegepläppers!«

»Blödsinn!« – Der Pfarrer trank seine Tasse leer und stand auf. »Gehen wir hinein!«

Aber der Doktor vertrat ihm den Weg und pflanzte ihm die Hände auf die Schultern. Der Pfarrer tat dasselbe, und so blieben sie eine Weile einander gegenüber stehen mit ineinander geflochtenen Armen, wie ein paar Jungen, die ringen wollen.

»Sagtest du Blödsinn?«

»Ja.«

»Willst du Prügel haben?«

»Was bildest du dir ein?«

»Du Bengel!«

»Selbst Bengel!«

»Komm du nur ran!«

Sie schüttelten einander so handfest, wie sie es vor Lachen nur konnten. Der Doktor, der trotz seines Klumpfußes stark war wie ein junger Ochse, drängte den Bruder an die Wand. Aber plötzlich ließen sie einander los mit einem erschrecken: »St!« – Sie hörten das Dröhnen von Fräulein Martinsens Schritten draußen auf dem Küchengang.

»Hinein zu mir!« sagte der Pfarrer.

Die große, dreifenstrige Gartenstube, die als Studierzimmer eingerichtet war, machte wie alle Räume des Pfarrhauses einen halbleeren und ärmlichen Eindruck. Eine kleine Petroleumlampe war auf ein hochbeiniges Pult aus Tannenholz gestellt und leuchtete bleich auf das grüne Tuch der schrägen Klappe herab. Der übrige Teil des Zimmers lag im Halbdunkel. An der Wand über dem Pult hing ein großes Christusbild, mit frischem Buchenlaub umrahmt. Es war das alte Betpult des Vaters, das der Sohn in Ehren hielt. Unter diesem dornengekrönten Christuskopf hatte Schullehrer Jörgen zweimal täglich mit seinen Kindern Andacht gehalten. Hier stand er in seinen letzten Jahren so manche angstvolle Nacht, den bärtigen Kopf in die Hände begraben, und konnte keinen Frieden finden.

Die Tür zum Garten hinaus stand offen. Der Abend war warm und still. Eine Nachtigall saß irgendwo da draußen und gab sich ihrer Musik leidenschaftlich hin.

Die beiden Brüder standen einen Augenblick stumm in der Tür und lauschten ihren Trillern. Dann setzte sich der Doktor rittlings auf einen Stuhl und klemmte die Hände um die Rücklehne.

»Erzähle mir nun, Johannes – was sagst du zu Oheim Tyge?«

»Du weißt es also schon?«

»Ich kam gleich, nachdem du gegangen warst, nach Storeholt. Ich habe dort augenblicklich eine Patientin. Der Jägermeister erzählte mir die Neuigkeit. Hinterher ward sie mir durch den Meiereiverwalter bestätigt. Soweit ich verstand, hatte er sie von Seiner Allmächtigkeit Balduin Hansen selbst.«

»Ja – die telegraphische Anfrage kam an ihn als den Vorsitzenden des Vorstandes. Aber sag mir doch, Paul – wie denkst du als Arzt über den Zustand des Oheims? Vor einigen Monaten hieß es mit der größten Bestimmtheit, er sei todkrank. Und nun reist er von einer Versammlung zur andern und hält Kampfreden und schafft Aufregung im Lande, wie vor dreißig Jahren.«

»Die letzten krampfhaften Zuckungen des Fabeltiers. Ich habe freilich gehört, daß ihn der ›Fünfte Juni‹ zu Holger Danske dem Zweiten ernannt haben soll. Aber es ist so leicht, sich in seiner eigenen Zeitung zujubeln zu lassen. All das Geschwätz über seine ewige Jugend ist nichts als Politik. Er ist ein gezeichneter Mann. Ich weiß das ganz bestimmt. Er hat jetzt seine Gespensterstunde, und die kann ja nicht sehr erbaulich sein.«

»Aber was in aller Welt beabsichtigt er damit?« fragte der Pfarrer; er stand am Pult und stützte den Kopf in die Hand.

»Die Macht selbst kann ihn ja doch unmöglich mehr locken. Und seine Eitelkeit muß doch endlich auch hinreichend gesättigt sein.«

»Willst du meine psychologische Erklärung für Oheim Tyges letzte Kraftentfaltung haben, so ist es die, daß er weiß, er trägt den Tod im Leibe. Und als der Ästhetiker, der er in seinem innersten Innern ist, arrangiert er jetzt sein eigenes selbstverherrlichendes Leichenbegängnis. Wie eine der Håuptlingsgestalten der Vergangenheit will er in voller Rüstung begraben werden, umgeben von seinen Getreuen und gestützt auf sein berühmtes Schwert Dyrendal. Mit dem Tableau in bengalischer Beleuchtung soll Tyge Enslevs Heldensage abschließen. – Du weißt, ich habe es immer als Unglück betrachtet, daß der Oheim nicht seinem ersten Entschluß treu blieb und sich an die Dichterei hielt. In dem Fach hätten seine abenteuerlichen Vorstellungen vom Leben und seinen Bedingungen sich entfalten können, ohne weiteren Schaden anzurichten. Zum Unglück für uns alle verfiel er darauf, sein künstlerisches Fingerjucken an lebendem Fleisch und Blut zu befriedigen. Es ist ganz sicher sein stolzer Traum gewesen, die ganze Nation nach seinem Bilde umzuformen ... und teilweise ist ihm das ja auch schließlich wirklich gelungen. Wir sind auf dem besten Wege, eine lächerliche Karikatur unserer Rasse zu werden. Gelingt es uns nicht, die junge Generation nüchtern zu machen, ehe zehn Jahre verstrichen sind, so sind wir fertig. Das ist meine feste Überzeugung.«

Der Pfarrer erwiderte nichts hierauf. Er stand in seine eigenen Gedanken versunken und hörte nicht viel von dem, was der Bruder sagte. Die beiden hatten sich einander gegenüber so oft über den großen Oheim ausgesprochen, daß der eine schließlich in den Worten des andern nur seine eigenen Gedanken hörte; und keiner von ihnen wußte, daß des Vaters Geist aus ihnen beiden sprach.

Nach einer Pause sagte der Pfarrer:

»Ich habe mich natürlich nach dem Grunde gefragt, weswegen Oheim Tyge gerade hier zu reden wünscht. Ich glaube, ich ahne ihn. Balduin Hansen ist kürzlich in

Kopenhagen gewesen. Ich denke mir, das Telegramm heute ist das Ergebnis dieser Reise.«

»Was meinst du damit?«

»Müller Jensen liegt ja krank im Reichshospital, und man zweifelt allgemein an seinem Aufkommen. Sollte sich das bewahrheiten, so ist die Absicht mit des Oheims Besuch sicher die, daß Balduin Hansen jetzt als neuer Folkethingskandidat für den Kreis aufgestellt werden soll.«

Der Doktor schlug mit der Hand auf die Stuhllehne.

»Dann mußt du dir ein Herz fassen, Johannes, und dich allen Ernstes aus dieser Gesellschaft zurückziehen! Der Müller war schlimm genug in all seiner Einfalt – aber Balduin *darfst* du zu keinem Sitz im Reichstag verhelfen!«

»Ja, wenn du mir nur sagen kannst, wie sich das verhindern läßt.«

»Wenn du keinen andern vernünftigen Menschen bewegen kannst, sich zu opfern, so mußt du dich selbst gegen ihn aufstellen lassen. Es bleibt dir nichts andres übrig! Ich sprach neulich mit dem Dachdecker Jörgen aus den Aalhäusern. Es kann ja kein Geheimnis für dich sein, daß er und einige andere in dieser Zeit umhergehen und im Kreise für dich werben. Er behauptet, er hätte dir schon über dreihundert Stimmen gesichert.«

Der Pfarrer ging unruhig einige Schritte durch das Zimmer, dann kehrte er zu dem Pult zurück.

»Und wenn dann das Ergebnis so ausfällt, daß weder Balduin Hansen noch ich, sondern Kammerherr Rosen gewählt wird, so wird man *mich* für den Verlust des Kreises verantwortlich machen.«

»Du machst dir Sorgen um mancherlei Dinge, Bruder Johannes,« sagte der Doktor. »Falls Bedächtigkeit eine Kardinaltugend ist, endest du als Bischof von Seeland.«

»Was hast du eigentlich gegen Balduin Hansen?« fragte der Pfarrer, statt zu antworten.

»Dasselbe wie du, nehme ich an. Er ist ein Schwätzer. Hast du das Referat von der Rede gelesen, die er neulich in Jerve gehalten hat? Das Reich der Glückseligkeit sei jetzt auf der Treppe. Es fehlten nur noch ein paar Kleinigkeiten, mit denen die gesetzgebende Macht bis Fastnacht schon fertig werden würde. Ich zweifle nicht daran, daß der Mann in gutem Glauben ist, aber das macht ihn in meinen Augen nicht weniger böseartig. Diese gutmütig-dummen Phantasten sind gerade am allergefährlichsten.«

Der Pfarrer strich sich mit der Hand über das bartlose Gesicht und sagte: »In gewissen Punkten ist er doch dein Gesinnungsgenosse, Paul.«

Das kam so leicht hingeworfen heraus, aber der Ton war niedergeschlagen, und er setzte die Unterhaltung nicht fort.

Der Doktor verstand, worauf er anspielte. Balduin Hansen hatte seinerzeit einen Zusammenstoß mit dem Amtsvorgänger des Bruders, Propst Vollerup, gehabt, der ihn der freigeistigen Agitation in der Schule beschuldigte.

Der Doktor erhob sich. Mit verfinsteter Miene trat er in die offene Gartentür, und hier blieb er stehen, den Rücken der Stube zugewandt, ohne etwas zu sagen. Nach einer Weile des Schweigens trat der Pfarrer an ihn heran und legte ihm die Hand auf die Schulter.

»Verzeih mir, Paul!«

»Es ist jetzt das zweite Mal, daß du unsere Verabredung brichst, Johannes!«

»Ich werde schweigen!«

Im selben Augenblick wurde an die Tür geklopft. Fräulein Martinsen steckte den Oberkörper herein, um den Bescheid zu bringen, daß Hans Andersens Frau soeben einen strammen Jungen bekommen habe und daß alles so sei, wie es sein sollte.

»Das ist gut! Sagen Sie bitte, daß ich hinüberkommen und mir den Bengel ansehen will,« sagte der Doktor.

Als die Tür wieder geschlossen war, wandte er sich mit einer versöhnlich ausgestreckten Hand an seinen Bruder.

»Laß es denn das allerletzte Mal sein, Johannes, daß wir beide uns um Dinge streiten, über die wir uns doch nie einigen können. Es ist schon ohnedies Unfriede genug in unserer Familie. Weißt du noch, als wir Jungen waren? Da sprachen wir immer davon, daß wir nur zusammenhalten wollten, dann würden wir ein Königreich erobern. Das Versprechen müssen wir einlösen mit der nötigen Einschränkung. Und möchten dann Tag und Nacht bis zu den Wahlen dir die Worte in den Ohren klingen: ›Balduin muß vernichtet werden!‹ ... Gute Nacht, Johannes!«

Der Pfarrer begleitete seinen Bruder hinaus.

»Grüße Meta und die Kinder!« sagte er von der Treppe herab, als sich der Wagen in Bewegung setzte.

In sein Zimmer zurückgekehrt, trat er an das Pult und blieb hier lange im Gebet stehen. Wie sein Vater, der alte Schullehrer Jörgen, stand er unter dem dornengekrönten Christuskopf, das Gesicht in den Händen, und betete für die Erlösung seines Bruders.

Draußen in dem sommernachthellen Garten schlug die Nachtigall ihre wehmütigen Triller.

I

In der Nacht zwischen eins und drei hatten Jägermeister Hagen und sein Bruder, der Professor, in dem Zimmer des Jägermeisters eine sehr ernste Unterredung bei geschlossenen Türen, während alle andern im Hause schliefen. Es war hierbei zu einem sehr unerquicklichen Auftritt gekommen. Der Jägermeister, der einen aufbrausenden Sinn hatte, fühlte sich gekränkt, weil der Bruder seine Bücher zu sehen verlangte. Er sprang auf, schlug auf den Tisch und erklärte, wenn nicht einmal seine eigene Familie Vertrauen zu ihm habe, wolle er lieber dem Ganzen ein Ende machen und sich eine Kugel durch den Kopf schießen.

Es kam schließlich doch zu einer Verständigung; aber die Vögel waren schon wach, und es war fast heller, lichter Tag, als die Brüder sich trennten.

Jetzt schien die Sonne friedlich in das Zimmer, wo ein bläulicher Tabaknebel noch in der Luft schwebte, wie der Pulverrauch über einem Walplatz. Die Tür zu den Wohnzimmern stand offen, und hier fiel die Morgensonne auch in breiten Streifen herein.

Wenn alle Türen so geöffnet waren, machte die lange Flucht der Zimmer mit ihren kostbaren Möbeln, alten Porzellanen und großen Gemälden einen festlichen und außerordentlich wohlhabenden Eindruck. Die meisten Möbel und alle Kunstschätze stammten von dem Urgroßvater, dem alten Konferenzrat, der sie von seinen vielen Reisen ringsumher in Europa mitgebracht hatte. Er war Direktor des Oresundzolls gewesen, zu einer Zeit, wo dieser gleich einer märchenhaften Mühle Geld aus dem Grunde des Meeres für die Staatskasse und für verschiedene Privattaschen mahlte. Er hatte sich hier auf Storeholt eine Sommerwohnung eingerichtet, und noch ging in der Gegend die Sage von seinen fürstlichen Reisen in vierspännigem Wagen nach und von Kopenhagen oder Hamburg. Um schnell vorwärts zu kommen, wechselte er jede zweite Stunde die Pferde und ließ sich am Abend von Vorreitern mit Fackeln führen.

Unter seinem Enkel – dem Vater des Professors und des Jägermeisters – erhielt der Kreditverein sein erstes Pfand in Storeholt, und nachdem der Jägermeister das Gut übernommen hatte, war das märchenhafte Gold mit reißender Fahrt in die Geldmühle des Teufels zurückgerollt.

Jedoch noch einmal war der Termin glücklich umschiff. Der Jägermeister schlief ruhig wie ein Kind bis tief in den Vormittag hinein, ohne sich von der Sonne oder von den fetten fünenschen Fliegen, geschweige denn von der Arbeitsglocke drüben auf dem Wirtschaftshof wecken zu lassen. Zum ersten Frühstück erschien auch der Professor nicht. Die Damen des Hauses tranken den Tee allein.

Später gingen Frau Berta und Jytte zusammen ins Dorf, um sich nach einer alten Frau umzusehen, die vor mehr als vierzig Jahren auf Storeholt gedient hatte. Das pflegte Frau Bertas erster Besuch zu sein, wenn sie sich in dem alten Heim aufhielt.

Als sie sich dem kleinen Hause näherte, in dem die Frau wohnte, sahen sie einen großen Mann von dort herauskommen. Es war Pastor Gaardbo. Jytte erkannte ihn sofort, Frau Berta dahingegen erst, als der Pfarrer an ihnen vorüberkam und grüßte.

»Die alte Bodil ist doch nicht krank?« fragte sie und blieb einen Augenblick stehen.

»Nein – es geht ihr gut. Sie wird sich gewiß über Ihren Besuch freuen.«

Der Pfarrer lüftete abermals den Hut ein wenig, und die Damen gingen in das Haus.

In einem Lehnstuhl am Ofen saß die Alte, die schon ziemlich zu Jahren gewesen, als Frau Berta noch ein Kind war. Jetzt zählte sie fast neunzig. Auf ihrem Schoß lag ein kleiner gehäkelter Muff, in dem sie ihre Hände wärmte.

Ihre klugen Augen wanderten eine Weile verständnislos und ein wenig eingeschüchtert zwischen Mutter und Tochter hin und her. Die Lippen bewegten sich zitternd.

»Sie kennen meine Tochter doch noch,« rief ihr Frau Berta ins Ohr. »Sie hat Sie oft besucht. Das wissen Sie doch noch?«

»Ach so – das ist wohl Fräulein Berta?«

»Nein, Berta, das bin ich. Und das ist meine Tochter. Jytte heißt sie. Nun wissen Sie wohl Bescheid, nicht wahr?«

»Ja ... Aber den Herrn Konferenzrat, den hat der liebe Gott zu sich genommen. Er hat ein schönes Begräbnis bekommen.«

»Freilich, liebe Bodil! Aber das ist jetzt sechzig Jahre her. Das war vor meiner Zeit. – Aber lassen Sie mich jetzt einmal hören, wie es Ihnen geht. Sie haben wohl Besuch vom Pfarrer gehabt?«

Die Alte nickte und sah nach einem Glas mit frischen Feldblumen hinüber, das auf dem Tische stand.

»Die hat er mir gebracht,« sagte sie und erzählte dann so verständlich, wie es ihre lahme Zunge erlaubte, daß Pastor Gaardbo jeden Tag ein wenig bei ihr einsehe und immer Blumen mitbrächte, damit sie auch merken sollte, daß Sommer sei.

»Ja, er ist sicher ein guter Mann!« schrie Frau Berta. »Es sieht so aus!«

»Pastor Melby – der war auch ein guter Mann. Der ist nun tot. Er hat mich am Hochzeitstag meiner Eltern eingesegnet. Das war den siebenten April.«

Jytte hatte einen erstaunten Blick auf das Blumenglas geworfen. Sie war sehr verwundert über das, was sie hier hörte. Eine solche Aufopferung einer armen alten Person gegenüber entsprach nicht den Vorstellungen, die sie sich von Geistlichen gemacht hatte, nach ihrer Kenntnis von den Exemplaren der Kaste, denen sie im Kopenhagener geselligen Leben begegnet war.

Sie mußte an ihren alten Freund, Professor Ole Knudsen, denken, der so erbittert auf die Geistlichkeit gewesen war. Er war vor mehreren Jahren gestorben, aber neulich hatte ihr geträumt, sie sei ihm in der Bredgade begegnet. Er kam auf seine vorsichtige Weise an der Häuserreihe entlang gegangen und mußte jeden Augenblick den feinen grauen Denkerkopf entblößen, weil fast jeder zweite Mensch ihn ehrerbietig grüßte. Sie hatte in letzter Zeit wieder so oft an ihn gedacht und häufig auch von ihm geträumt, und sie hatte sich selbst gefragt, ob nicht dieser lebenswürdige alte Herr im Grunde ihre einzige Liebe gewesen sei, der einzige, für den sie sich vielleicht hätte aufopfern können. – Oder war auch das eine Einbildung?

Jetzt hörte sie die Mutter Lebewohl sagen. Kurz darauf befanden sie sich auf dem Heimwege.

Bei der Rückkehr nach Storeholt trafen sie den Professor im Garten. Er stand unten an der Verandatreppe und fütterte eine Schar Spatzen. Jytte ging sofort auf ihr Zimmer, Frau Berta dahingegen sagte zu ihm: »Hast du Zeit, dann möchte ich gern mit dir reden. Aber wir wollen uns ein wenig von den vielen geöffneten Fenstern und Türen entfernen.« Sie gingen zusammen durch den Garten, bis sie eine Bank erreichten, die im Garten stand.

»Sage mir ganz offen, Asmus, was geht hier vor sich? Diese eilige Reise kannst du doch nicht zu deinem Vergnügen gemacht haben!«

»Nein, – das mögen die Götter wissen! Aber ich möchte am liebsten nicht darüber reden. Laß mich dir nur sagen, Tante, daß, wenn John den Versuch machen sollte, Geld von dir zu leihen, du absolut nein sagen mußt.«

»Steht es so schlecht?«

»Ich glaube, wir tun am besten, wenn wir uns auf das Ärgste gefaßt machen. Was du und andere von der Familie hier im Gute stehen habt, ist ja glücklicherweise gesichert. Aber alle andern Hypotheken, gar nicht zu reden von den losen Schulden, das ist meiner Ansicht nach rettungslos verloren – verklackert!«

»Aber wie kann denn John hier so hoffnungsvoll umhergehen? Und nun will er sich obendrein als Politiker versuchen. Ich glaube, in der Beziehung erwartet er eine ganze Menge von Enslevs Herkommen.«

»John ist leider nur dem Körper nach ein erwachsener Mann. Es ergeht ihm selbst genau so wie seiner Stimme. Er ist nie über das Übergangsalter hinausgekommen. Ich glaube, wir müssen darauf vorbereitet sein, Storeholt eines schönen Tages unter den Hammer kommen zu sehen. Das ist ein häßliches Wort. Aber wir können ja ebensogut, der Wahrheit in die Augen sehen.«

»Aber sein Schwiegervater? Der Mann kann es doch nicht mit ansehen, daß seine eigene Tochter und sein Schwiegersohn von Haus und Hof gejagt werden!«

»Das wird er doch ganz sicher tun. Daß er auf die Vorstellungen meines Rechtsanwalts hin John diesmal über den Termin hinweggeholfen hat, ist offenbar nur geschehen, um Zeit zu gewinnen, damit er sich mit den übrigen Halsabschneidern einigen kann, mit denen John sich eingelassen hat. Er soll, wie man sagt, nicht das geringste Geheimnis aus seinen Plänen machen. Er hofft, sich hier sehr bald ein ›Sommerpalais‹ einrichten zu können. Er soll sogar schon zu Leuten über die Veränderungen gesprochen haben, die er hier einzuführen gedenkt.«

»Ach, das ist doch abscheulich! Ich will dir sagen, Asmus, hätte ich das Geringste von diesem allem gewußt –«

»Ja, es ist nicht ergötzlich, daran zu denken, daß dieser Tölpel hier umhergehen und sich als Gutsherr breitmachen und Storeholt seinen ›Sitz‹ nennen soll.«

»Ach, es ist empörend! Was soll denn nur einmal aus John werden? Ich will ihn nicht entschuldigen. Er hat seine großen, großen Fehler. Aber ich glaube doch, daß etwas mehr aus ihm hätte werden können, wenn er eine andre Frau bekommen hätte.«

»Dasselbe gilt wohl eigentlich auch von Wilhelmine, wenn sie einen andern Mann bekommen hätte,« sagte Asmus. »Sie hätte einen großen Pferdehändler heiraten und jedes zweite Jahr ein Kind kriegen sollen, und vielleicht auch hin und wieder mal ein wenig mit der Reitpeitsche. Das hab ich John übrigens gesagt.«

»Sage mir doch, Asmus – um von etwas anderm zu reden hast du kürzlich von Dihmer gehört?«

»Ich bekomme von Zeit zu Zeit eine Ansichtskarte von ihm mit ein paar Worten. Das ist das Ganze. Das letztemal war sie aus Indien. Jetzt ist er auf dem Wege nach Amerika. Er führt noch immer ein sonderbar friedloses Dasein. Ich kann nicht klug aus ihm werden. Die große Gesellschaftsreise – du weißt ja – brach er schnell ab, aber ich kenne den Grund nicht. Nun streift er auf eigene Faust umher, – scheinbar ohne dadurch befriedigt zu sein.«

In diesem Augenblick ertönte der Gong, der sie zum Frühstück rief.

II

Die Gäste des Hauses und Frau Wilhelmine saßen bereits bei Tische und hatten mit dem warmen Gericht begonnen, als der Jägermeister erschien, mit Augen, die noch rot vom Schlaf waren. Er hatte sein ernsthaftestes Gesicht aufgesetzt. Namentlich dem Bruder gegenüber war er feierlich zugeknöpft. Asmus sollte fühlen, daß er ihm eine Kränkung zugefügt hatte, die er nicht so leicht vergessen würde. Höflich, aber streng formell.

Nachdem er ein Glas Portwein zu der kalten Küche getrunken hatte, wurde er jedoch lebhafter, und beim Kaffee fing er an, Unsinn zu schwatzen.

Asmus hatte an der einen Seite das alte Fräulein Söholm, an der andern saß Jytte, aus der fast kein Wort herauszubekommen war.

Jytte hatte einen Widerwillen gegen ihren Vetter, seit sie ihn einmal in einer Zeitung, den bekannten Frauenarzt hatte nennen sehen. Sie konnte namentlich nicht den Anblick seiner Hände mit den schamlos kurzgeschnittenen Nägeln ertragen. Jetzt hatte sie außerdem ihn und die Mutter zusammen unten im Garten sitzen sehen und sogleich den Verdacht geschöpft, daß sie über sie und Dihmer sprachen.

Fräulein Söholm rührte während der ganzen Mahlzeit das Essen nicht an. Sie löste ein Pulver in einem Glas Wasser auf und sprach über den Tisch hinüber mit Frau Wilhelmine von den verschiedenen Badeorten, die sie besucht hatte, alles in der Hoffnung, sich dem Professor mit ihrer Krankheit interessant zu machen. Schließlich wandte sie sich an ihn selbst und fragte, was er von der neuen Petroleumkur halte.

»Ich habe nicht die Ehre, sie zu kennen,« antwortete er.

Aber nun wurde der Jägermeister boshaft. Um den Bruder in Verlegenheit zu setzen, behauptete er, daß er in wissenschaftlichen Zeitschriften von der Kur gelesen habe, und daß einige der ersten Autoritäten Europas auf medizinischem Gebiet sich mit der größten Anerkennung darüber geäußert hätten.

Die Augen des Professors sandten ihm einen geschärften Pfeil über den Tisch zu.

»Was für eine Kur ist das?« fragte Frau Berta, deren Interesse rege geworden war.

»Es war in diesem Frühling,« erklärte Fräulein Söholm. »Ich war auf der Heimkehr von meiner Kur in Schwalbach begriffen und reiste in einem Abteil mit einem jungen Ehepaar. Ich glaube, es waren Norweger, aber trotzdem wirklich nette und angenehme Menschen, alle beide. Wir kamen dann auf mein Leiden zu sprechen, und Herr Akselsen fragte mich – denn sie hießen Akselsen, dessen erinnere ich mich jetzt –, er fragte mich, ob ich die Petroleumkur versucht hätte. Er sei selbst kürzlich ganz schrecklich krank und von den Ärzten aufgegeben gewesen. Aber da habe einer seiner Freunde ihm den Rat gegeben, sechs Wochen lang täglich einen Viertelliter Petroleum zu trinken – zurzeit ein Likörglas voll –, und nun sei er vollkommen gesund und befände sich auf der Hochzeitsreise mit seiner Frau.«

Frau Wilhelmine, die merkte, wie sich Verlegenheit um den Tisch herum ausbreitete, beeilte sich zu sagen: »Du kannst mir glauben, Tantchen, der Herr hat dir was

aufbinden wollen.«

»Mir was aufbinden? Ich hab doch Augen im Kopf! Und ich kann dir sagen, er war *vollkommen* gesund geworden, war ganz rotwangig und so munter und frisch, als wenn ihm nie etwas gefehlt hätte. Nee, das glaub ich nich, Wilhelmine! Aber einen Viertelliter täglich – das ist freilich eine Menge! Glauben Sie nicht auch, Herr Professor, daß man sich mit weniger begnügen kann?«

»Ich weiß es wirklich nicht; aber ich möchte Ihnen empfehlen, einen Tierarzt um Rat zu fragen.«

Die alte Dame wurde blutrot im Gesicht vor Wut und wollte etwas entgegnen, Frau Wilhelmine aber verhinderte das, indem sie sich erhob und »Gesegnete Mahlzeit« sagte.

Unter allgemeiner Verstimmtheit ging die Gesellschaft in den Garten hinab. –

Am Nachmittag, als der Professor abgereist war, kam ein Reiter auf den Hof geritten. Es war ein jüngerer Herr mit einem kleinen gestutzten Schnurrbart, steifem Hut, strammem Figurrock und lehmfarbenen Beinkleidern. Er hielt vor der Freitreppe, die Hand in die Seite gestemmt, bis sich schließlich ein Stallknecht blicken ließ. Als er erfuhr, daß sich die Damen im Garten aufhielten, begab er sich da hinaus, ohne sich melden zu lassen.

Die vier Damen saßen unter den Kastanien bei einer Tasse Tee.

Als Jytte den elegant gekleideten Herrn mit der Reitpeitsche in der Hand kommen sah, schweifte ihr Blick ganz unwillkürlich zu Frau Wilhelmine hinüber. Und obwohl das Gesicht der Schwägerin nicht die allergeringste Gemütsbewegung verriet, sagte sie sich: »Hier haben wir den Liebhaber!«

»Herr Waldtaxator Frandsen,« stellte Frau Wilhelmine vor. Herr Frandsen verneigte sich korrekt, indem er die Hacken zusammenschlug. Er hatte ein ganz schönes, aber fades, Gesicht und ein verlegen-zierliches Wesen.

Der Jägermeister, der sich nach seines Bruders Abreist zurückgezogen hatte, »um im Laboratorium zu arbeiten«, lag in diesem Augenblick ausgestreckt auf dem Sofa in seinem Zimmer, mit einer Schlummerdecke zugedeckt, und schlief fest. Ein Fenster stand nach dem Garten hinaus auf, wo eine Schar Krähen Generalversammlung abhielt, ohne daß er sich dadurch in seinen Studien hätte stören lassen.

Der Klang der Stimme des fremden Herrn weckte ihn dahingegen augenblicklich. Er warf die Decke von sich, richtete sich auf und starrte mit weit aufgerissenen, schlafroten Augen in die Luft hinaus.

»Frandsen!« flüsterte er vor sich hin.

Als er nach einer Weile vor dem Pfeilerspiegel stand, um seine Kleidung zu ordnen, ermahnte er sich selbst zur Ruhe. Er band seinen Schlips, der aufgegangen war, zog mit einem Taschenkamm den Scheitel seiner dünnen Haare, die ebenfalls in Unordnung geraten waren, nach und gelobte sich selbst, vollkommen beherrscht zu sein. Selbst Wilhelmine sollte ihm nichts anmerken können.

Was ihn fast am meisten empörte, war, daß er selbst Frandsen an Graf Rabenfeldt empfohlen hatte, als dieser einmal im Winter davon geredet hatte, daß er seine Wälder

taxieren lassen wolle. Jetzt erntete er den Lohn für seinen Freundschaftsdienst! Aber das war die alte Geschichte. Undankbarkeit war überhaupt der Lohn, den ihm die Welt bisher gespendet hatte.

Eine frisch angezündete Zigarre im Munde, kam er nach einer Weile, in seinem weißen Laboratoriumskittel die Verandatreppe herunter.

»Ei, ei – Frandsen! Du hier!... Und im Reitanzug! Hat dir Rabenfeldt wieder ein Pferd geliehen?«

Herr Frandsen wurde dunkelrot bis an den Hutrand und antwortete verwirrt: »Geliehen? Du weißt doch sehr wohl, das ich mir ausdrücklich ein Reitpferd ausbedungen habe, solange ich mich auf Rabenseje aufhalte.«

»Mußt du zu einer bestimmten Zeit mit dem Pferd zurück sein?«

Der Freund strich den Schnurrbart mit zwei Fingerspitzen während er sich vor Wut in die Lippe biß. Plötzlich aber kam ihm ein lichter Gedanke.

»Ich glaube, das Kindermädchen kommt und holt mich ab, sagte er.

Sowohl Frau Wilhelmine als auch Fräulein Söholm lachte herzlich über seine schlagfertige Entgegnung. Fräulein Söholm gurrte förmlich vor Wonne.

Dem Jägermeister war das Blut zu Kopf gestiegen. Aber aus Angst, sich zu verraten und sich lächerlich zu machen, beschloß er, mit den andern zu lachen.

»Bravo, Frandsen!« sagte er anerkennend.

Herr Frandsen, der selbst erstaunt über seinen Witz war, dankte geschmeichelt mit einer tiefen Verbeugung für den Beifall.

»Wir sprachen gerade davon, daß wir das schöne Wetter zu einem Ausflug benutzen wollten, John,« sagte Frau Berta »Wilhelmine hat eine Fahrt nach Follebro vorgeschlagen, um die Ausgrabungen zu besichtigen, von denen in der Zeitung gestanden hat. Herr Frandsen weiß, wo es ist, und er bietet sich unser Führer zu sein.«

»Du denkst wohl nicht daran, daß der Landauer mit meinem Bruder in Odense ist,« sagte der Jägermeister zu seiner Frau.

»Und der Kremser ist leider beim Schmied.«

»Ist der *noch* da? ... Dann können wir ja den Jagdwagen nehmen.«

»Da ist nur Platz für vier.«

»Das ist auch genug, wenn du selbst fährst. Ich ziehe doch vor zu reiten.«

»Das kannst du nicht.«

»Warum denn nicht?«

»Du weißt doch, daß ›Kora‹ lahmt.«

»Mein Gott, dann nehme ich das rote Kutschpferd, das habe ich schon früher geritten. Mach doch nicht so viel Aufhebens!«

»Was meinst du, Tante Berta? Glaubst du wirklich, daß die Ausgrabungen das geringste Interesse haben?«

»Das weiß ich nicht. Aber der Vorschlag, eine Ausfahrt zu machen, sagt mir auf alle Fälle zu. Es ist so hübsch bei Follebro.«

Der Jägermeister hatte die Augen zu Boden geschlagen. So stand er eine kleine Weile, dann wandte er sich um und kehrte in seine Stube zurück, um im Stall Bescheid zu sagen.

Bald darauf brachen die Damen auf, um sich fertigzumachen.

Als Frau Wilhelmine in ihr Schlafzimmer kam, stand ihr Mann dort. Sein Aussehen erschreckte sie. Die Hände auf dem Rücken, kam er auf sie zu und drängte sie mit seinem Blick bis an die Wand. Schließlich rief sie voller Angst: »Was willst du von mir? Hier drinnen hast du nichts zu schaffen!«

»Du willst mit Frandsen zusammen reiten?« sagte er. »Gut! ... Aber wenn du dich mehr als zehn Schritt vom Wagen entfernst, wirst du noch heute abend mit dieser hier vom Hof heruntergejagt!«

Er erhob eine zusammengerollte Hundepeitsche, die er auf dem Rücken verborgen gehalten hatte, in die Höhe.

»Bist du verrückt? Bist du von Sinnen? Willst du augenblicklich hinausgehen? Sonst klinge ich nach den Mädchen.«

»Das würde zur Folge haben, daß du sofort zum Tor hinauskommst. Ich hoffe, du verstehst jetzt, daß es diesmal Ernst ist!«

Er ging in sein Zimmer. Frau Wilhelmine stürzte auf die Tür zu, die sie verschloß. – »Du Lump!« schleuderte sie ihm nach und brach in ein lautes, dirnenhaftes Gelächter aus.

Der Jägermeister fuhr zusammen.

Eine plötzliche Angst befiel ihn und machte ihn unschlüssig.

Amüsierte sie sich wirklich über ihn? Fand sie ihn komisch? ... Plötzlich beantwortete er das Lachen mit einem Pfeifen. Mitten in seiner Erregung und wahnsinnigen Verliebtheit ging er im Schlafzimmer umher und piff, so laut er konnte, die Melodie zu: »Da haben wir sie ja, die alte Wachtparade!«

Eine Viertelstunde später befanden sich das Ehepaar und die Gäste auf dem Wege nach Follebro.

III

Jytte saß bei ihrem Vetter auf dem Kutscherbock. Frau Berta und Fräulein Söholm hatten den Rücksitz eingenommen, den Rücken ihnen zugewandt. Frau Wilhelmine und Herr Frandsen begleiteten den Wagen zu Pferd, jeder auf einer Seite.

Herr Frandsen ritt eine glasäugige Stute mit Schwanenhals und einem kleinen beweglichen Schwanzstummel. Er hatte sie mehrmals zurückgehalten in der Hoffnung, daß auch Frau Wilhelmine sich vom Wagen entfernen würde, so daß sie allein bleiben könnten. Aber er wurde immer enttäuscht. Frau Wilhelmine hütete sich wohl. Die Drohung ihres Mannes hatte doch ihre Wirkung ausgeübt.

Ihr Gehorsam rührte den Jägermeister, der sich leicht bewegen ließ. Sein ganzer Zorn wandte sich nun gegen den verräterischen Freund. Von der Chaussee waren sie auf einen schmalen Landweg abgebogen, und hier fuhr er in seiner Rachsucht den Wagen immer weiter nach der Seite, wo Herr Frandsen ritt, und drängte ihn auf diese Weise an den Wegrand. Um nicht in den Graben hinein zu geraten, mußte der Freund schließlich hinter dem Wagen herreiten. Hier ritt er niedergeschlagen ganz allein in dem aufwirbelnden Staub.

Dieser Triumph versetzte den Jägermeister in gute Laune. Er knallte mit der Peitsche und ließ die Pferde ausholen.

Nach kaum einstündiger Fahrt erreichte man die Stelle mit den ausgegrabenen Überresten eines alten Klosters. Sie lagen auf der Höhe eines kahlen Hügelrückens außerhalb eines Waldes. Nur ein Fußpfad führte hinauf, so daß die Damen aus dem Wagen steigen mußten. Im übrigen war da fast nichts zu sehen. Ein Mauerüberrest von ungefähr zehn Ellen war aufgedeckt worden – sonst war da nichts.

Dafür war die Aussicht von da oben wunderbar. Das halbe fünensche Land lag ausgestreckt innerhalb des Gesichtskreises wie ein ungeheurer Garten, die Kreuz und Quer durchschnitten von eingefriedigten Wegen, zwischen denen die Felder wie grüne Rasenflächen und die Wälder wie Bosketts lagen. Frau Berta, die hauptsächlich um dieser Aussicht willen an der Fahrt teilgenommen hatte, zog sich ein wenig von den andern zurück, um allein mit ihren Erinnerungen zu sein. Hier hatte sie einstmals in den Tagen ihrer Jugend mit ihrem Freund gestanden und über die Gegend ihrer Kindheit hinübergeschaut nach dem Lande ihrer Träume, so voll frischen Glaubens an die Barmherzigkeit des Lebens. – »Ach, Hjalmar! Nun bin ich doch geworden, was du glaubtest, daß ich niemals werden könnte – eine alte Frau, die über sich selbst weint!«

Der Jägermeister, der auf dem Wagen sitzen geblieben war, machte allmählich seiner Ungeduld mit der Peitsche Luft. Nach einer Weile kamen sie alle wieder herab – die beiden Reitenden voran.

Es erforderte Zeit, bis die drei Damen wieder auf dem Wagen Platz genommen hatten, und diese Gelegenheit benutzten Frau Wilhelmine und Herr Frandsen, um ein wenig voraus zu reiten – anfänglich im Schritt, dann, als sich der Wagen in Bewegung setzte, im Trab. Der Jägermeister ließ die Zügel schießen, um sie einzuholen. Da aber beschleunigten auch sie ihr Tempo, und der Abstand wurde innegehalten.

Man hatte beschlossen, den Rückweg durch den Wald zu nehmen. Da die Bäume so dicht standen und der Weg beständig Biegungen machte, kam das reitende Paar jeden Augenblick außer Sicht. Der Jägermeister ließ die Zügel immer mehr schießen, und die Pferde holten aus. Namentlich die Stute, die gewohnt war, zusammen mit dem Fuchs, den Frau Wilhelmine ritt, vor dem Wagen zu gehen, ging mächtig vorwärts mit hochgehobenem Kopf. In seiner Unruhe begann das Tier schließlich mit einem Notschrei nach seinem Gatten zu rufen. Der antwortete vorne, und die Rufe hallten wider im Walde.

Bei jeder neuen Biegung des Weges, wo Wilhelmine und ihr Kavalier wieder einen Augenblick sichtbar wurden, zeigte es sich, daß sich die Entfernung eher vergrößert hatte. Jytte fühlte sich sehr ungemütlich bei der Sachlage. Sie sah das verbissene Gesicht des Veters immer bleicher werden, während die Fahrt immer wilder wurde.

Jetzt wurde auch Frau Berta aufmerksam. Sie wandte sich um und sagte: »Wie du doch fährst, John!«

Er nahm die Zügel sofort strammer, besorgt, sich eine Blöße gegeben zu haben. Als aber das Pferd unter dem rechten Zaum den Kopf wieder mit einem schallenden Wiehern in die Höhe hob, richtete er sich wütend von seinem Sitz auf und ließ die Peitsche mit aller Macht ein paarmal auf seinen Rücken niedersausen, so daß sich das Tier zitternd aufbäumte.

»Willst du wohl das Gekräh nachlassen!« schrie er.

»Aber John! Was hast du nur einmal!«

Es war wieder Frau Berta. Ihr wurde allmählich klar, was hier vor sich ging. Diesem Herrn Frandsen also galt die Anspielung des Neffen am vorhergehenden Tage!

Fräulein Söholm sagte nichts. Der Respekt vor der Wut eines zornigen Mannes saß ihr aus dem Heim ihres Bruders im Blut. So bange sie auch war, wagte sie doch nicht zu mucksen. Die spionierenden Augen standen der alten Dame starr im Kopf; sie saß zusammengekauert da und glich einer großen Kröte in Mantille aus Seidenmoirée und mit »Esprit«.

Jetzt gewahrte man das Reiterpaar wieder vorn. Es hielt mitten auf dem Wege und wartete.

»Wo bleibt ihr nur einmal!« rief Wilhelmine, als sich der Wagen näherte.

Der Klang ihrer Stimme und namentlich die Ungeduld, die sie dahineinlegte, machten dem Jägermeister sofort weich ums Herz. Er hatte eben noch dagesessen und hoch und heilig geschworen, daß er, wenn er nach Hause kam, die Hundepeitsche nehmen und sie grün und gelb prügeln wolle wie eine Gründonnerstagsuppe. Jetzt wurden ihm die Augen feucht vor Dankbarkeit, daß sie ihn nicht zwang, Ernst daraus zu machen.

»Was habt ihr denn so zu jagen?« sagte er beinahe jammernd.

Bei der Einfahrt in die große Pappelallee, die nach Storeholt führte, verabschiedete sich Herr Frandsen, während er das Pferd Luftsprünge ausführen ließ, und tänzelte dann in einem englischen Galopp davon. Kurz darauf fuhr der Wagen an der Treppe vor, und die Mamsell und eins der Stubenmädchen kamen heraus, um die Herrschaften in Empfang zu nehmen.

Aus ihren angstvollen Mienen ersahen sie gleich alle, daß etwas sehr Ernsthaftes geschehen sein müsse.

»Was ist denn los?« fragte der Jägermeister.

Die Mamsell erzählte, daß das kranke Küchenmädchen plötzlich sehr elend geworden wäre und wohl kaum am Leben bleiben würde. Der Doktor sei dagewesen und habe gesagt, es sei eine schlimme Lungenentzündung. Das Mädchen habe dann gebeten, den Pfarrer zu holen, damit er ihr das Abendmahl reiche; Pastor Gaardbo sei eben gekommen und sitze bei ihr.

Die Damen stiegen still vom Wagen. Jytte, die das unheimliche Gefühl von der wilden Jagd durch den Wald noch nicht verwunden hatte, wurde stark erschüttert durch die Mitteilung. Sie legte sich keine Rechenschaft von dem Grunde ab, aber bei dem Gedanken an den Tod empfand sie Pastor Gaardbos Nähe als eine Beruhigung.

Frau Wilhelmine, die beim Stall abgestiegen war, kam erst jetzt herzu und hörte, was geschehen war.

»Ist der Pfarrer bei Oline?« fragte sie.

Die Mamsell wiederholte ihren Bericht.

»Was für eine Oline ist das?« fragte Jytte. »Doch nicht das nette Mädchen, das auch letzten Sommer hier war?... Ach ... wirklich!«

Frau Berta war gleich in ihr Zimmer hinaufgegangen. Nach der Entdeckung, die sie auf der Fahrt gemacht hatte, konnte sie es in diesem Augenblick nicht ertragen, mit Frau Wilhelmine zusammen zu sein. Sie war nicht sicher, daß sie sich bezwingen könne, ihr nicht gerade ins Gesicht zu sagen, wie schändlich ihr Benehmen sei.

Nachdem die andern Damen abgelegt hatten, gingen sie in den Gartensaal hinab. Jytte setzte sich an eins der Fenster. Unwillkürlich dämpften alle drei ihre Stimmen unter dem Eindruck der feierlichen Handlung, die am andern Ende des Hauses stattfand. Obwohl Jytte selbst nie zum Abendmahl gegangen war und kaum recht wußte, was bei einer solchen Gelegenheit vor sich ging, war sie von einer erhobenen Stimmung ergriffen bei dem Gedanken an diesen Pfarrer, der seinen Tag damit begonnen hatte, Blumen für das Stübchen der alten Bodil zu pflücken, und der nun da drinnen an dem Bett des kranken Mädchens stand und ihr Trost durch eine Beschwörung brachte. Und sie dachte, daß er sich wohl so für andere opferte, um den Kummer über den Tod der Braut zu vergessen.

Jetzt hörte sie seine Stimme. Er kehrte in Begleitung der Mamsell durch die lange Reihe der Zimmer zurück. Gleich darauf stand er in seinem Ornat in der Tür.

Frau Wilhelmine erhob sich und ging ihm mit einer ihrer gewöhnlichen gesellschaftlichen Redensarten entgegen. Eine Weile standen sie dort und sprachen über die Kranke, und des Pfarrers ruhige, jütisch gefärbte Sprache wirkte eigentümlich in diesen Räumen, wo man gewohnt war, die Knabenstimme des Jägermeisters zeternd zu hören. Einen noch fremdartigeren Eindruck machte jedoch seine ernste Gestalt selbst in dem langen, schwarzen Gewand und dem großen Tollenkragen. Jytte störte es nur, daß er in der Hand eine häßliche kleine Hebammentasche trug, die wahrscheinlich die sakramentalen Erfordernisse enthielt.

»Oline hat mich gebeten, morgen wieder zu kommen,« hörte sie ihn sagen. »Das hängt natürlich davon ab, ob sie imstande ist, Besuch zu haben.«

Frau Wilhelmine bat ihn, Platz zu nehmen, aber er entschuldigte sich und sagte Lebewohl.

»Was für ein alberner Mensch er doch ist!« sagte Frau Wilhelmine, als er gegangen war. Sie hatte gesehen, daß sein Blick während des Gesprächs ein paarmal nach dem Fenster hinübergeschweift war, an dem Jytte saß. – »Er soll sogar entschlossen sein, nie zu heiraten, weil seine Braut starb.«

»Wer sagt das?« fragte Fräulein Söholm.

»Es heißt so, und das sieht ihm auch ganz ähnlich. Er ist ja völlig verschroben. Er will seiner Malene bis in den Tod treu sein. Wie die Leute doch lächerlich sind!«

IV

Am nächsten Vormittag, als Jytte ihren Vetter im Garten traf, bat sie ihn, ihr einmal im Laufe des Nachmittags einen Wagen zu überlassen. Sie wolle ihrer Freundin, der Doktorsfrau in Jerve, gern einen Gegenbesuch machen.

»Das tut mir leid, ich habe dem Kutscher gerade einen andern Auftrag gegeben. Hat es nicht Zeit bis morgen?«

»Ja, lieber John – morgen oder ein anderes Mal,« sagte sie und war gleich geneigt, die Fahrt ganz aufzugeben.

Am folgenden Tage fuhr sie trotzdem hin.

Als der Wagen vor der Wohnung des Arztes hielt, sah sie, daß sie das Unglück hatte, gerade in eine große Wäsche hineinzugeraten. Rings um das ganze Haus herum hing Wäsche zum Trocknen. Auch im Garten waren Schnüre gezogen. Der frische Laugenqualm drang ganz bis auf den Weg hinaus.

Sie fand alle Türen im Hause offen, ging aus einem Zimmer in das andere, ohne einem Menschen zu begegnen. Erst an der Gartentür angelangt, entdeckte sie die Freundin, die zwischen klatschenden Lakenreihen auf dem Rasenplatz stand. Neben ihr im Gras saß ein kleines Kind und streifte bedächtig eine Butterblume ab. Von einer andern Stelle des Gartens drang das Geräusch spielender Kinder herüber.

Frau Meta wandte ihr den Rücken zu, und als Jytte sah, daß sie wieder guter Hoffnung war, begann ihr Herz zu pochen. »Guten Tag, Meta!« sagte sie; aber infolge des Klatschens der Wäsche mußte sie ihren Gruß mehrmals wiederholen, ehe die Freundin sie hörte.

Nun folgte ein großer Empfang. Die Kleine wurde auf den Arm genommen, um vorgestellt zu werden. Auch die andern Kinder sollten sofort zur Musterung antreten.

»Hedwig – Jörgen – und Olga!« rief die Mutter, und drei halbnackte und sonnengebräunte Rangen kamen auf allen vieren unter den aufgehängten Bettüchern und Bettdecken hervorgestürzt. Als sie die fremde Dame entdeckten, richteten sie sich erschrocken auf und gingen darauf artig hin und gaben die Hand.

»Das ist ja ein ganzes Regiment!« sagte Jytte.

»Ja, findest du nicht auch, daß ich Grund habe, stolz zu sein?«

»Freilich, – und das bist du ja auch.«

»Aber wie seht ihr nur einmal aus, Kinder!« sagte Meta.

»Sie liegen ja den ganzen Tag an der Erde und wälzen sich herum wie die Spatzen ... Komm, Jytte, jetzt gehen wir hinein! Ich muß nur den Mädchen Bescheid sagen.«

»Es tut mir so leid, daß ich störe.«

»Unsinn! Wir sind übrigens beinahe fertig. Aber wir haben auch heute morgen um fünf Uhr angefangen. Es wird herrlich sein, die Schenkel ein wenig zu ruhen!«

Während die Freundin hinausgegangen war, saß Jytte allein und sah sich forschend um. Die Tür zu des Doktors Stube nebenan stand offen. Die Ausstattung in beiden Zimmern war in altmodischem Bauernstil gehalten. Hohe, dunkel gebeizte Paneele mit einer festen Bank längs der einen Seite, getünchte Wände, rot gestrichene Möbel. Keine Gardinen oder Portieren zum Schutz gegen das Licht, nur eine gelbe Koppe über den Fenstern. Unbequeme Stühle mit Strohsitzen.

»Wie gemütlich du es hier hast!« sagte sie, als Meta zurückkam, wußte aber nicht recht, ob sie es auch wirklich meinte. In der Stimmung der Stuben lag etwas, das sie zugleich anzog und abstieß, und sie brachte unwillkürlich dies Gefühl in Verbindung mit ihrem Eindruck von Pastor Gaardbo. – »Das ist also wohl der Geschmack deines Mannes?« fragte sie.

»Ja – und der meine. Du findest ihn gewiß reichlich spartanisch?«

»Nun ja – vielleicht.«

»Siehst du, wir finden, man soll sich das Leben nicht noch beschwerlicher machen, als es ohnehin schon ist. Und man kann wirklich die meisten von den tausenderlei Dingen, mit denen die Leute ihre Stuben anzufüllen pflegen, so herrlich entbehren.«

Jytte erwiderte nichts hierauf, und nun saßen sie eine Weile da und sprachen von ihren verschiedenen gemeinsamen Freundinnen, von deren Ehen und Scheidungen und andern Mißhelligkeiten. Meta hatte einen großen Nähkorb mit Stopfsachen vor sich hingestellt. Sie war nicht gewohnt, müßig zu sitzen, und kam daher in Verlegenheit mit ihren Händen. Aber Jytte ahnte, daß sich die Freundin außerdem mit dieser hausfraulichen Beschäftigung halb unbewußt gegen die Eindrücke aus der Welt, die sie verlassen hatte, verschanzte.

»Sehnst du dich nie nach Kopenhagen zurück?« fragte sie.

»Nein, nie! Ich finde, man lebt viel glücklicher auf dem Lande. Das hast du auch selbst einmal gesagt; ich entsinne mich dessen noch. Es klang so drollig. Aber dann erzähltest du von deiner Kindheit auf Samsö, und da verstand ich, daß du es wirklich meintest.«

Jytte nickte.

»Du sollst sehen, wenn du dich einmal verheiratest, so wird der Betreffende auch gewiß ein großer Gutsbesitzer sein. Das habe ich immer geglaubt.«

Jytte mußte lächeln.

»Sag mir doch, Meta, warum willst du mich eigentlich mit aller Gewalt unter die Haube bringen?«

»Weil es das einzige ist, was wirklich Glück bringt. Jetzt weiß ich es!«

»Ja, ich beneide dich um deine Kinder. Könnte man sie nur mit der Paketpost geschickt bekommen, ohne alle diese vielen vorausgehenden Formalitäten.«

Jetzt war die Reihe zu lächeln an Meta. Sie sah verstohlen mit einem halb schalkhaften, halb verschämten Blick über ihre Stopfnadel zu Jytte hinüber und errötete.

»Davon meinst du ja nicht ein Wort,« sagte sie.

Aber im selben Augenblick wechselte der Ausdruck ihres Gesichts. »Ach, du denkst natürlich an die Entbindungen. Ja, die sind gräßlich. Noch viel schlimmer, als man es

sich vorgestellt hat,« sagte sie, und Jyttes aufmerksame Augen sahen, wie das Blut aus den Wangen der Freundin entwich aus Angst vor dem, was ihr jetzt wieder bevorstand.

»Nein, daran dachte ich eigentlich nicht. Eine Niederkunft ist ja auch heutzutage nicht mehr dasselbe wie in alten Zeiten, wo man keine Betäubung kannte. Kornelia Borgen erzählte mir, als sie ihr letztes Kind bekam, ahnte sie nicht das geringste. Entsinnst du dich noch des großen Aufstandes unter den Anhängern der Innern Mission vor ein paar Jahren, weil mein Vetter, Professor Hagen, von der modernen Wissenschaft geschrieben hatte, daß sie den alttestamentlichen Flüchen, einem nach dem andern, höflich die Treppe hinableuchte?«

Ohne von ihrer Arbeit aufzusehen, erwiderte Meta nach einer Pause: »Ich bin nur einmal betäubt worden. Und das eine Mal bereue ich jetzt fast.«

»Was soll das heißen?«

»Mein Mann hat mir natürlich immer beigegeben, und er kann die Betäubungen bei Entbindungen nicht leiden. Er findet, die Kinder sollen auf natürliche Weise zur Welt kommen, sonst ist es nur wie die Operation einer Geschwulst. Man erfährt selbst nichts von dem, was mit einem geschieht in diesem größten Augenblick im Leben einer Frau.«

»Was hast du denn getan?«

»Nichts. Ich habe die Zähne zusammengebissen, solange ich konnte. Aber damals, als ich Olga bekam, bedurfte ich der Hilfe. Das Kind lag ganz verkehrt.«

»Und das bedauerst du jetzt?«

»Nein, das will ich nicht sagen, denn dadurch wurde vielleicht mein und des Kindes Leben gerettet. Ich habe Olga auch natürlich ebenso lieb wie die andern. Aber ich empfinde es trotzdem oft als Entbehrung, daß ich damals, als sie zur Welt kam, so weit weg war. Ich glaube, es bedeutet viel für eine Mutter, daß sie *merkt*, ihr Kind wird geboren, daß sie seinen allerersten kleinen Schrei gehört hat. Mein Mann pflegt zu sagen, sonst kommen die tiefsten Herzwurzeln nicht mit.«

Es flammte Jytte vor den Augen bei diesen Worten. Sie begriff nicht, daß Meta trotz allem, was sie durchgemacht hatte und noch leiden sollte, dort so gefaßt sitzen und sich zufrieden fühlen konnte. War da denn nichts in ihr, was sich auflehnte und Haß entfachte gegen die wilden Mächte, die die Welt mit einer so spitzfindigen Grausamkeit lenkten? Dachte sie auch nicht daran, daß alle diese Kinder, die sie unter so gräßlichen Qualen zur Welt brachte, vielleicht einmal wünschen würden, nie geboren zu sein, ja sich vielleicht schließlich töten würden aus Überdruß am Leben und seinen sinnlosen Mißhandlungen?

»Dein Mann ist wohl sehr religiös, so wie sein Bruder?«

»Ja, das kommt darauf an, wie du das meinst. Christen sind wir auf alle Fälle nicht.«

»Was seid ihr denn?«

»Ja, siehst du, mein Mann hat seine eigenen Anschauungen über alles. Wenn du mir versprichst, nicht darüber zu reden, kann ich dir gern erzählen, daß er an einem großen Werk schreibt. Er hat schon mehrere Jahre daran gearbeitet.«

»Wovon handelt es denn?«

»Von allem möglichen im Grunde. – Hauptsächlich aber von Kindererziehung und dem Zusammenleben mit der Natur. Nicht Sport oder Mondscheinschwärmerei oder dergleichen ... ja, es hat keinen Zweck, daß ich anfangs, es dir zu erklären. Du mußt lieber versuchen, ihn selbst dazu zu bewegen. Und er tut es liebend gern.«

»Ich bin ein wenig erstaunt über das, was du mir da sagst. Neulich hast du mir erzählt, dein Mann und dein Schwager, der Pfarrer, wären einander so viel; da glaubte ich, daß sie auch auf religiösem Gebiet –«

»Mein Schwager gehört nicht zu denen, die sich an die Dogmen hängen. Er sieht allein auf die Gesinnung. – Aber das ist wahr, du kennst ihn ja! Er war gerade gestern hier und erzählte, daß er dich und deine Mutter getroffen habe.«

Jytte antwortete nur ja.

»Weißt du, daß mein Schwager einen großen Kummer gehabt hat?«

»Ich habe davon gehört. Er hat seine Braut verloren, nicht wahr?«

»Ja, und auf die unheimlichste Weise ... kurz vor der Hochzeit. Sie bekam einen Krampf beim Baden und ertrank. Das ist jetzt zwei Jahre her.«

»Wer war sie, das junge Mädchen?«

»Sie war aus Kolding. Übrigens war sie seine und meines Mannes Base. Ein vorzügliches kleines Menschenkind, frisch und lieb. Merkwürdigerweise spricht er nie von ihr. Aber ich kann es seinen Augen ansehen, daß er immer an sie denkt.«

»Lebt dein Schwager jetzt ganz allein in seiner Pfarre?«

»Ja, der Ärmste! ... Er hat natürlich eine Haushälterin, eine fürchterliche Person übrigens ... Aber wir hoffen ja von ganzem Herzen, daß er eine andre finden wird, die er liebhaben kann. So ein Junggeselle ist wirklich nicht zu beneiden.«

Im selben Augenblick hörte man eine Männerstimme draußen auf der Diele, und als Jytte die Stimme des Pfarrers zu erkennen glaubte, wurde sie ein wenig unruhig.

»Das ist mein Mann,« sagte Meta. »Ich will ihm nur sagen, daß du hier bist.«

Jytte beschloß, aufzubrechen, sobald sie den Doktor begrüßt hatte. Sie legte keinen Wert darauf, dem unhöflichen Mann nochmals zu begegnen, und bereute überhaupt, daß sie hergekommen war.

Doktor Gaardbo empfing sie indessen mit überraschender Liebenswürdigkeit. Er entpuppte sich außerdem als ganz unterhaltend, sprach viel und ein wenig lärmend, war aber voller Humor. Als Meta sie zu überreden suchte, doch zu Abend zu bleiben, stimmte er ein und erbot sich, sie nach Hause zu fahren, falls ihr eigener Wagen nicht warten könne. Aber all ihre Freundlichkeit machte Jytte nur noch erpichter darauf, fortzukommen, weil sie fühlte, daß sie gar nicht hierher paßte.

Bald darauf geleitete die ganze Familie sie an den Wagen. Doktor Gaardbos Interesse für die Freundin seiner Frau war wachgerufen durch eine Bemerkung, die sein Bruder gelegentlich seines Besuches neulich über sie hatte fallen lassen. Die Worte verrieten ein gewisses Erfülltsein von der schönen Ministertochter. Aus dem Grunde war er begierig geworden, sich selbst eine Ansicht über sie zu bilden, und als vorläufiges Ergebnis der Prüfung stellte er jetzt fest, daß die Dame wirklich ein gut Teil

menschlicher war, als er es nach ihrer Eleganz und ihrem Gesichtsausdruck anfänglich angenommen hatte.

Als Jytte nach Hause kam, traf sie niemanden in den Zimmern; aber draußen unter der Marquise auf der Veranda stieß sie auf ihren Vetter, der dort mutterseelenallein saß, trübselig in sich versunken, eine Flasche Whisky und Sodawasser vor sich. Sie wollte an ihm vorübergehen, aber er bat sie, sich einen Augenblick zu ihm zu setzen; er habe Wichtiges mit ihr zu besprechen.

»Was willst du mir sagen?« fragte sie ungeduldig.

Er sah sie kläglich an.

»Es ist etwas sehr Ernsthaftes ... etwas sehr Trauriges. Sage mir doch, hast du nicht bemerkt, daß es zwischen mir und Wilhelmine nicht so ist, wie es sein soll?«

»Freilich habe ich das bemerkt.«

»Das dachte ich ja. Daher sollst auch du allein die ganze Wahrheit erfahren. Ich muß in vollem Vertrauen mit einem Menschen reden. – Wilhelmine und ich, wir müssen uns scheiden lassen. Es bleibt nichts anderes übrig.«

»Das hast du nun so oft gesagt, und doch ist nie etwas daraus geworden.«

»Ja, aber diesmal ist es Ernst. Der jetzige Zustand ist unerträglich. Wenn ich mit der Person weiter leben soll, so friere ich tot. Ich will lieber mit einem dreckigen Milchmädchen verheiratet sein als mit diesem Eiszapfen!«

»Es wäre wohl besser um euch bestellt, wenn ihr nicht den kleinen Kaj verloren hättet!« sagte Jytte, deren Gedanken immer wieder – gegen ihren Willen – zu der Freundin zurückglitten. »Oder wenn ihr mehr Kinder gehabt hättet.«

»Ach Gott, über Kaj hab ich genug zu hören bekommen, damals als sie ihn erwartete! Hinterher war sie ja stolz auf den Jungen; aber Wilhelmine hat trotzdem nichts davon wissen wollen, mehr Kinder zu bekommen. Sie konnte ganz wütend werden, wenn ich nur eine Anspielung darauf machte.«

»Kannst du ihr das im Grunde verdenken?«

»Das kann doch dein Ernst nicht sein, Jytte! Es ist ja die erste Pflicht der Frau, für die Vermehrung zu sorgen. Die Welt soll doch wohl nicht entvölkert werden?«

Jytte wollte nicht hierauf antworten. Mit abgewandtem Gesicht saß sie da und ließ sich mehr und mehr von ihrem düstern und bitteren Einsamkeitsgefühl hinreißen.

»Aber wir Männer sind zu feinführend,« fuhr der Vetter fort. »Daher stammt das ganze Unglück. Ich muß oft daran denken, was einer meiner Freunde einmal sagte – ein Frauenkenner. Er sagte geradeheraus zu mir, Wilhelmine hätte einen großen Pferdehändler von zwölf Lispfund heiraten und hin und wieder eine tüchtige Tracht Prügel mit der Reitpeitsche bekommen sollen. Und das gelte übrigens von den meisten Frauen – sagte er.«

»Wer war der weise Mann?«

»Der Name tut nichts zur Sache, nicht wahr? Aber es liegt ein gut Teil Wahrheit darin. Wenigstens ist das *meine* Erfahrung.«

Meine auch! – dachte Jytte. Warum es nicht ebensogut eingestehen? Zwölf Lispfund Fleisch im Arm und hinterher körperliche Mißhandlung in irgendeiner Form, die neun Monate lange Qual der Schwangerschaft, das Rädern der Entbindung oder in Ermanglung dessen die Reitpeitsche. Das ist die eigentliche Forderung, die die Frau an den Mann stellt! Das nie gestillte Verlangen nach Entwürdigung war das innerste Bedürfnis ihrer Natur, und es wurde ihr Schicksal.

»Weißt du übrigens, Jytte, daß ick heute an Enslev geschrieben und ihn gebeten habe, mir die Ehre zu erweisen, Storeholt als sein Heim zu betrachten, solange er sich hierin der Gegend aufhält. Ich muß natürlich auch ein Mittagessen für ihn geben. Vielleicht im Anschluß daran ein großes Abendfest mit Illumination im Garten. Man kann ja nicht genug Wesens von dem Mann machen, und ich glaube, er wird Wert darauf legen. Das Mittagessen hab ich mir übrigens ganz bürgerlich gedacht. Das ist auch notwendig mit Rücksicht auf die Teilnehmer. Das werden ja die Vorstände der demokratischen Vereine sein, die Vorsitzenden der Gemeinderäte und solche Art Leute. Ich habe mir gedacht: Kalte Fleischbrühe, Steinbutt, Kalbsrücken, junge Hühner und – der Bauern halber – Karamelpudding. Was sagst du zu der Zusammenstellung? Oder meinst du, daß ich lieber die Suppe streichen und den Fisch kalt in Mayonnaise geben soll?«

»Ich verstehe mich so wenig auf dergleichen, John,« sagte Jytte und erhob sich. »Wenn du mir nicht noch mehr ernste Dinge anzuvertrauen hast, möchte ich jetzt am liebsten hineingehen.«

V

Am folgenden Nachmittag saß Jytte allein draußen unter den Kastanien. Es war ein grauer stiller Tag mit erdrückender Wärme. Sie saß da und las in einer Zeitung, die ausgebreitet auf dem Tisch lag. Von Zeit zu Zeit nahm sie eine Kirsche aus einer Schale, führte sie langsam zum Munde, spuckte den Stein in die Hand und warf ihn über die Schulter weg, alles ohne die Augen vom Blatt zu erheben. In den Kastanienkronen über ihr summt die Bienen. Es klang da oben wie in einem ungeheuern Bienenkorb.

Der junge schwarze Pudel, der ihr jetzt überall folgte, rollte sich vor ihr im Kies und sprang an ihrem Kleid in die Höhe, um ihre Aufmerksamkeit zu erregen. Er wollte spielen. Schließlich lief er auf den Rasen, wo sie sich miteinander zu belustigen pflegten. Hier blieb er stehen, die kleinen funkensprühenden Augen aufmerksam auf sie gerichtet. Bei jeder Bewegung, die sie machte, zitterte sein zottiger Körper in Erwartung. Aber entweder war es nur eine neue Kirsche, die an den Mund geführt werden sollte, oder wieder ein Stein, der über die Schulter geworfen wurde.

Noch einen andern Zuschauer hatte sie, ohne es zu wissen. Oben in der Gartenstübetür stand Pastor Gaardbo. Er hatte das kranke Dienstmädchen besucht und war durch alle Zimmer gegangen, ohne jemanden zu treffen. Er hatte schon eine kleine Weile dagestanden – ein wenig unschlüssig.

Erst als er auf die Veranda hinaustrat, hörte Jytte ihn.

Sie erhob den Kopf, und als sie ihn erkannte, richtete sie sich unwillkürlich gerade auf. Mit Staunen und ein wenig Unruhe sah sie ihn auf sich zukommen.

»Verzeihen Sie! ... Ich störe Sie gewiß. Aber ich bin durch das ganze Haus gegangen, ohne einen Menschen zu treffen. Auch die Mamsell habe ich vergebens gesucht.«

»Wünschen Sie mit dem Jägermeister zuzusprechen?«

»Nein, heute möchte ich eigentlich mit seiner Frau sprechen. Aber vielleicht kann ich Ihnen Bescheid sagen, Fräulein Abildgaard. Dann brauche ich nicht zweimal deswegen zu gehen.«

Jytte war in Verlegenheit, was sie antworten sollte. Der Pfarrer wartete offenbar auf eine Aufforderung, sich zu setzen. Er stand an der andern Seite des Tisches, die Hand auf der Rücklehne eines Stuhles.

»Ich ahne ja nicht, um was es sich handelt ... Wollen Sie aber nicht Platz nehmen?«

»Danke. – Ich komme von Oline. Es scheint ja, Gottlob, als wenn sie darüber hinwegkommen wird. Sie ist aber noch immer recht unruhig und namentlich bange, allein zu sein. Die andern Mädchen haben ja alle ihre Arbeit; ich wollte die Frau Jägermeister deswegen auf unsere Gemeindepflege aufmerksam machen. Schwester Olga, unsere Krankenpflegerin, ist zurzeit gerade frei, es braucht nur nach ihr geschickt zu werden.«

Jytte versprach, den Auftrag auszurichten. Die Unterhaltung stockte, und sie erwartete, daß der Pfarrer sich erheben würde. Aber dies geschah nicht, und als die

Pause länger und das Schweigen drückender wurde, bot sie ihm aus der Kirschenschale an. Er nahm auch dankend ein paar Beeren, und nun sprachen sie über diese Frühkirschen, die aus Deutschland hier hinaufgesandt wurden. Pastor Gaardbo konnte von der kleinen Berggruppe Kaiserstuhl mitten im Rheintal erzählen, vor woher die meisten dieser Kirschen kamen. Er war in seiner Kandidatenzeit gerade während der Kirschenernte mit seinem Bruder da gewesen.

Dann sprachen sie ein wenig vom Reisen, und als auch dies Thema erschöpft war und der Pfarrer noch immer sitzen blieb, erwähnte Jytte ihren Besuch in Jerve am vorhergehenden Tage.

»Ihre Schwägerin ist meine alte Freundin. Es freute mich, ihr wieder zu begegnen und ihre Kinder zu sehen.«

»Meta hat mir erzählt, daß Sie sogar in derselben Klasse waren. Freilich auf die Weise, daß Sie immer die Erste waren und Meta das Gegenteil. Sie sind ja auch Studentin geworden, nicht wahr?«

»Allerdings.«

»Ich glaube, mich ganz sicher Ihrer von einem Universitätsfest erinnern zu können. Sie saßen oben auf der Galerie mit einem Herrn, anscheinend einem Ausländer. Damals, als Sie hereinkamen, hörte ich die Leute rings um mich her sagen, das sei die Tochter des Justizministers.«

Jytte erinnerte sich des Tages sehr wohl. Sie war mit Baron Cederstjerne da gewesen. Sie war ihm zufällig unterwegs begegnet und hatte ihn mitgenommen, damit er den Studentenchor einmal singen hören könne. Gerade diese Begleitung hatte wahrscheinlich das dumme Gerede von ihrer Verlobung veranlaßt.

Die Erinnerung war ihr überhaupt unangenehm, und um davon abzulenken, begann sie von den schwierigen Studienverhältnissen an der Universität zu reden und bedauerte die Studenten, die obendrein noch gezwungen waren, sich, während sie zum Examen arbeiteten, gleichzeitig durch Unterricht zu ernähren. Pastor Gaardbo erzählte scherzend, wie er selbst einmal Lehrer in den oberen Klassen einer Kopenhagener Mädchenschule gewesen war, und daß er noch jetzt zuweilen des Nachts vor Angst erwachen könne, weil ihm geträumt hatte, er stünde vor der Tür des Klassenzimmers und sollte da hinein, um zu unterrichten.

»Ich glaube, allein der Umstand, daß ich Pfarrer werden wollte, machte mich ein wenig komisch in den Augen der jungen Damen. Sie kamen aus dieser Veranlassung beständig mit den törichtsten Fragen zu mir.«

Jytte dachte bei sich, daß die Mädchen natürlich alle miteinander in ihn verliebt gewesen seien, und der naive Mann hatte das nicht begriffen.

»Was für eine Schule war das?«

»Magda Evensens Institut in Österbro. Ich muß oft denken, was wohl aus meinen alten Schülerinnen geworden ist. Es war wirklich so viel Gutes bei manch einer von ihnen. Nur schien es, als wenn weder Kummer noch Freude so recht Macht über sie gewinnen könne. Nicht einmal ihre Vergnügungen nehmen sie so recht ernst. – Aber das gilt ja übrigens von den meisten Menschen.«

»In welchem Fach haben Sie unterrichtet?«

»Nur in Religion.«

»Hm – ja, das ist auch wohl das allerschwierigste. Es ist ja jetzt die Rede davon, den Religionsunterricht ganz zu streichen, wenigstens in den oberen Klassen, um Platz für die vielen neuen Fächer zu schaffen.«

»Ja, davon ist die Rede.«

»Das Gespräch kam gestern bei Doktor Gaardbo darauf. Der Doktor wollte statt dessen – ich glaube, er nannte es ›praktische Lebenslehre‹ – einführen. Dafür kann auch sehr wohl Verwendung sein.«

Sie sagte das ganz ohne Hintergedanken, ja, ohne zu ahnen, daß etwas Verletzendes für den Pfarrer darin liegen könne. Aber an seinem Schweigen merkte sie, daß er verstimmt geworden war.

»Was kann ich nur gesagt haben?« dachte sie.

Im selben Augenblick hörten sie jemand kommen. Es war Frau Berta, die sich aus der Lindenallee näherte. Der Pfarrer erhob sich und grüßte.

»Guten Tag, Herr Pastor!« sagte sie und reichte ihm freundlich die Hand. »Sie haben auch der Hitze getrotzt.«

Er erklärte den Grund seiner Anwesenheit, und nachdem er die Aufklärungen über die neuerrichtete Gemeindepflege wiederholt hatte, sagte er:

»Oline hat mir erzählt, daß die Frau Geheimrat wiederholt so gütig gewesen ist, bei ihr einzusehen. Dafür ist sie so von Herzen dankbar.«

Jytte fühlte die Worte an sich gerichtet, als versteckten Vorwurf, und sie errötete. Sie hatte sich mehrmals vorgenommen, bei Oline einzugucken, hatte es aber immer vergessen.

Frau Berta bat ihn, wieder Platz zu nehmen, aber nun verabschiedete er sich. –

»Hast du etwas von Wilhelmine gesehen,« fragte Frau Berta, als er gegangen war.

»Nicht seit dem Frühstück.«

»Und auch nicht von John.«

»Nein, er hält wohl noch seinen Mittagsschlaf,« antwortete Jytte, die jetzt wieder in die Zeitung sah.

»Da ist etwas, worüber wir reden müssen; laß es uns jetzt tun, wo wir allein sind! Du sagtest am ersten Abend unseres Hierseins, du fühltest dich diesmal enttäuscht von Storeholt und möchtest eigentlich am liebsten gleich wieder abreisen. Ich will dir sagen, daß es mir ganz ebenso ergangen ist. Mir kommt alles so unheimlich verändert vor, und das quält mich. Ich kann es auch nicht ertragen, John und Wilhelmine anzusehen. Und dies Fräulein Söholm ist wohl auch nicht so einfältig, wie sie sich stellt. Wenn du so willst wie ich, reisen wir so schnell wie möglich ab.«

Jytte hatte in ihrer Überraschung die Augen von der Zeitung erhoben. Jetzt senkte sie sie wieder.

»Wohin wollen wir denn reisen?«

»Wir können zum Beispiel nach Fanö gehen. Dann kannst du dort Seebäder nehmen. Das wird dir sicher gut tun.«

»Aber geht das Johns wegen? Es wird ihm gewiß leid tun.«

»Ach, John hat in dieser Zeit so viel vor. Ihm ist es wirklich ganz gleich, ob wir hier sind oder nicht.«

»Müssen wir aber nicht auf alle Fälle warten, bis Enslev hier gewesen ist?«

»Das finde ich nicht einmal notwendig. Das meinst du selbst ja neulich auch nicht.«

Jytte entsann sich dessen sehr wohl. Sie wunderte sich nur darüber, daß das nicht länger her war.

»Du kannst meinetwegen tun, was du willst, liebe Mutter.« »Ich habe dir doch von meiner alten Großtante Ernestine erzählt, die sich, als ich ein Kind war, hier auf dem Gute aufhielt.«

»Meinst du die, die halb verrückt war und immer in Bibelsprüchen redete?«

»Halb verrückt? Das weiß ich nicht. Sie gehörte zur Herrnhutergemeinde. Sie ging immer schwarz gekleidet, in einer Art Ordenstracht, und wir Kinder hatten eine wahre Angst vor der alten Person. Ich habe sie in diesen Tagen überall vor mir gesehen, und über Nacht träumte mir merkwürdig lebhaft von ihr. Sie stand an meinem Bett und redete.«

»Aber – Mutter!«

»Ich sage das nicht, um dir bange zu machen. Ich glaube nicht an Gespenster – so mußt du das nicht auffassen. Aber ich weiß, daß ich diese Erscheinung nicht los werde, solange ich hier bin. Deswegen will ich fort.«

»Ja, laß uns abreisen! Meinetwegen kann es zu jeder Zeit geschehen.«

VI

Die politische Sommersammlung im Striger Walde – die Enslev-Versammlung, wie man sie jetzt nannte – wurde trotz des stummen Widerstandes Pastor Gaardbos als ein Huldigungsfest für den alten Führer vorbereitet. Es war für die Jugend etwas wie ein Märchen, daß sie diesen Mann sehen und hören sollte, dessen Taten schon der Sagenwelt angehörten, und um dessen Charakter sich im Laufe der Zeiten so viele einander widersprechende Mythen gebildet hatten.

Die Spannung war um so größer, als in der letzten Zeit Gerüchte von einem zwischen ihm und dem jetzigen Ministerpräsidenten Tyrstrup entstandenen Streit durch die Zeitungen gegangen waren. Ein paar konservative Blätter hatten sogar behauptet, es sei Enslevs geheime Absicht, die Wahlen zu benutzen, um diesen Mann zu stürzen, den er seinerzeit selbst zu seinem Ablöser erwählt hatte. Enslev bekleidete noch immer das Ehrenamt eines Vorsitzenden der Partei, und es war charakteristisch für die öffentliche Meinung über ihn, daß trotzdem niemand die Gerüchte ganz unwahrscheinlich fand. Aber was war der Grund zu seiner Unzufriedenheit mit Tyrstrup? Hatte er sein Entsagen auf die Macht bereut? Oder spukte nur die Vergangenheit einen Augenblick, bevor sie endgültig zu Grabe getragen wurde? – So fragte man überall im Lande, wo die Reden, die Enslev bereits gehalten, und gewisse Artikel im »Fünften Juni« und in feinen Provinzblättern den Boden für die wildesten Vermutungen gedüngt hatten.

Der große Tag hub mit Regen an. Ein stiller, störrischer Rieselregen aus Süden, der entschlossen schien, das ganze Fest in Nässe zu ersäufen. Aber wie schon so oft zuvor, erwies sich der launenhafte Westwind als Enslevs Bundesgenosse. Am Vormittag sprengte er in seinem blauen Mantel, die Trompete vor dem Munde, als Herold der Sonne durch die Wolken hervor. Zur Mittagszeit flatterten die Fahnen über einem lichtflimmernden Lande.

Auf Storeholt war man in der letzten Zeit emsig beschäftigt gewesen mit den Vorbereitungen zum Empfang des Ehrengastes. Der Jägermeister hatte allerdings keine Antwort auf seine Einladung erhalten, aber er hatte sich in dieser Beziehung damit beruhigt, daß Enslev in dem Rufe stand, alle Einladungen unbeantwortet zu lassen und dessenungeachtet zu kommen, wenn es ihm paßte. Er hatte deswegen viele Mittagsgäste für den nächsten Tag eingeladen, wie er auch Frau Berta und Jytte überredet, ja fast durch Drohungen bewogen hatte, ihre Reise aufzuschieben, weil er wußte, daß es Enslev eine große Freude sein würde, sie zu treffen. Jytte ihrerseits hatte übrigens nicht viele Einwendungen hiergegen erhoben.

Gegen vier Uhr fuhr der mit grünem Buchenlaub geschmückte Landauer an der Freitreppe vor.

»Was höre ich?« sagte Frau Wilhelmine – sie kam in großer Renntoilette in den Gartensaal und zog ein Paar Handschuhe an. »Ist es wahr, daß du nicht mit willst?«

»Ja, ich bleibe zu Hause,« sagte Jytte. »Ich habe eine Angst vor Volksgedränge.«

Frau Wilhelmine hatte sich vor einen der großen Spiegel gestellt, um ihren Hut zurechtzusetzen.

»Dann weißt du vielleicht nicht, daß Pastor Gaardbo einer der Redner ist?«

»Freilich, ich weiß es sogar von ihm selber.«

»Und doch willst du nicht mit?«

»Fährst du etwa mit, um ihn zu hören?«

Die Schwägerin wandte sich um. Sie hatte die Hände noch oben am Hutrande.

»Du mußt wirklich verzeihen ... Ich bin nicht verliebt in Pastor Gaardbo.«

Jytte lachte.

»Offenbar mehr als ich!« sagte sie und ging in den Garten hinaus.

Erst als der Wagen abgefahren war, kam sie wieder herein. Sie hatte sich darauf gefreut, allein zu bleiben, als sie nun aber durch die großen leeren Räume ging, fühlte sie sich bedrückt durch die Stille.

Sie setzte sich an den Flügel im Wohnzimmer. Sie hatte ihn in den letzten Tagen nicht angerührt, weil es sie störte, zu denken, daß die Schwägerin möglicherweise irgendwo in einer der Stuben saß und ihr zuhörte. Sie war so weit, daß sie diese Frau haßte. Sie war empört über den Zynismus des Tones, in dem Wilhelmine sie bei jeder Gelegenheit hören ließ, daß sie ein paarmal mit Pastor Gaardbo im Garten gelustwandelt war, wenn er kam, um sich nach der kranken Oline umzusehen. Auch John hatte angefangen, unangenehm zu werden, ja er hatte sie geradezu vor dem Pfarrer gewarnt, von dem er allerlei nicht ganz feine Geschichten zu wissen behauptete.

Sie begann mit einer Chopinschen Polonaise, brach aber ab, nachdem sie ein paar Takte gespielt hatte, und setzte sich mit einem Buche hin. Auch das gab sie schnell wieder auf und versank schließlich in ihre eigenen Gedanken.

Daß sie Wert darauf legte, mit Pastor Gaardbo zu sprechen – ja, das würde sie Wilhelmine gern einräumen. Obwohl sie ihn weder amüsant noch geistreich fand – eher das Gegenteil –, hatte sie dennoch Ausbeute von der Bekanntschaft mit ihm gehabt, weil er so verschieden von allen Männern war, die sie je getroffen. Selbst Torben Dihmer hatte sie nicht in gleicher Weise interessiert.

Aber ihr lieber Vetter und die liebenswerte Schwägerin konnten sich trotzdem ihre Besorgnis sparen. Sie war nicht verliebt in Pastor Gaardbo, konnte es nie werden, wollte es auch um keinen Preis sein. Schon allein der Gedanke, wieder in den Hexentanz einer hoffnungslosen Verliebtheit hineingewirbelt zu werden, erfüllte sie mit Überdruß, so daß sie ganz außer sich geraten konnte. Aber das hatte keine Not. Mit Pastor Gaardbo erging es ihr genau so wie mit Meta. Er gehörte mit seinem ganzen Wesen einer Welt an, die nie die ihre werden konnte. Je mehr sie mit ihm gesprochen hatte, um so stärker fühlte sie das. Sie verstand diese Art Menschen nicht. Seine unerschütterliche Zuversichtlichkeit ärgerte sie. Ging denn der Mann mit geschlossenen Augen durch die Welt? Und starrte er nie in seine eigene Seele hinein?

»Gott kennt den Menschen bis auf den Grund der Seele,« hatte er einmal gesagt. Sie fand, man müsse sehr zufrieden mit sich selbst sein, um Trost in diesem Gedanken zu

finden. Der Grund der Seele – das war ja gerade der Schreckensabgrund, der es ihr schwarz vor den Augen machte!

Wäre er nur nicht Geistlicher gewesen! Wäre er Arzt gewesen wie sein Bruder, oder irgend etwas anderes! Sobald er anfang, Misston zu treiben, empfand sie das wie eine Qual. Denn es war ja unmöglich, daß er selbst allen Ernstes an alle diese biblischen Ammenmärchen glauben konnte. Und tat er es wirklich, so wurde er ihr nur noch rettungsloser fremd und fern.

Außerdem ... da stand der Schatten eines jungen Mädchens zwischen ihnen. Sie erschien ihr in weißen Grabgewändern, sobald sie nur an ihn dachte, und das würde niemals anders werden. In diesem Punkte kannte sie sich selbst, – sie, die auf ihre eigene Mutter eifersüchtig gewesen war, so daß sie sie zuzeiten beinahe haßte. Falls das Unglaubliche denkbar war, daß sie Pastor Gaardbo lieb gewinnen sollte, so würde ihre Seele keinen Frieden finden, ehe sie nicht diese Erinnerung aus seinem Herzen vertrieben hatte. Und falls sie ihn heiratete, würde sie doch immer die Empfindung haben, als schleiche ein Gespenst im Hause herum und belahre sie. Sie hatte in Gedanken längst die ganze Leidensgeschichte durchlebt ...

Sie klingelte dem Stubenmädchen und bat, ihr eine Tasse Tee zu bringen. Im selben Augenblick hörte sie das Brüllen eines Automobils, das vor dem Eingang vorfuhr.

»Sagen Sie nur, daß niemand zu Hause ist,« befahl sie dem Mädchen.

Dessenungeachtet tat sich nach einer Weile die Tür auf, und eine Dame trat ein. Es war Meta.

»Aber Liebste! Woher kommst denn du? Bist du nicht auf der Versammlung?«

»Ja, das war eigentlich meine Absicht, und ich war auch schon mit meinem Mann auf dem Wege dahin, aber dann zog ich es vor, ein wenig bei dir einzusehen. Ich dachte mir ja, daß ich dich heute allein finden würde. Und – offen gestanden, du – ich mache mir nicht so viel daraus, deine Schwägerin und den Jägermeister zu treffen. Da ist etwas, worüber ich gern mit dir reden möchte. Mein Mann kommt dann und holt mich ab, wenn er den Rednern eine Weile zugehört hat. – Sage mir nur, ob ich dich auch störe?«

»Nicht im geringsten! Im Gegenteil! Ich saß hier gerade und sehnte mich nach Gesellschaft. Ich bin wirklich ganz allein ... das heißt, eine Tante meiner Schwägerin ist hier im Hause, aber sie liegt zu Bett und hat Magenschmerzen, infolge einer großen Dosis Petroleum.«

»Petroleum?«

»Ja, das ist eine lächerliche Geschichte. Die sollst du später hören. Aber jetzt erzähle du mir! Was ist denn das, was du mir anvertrauen willst?«

»Nun wirst du vielleicht erschrecken und finden, daß ich zudringlich bin ... aber, siehst du ... du weißt doch, daß Sonntag eine kleine Festlichkeit im Pfarrhause stattfinden soll. Hat mein Schwager nicht davon gesprochen?«

»Ich glaube wohl.«

»Wir nennen es ›das Johannisfest der Alten‹. Alle Leute hier in der Gemeinde, die über fünfundsechzig sind, werden eingeladen. Sie bekommen Kaffee und

Weizengebäck und werden auf verschiedene Weise unterhalten. Wir hatten um Weihnachten ein ähnliches Fest, und du hättest die Freude der Alten sehen sollen! ... Hättest du nicht Lust, so etwas einmal mitzumachen und mir beim Kaffeeinschenken behilflich zu sein? Ich glaube, es wird dich interessieren. Am meisten würden wir uns natürlich freuen, wenn du dich entschließen könntest, die Alten ein wenig zu unterhalten, indem du ihnen etwas vorspielst. Ein Klavier gibt es freilich im Pfarrhause nicht, aber mein Schwager hat ein gutes Harmonium.«

Jytte sah auf ihren Fuß hinab, der auf und nieder wippte, als schlage sie Takt zu ihren Gedanken.

»Wie bist du nur auf den sonderbaren Einfall gekommen, Meta? Ist es deine eigene Idee, oder hast du sie von anderen?«

»Wenn du so fragst, Jytte, will ich lieber geradeheraus sagen, wie es sich verhält. Mein Schwager hat mich gefragt, ob ich glaubte, daß du dich überreden ließest, mit dabei zu sein und die Alten mit deiner Musik zu erfreuen. Er selbst pflegt eine kleine Rede zu halten, mein Mann will einen Akt aus ›Jeppe vom Berge‹ vorlesen – das kann er glänzend –, dann haben wir einen Damenchor. Das Ganze geht im Garten vor sich. Wir hoffen auf gutes Wetter.«

»Das klingt ja alles sehr vergnüglich. Ich verstehe nur nicht, weshalb dein Schwager mich nicht selbst gefragt hat.«

»Ich denke mir, er hat gefürchtet, einen Abschlag zu bekommen.«

»Gefürchtet?«

Meta rückte näher, und ihre Stimme wurde vertraulich.

»Ja, ich finde, du sollst es wissen, Jytte, – ich glaube, es würde meinem Schwager eine unendliche Enttäuschung sein, wenn du wegbliebest.«

Jytte, die fühlte, daß ihr das Blut in die Wangen stieg, legte die Hände über das Gesicht und fing an zu lachen.

»Du mußt nicht böse werden, Meta, aber ich finde –«

Sie mußte innehalten, da im selben Augenblick das Mädchen mit dem Tee kam. Er wurde vor ihnen auf einem kleinen Tisch mit frischem Backwerk und Zitrone angerichtet.

Jytte zürnte der Freundin wegen ihrer Offenheit, sie war aber auch ärgerlich auf Pastor Gaardbo, weil er Meta zur Vertrauten in einem Verhältnis gemacht hatte, das so leicht mißverstanden werden konnte – was offenbar auch gründlich der Fall war. Als das Mädchen gegangen war, sagte sie:

»Du und dein Schwager, ihr müßt wirklich nicht auf meine Unterstützung rechnen. Ich passe so ganz und gar nicht in die Gesellschaft. Schon allein, wenn ich mir vorstelle, daß ich vor einem Harmonium sitze ... Offen gestanden, Meta, das ist das schrecklichste Instrument, das ich kenne.«

»Aber was macht das? Wenn du die andern erfreuen kannst?... Als du neulich nachts bei dem kranken Mädchen hier wachtest, hast du das doch wohl auch nicht zu deinem eigenen Vergnügen getan. Das war gerade das Hübsche dabei.«

Jytte errötete von neuem.

»So, das weißt du also auch! Ich habe wohl das Pech gehabt, Aufsehen mit der Geschichte zu erregen. Das war eigentlich nicht die Absicht. Das Ganze kam höchst natürlich. Ich sah, daß die Krankenpflegerin überanstrengt war, und die Mädchen haben ohnedem hinreichend zu tun. Da opferte ich den Schlaf einer Nacht. Das ist alles. Ich kann mich aus dein Grunde wirklich nicht feierlich als barmherzige Schwester fühlen.«

»Warum sagst du so etwas, Jytte?«

»Weil ich finde, daß ein ganz unsinniges Aufhebens von den Barmherzigkeitswerken der Leute gemacht wird. Mein alter, kluger Freund, Professor Ole Knudsen, pflegte zu sagen, es sei der menschlichen Natur zuwider, etwas gratis zu tun. Deswegen lasse man sich seine Wohltaten stets auf irgendeine Weise bezahlen. Selbst wenn man keinen himmlischen Vater über den Wolken habe, dem man sich angenehm machen müsse, in der Hoffnung auf eine entsprechende Vergütung, so lasse man sich trotzdem selten an dem Bewußtsein genügen, ganz einfach seine Pflicht getan zu haben, wenn man einem Wandergenossen über einen Graben hülfe. So viele Worte machte er davon!«

»Du mußt entschuldigen – aber das ist mir zu verwickelt!«

»Entsinnst du dich noch Anna Mohns? – Sie wurde Diakonissin. Es erregte ja eine unendliche Begeisterung, weil sie es vorzog, Kranke zu pflegen und mit den Becken zu gehen, obwohl ihr Vater so reich war, daß sie sich das Leben auf jede Weise angenehm machen konnte. An die habe ich gerade in den letzten Tagen oft denken müssen. Sie war mir immer so innerlich zuwider. Diese Art Leute werden gleich so unheimlich selbstgerecht. Sie glauben, daß sie sich für andere aufopfern, und dann schwelgen sie nur so in ihrer eigenen Vortrefflichkeit. So sind wir Menschen in unsern allerbesten Augenblicken! Narziß! Narziß!«

Meta war still geworden. Sie erkannte jetzt ihre Freundin aus alten Zeiten in Kopenhagen so gründlich wieder, wenn Jytte im Schaukelstuhl saß, die Hand unter dem Nacken, und alles auseinander zupfte, so daß man schließlich weder aus noch ein wußte. Selbst die Stellung war noch genau dieselbe.

»Wie wunderbar du doch bist!« sagte sie; aber es war nicht wie in der Mädchenzeit – ein Ausdruck der Bewunderung.

»Ich weiß es sehr wohl. Glaube mir aber, bitte, daß ich nicht absichtlich so bin. Ich denke zuweilen, ob ich nicht aus Versehen in diese Welt geraten bin und in Wirklichkeit für einen ganz andern Himmelskörper an dem entgegengesetzten Ende des Weltenraumes bestimmt war. Ich komme mir zuzeiten vor wie eine Taubstumme und begreife nicht die Spur von dem Ganzen. Zu andern Zeiten aber habe ich freilich ein ebenso unangenehmes Gefühl, die einzige Wache in einer Welt von Nachtwandlern zu sein.«

Sie wollte noch mehr sagen, gab es aber auf, weil sie sich doch nie ordentlich erklären konnte. Sie hörte jetzt auch selber, daß ihr Ton falsch war. Ach ja, sie war nun einmal dazu verdammt, als Karikatur von sich selbst umherzugehen, weil sie nicht die Fähigkeit besaß, ihr innerstes Wesen irgend jemand zu erkennen zu geben. Aber das war wohl übrigens das Los der allermeisten Menschen. Sie wußten es nur selbst nicht.

Das Mädchen kam abermals herein. Sie brachte Jytte eine Visitenkarte.

»Ist der Herr da draußen?«

»Ja, er fragte nach dem gnädigen Fräulein und nach Frau Geheimrat.«

Jytte dachte bei sich, daß dieser Besuch, so frech er war, ihr im Grunde ganz gelegen kam als Ablenkung. Nach kurzem Besinnen hieß sie das Mädchen, den Tee hinaustragen und den Herrn hereinführen.

»Kommt hier Besuch? Dann will ich lieber gehen,« sagte Meta.

»Nein, keinesfalls. Das erlaube ich nicht. Es ist Karsten From – du weißt wohl – der bekannte Porträtmaler. Er malt zur Zeit den Grafen auf Bäckelund. Er ist ganz unterhaltend.«

Im selben Augenblick, als Jytte Herrn From eintreten sah, bereute sie ihre Übereilung. Es wurde ihr klar, daß er wahrscheinlich dieselbe Berechnung gemacht wie Meta und erwartet hatte, sie hier allein zu treffen. Sie glaubte, es ihm ansehen zu können, daß er enttäuscht war, Besuch vorzufinden, und die instinktive Angst, die sie schon das allererste Mal, als sie mit ihm zusammen war, vor diesem Menschen empfunden hatte, befahl sie wieder wie ein kalter Eishauch.

Aber das Unglück war nun einmal geschehen. Damit Meta nicht Unrat ahnen sollte, mußte sie ihn sogar mit einer gewissen Zuvorkommenheit empfangen.

»Herr Kunstmaler From – Frau Doktor Gaardbo. Sie wollten meine Mutter begrüßen, Herr From? Sie ist eben weggefahren. Nehmen Sie bitte Platz.«

»Grand merci!«

Der blonde Maler, dem es noch immer schwer wurde, seinen Ärger zu verhehlen, rollte einen Stuhl heran und setzte sich den Damen gegenüber.

»Wie befinden Sie sich denn auf Bäckelund?« fragte Jytte im Konversationston.

»Nicht gut! Sehr schlecht sogar! ... Ich habe nicht geahnt, worauf ich mich einließ. Zwanzigmal am Tage bin ich im Begriff, Selbstmord zu begehen.«

»Das verstehe ich nicht. Graf Rönnows sollen doch sehr liebenswürdige Leute sein.«

»Liebenswürdig ... Der Himmel bewahre meinen Mund! Aber der Graf ist zweiundachtzig, und seine Schwestern, die beiden Komtessen, sind – mit Respekt zu melden – zur Zeit dieser Königsfamilie auch nicht mehr jung gewesen. Dabei gehören sie alle drei der Innern Mission an ... der allerinnersten Mission, kann man wohl sagen. Nun bitte ich Sie, Fräulein Abildgaard! Können Sie sich *mich* bei einer Morgenandacht vorstellen? Und es wird durchaus nicht gern gesehen, wenn man nicht zum Morgen- wie zum Abendgesang zusammen mit allen Dienstboten erscheint. Es wird auch ein sehr langes Tischgebet gesprochen, was der Graf immer selbst tut. Ich habe die allergrößte Ehrfurcht vor dem Vaterunser; aber – nicht wahr? – man *kann* doch nicht unterlassen zu denken, ob die Suppe nicht inzwischen kalt wird. In alten Zeiten verhüllte man sein Antlitz oder ging in sein Kämmerlein, wenn man mit dem höchsten Wesen telephonieren wollte. Jetzt gehört ein warmes Gebet mit zu der Speisefolge in den adeligsten Kreisen. –

Ja, verzeihen Sie, wenn ich das Unglück haben sollte, Euer Gnaden Gefühle zu verletzen,« wandte er sich plötzlich an Meta, die sprachlos vor Staunen dasaß.

»Die Unzufriedenheit ist also wohl gegenseitig.« beeilte sich Jytte zu sagen, als sie das Entsetzen sah, mit dem die Freundin die Augen niederschlug, ohne zu antworten.

»Ja, leider Gottes! Und Sie werden begreifen, daß die Lage äußerst peinlich für mich ist. Neulich abends holte ich meine Gitarre und klimperte nach Tische ein wenig. Ich sang drei von meinen französischen Liedern, die Sie ja kennen. Darunter das von den Versuchungen des Zollassistenten, das sonst überall ein so kolossales Glück macht. Aber die Damen waren entrüstet, und der Graf verbat sich sehr bestimmt dergleichen Unterhaltung für die Zukunft. Können Sie das begreifen?«

»Ich könnte mir eine passendere Wahl des Repertoires denken.«

»Natürlich, – das sehe ich jetzt sehr gut ein. Nur sonderbar, daß der Graf wie die Komtessen sich erst *hinterher* Luft machten. Aber das nennt man wohl angeborenen Takt!«

Jytte merkte sehr wohl, daß Metas entsetzte Augen jetzt auf ihr ruhten. Sie wußte auch, daß Pastor Gaardbo alles, was hier vor sich ging, erfahren würde. Aber damit hatte sie ja gerade gerechnet, ja, sie wagte es, aus diesem Grunde ihren Bemerkungen Karsten From gegenüber einen Anflug von Vertraulichkeit zu geben.

»Ich meine, Sie sprachen neulich von einer lachsroten Kammerherrnuniform und freuten sich darauf, sie zu malen. Aber vielleicht hat auch die Sie enttäuscht?«

»Nein, die ist mir wirklich ein Trost in der kleinen Stunde, die mir der Graf täglich zumißt. Aber was soll ich den ganzen übrigen Tag mit mir selbst anfangen? Die Tage sind ja obendrein zu dieser Jahreszeit so unverschämt lang. Deswegen wollte ich Sie und die Frau Geheimrat untertänigst bitten, mir die Barmherzigkeit zu erweisen, den Jägermeister Hagen und die Frau Jägermeister für einen unglücklichen Maler zu interessieren, der das Pech hat, im Besitz eines geselligen Temperaments zu sein. – Ich glaube, Sie werden mich mit gutem Gewissen als einen Menschen mit präsentabler Gitarre und einer verhältnismäßig gut ausgebildeten Brüllstimme empfehlen können.«

Seine Dreistigkeit imponierte Jytte. Sie dachte bei sich, sie würde viel dafür geben, wenn sie erfahren könnte, was für ein Mensch er im Grunde sei. Sie hatte ihn im Laufe der letzten Jahre verschiedentlich im geselligen Leben getroffen, und jedesmal hatte sie sich dieselbe Frage gestellt: Wer war er? Sie wußte, daß es viele gab, die ihn auf Grund seines Benehmens für ein wenig verrückt hielten, aber es war bald klar geworden, daß seine Narrheit erkünstelt war. Nur begriff sie nicht, was er damit bezweckte, vor den Leuten den Hanswurst zu spielen.

Aber jetzt wollte sie ihn los sein. Der Narr hatte seinen Nutzen getan, er konnte gehen. Sie wandte sich an Meta, fragte nach ihren Kindern, sprach überhaupt über Dinge, die ihn von der Unterhaltung ausschlossen. Endlich gelang es ihr auch, ihn zur Tür hinauszutreiben.

Als er gegangen war, schlug Jytte eine Wanderung durch den Gatten vor. Aber auch hier draußen konnte die Unterhaltung zwischen den Freundinnen nicht recht wieder in Gang kommen. Metas Haltung war ganz verändert.

Jytte begann: »Ich will dir sagen, wie die Dinge liegen – wenn es auch noch nicht offiziell ist – Mutter und ich reisen übermorgen ab. Du wirst also verstehen, daß es mir

allein aus dem Grunde ganz unmöglich ist, an dem Fest teilzunehmen, von dem du sprachst.«

Meta sah sie zweifelnd an.

»Ihr wollt abreisen?«

»Ja, das hat seinen Grund in Verhältnissen hier im Hause, über die ich nicht gut reden kann.«

»Das muß ja ganz plötzlich beschlossen sein.«

»Nein – im Gegenteil. Mutter wollte schon früher abreisen. Sie ist nur Enslevs wegen hier geblieben. Sie sind ja alte Bekannte, aus der Zeit, als Vater und er Sitz im selben Ministerium hatten.«

»Wohin, reist ihr denn?«

»Ich weiß es nicht bestimmt. Nach Fanö vielleicht. Oder auch nach Skagen. Dort ist es um diese Zeit gewiß ganz munter.«

»Skagen Das ist ja das Stelldichein der Künstler. Dann wirst du vielleicht Herrn From dort treffen.«

»Ja, – das ist wohl nicht undenkbar.«

Meta fiel jetzt ein, daß sie notwendigerweise gehen müsse. Sie habe etwas mit der Haushälterin ihres Schwagers zu besprechen in Anlaß des Festes, sagte sie. Sie wollte ihren Mann dann im Pfarrhaus erwarten.

Jytte versuchte nicht, sie zurückzuhalten. Sie konnten doch nicht mehr zusammensprechen. Sie hatte wieder eine Freundin verloren, die sie zu enttäuschen gezwungen gewesen war. Auch Meta würde in Zukunft mit Bitterkeit und Scham an sie denken. Das war nun einmal ihr Schicksal. Jedes neue Erlebnis konnte nur ihr Einsamkeitsgefühl und ihren Trübsinn steigern.

Sie begleitete die Freundin durch die Allee hinaus und ging während der ganzen Zeit Arm in Arm mit ihr, obwohl Metas Haltung keineswegs dazu aufforderte. Am Ende der Allee verabschiedete sie sich mit einem Kuß von ihr.

Während sie langsam zurückging, mußte sie an etwas denken, was Pastor Gaardbo von Meta und ihrem Mann gesagt hatte. In seinem unermüdlichen Missionseifer hatte er einmal in einem ihrer Zwiesgespräche erklärt, er vermöge nicht zu begreifen, wie ein ernster Mensch ohne Gott leben könne. Und als sie ihn in dieser Veranlassung aufforderte, seinen eigenen Bruder danach zu fragen, hatte er wehmütig geantwortet, daß seines Bruders und Metas häusliches Glück vorläufig ihre Herzen ausfülle.

»Aber an dem Tage, wo die Sorge an ihre Tür pocht – und dieser Tag kommt ja für jeden Menschen –, werden auch sie die Hilfe dort suchen, wo sie allein zu finden ist. Die Hoffnung gebe ich niemals auf.«

Sie hatte daran gedacht, ob Meta und ihr Mann wohl ahnten, mir welchen Hoffnungen er sich für sie trug? Sie konnte sich auch entsinnen, daß sie auf der Zunge gehabt hatte, ihn zu fragen, ob seine verstorbene Braut eine Christin gewesen sei, oder ob er auch für sie auf die Überredungsgaben des Kummers und der Leiden gehofft hatte. Denn in letzterem Falle war es vielleicht nicht so ganz sicher, daß das junge Mädchen

infolge eines Unglücksfalles gestorben war. Früher oder später mußte sie ja von einer so verbrecherischen Selbstgerechtigkeit in den Tod getrieben werden.

Sie verstand ihn nicht. Wie konnte er, der so hilfreich und gut und so voller Liebe für die Menschen war, gleichzeitig so unmenschlich unversöhnlich sein? Wußte er denn nicht, daß jedes arme Menschenwurm, auf alle Fälle jede Frau, um ihrer selbst willen, und nicht ihrer Ansichten und ihres Glaubens wegen, geliebt werden wollte?... Ach, diese unmaßgeblichen Meinungen über alles im Himmel und auf Erden! War das Leben nicht schon ohnehin schrecklich genug? Wozu brauchten sich die Menschen durch diesen ewigen Streit über Träume bis aufs Blut zu plagen!

Als sie die Treppe hinaufging, hörte sie, daß Fräulein Söholm aufgestanden war. Die falschen Flötenskalas der alten Dame tönnten wie eine verzweifelte Klage durch die Stille. Jytte hielt mit einem »Au!« die Hände vor die Ohren.

Es lag etwas von der Unheimlichkeit einer Besessenheit in diesen eigensinnig herausgequälten Tönen, die sie während ihres ganzen Aufenthalts auf Storeholt verfolgt hatten. Die erbärmliche Todesfurcht einer armen Seele durchbebte sie. Es war, als sehe man die alte Person selbst, so wie sie bei den Mahlzeiten saß und mit ihren kurzsichtigen Augen mißtrauisch jedes Stück Brot untersuchte, aus Angst vor dem Bazillus, der über kurz oder lang ihrem elenden, freudlosen Dasein ein Ziel setzen würde.

Einige Krähen, die in einem Baumwipfel saßen und krächzten, schienen über die Gesundheitsmusik der alten Dame zu lachen. Das klang in Jyttes Ohren wie ein dämonisches Spottgelächter über die ganze Menschheit mit ihrem krampfhaften Festklammern an ein Leben, das so voll von Sorgen und Entbehrungen und Schmerzen war. In der Tür wandte sie sich um und sah zu den schwarzen, übermütigen Vögeln empor. Wie sie sie verstand! –

VII

Ein paar Stunden zuvor war Enslev von dem gesamten Vorstand des Demokratischen Wahlvereins am Bahnhof feierlich empfangen worden. Auch Pastor Gaardbo war, um nicht Anstoß zu erregen, gezwungen gewesen zu erscheinen. Hofbesitzer Peter Hansen, der Vorsitzende des Vorstandes, stellte die Deputation vor, und Enslev begrüßte jeden einzelnen, als seien sie alte Bekannte. Auch seinem Neffen gegenüber ließ er sich nicht merken, daß er ihn hier zum erstenmal sah.

In zwei Wagen fuhren sie alle nach Peter Hansens Hof, wo ein gedeckter Kaffeetisch ihrer harrte. Als Enslev erfuhr, daß das Pfarrhaus ganz in der Nähe lag, äußerte er den Wunsch, es zu sehen, und nun wußte er es so einzurichten, daß er mit dem Neffen in dessen Stube allein blieb, während sich die andern Herren im Garten aufhielten.

»So also sehen Sie aus!« sagte er mit seinem verschlossenen Lächeln, nachdem er Platz genommen hatte. »Sie sind Ihrer Mutter wie aus den Augen geschnitten! Mein Bruder war sehr stolz auf seine beiden Söhne, und dazu hat er ja auch wirklich Grund. Ich habe mir erzählen lassen, daß Sie sich schon viele Freunde hier in der Gegend erworben haben. Und nun denkt man sogar daran, Sie zum Reichstagsabgeordneten zu machen, nicht wahr?«

Der junge Pfarrer wurde verwirrt. Auf einen so liebenswürdigen Ton war er nicht vorbereitet.

»Die Frage liegt ja einstweilen noch nicht vor,« erwiderte er ausweichend. »Niemand denkt daran, Müller Jensen zu verdrängen, falls er sich wieder aufstellen lassen sollte.«

»Setzen Sie sich und lassen Sie uns ein wenig vernünftig miteinander reden! Aber hier zieht es! – – – Tun Sie mir den Gefallen und schließen Sie die Verandatür,« sagte Enslev, um sich gegen Störungen zu sichern. »Sehen Sie, zuerst möchte ich Ihnen einen praktischen Rat geben. Sie müssen sich nicht in die Politik hineinlocken lassen, ehe Sie mit sich selbst einig darüber geworden sind, daß Sie Ernst aus der Sache machen wollen. Glauben Sie nur nicht, daß es ohne alle Gefahr ist, einen Versuch zu machen! Die Rednertribüne fängt! – Nein, unterbrechen Sie mich nicht! Wir haben bereits hinreichend viele von diesen wohlmeinenden Dilettanten, die irgendein Zufall zu Staatsmännern gemacht hat. Sie werden in der Regel zu jammervollen Figuren, die nur zur Last sind. Politik fordert ihre Vorbereitung, ihre Lehrjahre, so gut wie jede andere vernünftige Wirksamkeit. Sie fordert außerdem, daß man seine ganze Person als Einsatz und Garantie stellt. Im Gegensatz zu den Herren Gelegenheitspolitikern, die keine Gefahr laufen, weil sie sich stets auf der Privatbühne Genugtuung verschaffen können, falls sie mit einer Gastrolle auf dem großen Schauplatz Unglück gehabt haben, – setzt der professionelle Politiker sein augenblickliches Ansehen wie auch seinen Nachruhm beim Volke zum Pfand. – Aber lassen Sie mich einmal hören! Was wollten Sie sagen?«

Pastor Gaardbo erwiderte, er hege persönlich nicht den Wunsch, eine Rolle im öffentlichen Leben zu spielen. Wenn er der Aufforderung, sich zur Wahl aufstellen zu lassen, Folge gebe, so geschehe das nur notgedrungen.

»Ich tue es in dem Falle nur aus Rücksicht auf meine Gesinnungsgenossen im Kreise, die sich unsicher fühlen, bei dem Gedanken, daß ein Mann mit Balduin Hansens Anschauungen ihre Interessen im Reichstag wahrnehmen soll.«

Der Ausdruck in Enslevs bleifarbenem Gesicht veränderte sich ganz plötzlich, sein Ton ebenfalls.

»Ihre Gesinnungsgenossen? ... Wie ist das zu verstehen?«

»Meine religiösen Gesinnungsgenossen. Den alten Müller Jensen dahingegen wird – wie ich bereits sagte – niemand zu verdrängen gewillt sein.«

Enslev schwieg einen Augenblick. Der berühmte Stock – eine Gabe des Volkes – stand vor ihm, und seine beiden blauschilbrigen Greisenhände krümmten sich um den goldenen Griff wie ein Paar Adlerklauen.

»Müller Jensen wird sich nicht wieder aufstellen lassen. Aber im Parteivorstand ist noch keine Stellung zu der Frage bezüglich seines Nachfolgers genommen, also allein aus diesem Grunde ist dieser Wählerprotest ein übereilter Schritt, den Sie um Ihrer selbst willen hätten verhindern sollen. Als Ihr naher Verwandter und – ich kann wohl sagen – als Ihr Freund will ich Sie davor warnen, einen Leichtsinn zu begehen, der die ernstesten Folgen für Sie haben kann. Eine Meuterei am Tage vor der Schlacht wird nach den Kriegsregeln als Hochverrat angesehen, und was sich hier im Kreise vorbereitet, ist ja in Wirklichkeit nichts Geringeres als eine offene Auflehnung gegen die Parteileitung. Es ist uns – und speziell mir – eine peinliche Überraschung gewesen, Sie in Gemeinschaft mit den Demonstranten anzutreffen, da Sie doch von seiten der Partei große Vergünstigungen genossen haben.«

Pastor Gaardbo erhob den Kopf.

»Ich?« sagte er mit ein wenig unsicherem Staunen.

»Ja. Darüber können Sie doch nicht in Unwissenheit sein. Wenn Sie in so jungem Alter dieses verhältnismäßig bedeutende Amt bekleiden, so ist das eine Anerkennung, die Ihnen für Ihren vorurteilslosen politischen Standpunkt erwiesen wurde. Oder vielmehr – um es rein heraus zu sagen – es geschah, weil der Kultusminister wußte, daß er meinem Wunsch entgegenkam, wenn er Ihnen die Pfarre gab.«

Der Pfarrer wurde dunkelrot; er erhob sich heftig. Die Hand um die Stuhllehne gekrampft, sagte er: »Ich habe nicht darum gebeten.«

»Das weiß ich! Aber Sie haben doch wohl selbst kaum glauben können, daß Sie ohne besonderes ministerielles Wohlwollen so vielen älteren Bewerbern vorgezogen wurden. – Aber lassen wir das jetzt! Da ich nun einmal hierher gekommen bin – und es wird vielleicht das erste- und das letztmal sein, daß wir miteinander sprechen –, so will ich Ihnen gleich alles sagen. Ich nannte mich vorhin Ihren Freund. Das war nicht nur eine Redensart. Seit Sie zum erstenmal als junger Student auf einer politischen Versammlung auftraten, habe ich Sie aus der Ferne mit Interesse verfolgt, ja – ich kann wohl sagen – mit der Erwartung einer bedeutenden Zukunft als Politiker für Sie. Daß Sie dann Pfarrer wurden, war mir, ich kann es nicht leugnen, eine Enttäuschung. Die Politik ist ein kriegerisches Gewerbe, das – wie ich schon vorhin sagte – sich schwer mit einem bürgerlichen Beruf vereinen läßt, am allerwenigsten mit dem eines Pfarrers. Ich gestehe, ich habe seit Bischof Monrads Zeiten einen fast abergläubischen Abscheu vor

Politikern im Ornat gehabt. Aber ich habe mir auch gedacht, daß der Tag kommen könnte, an dem Sie die geistliche Wirksamkeit aufgeben würden, um sich ganz der sozialen Fürsorge zu widmen, für die Sie ja ein besonderes Interesse haben. Und der natürliche Wirkungskreis für eine solche Arbeit ist doch der Reichstag – die Politik überhaupt. Auf dem Gebiet haben Sie ja überdies ein – sozusagen angeborenes – Anrecht, schnell in die erste Linie zu gelangen. Und nun werden Sie vielleicht den Grund verstehen, weswegen ich Sie ungern einen unüberlegten Schritt tun sehe!«

Pastor Gaardbo war sich nicht klar über die Absicht mit all dieser hinterlistigen Freundlichkeit. War das ein Versuch, ihn auf schwankenden Grund hinauszulocken? Oder glaubte der Oheim wirklich, ihn zum Abfall bringen zu können durch ein Anerbieten, ihn zum Erben seiner politischen Hinterlassenschaft zu machen? Er hatte Mitleid mit dem alten Mann, der so offenbar ohne jegliches Verständnis für seine Ohnmacht war, und da er es nicht übers Herz bringen konnte, ihm geradeheraus zu sagen, wie schlecht er unterrichtet war, gestaltete sich seine Antwort nur zu einer Wiederholung dessen, was er bereits gesagt hatte.

Aber was er verschwie, das lasen Enslevs aufmerksame Augen in seinen Mienen, und plötzlich blitzte es unter den buschigen Brauen auf. Mit einem Blick, hastig wie das Blinken einer Axt, fällte er das Todesurteil über den Neffen.

»Wollen Sie dann gefälligst den Wagen vorfahren lassen,« sagte er. »Es ist Zeit, daß wir fortkommen.«

VIII

Der Festplatz war eine große Lichtung im Walde. Hier, wo fast täglich Krähenscharen ihren Spektakel machten, standen jetzt vier- bis fünftausend Menschen Kopf an Kopf vor einer graubekleideten flaggengeschmückten Tribüne mit einem ausgebauten Rednerpult. Auch die Tribüne war gedrängt voll von Menschen. Auf der einen Seite des Mittelganges saßen die Zeitungsberichterhalter, über ihre Papiere gebeugt, auf der andern Seite hatten die Vertreter der politischen Vereine der Umgegend ihren Platz zugleich mit den andern besonders Eingeladenen, darunter der Jägermeister in seiner Eigenschaft als Besitzer des Waldes, und Frau Wilhelmine. Auch für Frau Berta hatte man hier Platz geschafft.

Gleich unterhalb des Rednerpultes waren ein paar Reihen fester Bänke für alte Leute bestimmt, aber in der Hauptsache von jungen Kopenhagenern eingenommen, die aus den an der Küste gelegenen Sommerfrischen hierher geradelt waren. Überall aus dem ganzen Lande Fünen war die Bevölkerung wie zu einer Volksbelustigung herbeigeströmt. Ein mächtiger Wagenpark bildete den Rahmen um den Platz und erstreckte sich bis tief in den Wald hinein. Da waren Kleinstädter und Bauern und weißgekleidete Damen mit langen Tüllschals. Da waren Handlungsgehilfen und Soldaten, und da waren scheu blickende Landstreicher, die sich Enslevs dankbar erinnerten als des Ministers, der seine Hand über den Schnaps des armen Mannes gehalten, die Gefängnisverhältnisse verbessert und die Landarbeitshäuser zu geselligen Aufenthaltsorten mit allerlei Unterhaltung gemacht hatte.

Die Versammlung begann damit, daß Balduin Hansen vortrat und als Vorsitzender des Jugendvereins alle willkommen hieß. Er war ein kleiner Mann in mittleren Jahren mit der Suada des geborenen Volksredners. Während er sprach, stand er vornübergebeugt mit gespreizten Ellbogen und stemmte die Hände gegen den Rand des Rednerpultes, und in dieser Stellung stieß er den Zuhörern die Worte wie mit Hörnern in den Kopf hinein. Aber plötzlich riß er den Hut ab, brachte schreiend ein Hoch auf die Verfassung aus, dirigierte die Hurrarufe mit der andern Hand, verbeugte sich wie zum Dank und teilte darauf geschäftsmäßig mit, daß das Mitglied des Amtesrates, Hofbesitzer Jörgen Mosegaard, das Amt eines Wortführers übernehme wolle.

Ein dickbäuchiger und bartloser Mann erschien auf der Rednertribüne, einen Kneifer in der Hand. Jörgen Mosegaard war einer der politischen Veteranen der Gegend und trat sein Ehrenamt mit vieljähriger Übung an. Er sah vertraut um sich und lüftete den Hut erst, als er zu sprechen begann.

Es herrschte ziemlich viel Unruhe. Fast niemand konnte hören, was er sagte. Es wurde »Still!« gerufen, aber ehe Ruhe eintrat, war er bereits mit seiner Rede fertig. Man sah ihn seinen Hut in der Luft schwenken, und ein paar Menschen riefen Hurra. Das war ein Hoch auf das Vaterland.

Nun trat Pastor Gaardbo vor als einleitender Redner der Versammlung. Das erregte Enttäuschung bei allen den vielen Fremden, die ausschließlich um Enslevs willen gekommen waren. Sie kannten den Namen des Mannes nicht aus den Zeitungen und machten sich daher nichts daraus, ihn zu hören. In ihrer Ungeduld versuchten sie, ihn

durch Zurufe und Unterbrechungen zu entfernen, woran Balduins Hansens politische Freunde sich allmählich beteiligten.

»Danke, Herr Pastor! Jetzt ists genug! ... Fassen Sie sich ein bißchen kürzer! Kommen Sie am Freitag wieder!« Der Wortführer mußte sich zeigen und die Versammlung zur Ruhe ermahnen, was er tat, indem er auf väterliche Weise den Kneifer in die Höhe hob.

Oben auf der Tribüne saß Enslev, einen breitrandigen Künstlerhut auf seinem weißen Kopf. Er hatte sich nach dem Redner umgewandt, und es schien den Leuten, daß auch er dieses Pfarrers überdrüssig war, der fortfuhr zu schwatzen. Der eine Arm lag auf dem Geländer, und die Finger bewegten sich ungeduldig. Zuweilen schien er vor Langeweile tief zu seufzen, oder er sah mit einem gleichsam hoffnungslosen Blick über die Versammlung hinaus, was die Spektakelmacher sofort zu neuen Zurufen anfeuerte.

Es war alles Komödienspiel. Niemand war so scharfhörig wie er, niemand folgte der ruhigen Rede des Pfarrers mit tieferer Unruhe. Dieser Neffe hatte den alten, kinderlosen Mann von dem erstmal an beschäftigt, als er seinen Namen gedruckt sah. In den letzten zehn Jahren hatten seine Gedanken ihn umkreist. Mit seines verwitterten Herzens letztem Rest an weichen Gefühlen hatte er aus der Ferne sein Treiben verfolgt. Auf Umwegen hat er sich beständig nach ihm erkundigt. Selbst nachdem der Neffe Pfarrer geworden war, hatte er die Hoffnung auf eine Verständigung nicht aufgegeben, und als er nun erfuhr, daß Tyrstrup unter der Hand Balduin Hansens Wahl zu seinen Gunsten entgegenarbeitete, hatte er sich überwunden, selbst zu kommen und eine Annäherung zu versuchen. Am äußersten Rande der Versammlung stand ein Mann, den die Leute seiner Kleidung und seines ganzen sonderbaren Aussehens wegen ein wenig ängstlich ansahen. Es war eine schwerfällige Gestalt mit einem wettergebräunten Gesicht und einer Brille. Eine Mütze saß ihm tief hinab über dem wildwachsenden Haar, das ebenso wie sein Rock von Sonne und Wind fast entfärbt war. Die Kleider hingen ihm um seinen Körper wie ein Sack. An den Füßen hatte er ein Paar elende Knöchelschuhe, die auf den Landstraßen der ganzen Welt plattgetreten zu sein schienen. Aber ein gewöhnlicher Landstreicher konnte er doch nicht sein. Er sah mehr aus wie ein Verrückter oder ein entsprungener Zuchthauskandidat in gestohlenen Kleidern, der sich leichtsinniger Weise aus seinen Verstecken in Kornfeldern und Wäldern hatte hervorlocken lassen.

Pastor Gaardbo, der jetzt unter ironischen Hurrarufen endete, hatte zugunsten einer »Barmherzigkeits-Politik« gesprochen. Seine armen Freunde brachten ihm ein schüchternes Hoch aus. Man hörte einzelne zerstreute Hurras und sah eine Menge alter Hüte in der Luft schwenken.

Aber nun wurde es still. Aller Augen waren auf Enslev gerichtet, der durch einen an den Wortführer gerichteten Wink zu erkennen gegeben hatte, daß er zu reden wünsche.

Er erhob sich jedoch nicht sogleich, sondern blieb noch ein wenig sitzen, um den Empfang vorzubereiten und der Erwartung Zeit zu lassen, sich auszubreiten und zu wachsen, und wirklich gelang es ihm, im Laufe dieser Augenblicke die große ungleichartige Versammlung zu einem Organismus zusammenschmelzen, der unter einer gemeinsamen nervösen Erregung zitterte. Jedesmal, wenn er sich bewegte, ging ein Ruck durch die Menge wie durch ein Tier, das sich zum Sprunge anschickt.

Jetzt sah man, daß er die Hand ausstreckte, um seinen Stock zu ergreifen. Das Zeichen war gegeben. Lange, bevor er bis an das Rednerpult gelangt war, begannen die Hurrarufe. Und auf einmal schwoll der Ruf an und steigerte sich zum Jubel, als er dort vor aller Augen stand – lächelnd, entblößten Hauptes, mit vorgestreckten Armen für den Empfang dankend, als wüsste er, jedem einzelnen von den Tausenden die Hand drücken zu können. Die jungen Damen wehten mit ihren Tüllschals, und die Landstreicher brüllten ihm ihre Anerkennung durch rostige Kehlen zu. Und es war keine Rede davon, daß er versuchte, den Sturm zu stillen. Seit einem Menschenalter hatte er das Volk daran gewöhnt, der Freiheit in seiner Person zu huldigen, und er empfand namentlich in diesem Augenblick kein Bedürfnis, es aus der Gewohnheit zu bringen.

Viele von Pastor Gaardbos Anhängern nahmen an den Hochrufen teil. Es war ja Enslev. Der Pfarrer selber war, gleich nachdem er seine Rede beendet hatte, von der Tribüne heruntergestiegen. Jetzt stand er unterhalb des Rednerpultes neben den Bänken, lüftete den Hut ein wenig, um nicht zu demonstrieren, war aber stumm.

Endlich hatte man sich ausgejubelt, und Enslev konnte zu Worte kommen. Er begann mit der Mitteilung, daß der alte Müller Jensen sich gezwungen gesehen habe, sein Folkethingsmandat zur Verfügung zu stellen. Die freisinnigen Wähler des Kreises stünden also der ernstesten Aufgabe gegenüber, sich in bezug auf einen neuen Vertreter zu einigen. Nachdem er darauf eine Übersicht über die Geschichte des Verfassungskampfes gegeben hatte, sagte er: »Allem Anschein nach ist es uns ja gelungen, die Feinde der Freiheit auf allen Gebieten niederzuschlagen. In der Staatsleitung, in der Verwaltung, in der Schule und in der Kirche. Man muß jetzt in den dunkelsten Ecken mit einer Laterne nach ihnen suchen wie nach Ratten. Auf der andern Seite aber läßt sich nicht verhehlen, daß der Sieg uns allerlei Freunde auf den Hals geschafft hat, denen gegenüber auf der Hut zu sein aller Grund vorliegt. Es pflegt ja mit einer Bewegung so zu gehen, wenn sie ihre Sturm- und Drangperiode überstanden hat. Dann wird sie von Anhängern überwältigt und läuft Gefahr, in Umarmungen erstickt und in Freudentränen ersäuft zu werden. Ehemalige Gegner erscheinen, die Hand aufs Herz, und versichern, daß sie in ihrem Innern stets der heiligen Sache angehört haben und nur durch ein unglückliches Zusammentreffen von Umständen bisher verhindert waren ihr Leben für sie zu opfern.

»Ich habe diesen Sommer in ein paar Reden vor der verborgenen und vermummten Reaktion gewarnt, die zwischen uns herumschleicht und jetzt unsere größte Gefahr ist. Sie täuscht die Gutgläubigen in allerlei wohl ersonnener Verkleidung – auch im Predigertalar. Ja, am allermeisten darin! Es scheint ein historisches Gesetz zu sein, das an den Tag zu ziehen, zur Erwägung für das dänische Wählervolk, jetzt, wo es an der Zeit ist – nämlich, daß in dem zweifelhaften Haufen, der sich in elfter Stunde einer siegreichen Bewegung anschließt, sich eine auffallend große Anzahl von Dienern der Kirche befinden; und so ist es auch in unserm Fall gewesen. Unsere brave Geistlichkeit, die ringsumher in den Pfarrhäusern mit theologisch aufgeschwollenen Gehirnen unter dem Käppchen dasaß, ist jetzt im Begriff, unsere weitestgehenden und kampfeifrigsten sozialen Reformatoren zu werden. Beachten Sie den verspäteten Mut, mit dem sogar Pröpste und Bischöfe jetzt für die Gesellschaftslehre der Gleichheit und Brüderlichkeit in die Schranke treten! Derselbe Klerus, der diese als ärgerniserregend und unchristlich bekämpfte, solange eine Möglichkeit vorhanden war, sie im Keime zu ersticken, ist jetzt

der wahre Freund des kleinen Mannes geworden, und eine Reihe von den jungen Pfarrern unserer Zeit hat ja wirklich mit lobenswerter Aufopferung persönlich teilgenommen an der Arbeit, die soziale Not zu lindern. Ich sage von dem allem: besser spät als nie, wenn es sich um das Wohl des Nächsten handelt. Aber unsere lieben Parteigenossen im Ornat dürfen es uns doch nicht verübeln, daß wir bei unsern historischen und persönlichen Erfahrungen ihnen mit ein klein wenig Mißtrauen begegnen und sie mit den klassischen Worten fragen: »Welch Geschäft führt euch her. Ehrwürdige Herren? Kommt ihr nun – ein wenig spät eurer sozialen Dienstpflicht zu genügen, oder habt ihr verborgene Ziele mit diesem ein wenig überraschenden Anerbieten zwecks gemeinsamer Arbeit?«

Man spürte von neuem Unruhe in der Versammlung. Die Leute aus der Umgegend hatten allmählich begriffen, wessen Kopf fallen sollte, und viele Augen suchten Pastor Gaardbo. Unter den Freunden des Pfarrers regte sich eine hörbare Unzufriedenheit. Dahingegen fand der alte Meister Zustimmung bei der Mehrzahl von Balduin Hansens Wählern, die die Worte als Agitation für dessen Wahl auffaßten.

Enslev hielt sich noch aufrecht auf der Rednertribüne. Er stand dort wie ein Herrscher. Er hatte seiner Jugend trotziges Hintenüberwerfen des Kopfes beim Reden bewahrt, und seine Handbewegungen waren voll Leben. Seiner Stimme aber merkte man das Alter an. Draußen in den äußersten Kreisen der großen Menschenmasse konnte man ihn zeitweise schlecht hören. »Ich gestehe, daß ich für meine Person mit etwas gemischten Gefühlen Zeuge der jetzigen Massenentfaltung von Geistlichkeit in unserm öffentlichen Leben bin, die von anderer Seite in unserer Partei mit mehr oder weniger offener Befriedigung begrüßt worden ist.«

»Tyrstrup!« rief ein langer Student, der mitten aus dem Gewimmel auftrug. Die dreiste Unterbrechung erregte Zorn und Zischen ringsumher. Enslev aber griff sie auf und sagte: »Lassen Sie mich den Anlaß benutzen, der hier gegeben ist, um einer Zeitungssente, die auch vor meinen Ohren in diesen Tagen geschnattert hat, den Hals umzudrehen. Man hat sich in verschiedenen Zeitungen unserer Gegner mit dem Verhältnis zwischen dem jetzigen Ministerpräsidenten und mir beschäftigt. Ich wünsche daher, hier zu erklären, daß, so wie die Partei – und das Volk – selbstverständlich keinen andern Wunsch hegen kann, als diesem Ministerium zu einer *guten* Wahl zu verhelfen, so hege ich persönlich nur die Hoffnung, mein Teil dazu beizutragen, solange der Kurs der alte ist.«

Die Mitteilung wurde mit einem starken und anhaltenden Beifall von den vielen begrüßt, bei denen die Gerüchte von der Uneinigkeit in der Parteileitung Sorge erregt hatte. Die verborgene Drohung, die in den letzten Worten lag, wurde nur von wenigen verstanden. Aber dieser Ausbruch allgemeiner Zufriedenheit wirkte als unfreiwillige Demonstration zugunsten von Tyrstrup, was Enslev auch sehr wohl empfand. Er stand einen Augenblick stumm da, und als er fortfuhr, war sein Ton verändert.

»Lassen Sie mich meine Meinung ohne Vorbehalt sagen! Ich fürchte die Geistlichkeit, auch wenn sie Gaben bringt. Mitarbeiter im Ornat gehen nur zu oft ihre eigenen Botenwege und dienen einer andern Sache als der, die sie im Munde führen. Sie sprechen vielleicht schön von der Freiheit des Volkes, fügen aber für sich selbst hinzu: »Unter Vormundschaft der Kirche«. Sie verkünden vielleicht eine Politik der Barmherzigkeit und eifern für soziale Reformen, gleichzeitig aber ist ihr ganzes

Trachten eine Wiedererrichtung eines mittelalterlichen Kirchenstaates mit dem Pfarrer als unverletzbar Autorität. Bisher geht man freilich noch ganz still umher mit seinen Hoffnungen. Aber wer ein scharfes Ohr hat, wird leicht den Seufzer vernehmen, der zur Zeit durch die dänische Geistlichkeit geht – ein brünstiger Sehnsuchtsseufzer nach der verlorenen bürgerlichen Macht und Autorität. Da ist es denn an der Zeit, zu sagen, so daß es im ganzen Lande gehört wird, daß von aller Tyrannei die der Geistlichkeit stets die unleidlichste, die entwürdigendste, die grausamste war. Ja – so unglaublich es klingt! – selbst das religiöse Gefühl ist einmal über das andere hierzulande heimatlos gewesen, weil eine unversöhnliche Klerisei es von der Kirche ausschloß. Ich erinnere Sie an den jugendlichen Grundtvig, der auf einem Trockenboden predigen mußte! Denkt an eure eigenen fünenschen Laienapostel, den unerschrockenen Kristian Svane, und wie die andern hießen, die von herrschsüchtigen Geistlichen ins Gefängnis geworfen wurden, nur weil sie ohne ihre Erlaubnis Leute zum Bibellesen versammelten! ... Mein Wort an das dänische Wählervolk soll daher heute sein: Hütet euch vor dem Wolf im Schafpelz! Er ist das grimmigste Tier in der Geschichte! Das gierigste, das unbarmherzigste. Und laßt uns nun dreidoppelt Hurra rufen für eine *gute* Wahl! Ich meine damit eine Wahl, die die verummumten Feinde des Lichts in ihre dunklen Winkel zurückjagt, eine Wahl, die alle Hoffnungen auf Wiedererweckung eines neuen Adels oder einer neuen Kirchenmacht hier im Lande unzweideutig niederschlägt und das Reich, die Macht und die Ehre wieder in die Hände des arbeitenden Volkes legt!«

Er hatte den letzten Teil seiner Rede mit großer agitatorischer Kraft gesprochen, und die Schlußworte riefen erneuten Jubel wach, nicht zum mindesten bei denen, die nichts verstanden hatten. Er mußte mehrmals an das Rednerpult vortreten, um die Huldigung entgegenzunehmen.

Trotzdem war da eine ganze Anzahl, namentlich unter Pastor Gaardbos Anhängern, die die Hüte auf dem Kopf behielten. Durchgehend hatte die Rede Erstaunen und außerdem ein wenig Bedenken erregt. Die bäurische Jugend, die mit so gespannten Erwartungen hierher gekommen war, fühlte sich tief enttäuscht. Das waren Leute, die entweder ganz in praktischen Interessen aufgingen oder auch gerade stark kirchlich interessiert waren. Die letzteren waren empört.

Jetzt sollte Balduin Hansen reden. Vorher aber mußte eine Pause gemacht werden, weil der größte Teil von denen, die ausschließlich gekommen waren, um Enslev zu hören, jetzt aufbrach und Störung hervorrief. Man stürmte die Schuppen, in denen die Fahrräder aufgestellt waren, und Scharen von fröhlichen Sommerfrischlern zogen mit Hallo durch den Wald. Als der Wortführer wieder vortrat, waren fast nur noch Leute aus dem Wahlkreis selbst zurückgeblieben, und Balduin Hansens Erscheinen auf der Rednertribüne ward daher jetzt das Signal zu einem lebhaften Wahlkampf. Die Hurrarufe seiner Freunde riefen die Gegner zu den Waffen, und nun zeigte es sich, daß Pastor Gaardbos Anhängerschaft weit stärker war, als es zu Anfang den Anschein gehabt hatte. Enslevs Rede hatte ihnen die Zunge gelöst. Es wurde gerufen und gezischt. Es währte ein paar Minuten, bis Balduin Hansen sich verständlich machen konnte.

Seine Rede war eine regelrechte Wahlrede. Er nahm sein ganzes Programm durch, das ein Entwurf zu einer neuen Gesellschaftsordnung war, aufgebaut auf Bodenzinsbesteuerung, seine Lebens- und Herzenssache, von deren Durchführung der

begeisterte kleine Mann eine neue Weltengeburt mit Frieden und Freude für die ganze Menschheit erhoffte.

Als er endete, sollte die Versammlung der Bestimmung nach vorbei sein, und man wartete nur darauf, daß Jörgen Mosegaard vortreten und das letzte Lebehoch ausbringen würde. Da wurde man darauf aufmerksam, daß sich oben auf der Tribüne, wo sich alle der Treppe zugewandt hatten, die von der Rückseite dort hinaufführte, irgend etwas zutrug. Die Herren von der Presse hatten sich in ihrem Verschlage erhoben und machten einen langen Hals. Es mußte etwas Unerwartetes vorgefallen sein.

Jetzt sah man auch einen Fremden auf der obersten Stufe der Treppe stehen. Es war der sonderbare, bebrillte Mann, der sich bisher in dem äußersten Kreis der Zuhörerschaft aufgehalten und dort auf Grund seines Aussehens ein wenig Beängstigung hervorgerufen hatte. Jörgen Mosegaard und ein paar andere von den leitenden Männern der Versammlung standen da und sprachen mit ihm. Hinterher hatten sie eine längere Verhandlung mit Enslev.

Das Ergebnis war, daß der Wortführer vortrat und meldete, daß er nach Beratung mit den im Augenblick anwesenden Mitgliedern des Vorstandes das Wort einem Manne erteilen wolle, der gebeten hatte, ein Zeugnis vor der Versammlung ablegen zu dürfen.

»Es ist der ehemalige Pfarrer in der Volkskirche, Pastor Mads Vestrup.«

Da waren nicht viele, die den Namen kannten, und von diesen hatten die meisten nur eine undeutliche Erinnerung, in den Zeitungen von einem »Wanderprediger« gelesen zu haben, der verabschiedet worden war und nun im Lande umherging und auf offenem Felde und in Krugställen Erbauungsversammlungen abhielt.

Es erregte daher Erstaunen, als Pastor Gaardbo von seinem Platz unterhalb der Rednertribüne mit Heftigkeit ausrief: »Der Mann darf hier nicht reden.«

Die Leute sahen einander an, und als Pastor Gaardbo begriff, daß es notwendig war, eine nähere Erklärung zu geben, teilte er mit, daß Pastor Vestrup seit seiner Verabschiedung, die wegen seines unsittlichen Lebenswandels erfolgt sei, umherreiste und die Leute mit rohen und lästerlichen Reden gegen die Kirche aufreizte. Er wolle es der Versammlung anheimstellen, daß sie sich weigere, ihn zu hören.

Unwillkürlich sahen alle zu Enslev empor, von dem man eine Äußerung erwartete. Sie kam auch gleich darauf, indem er dem Neffen ironisch zurief: »Freiheit für Loke so gut wie für Thor!«

»Ich sollte meinen, diese Freiheit ist auf dieser Versammlung bereits hinreichend ausgenützt,« entgegnete der junge Pfarrer, und diese mutigen Worte riefen Schrecken hervor, an mehreren Stellen aber auch murmelnde Zustimmung. »Ich lege Protest dagegen ein, daß Pastor Vestrup hier das Wort erhält.« Er hatte mit Kraft und Autorität gesprochen. Man sah, daß Enslev empört war, und eine allgemeine Ratlosigkeit bemächtigte sich der Versammlung.

Indessen war Mads Vestrup in den Mittelgang der Tribüne gelangt. Alle konnten ihn jetzt sehen, und der Eindruck seiner verkommenen Erscheinung entschied für ihn. Nicht zum mindesten die eigenen armen Freunde Pastor Gaardbos wurden von dem Anblick beeinflußt, und es erhob sich kein Widerspruch, als Jörgen Mosegaard – und diesmal

mit würdig erhobenem Kneifer – verkündete: »Ich erteile Pastor Vestrup das Wort!« Ehe der frühere Pastor zu Favsing zu reden begann, stand er eine Weile da und spähte gleichsam oder witterte über die Versammlung hin. Seine rechte Hand griff mehrmals nervös nach der Brille, und in dem Gesicht mit den plumpen Zügen wechselte der Ausdruck unaufhörlich in einer Weise, die an das Spiel des Schattens über einem Pflugacker unter einem unruhigen Aprilhimmel erinnerte.

»Es war eigentlich ziemlich stark, von mir zu sagen, daß ich die Leute gegen die Kirche Gottes aufreize,« sagte er mit seiner groben jütischen Stimme, die eine starke Erkältung noch rauher machte. »Ich weiß nicht anders, als daß ich gerade umhergehe und nach Gottes Gemeinde hier im Lande suche; aber die ist nicht leicht zu finden. Sie sitzt so verzagt da und verkriecht sich wie ein altes Mütterchen, das sich nicht zu zeigen wagt, weil die Straßenjungen hinter ihr dreinschreien. Das scheint vielen von euch, die ihr hier versammelt seid, vielleicht eine sonderbare Rede zu sein. Ihr wißt am Ende gar nicht, daß der Satan auch hier auf Erden seine Kirche hat. Über die sind ja die meisten Menschen in einem so schändlichen Irrtum begriffen. Es ist übrigens genau dieselbe, von der wir vorhin hörten, die machtlüsterne Kirche, der alle Mittel gleich gut sind, wenn sie in dieser armen Welt nur Ansehen und Macht verleihen. Seht, darüber möchte ich euch nun gern eine Geschichte erzählen. Es war damals – ihr wißt ja als unser Herrgott noch in Gestalt eines Pilgrims hier auf Erden einherwanderte, um sein Volk zu besuchen. Und nun müßt ihr euch den gewaltigen Gott des Himmels und der Erde ja nicht wie einen gemütlichen Weihnachtsmann vorstellen, der alle Taschen voll Süßigkeiten hat, so wie wir ihn auf Glanzbildern und in den meisten Andachtsbüchern abgebildet sehen. Nein, nein! In seinen Fußstapfen erhoben sich die Angst und die Verzweiflung, und die frommen Herzen bebten. So ist die Wiederkunft des Herrn, und so wird sie bleiben, bis die Posaune des Gerichts uns am Jüngsten Tage ertönt. Amen!«

Er mußte sich einen Augenblick umwenden und sein rotes Taschentuch herausziehen, um die erkältete Nase zu putzen. Die Leute waren unruhig geworden und sahen unschlüssig zu dem Wortführer und zu Enslev auf. Und viele entdeckten nun, daß Pastor Gaardbo gegangen war. Was konnte hieraus entstehen?

Aber Mads Vestrup ließ ihnen keine Zeit zu Erwägungen. Dem ehemals so unbeholfenen Kanzelredner, der seine Gemeinde jeden Sonntag in Schlaf predigte, war auf der Apostelwanderung das Zungenband gelöst worden. Die entfesselte Leidenschaft hatte ihn verwandelt. Die Einsamkeit auf den Landstraßen, Not, Entbehrung und Reue hatten seinen Sinn gehärtet und dem sorgenvollen Manne eine Unerschrockenheit in der Rede verliehen, die den Leuten die Ohren aufschloß.

»Unten in der Hölle aber saß der Teufel und war so recht gründlich mutlos,« fuhr er fort. »Es waren schlechte Zeiten für den Vater der Lüge, und er begriff, daß etwas Besonderes geschehen müsse. Als er dann einige hundert Jahre darüber nachgesonnen hatte, nahm auch er eines Tages menschliche Gestalt an und begab sich auf die Marktplätze, um zu predigen. Denn trotz all seiner Klugheit kann der Teufel ja nie selber auf etwas verfallen. Er wird immer nur ein ›Beefsteak auf andre Weise‹, wie man zu sagen pflegt. Und die andre Weise... ja, das war sein alter Kniff, das war die Verleugnung! So begann er denn damit, seine eigene Existenz zu verleugnen. Der Teufel sei nur eine Sagenfigur, und über die Hölle könne man lachen, die sei nichts

weiter als eine schlaue Mönchserfindung. Und was Gott anbetraf... ach, der war so ein liebenswerter alter Kerl, der nur verlangte, daß man ihn nicht ganz im Stich ließ. Erfreute sich von Herzen, wenn wir Menschen unsere Freudenlieder nach der seit der Erschaffung der Welt bekannten Melodie sangen:

Gott soll gelobet und gepriesen sein,
Meinem Nachbar starb sein Schwein!«

Wieder mußte er sein Taschentuch herausholen, aber es war jetzt ganz still ringsherum geworden. Eine unsichere und sorgenvolle Verlegenheit hatte sich aller bemächtigt.

Nur Enslev saß lächelnd da, die Arme über der Brust gekreuzt, Und schien auf seine Weise interessiert zu sein. Als Jörgen Mosegaard einmal Miene machte, einzuschreiten, hatte er das verhindert. Allen sichtlich, schützte er mit einer Handbewegung abermals die Freiheit der Rednertribüne.

»Niemanden, der die Menschen kennt, kann es wundern, daß Satan Glück mit seiner List hatte. Es entstand ein Andrang zu dieser Verkündigung! Ein Gemeindeleben, wie man nie zuvor etwas Ähnliches gesehen, erblühte! Und nun hatte der alte Lügner und Zauberer gewonnenes Spiel. Als der Pilgrim wiederkehrte, kannte ihn niemand mehr. Er stand an der Tür und fragte: »Wo ist dein zerknirschtes Herz? Wo sind die Tränen, die du über dich selbst geweint hast? Wo ist deine Angst, wo sind die Seufzer deiner schlaflosen Nächte?« Die Leute aber verstanden ihn nicht und sagten: »Was steht er da und schwatzt? Mach, daß du wegkommst, alter Mann! So etwas kennen wir hier nicht. Wir sind fröhliche, unbefangene Menschen, und jetzt wollen wir in ein Bethaus und Lichtbilder sehen und Schokolade trinken.«

»Seht, das war nur eine Geschickte. Ich möchte nun gern ein kleines Erlebnis erzählen, das ich heute auf dem Wege hierher hatte. Da standen ein paar Menschen vor einem ärmlichen Haus, und ich erfuhr, daß da drinnen ein Mann läge und mit dem Tode ränge – »Hühner-Lars« nannten sie ihn. Dann werdet ihr ihn wohl kennen! Ich ging hinein, und da lag ein alter Mann in einem feinen weißen Hemd auf schimmernd weißem Laken, überhaupt so gut gepflegt und aufgeputzt wie die alte Komödienfigur Jeppe, die in das Bett des Barons gelegt wurde und sich im Himmelreich glaubte. Der arme Mann hatte die Stimme verloren, seine Brust arbeitete schwer, aber die Seele war ganz gegenwärtig, und ich konnte es ihm ansehen, daß er sich ganz beruhigt vorbereitet fühlte zu dem großen Gericht. Noch in der Bewußtlosigkeit des Todes glänzte der alte Sünder vor Selbstgerechtigkeit. – Sehet, dieser niederschmetternde Anblick steht mir noch immer vor der Seele, weil er mich an etwas erinnert hat, was mir kürzlich selbst begegnet ist. Ihr hörtet ja, wer ich bin. Ihr erfahrt, was mir geschehen ist und weswegen ich von meiner Pfarre fort mußte. Das war das Urteil der Welt. Aber Gott kennt die Menschen. Er schuf uns als Sünder, erfüllt von häßlichen Gedanken und bösen Lüsten, solange wir atmen, und ich weiß nun, daß ich Gott niemals mehr zuwider war, als da ich versuchte, ihm mit meinen Tugenden unter die Augen zu gehen. Deswegen hat er mich noch tiefer in den Schmutz hinabgeschlagen. Dann, eines Tages, verfiel ich in eine schwere Krankheit. Ich lag in Fieberphantasien, und das Merkwürdige dabei war, daß mir mein ganzes Unglück aus der Erinnerung entglitten war. Ich war noch der unbescholtene Pfarrer von Favsing und Lime und wußte, daß ich

sterben sollte. Und dann eines Abends ging die Tür auf, und ein Fremder kam herein. Ich erkannte sofort Gott den Herrn. »Mads Vestrup! Jetzt sollst du von hinnen!« sagte er. »Aber wohin sollst du gebracht werden?« – Ich war ja zwar ein wenig ängstlich, hatte aber ein ganz gutes Gewissen, und ich rechnete meinem Richter vor, daß mein Leben rein, meine Gedanken fromm und mein Sinn gehorsam gewesen sei. Da aber sah mich der Herr betrübt an und sagte: »Mads Vestrup! Wo ist dein bebendes Herz? Wo sind die Tränen, die du über dich selbst geweint hast? Wo ist deine Angst, wo deiner Nächte Kummer?« Und mit einer neuen Stimme, die mir durch das Mark drang wie ein tötender Blitz, sprach er die furchtbaren Worte, die unwiderruflichen Worte des Gerichts: »Gehe von hinnen! Du gehörst der Hölle an!« – Er mußte ein wenig innehalten. Die Gemütsbewegung hatte ihn überwältigt. Die Tränen strömten ihm an den Wangen herab. Und plötzlich setzte er seine Mütze auf den Kopf, wandte sich um und ging davon.

Einige versuchten zu lachen; ein einzelner begann rasend zu klatschen, andere zischten und waren wütend. Es waren das alles nur verschiedenartige Ausdrücke für dieselbe unsichere Aufgescheuchtheit. Was für ein Mensch war das nur einmal! War es ein Verrückter oder ein Prophet? Oder war es nur ein Komödiant? Selbst Enslevs Lächeln war einen Augenblick ein wenig unsicher geworden.

Oben auf der Tribüne stellte Balduin Hansen den Berichterstatlern der Tagespresse anheim, den unglücklichen Auftritt nicht zu erwähnen, und seine Worte fanden Zustimmung von allen Seiten.

Dann trat Jörgen Mosegaard vor, um die Versammlung zu beschließen. Er hatte den Hut schon gelüftet, um ein letztes Hoch auszubringen, als man Enslev sich erheben und um das Wort bitten sah.

Im selben Augenblick war der Eindruck des umherstreifenden Pfarrers und seiner Rede aus allen Gemütern wie weggeblasen. Alle erwarteten, daß Enslev jetzt Balduin Hansen feierlich als den Kandidaten des Kreises bezeichnen würde, und man war sich klar darüber, daß sich das ohne Widerspruch vollziehen werde. Es herrschte Totenstille.

Und dann kam etwas ganz Unerwartetes, was die Leute mit langen Gesichtern anhörten. Enslev, der von seinem Platz aus sprach, erinnerte daran, daß es eine alte Festsitte sei, ein Hurra auf den Wirt auszubringen, ehe man sich von Tische erhob. Der Jägermeister Hagen habe abermals bei dieser Gelegenheit mit dem Freisinn, der jetzt seit mehreren Generationen die Besitzer von Storeholt auszeichnete, seinen Wald und den schönen Festplatz zur Verfügung gestellt, und hierfür schulde man ihm Dank. »Die großen Grundbesitzer pflegen ja sonst unsere geschworenen Feinde zu sein. Mit besonderer Freude müssen wir da einen Gutsherrn begrüßen, der wie Jägermeister Hagen ein vorurteilsfreies Verständnis und volkstümliches Gemeinschaftsgefühl besitzt. Ein Hoch auf diesen guten und getreuen Demokraten!«

Nach der Versammlung sah man Enslev in dem Wagen des Jägermeisters von dannen fahren. Die Leute zerstreuten sich auf dem Platz, wo sie lange in diskutierenden Gruppen standen und die Köpfe zusammensteckten, wie Schafe bei einem heraufziehenden Gewitter.

IX

Am folgenden Vormittag saßen Frau Berta und Jytte allein unter den Kastanien im Garten. Sie hatten sich wegen der Unruhe im Hause schon so früh hierher zurückgezogen. Es war ein unaufhörliches Kommen und Gehen von Leuten, die mit Enslev sprechen wollten. Auch Balduin Hansen war dagewesen. Er war mit marmorbleichem Gesicht und einem verstörten Ausdruck aus dem Empfangszimmer herausgekommen. Zu diesem Augenblick waren der Vorsitzende des Wahlvereins und einige andere Vorstandsmitglieder da drinnen versammelt, um eine Entscheidung über Müller Jensens Nachfolger zu treffen.

Frau Berta hatte ein Strickzeug mitgenommen, um ihr Gemüt zu beruhigen. Es hatte am vorhergehenden Abend etwas Grimmiges in Enslevs Blick gelegen. Was hatte er vor? Sie kannte den Ausdruck aus alten Zeiten, wenn er Widerwärtigkeiten gehabt hatte. »Enslev ist blutdürstig,« pflegte ihr Mann zu sagen. Seine Rede am vorhergehenden Tage fand sie auch sonderbar unüberlegt. Sie begriff nicht, was für einen Zweck er mit dieser groben Herausforderung haben konnte.

»Glaubst du, daß John Reichstagsabgeordneter wird?« fragte Jytte, die auch eine Handarbeit mitgenommen hatte.

»Nein, das kann ich nicht glauben. Das *will* ich nicht glauben.«

»Dann glaube ich es doch für uns beide. Wilhelmine hat ja heute auch eine Miene aufgesetzt, als wenn John bereits Minister wäre. Du sollst sehen, liebste Mutter, du bleibst nicht die letzte Geheimrätin in der Familie.«

»Ach Unsinn! Das kann Enslev doch nicht tun. Nein, ich habe eine Ahnung, daß eher Pastor Gaardbo den Sieg davontragen wird.«

»Pastor Gaardbo? Wie kommst du nur darauf? Es ist ja noch nicht einmal abgemacht, daß er sich aufstellen lassen will!«

»Das wird er schon tun. Nach dem, was sich gestern zugetragen hat, *muß* er es beinahe tun, finde ich. Aber das geschieht nicht mit Enslevs gutem Willen.«

»Wie kann er dann da gewählt werden?«

»Ich denke mir, er wird sich selbst helfen. Er zeigte sich ja auf der Versammlung als ein furchtloser Mann.«

»Aber er hatte doch gar keinen Erfolg.«

»Wer hat das gesagt?«

»John sagte, die Leute hätten ihn schließlich nicht mehr anhören wollen. Es wurde ja fast ein Skandal.«

»Unsinn! Freilich waren da einige Spektakelmacher, aber das läßt sich bei dergleichen Versammlungen nicht vermeiden. Pastor Gaardbo sprach sowohl schön als auch kräftig, fand ich. Und das war gewiß die allgemeine Ansicht.«

Jytte, die aufgesehen hatte, beugte sich wieder über ihre Stickelei und errötete leicht. So sehr ihr Pastor Gaardbo zuzeiten zuwider war – und sie konnte ihn in einzelnen

Augenblicken beinahe hassen – , war sie der Mutter doch dankbar für die Worte. Sie ärgerte sich jetzt nur darüber, daß sie sofort den boshaften Verleumdungen des Veters über ihn geglaubt, was sie auch ein paar Stunden ihres nächtlichen Schlafes gekostet hatte. Es war ihr so töricht nahegegangen, daß er eine Niederlage erlitten hatte.

Um nun nicht mehr zu hören, rollte sie ihre Arbeit zusammen und ging ins Haus.

Auf dem Wege dorthin begegnete sie Enslev. Er stand auf der Verandatreppe und sah so wütend aus, daß sie ihn am liebsten gemieden hätte, so gute Freunde sie sonst auch waren. Aber als er sie gewährte, erhellte sich sein Gesicht ein wenig. Er zog die dunklen, buschigen Brauen in die Höhe und streckte die Hand aus.

»Du ewig flüchtende Diana!... Dich Hab ich fast noch gar nicht gesehen. Willst du dafür sorgen, daß du beim Frühstück einen Platz neben mir bekommst! Dann sollst du mir beichten!«

»Eine so große Ehre wird mir wohl kaum zuteil werden.«

»Es ist ein Befehl – verstehst du! Ich will hören, was für Schelmenstreiche du begangen hast, seit wir uns zuletzt sahen. – Wo ist deine Mutter?«

»Sie sitzt dort.«

»Gut. Also auf Wiedersehen!«

Er kam mit einiger Mühe die Treppe hinab. Jytte wagte nicht, ihm Hilfe anzubieten. Nichts ärgerte den alten Mann mehr, als wenn die Leute sich merken ließen, daß sie an sein Alter oder an seinen schwachen Fuß dachten.

»Also da sitzt die Frau Justitia und strickt! Das ist eine Beschäftigung, um die ich die Frauen oft beneidet habe. Ich habe einmal eine alte Dame gekannt, die behauptete, daß es kein Glückseligkeitsgefühl gebe, was man sich nicht erstricken könne. Der Strickstrumpf war ihr Universalmittel. Zu dem nahm sie ihre Zuflucht bei allen Sorgen und Kummernissen, so wie andere zu Andachtsbüchern oder beruhigenden Pulvern. Können Sie mich die Kunst nicht lehren?«

»Ich glaubte, Ihr Landsitz, Ihr Garten, Ihre Hühner und Enten täten denselben Nutzen! Als ich das letztemal mit Ihnen sprach, erzählten Sie mir, daß Sie jetzt ganz und gar Landmann geworden seien, Sie hätten Ihren eigentlichen Lebenszweck gefunden, Sie interessierten sich nur für Viehrassen, Hühnerfutter, Obstzucht und dergleichen, und ich würde Sie nie wieder auf einer Rednertribüne erblicken.«

Enslev stand da, den Stock vor sich, und betrachtete sie mit einem lauernden Blick unter den gesenkten Brauen.

»Finden Sie, daß die Zeit danach angetan ist; sich aufs Altenteil zurückzuziehen? ... Ich glaubte das freilich selbst. Ich bildete mir ein, die Zukunft sei so ziemlich gesichert. Ich meinte ja auch, ich hätte verdient, meine letzten Jahre für mich selbst zu haben. Aber es ging so, wie das alte Sprichwort sagt: Wenn die Katze nicht zu Hause ist usw... Wenn Sie mir Fredsholm für einen annehmbaren Preis abkaufen wollen, können wir den Handel sofort abschließen.«

»Das kann doch unmöglich Ihr Ernst sein, Enslev?«

»Freilich. Das Ganze war ein Mißverständnis. Wir Kinder vom Lande bewahren allesamt in unserm innersten Herzen einen Schäfertraum, unsere Tage in einem

friedlichen Kohlgarten, mit Holzschuhen an den Füßen und einer Gießkanne in der Hand, zu beschließen. Und dann ergeht es uns in der Regel wie den Auswanderern, die nach einem langen, in Heimweh verbrachten Leben in ihr Vaterland zurückkehren und sich dort rettungslos fremd fühlen!«

Er sprach weiter über die Schläfrigkeit des Landlebens, über den Basilisk der Langenweile, der sich in den langen Winterabenden einem gegenüber setzte und gähnte wie ein Flußpferd. Als Frau Berta einwandte, daß man sich die Zeit doch immer mit Lektüre vertreiben könne, widersprach er und antwortete, für einen Menschen, der gewohnt gewesen, seine Lebenskraft in Handlung umzusetzen, seien Bücher die denkbar schlechteste Gesellschaft.

»Geben Sie einem Kriegsinvaliden die Geschichte der Schlachtfelder zu lesen! Er wird bald das Buch wegwerfen aus Arger darüber, in einem Krankenstuhl sitzen zu müssen und von den Heidentaten anderer zu lesen. Da zieht er es doch vor, sich mit einer Spachtel Zinnsoldaten zu unterhalten.«

Sein bitterer Ton veranlaßte Frau Berta, zu fragen, ob das Ergebnis der Verhandlungen mit den Vertrauensmännern des Wahlvereins nicht nach Wunsch ausgefallen sei.

»Es liegt noch gar kein Ergebnis vor. Wir wollen die Verhandlungen in zwei Stunden wiederaufnehmen, aber ich zweifle fast daran, daß es mir gelingen wird, eine Einigung zuwege zu bringen. Hier wie überall im Lande heulen die Eulen. Balduin Hansen hat sich übrigens mit lobenswerter Resignation erboten, sich zugunsten eines neutralen Dritten, über den sich beide Teile einigen können, zurückzuziehen. Aber die Herren von der Pfarrerpartei wollen offenbar ihren Krieg durchführen. Ich habe den bestimmtesten Eindruck, daß auf eine Sprengung hingearbeitet wird.«

»Die Pfarrerpartei?« sagte Frau Berta. »Wollen Sie mir nicht sagen, Enslev, warum Sie Ihren Neffen uns gegenüber niemals erwähnt haben? Ich glaube Sie so zu verstehen, daß Sie auch jetzt Pastor Gaardbo nicht als Verwandten anerkennen wollen.«

»Habe ich etwa nicht allen Grund dazu? ... Aber darüber wollen wir nicht reden. Ich kam, um Ihnen einen kleinen Spaziergang durch den Garten vorzuschlagen. Ich habe zehn Minuten zur Verfügung. Lassen Sie sich überreden?«

»Ja, sehr leicht,« sagte sie und rollte schnell ihr Strickzeug zusammen.

In Enslevs Haltung Frau Berta gegenüber waren Überreste der Galanterie, die aus der frühesten Zeit ihrer Bekanntschaft stammten, als sie und ihr Mann noch drüben in der Amtsrichterwohnung auf Samsö saßen. Enslev war zu einer Volksversammlung da hinüber gekommen, und in Wirklichkeit war es mehr die Schönheit der jungen Frau als die politische Tüchtigkeit des Mannes, die ihn veranlaßte, sich für die Wahl des Amtsrichters in den Reichstag und die Übersiedelung der Familie nach Kopenhagen zu interessieren. Zum Glück für ihre Freundschaft hatte Frau Berta das jedoch niemals begriffen. Mit der frischen Unmittelbarkeit ihres Wesens hatte sie seine Courmacherei hingenommen, ohne ihn ernstlich in Verdacht zu haben, zumal er schon damals kein Jüngling mehr war. Daher war sie jetzt auch eine der wenigen Damen, für die er eine wirkliche Achtung empfand. Wenn er sie Frau Justitia nannte, geschah das nicht nur, wie die Leute glaubten, weil ihr Mann einer seiner Justizminister gewesen war. Es war

die Huldigung eines Menschen, der bei aller seiner tyrannischen Willenskraft viel Weibisches in seiner Natur hatte, der eine geheime Schwäche für alles empfand, was er nicht hatte bezwingen können, wohingegen er seine Werkzeuge gering schätzte.

Sie sprachen ein wenig von dem Waldfest, auch von Mads Vestrups Auftreten, das einen recht starken Eindruck auf Frau Berta gemacht hatte.

»Ja, den Mann kann man vielleicht gebrauchen,« sagte Enslev und begann wieder von der Wahl zu reden.

»Die Verhältnisse hier im Kreise sind typisch. Vor nur drei, vier Jahren würde Balduin Hansens Kandidatur etwas Selbstverständliches gewesen sein. So, wie die Sachen jetzt liegen, sehe ich sie völlig hoffnungslos an. Und wissen Sie, wer ihm entgegenarbeitet? Tyrstrup. Ich weiß das ganz bestimmt. Er wünscht, daß der Pfarrer gewählt wird. Balduin Hansen soll einmal einen Zusammenstoß mit seinen geistlichen Vorgesetzten gehabt haben, und diese alte Angelegenheit hat die Pfarrerpartei ausgegraben, um sie bei der Wahlagitation gegen ihn zu benutzen. Darum will Tyrstrup ihn nicht haben. Das ist bezeichnend für den Mann! Das ist der neue Kurs, nach dem man sich richten muß!... Aber ich bin mir lange klar darüber gewesen. Ich sehe auch, wo das alles hinaus will! Die Freiheitsfreude ist bei einem Volk wie dem dänischen ein Sonntagsgefühl, das sich zur Not bis zum Montag halten kann. Schon am Dienstag fangen die meisten an, sich nach der Zucht und dem Zwang und der Demütigung zurückzusehen. Ich muß oft daran denken, was ich von lebenslänglichen Gefangenen gehört habe, die als alte Leute aus dem Gefängnis entlassen werden. Sie tragen den ganzen Überrest ihres Lebens eine heimliche Sehnsucht nach der Zelle und den Handeisen mit sich herum.«

»Wollen Sie mir aufrichtig sagen, Enslev, ist es Ihre Absicht, zu versuchen, meinen Neffen an Balduin Hansens Stelle wählen zu lassen?«

»Ihn oder einen andern völlig zuverlässigen Mann, dessen Wahl sich durchsetzen läßt. Aus Balduin Hansen habe ich mir selbst, offen gestanden, nicht sonderlich viel gemacht. Er ist so voll von weitläufigen Ideen und hat so viele Sonderinteressen. Und ich lege keinen Wert auf Politiker mit Sonderinteressen.«

»Aber ich begreife nicht, daß Sie daran denken, daß mein Neffe gewählt werden könnte. Ich glaube nicht, daß die allergeringste Stimmung für ihn vorhanden ist.«

»Die Stimmung kann während der Wahlkampagne kommen. Das ist eine Erfahrung, die Sie selber seinerzeit gemacht haben müssen. Ich habe in Redakteur Danielsen bei »Fyns Venstre« einen sehr brauchbaren Mann. Außerdem hat Balduin Hansen der guten Sache halber aus alter Freundschaft für mich versprochen, für die Wahl des Jägermeisters zu arbeiten. Die aufgewärmte Redensart von der »Hydra des Anarchismus«, die wahrscheinlich Tyrstrups großer Wahltrumpf sein wird, kann ja auch nicht sonderlich wirkungsvoll werden als abschreckendes Bild, wenn sie auf einen Gutsbesitzer und Jägermeister angewendet werden soll.«

»Ja, ja,« sagte Frau Berta. »Sie haben wohl schon Ihre Pläne in bezug auf die Sache, und darüber schweigen Sie. Aber wissen Sie, daß die ökonomischen Verhältnisse meines Neffen alles andere als gut sind?«

»Er hat ja einen reichen Schwiegervater.«

»Ach – der! Die Hilfe, die von *der* Seite kommt, fürchte ich fast mehr als alles andere. – – Enslev!« sagte sie, als er nichts erwiderte, »ich entsinne mich, daß Sie sich einmal den Vormund der Toren nannten. Seien Sie das auch in diesem Fall! Mein leichtsinniger Neffe hat schon ohnedem eine hinreichend hohe Meinung von sich. Das Reichstagsleben, fürchte ich, wird ihn noch tiefer ins Unglück hineinführen.«

Enslev machte eine ungeduldige Bewegung mit dem Kopf und wollte sich nicht auf die Sache einlassen. Die Privatangelegenheiten der Leute interessierten ihn nicht. Er hatte seine Entscheidung einzig und allein von der Betrachtung aus getroffen, daß der Jägermeister in der gegebenen Sachlage derjenige war, der die vielen neutralen Stimmen des Kreises am besten einen konnte, und der außerdem durch seinen bloßen Namen und seine soziale Stellung Aufmerksamkeit im ganzen Lande erregen würde. Sie hatten jetzt einen Rundgang um den großen Rasenplatz hinten im Garten beendet. Enslev fühlte sich müde, und sie nahmen Platz auf einer Bank.

»Sie sprachen vorhin über meine Absichten. Damit beschäftigt sich ja zurzeit alle Welt. Als könnte ich andere Ziele haben als die, zu denen ich mich immer bekannt habe! Merkwürdigerweise fragt man nicht danach, was Tyrstrup damit beabsichtigt, wenn er sich hinter dem Rücken der Partei mit dem unzuverlässigsten aller Bundesgenossen alliiert. Wie geht das zu? Ich will es Ihnen sagen. Er geht die geheimen Botengänge des Volkes. Er bereitet den Schritt vor, den zu tun sich verschiedene noch sträuben – den Gänsemarsch nach Kanossa. Er versteht es gewiß selbst nicht. Er fabelt davon, ein tausendjähriges Reich der Jovialität zu gründen, in dem die Menschen, der eine am Halse des andern hängend, umhergehen. Aber es ist keine Beruhigung für mich, daß er selbst an seine schlechten und verräterischen Helfer glaubt. Mit seiner erstaunlichen Sorglosigkeit redet er davon, daß ich am hellen Tage Gespenster sehe. Und das ist auch gerade, was ich tue! Die Henker, die wir vor einem Menschenalter knebelten, die leben jetzt in Söhnen und Enkeln wieder auf und lauern auf Rache. Weil Tyrstrup es nicht sieht – soll ich mich da blind machen? Soll ich gleichgültig zusehen, wie die mühsam errungenen Ergebnisse des Kampfes zweier Generationen wieder so leichtsinnig aufs Spiel gesetzt werden?«

»Die Ergebnisse?« sagte Frau Berta nach einer Pause. »Sind sie es nicht gerade, die abschreckend wirken?«

»Was meinen Sie damit?«

»Ach – ich finde oft selbst, daß das Ganze hoffnungslos aussieht. Es ist ja alles so ganz anders geworden, als wir einmal glaubten.«

Enslev hatte sich mit einem scharfen Blick nach ihr umgewandt. Er hielt seine beiden Adlerklauen um den Griff des Stockes gepreßt. So saß er lange, ohne etwas zu sagen, während sich eine tiefe Finsternis über sein Gesicht legte.

»Wir Menschen haben ein kurzes Gedächtnis. Die Vergangenheit liegt für uns immer in einer falschen Beleuchtung. Daher verkennen wir den Augenblick. – Es kann vielleicht für den einzelnen ein Glück sein, daß es uns so leicht wird, entschwundene Leiden zu vergessen und Entbehungen zu verleugnen, wenn sie erst gestillt sind. Für die Gesellschaft, für die Menschheit ist das ein großes Unglück. Ein Politiker hat daher in erster Linie die Aufgabe, das stets wache Gedächtnis seines Volkes zu sein, und in diesem Punkt versündigt sich Tyrstrup am allermeisten. Die Jugend unserer Zeit hat die

Freiheit als Wiegengabe erhalten. Aus dem Grunde erscheint sie ihnen als etwas Selbstverständliches und Unverlierbares. Sie begreifen nicht einmal, daß da etwas zu bewachen sein kann. Und in einem solchen Augenblick schmuggelt Tyrstrup einen talarbekleideten Verräter nach dem andern in repräsentative Stellungen hinein. Er liefert unserm ärgsten Feind Waffen aus! ... Sollte ich mir in meinem politischen Leben irgendwelche Vorwürfe machen, so wäre es in erster Linie darüber, daß ich nicht viel früher die Notwendigkeit eines entscheidenden Vorgehens gegen die Kirche eingesehen habe. Ich tröstete mich damit, daß es uns gelingen würde, die unersättlichen Schmarotzer, die an der Kraft des Volkes gezehrt und seit Jahrtausenden sein Leben verdunkelt haben, gründlich auszuhungern. Wir fühlen uns ja alle miteinander beruhigt, wenn wir sahen, wie der lange Bandwurm allmählich selbst einige abgestorbene Glieder von sich gab. Wir bildeten uns ein, daß das Ungeheuer jetzt in seinen letzten Kampfschüben liege, und dann bedeutete das nur, daß eine neue Brut in der Finsternis gezeugt war. Wir bekommen keinen Frieden, ehe wir nicht den Kopf der Schlange zertreten. Will Tyrstrup mich auch diesmal nicht verstehen, so müssen wir miteinander kämpfen!«

Frau Berta legte flehend die Hand auf seinen Arm.

»Enslev! Sie haben in Ihrem Leben so viele strahlende Siege errungen, deren man sich mit Dankbarkeit erinnern wird, solange Dänemark steht. Warum wollen Sie einen neuen, endlosen Streit beginnen und sich der Gefahr aussetzen, Ihre erste Niederlage zu erleben? Bedenken Sie, daß Sie nicht mehr jung sind!«

Er hatte sich ihr wieder zugewandt.

»Sie trösten gut!« sagte er mit einem verbitterten Blick.

Und plötzlich erhob er sich und ging ohne Gruß von dannen.

X

Die Tischgäste waren zu halb sieben Uhr gebeten. Einer der ersten, die kamen, war Danielsen, der Redakteur von Enslevs fünenschem Blatt und selbst Füne, ein jüngerer, wohlbeleibter und rothaariger Mann, dessen glattes Gesicht von Lächeln und Wohlsein strahlte. Enslev hatte einmal von ihm gesagt, er sähe aus, als wäre er durch das Butterloch in einer Schüssel angebrannter Buchweizengrütze zur Welt gekommen.

Nach einer Weile wurde die Tür für Pastor Gaardbo geöffnet. Der Redakteur begrüßte den Pfarrer mit einer Katzenfreundlichkeit, die dieser nicht erwiderte. Und doch ahnte Pastor Gaardbo nicht, daß Danielsen soeben von einer Privataudienz mit Enslev kam und hier den Befehl erhalten hatte, die Wahl des Jägermeisters mit allen Mitteln durchzuführen.

Im Laufe der nächsten Viertelstunde füllten sich die beiden Wohnzimmer. Aus Rücksicht auf die eingeladenen Bauern, und um überhaupt dem Fest einen volkstümlichen Charakter zu verleihen, hatte die Einladung »im Überrock« gelautet. Frau Wilhelmine war in hohem Kleide und Fräulein Söholm in dunkler Seide mit Halbhandschuhen.

Frau Berta und Jytte erschienen erst, nachdem alle Gäste gekommen waren. Als Jytte Pastor Gaardbo erblickte, wollte sie ihren Augen kaum trauen. Sie wußte sehr wohl, daß er eingeladen war – er gehörte ja dem Vorstand an –, aber sie war ganz sicher gewesen, daß er nicht kommen würde. Er besuchte ja keine Gesellschaften. Die Rücksicht auf Enslev mußte ihn wohl bestimmt haben. Enslev war ja sein Oheim. Daran hatte sie nicht gedacht.

Er stand merkwürdig allein, gleichsam verlassen, an einem der Fenster, und es wurde ihr schnell klar, daß die meisten von den Gästen ihn absichtlich mieden. Jetzt sah sie Wilhelmine hochbusig an ihm vorüberstreichen, ohne ihn auch nur eines Blickes zu würdigen. So lächerlich es war, zu sehen, wie die Gans sich kröpfte, konnte sie es doch nicht lassen, sich zu ärgern. Was war nur geschehen? ... Sie hatte Lust, hinzugehen und mit ihm zu reden, nur um zu demonstrieren.

Aber im selben Augenblick kam Enslev herein, und gleich darauf ging man zu Tische.

Jyttes Tischherr war ein alter Tierarzt, der ihr den Gefallen tat, sich in seinen Teller zu vertiefen und sie in Ruhe zu lassen. Ihr gegenüber saß der marmorbleiche Balduin Hansen, gleichsam ein Grabmonument seiner selbst. Ursprünglich hatte auch Pastor Gaardbo hier sitzen sollen, als aber Frau Wilhelmine das entdeckte, hatte sie seine Tischkarte ganz an das untere Ende des Tisches gelegt, so weit von Jytte entfernt wie nur möglich.

Die Stimmung war zu Anfang sehr gedrückt. Enslev war schlechter Laune und machte kein Hehl daraus. Er hatte sich auch alle Tischreden verboten. Es war schon durchgesickert, daß die Verhandlungen der Wahlkommission mit ihm ergebnislos verlaufen waren, und man verstand, daß das eine vollzogene Parteispaltung bedeutete.

Auch Jytte begriff allmählich, was die Luft verdunkelte und Pastor Gaardbo in diesem Kreise isolierte, der hauptsächlich aus Enslevs nahestehenden Freunden bestand.

Nach dem dritten Gang hatte ihr Tischherr seine Sprache wiedergefunden. Er hatte sich zu ihr hinübergebeugt und flüsternd seine Verwunderung darüber geäußert, Pastor Gaardbo hier zu sehen, »nach dem, was jetzt geschehen«.

»Denn es ist ja geradezu Empörung!« hatte er gesagt. »Dieser Dachdecker Sören aus den Aalhäusern ist der Anstifter davon; aber der Pfarrer hätte es meiner Ansicht nach sehr wohl verhindern können, wenn er gewollt hätte. Aber er wollte es nur nicht ...«

Jyttes Herz schlug unruhig. Nun konnte sie den Gedanken nicht länger zurückweisen, daß er sich um ihretwillen überwunden hatte, zu kommen und hier mit so vielen von seinen Feinden an einem Tische zu sitzen. Hatte er von Meta erfahren, daß sie abreisen wollte, und war er gekommen, um ihr Lebewohl zu sagen? Es wäre wohl am besten für sie beide gewesen, wenn sie einander nicht mehr getroffen hätten; aber es bewegte sie, daß er trotz allem, was ihm Meta wahrscheinlich von ihr erzählt hatte, gekommen war.

Es war aber gut, daß sie jetzt hier fortkam. Obwohl sie nicht ein einziges Mal zu ihm hinübergesehen hatte, wurde sie doch von seiner Anwesenheit auf eine Weise beeinflußt, die ihr nicht lieb war. Sie darbtte daran, was ihre Mutter am Vormittag in Anlaß seiner Rede auf dem Waldfest von ihm gesagt hatte, daß er ein mutiger Mann war, der seine eigenen Wege ging; und so viel verstand sie jetzt, daß diese ruhmgekrönten Freiheitsveteranen mit Enslev an der Spitze ihn deswegen scheel ansahen. Die vielen sauren Blicke, die sich nach dem Tischende wandten, wo er saß, empörten sie, erregten wider ihren Willen einen Geist des Aufruhrs in ihr und schufen gleichsam ein heimliches Bündnis zwischen ihnen.

Die Stimmung um den Tisch hatten der Wein und das gute Essen nach und nach aufgetaut. Auch Enslev war zugänglicher geworden. Frau Wilhelmine, die neben ihm saß, glückte es offenbar, ihn in ihre dreisten Liebenswürdigkeiten einzuspinnen. Der Jägermeister dahingegen war noch immer gleichsam blaugefroren im Gesicht vor Unruhe und Spannung. Er wußte noch nicht mit Sicherheit, für wen sich Enslev entschieden, und diese Ungewißheit hatte sich auf seinen Magen geschlagen, so daß er den ganzen Tag hatte Tropfen nehmen müssen. Er hatte ein Gefühl, als befände er sich auf einem schwankenden Schiffsdeck, und setzte diesen Augenblick seine ganze Hoffnung auf die Verführungskünste seiner Frau.

Nach Tische wurde der Kaffee im Gartensaal gereicht. Enslev nahm Platz auf einem der Sofas, mit Frau Wilhelmine neben sich, und hielt Cour ab. Die Türen nach draußen standen offen, und man sah hinaus auf einen sturmverkündenden Abendhimmel, der die Wipfel der Bäume fieberrot färbte.

Jytte war gleich zu Pastor Gaardbo hinübergewandert. Sie hatte gesehen, daß Enslev seinen Gruß nicht erwiderte, als sie einander beim Aufbruch von Tische begegneten, und das empörte sie. Vor aller Augen reichte sie ihm die Hand, und dann gingen sie zusammen in den Garten hinab. Hier draußen wanderten sie um den vorderen Rasenplatz herum, während einige Herren, die sich mit ihren Kaffeetassen und Zigarren auf die Veranda hinausbegeben hatten, die Köpfe zusammensteckten und über sie flüsternten.

Jytte hatte einen Pelzkragen um die Schultern gehängt. Der Pfarrer hielt die Hände mit seinem Strohhut auf dem Rücken. Er hatte sich darauf vorbereitet, die Gesellschaft

zu verlassen, sobald er ihr Lebewohl gesagt hatte. Jytte, die sich darüber wunderte, wie wenig er selbst von dem Unwillen angefochten war, der ihm widerfahren, fragte ihn nach dem Grunde, und da gestand er denn, daß er nicht der Gesellschaft wegen hierhergekommen sei, sondern einzig und allein, weil er gehört hatte, daß sie am nächsten Tage abreisen wolle.

»Ich mußte Ihnen doch Lebewohl sagen, Fräulein Abildgaard. Ich habe so viele Freude davon gehabt, Ihre Bekanntschaft zu machen! ... Sie verzeihen wohl, daß ich das so geradeheraus sage.«

Sein Ton war sanft und ruhig, und Jytte sah nicht, wie bleich er um den Mund war, und daß er von Zeit zu Zeit die Augen schließen mußte, um sich zu sammeln.

Zweimal gingen sie um den Rasenplatz herum. Dann bogen sie in die Lindenallee ab, die tiefer in den Garten hineinführte. Das kam ganz von selber, weil sie sich beide aus dem Bereich der kontrollierenden Augen da oben auf der Veranda fortwünschten. Jytte hatte sich freilich einen Augenblick besonnen. Aber sie empfand selbst die Notwendigkeit, daß sie sich einander gegenüber aussprachen, ehe sie sich trennten. Mochte dann kommen, was da wollte!

Pastor Gaardbo begann nun von dem zu sprechen, was ihm Meta von ihrem Besuch hier am vorhergehenden Tage berichtet hatte.

»Ich konnte es meiner lieben Schwägerin anmerken, daß sie ein wenig entsetzt war über mehrere Ihrer Äußerungen; aber ich sagte ihr, sie dürfe einen Stimmungsausbruch nicht ernst nehmen. Ich kenne Sie ja, Sie brauchen Ihre Worte gern als eine Art Vogelscheuche, um sich die Leute damit vom Leibe zu halten, und viele Leute gewinnen dadurch einen verkehrten Eindruck von Ihnen. Habe ich nicht ein klein wenig recht?«

»Vielleicht,« sagte Jytte, die jetzt bereute, was sie zu Meta gesagt, vor allem die Komödie, die sie zusammen mit Karsten From ihr vorgespielt hatte.

»Wollen Sie mir erlauben, ganz offen zu Ihnen zu reden? Das Fräulein Abildgaard, das die Welt kennt, ist nicht das wirkliche, nicht das wahre. Das ist mir das erste Mal klar geworden, als ich Ihre Augen gesehen habe. Das war an dem Morgen, als ich Ihnen und Ihrer Frau Mutter vor dem Hause der alten Bodil begegnete. Erinnern Sie sich dessen noch?«

Jytte nickte.

»Es lag an jenem Morgen in Ihrem Blick etwas, das mich an einen Falken im Käfig denken machte. Ja, jetzt meinen Sie vielleicht, daß ich versuche, Ihnen zu schmeicheln; aber so ist es nicht gemeint. Ich glaube, Sie fühlen es selbst, daß Sie in eine gesellige Welt eingesperrt sind, in die Sie gar nicht hineingehören, ja, die Ihrer wahren, Ihrer ursprünglichen Natur bitter zuwider ist. Beleidige ich Sie, wenn ich das sage?«

Jytte hatte ein Gefühl, als rühre er an ihr Herz. Es war ihr, als treffe sie zum erstenmal einen Menschen, der sie verstand. Und doch konnte sie es nicht über sich gewinnen, geradezu einzuräumen, was er gesagt hatte. Sie begnügte sich damit, zu erwidern: »Ich verstehe, was Sie meinen.«

Sie waren bis an das Ende der Allee gelangt, wo vor einer halbrunden Bank ein Tisch mit einem Mühlstein als Platte stand. Jytte fühlte sich auf einmal so matt und setzte sich

auf die Bank. Der Pfarrer nahm an dem andern Ende der Bank Platz, so daß sie den Tisch zwischen sich hatten.

Den Ellbogen auf den Tisch gestützt und die Hand unter der Wange, saß Jytte da. Mit der andern Hand zupfte sie an einer Blattpflanze, die in der Mitte des geriefelten Steins in einer Majolikakumme stand. Der Pfarrer saß in vornübergebeugter Stellung, die Arme auf den Knien ruhend, während er seinen Hut zwischen den nervös unruhigen Händen drehte und wendete.

»Fräulein Abildgaard!« sagte er. »Ich wollte Sie nach etwas fragen. Ich weiß nur nicht, wie ich es so sagen kann, daß Ihnen die Antwort nicht zu schwer gemacht wird. – Sie wollen also jetzt abreisen, und ich werde nicht mehr die Freude haben, Sie hier zu sehen und mit Ihnen zu sprechen – Sie zu ›schelten‹, wie Sie zu sagen pflegen. Ich werde nun wohl auch in der nächsten Zeit als Spielball in dieser Wahlbewegung umhergeworfen werden, in die ich halb gegen meinen Willen hineingeraten bin. Aber ich bitte Sie, in voller Aufrichtigkeit eine Frage zu beantworten: Wenn ich das nächste Mal nach Kopenhagen komme – sei es als Reichstagsabgeordneter oder als Privatperson –, wollen Sie mir da gestatten, unsere Bekanntschaft zu erneuern? Darf ich Ihnen und Ihrer Frau Mutter einen Besuch machen?«

Auf diese Frage war Jytte nicht vorbereitet. Ihre Gedanken gerieten in Verwirrung, und sie wußte nicht sogleich, was sie antworten sollte.

Da erhob sich der Pfarrer. Still beugte er sich über den Tisch, indem er sich mit beiden Händen darauf stützte.

»Ich habe Sie so unbeschreiblich liebgewonnen,« sagte er. »Ich habe mich davor gefürchtet, Ihnen das zu sagen ... ich wollte Sie so ungern verletzen. Aber nun ist es gesagt. Und ich bitte Sie nur, mir zu verzeihen, falls ich hätte schweigen sollen.«

Jytte hatte den Kopf ein wenig erhoben. Sie hatte auch eine Sekunde mit einem furchtsam spähenden Blick zu ihm aufgesehen. Jetzt sah sie wieder nieder und sagte: »Pastor Gaardbo! Haben Sie vergessen, daß ich keine Christin bin?«

»Nein, das habe ich nicht vergessen, liebes Fräulein Abildgaard! Dazu haben Sie es zu oft und zu nachdrücklich festgestellt. Aber das macht mich nicht verzagt. Wie sollten Sie das wohl im Grunde geworden sein? Es hat ja niemand zu Ihnen von Gott gesprochen. Nicht einmal, als Sie noch ein Kind waren. Aber ich weiß, daß Sie, wie alle aufrichtigen Menschen, eine Sehnsucht in Ihrem Innersten tragen. Ihre Augen und Ihre Rede haben von einem Entbehren gezeugt, das Sie selbst noch nicht verstehen und deswegen am liebsten verleugnen. Wenn ich das nicht so unsagbar sicher wüßte, hätte ich nie so zu Ihnen gesprochen, wie ich es getan habe.«

Jytte senkte den Kopf wie unter einem Schlag. Sie war einige Minuten lang in das Reich des Glücks eingelassen worden. Jetzt wurde es ihr dunkel vor den Augen, und sie sah wie in einer Vision die Leiche seiner verstorbenen Braut in den Wellen versinken.

»Ich verstehe Sie jetzt!« sagte sie, nachdem sie ihn sine Weile auf Antwort hatte warten lassen. »Es ist ein veredeltes Zukunftsbild von mir, daß Sie schätzen gelernt haben, Herr Pastor Gaardbo! Aber dann kennen Sie mich doch nicht richtig. Ihren guten Glauben an mich würde ich zu kläglich enttäuschen. Ich bin freilich Ihrem Gott niemals

vorgestellt worden, aber ich mache mir auch nichts daraus, es zu werden. Sie haben so viel zu mir von seiner Liebe gesprochen. Aber an die glaube ich nicht. Mein Eindruck von ihm ist ein ganz entgegengesetzter.«

»Fräulein Abildgaard! Jetzt versündigen Sie sich!«

»Das tue ich gewiß,« erwiderte sie und erhob sich. »Aber dann ist die Schuld wirklich auf Ihrer Seite, Herr Pastor. Sie sagen, daß Sie mich lieb haben, daß Sie die beste Hoffnung für meine künftige Besserung haben. Das ist so komisch, daß ich nur darüber lachen kann; aber eigentlich sollte ich mich wohl beleidigt fühlen ...«

»Liebes Fräulein Abildgaard! Ich will ja in jeder Beziehung nur Ihr Bestes!«

»Das glaube ich gern, aber ich ziehe es vor, mit offenen Augen durch die Welt zu gehen und mein bißchen Verstand zu gebrauchen. Der verleiht gerade nicht die lichteste und heiterste Auffassung von der Welt – das ist wahr! Dafür wird man aber zuweilen vor einer Enttäuschung bewahrt. Und glauben Sie mir, es hat auch seine Befriedigung, sich gegen dergleichen Unglücksfälle versichert zu wissen. Deren gibt es ohnehin genug! Aber darüber haben wir nun schon so oft gesprochen, und es liegt kein Grund vor, diese Unterredung fortzusetzen. Ich will Ihnen deswegen Lebewohl sagen, Herr Pastor Gaardbo! – Nein, ich bitte Sie, mich nicht zu begleiten. Ich möchte am liebsten allein gehen. – Leben Sie wohl!« –

Sie sagte die letzten Worte, indem sie ihn mit einem zögernden Blick ansah, ohne ihm die Hand zu geben. Der Pfarrer betrachtete sie mit großen, unruhig flehenden Augen. Er konnte sich nicht entschließen, zu glauben, daß es Ernst war, und verzweifelte bei dem Gedanken, daß sie sich auf diese Weise trennen sollten.

»Fräulein Abildgaard!« bat er und ging ihr nach.

Da wandte sie sich um und rief voll Heftigkeit aus: »Ich hatte Sie gebeten, mich nicht zu begleiten!« –

Oben im Gartensaal waren währenddessen die elektrischen Kronen und Lampen angezündet worden. Durch die offene Verandatür fiel das künstliche weiße Licht auf den vorderen Rasenplatz und brach grell in die Sommernachtdämmerung des Gartens ein.

Auf der Verandatreppe stand Frau Berta und spähte nach Jytte aus. Es war ihr gesagt worden, sie sei mit Pastor Gaardbo hinausgegangen. Karsten From war gekommen, und das hatte sie ein wenig beunruhigt. Der unverfrorene Künstler hatte sich am vorhergehenden Tage bei dem Waldfest dem Jägermeister und Frau Wilhelmine vorgestellt, und beide waren sehr eingenommen von seiner Liebenswürdigkeit. Ganz von selbst hatte er sich erboten, heute abend mit seiner Gitarre hierher zu kommen, um Enslev und die andern Gäste zu unterhalten.

Als Jytte ihre Mutter erblickte, mäßigte sie ihren Gang, und als sie sich unten an der Treppe begegneten, erklärte sie, daß sie einen Spaziergang gemacht habe.

»Aber du siehst so müde aus! ... Und wie kalt deine Hände sind!«

»Ja, mich friert ein wenig. Ich bin auch müde. Ich glaube, ich gehe gleich zu Bett.«

»Das solltest du wirklich tun. Ich gehe auch bald hinauf. Es ist hier gerade nicht sonderlich gemütlich.«

Um nicht durch die Zimmer gehen zu müssen, begab sich Jytte nach dem Eingang im Giebel, von wo aus sie in ihre Stube hinaufgelangen konnte, ohne gesehen zu werden.

Frau Berta blieb stehen und folgte ihr mit den Augen. Es hatte sie ein wenig gewundert, sie allein zu treffen. Es war ihr nicht möglich, klug daraus zu werden, ob sich da wirklich etwas zwischen Jytte und Pastor Gaardbo angesponnen hatte. Sowohl John als auch Wilhelmine hatten ihr davon gesprochen und sie ironisch beglückwünscht. Und doch wagte sie nicht, sich der Hoffnung hinzugeben. Sie war schon zu oft enttäuscht worden.

XI

Enslev verließ Storeholt am nächsten Morgen, um nach Jütland zu reisen, wo er wieder auf einer Versammlung reden sollte, und während der folgenden Wochen war er ununterbrochen auf der Reise, zog von einem Wahlkreis nach dem andern, um Truppen zu werben für den Kampf gegen die Geistlichkeit, den er trotz der Warnungen vieler seiner Freunde dem Volke jetzt aufzwingen und auf Leben und Tod auskämpfen wollte.

Im Hauptquartier in Kopenhagen hatte man anfänglich den Feldzug des kranken Mannes nicht sonderlich ernst genommen. Nach seiner Rede im Striger Walde sahen ihn viele als halb unzurechnungsfähig an und wünschte um seines historischen Namens willen, daß er bald sterben möge. Aber allmählich, als der Wahltag näher heranrückte, wuchs die Nervosität in der Tyrstrupschen Presse. Ringsumher in den Kreisen verursachte Enslev Unsicherheit und Verwirrung, und die politischen Wetterfahnen fingen an zu schwingen.

Auch die Kandidatur des Jägermeisters, die anfangs Heiterkeit erregt hatte, begann man jetzt im Jerver Kreise ernsthaft in Erwägung zu ziehen. »Fyns Venstre« war die meistgelesene Zeitung der Umgegend, und Redakteur Danielsen hatte täglich irgendein »Eingesandt« als Marktschreier für die Verdienste des Jägermeisters auftreten lassen. Wirkensdrang, Tatkraft, Gerechtigkeitsgefühl, Derbheit, Seelenadel, Opferwilligkeit, Herzenswärme, Treue, Begeisterung und Freimütigkeit waren einige von den Tugenden, die ihm das Blatt in diesen Wochen beigemessen hatte. Auch seine landwirtschaftlichen Versuchsarbeiten waren mit Anerkennung erwähnt worden, namentlich sein Kampf für die Ausrottung des Kartoffelschimmelpilzes, dem er, wie berichtet wurde, in uneigennütziger Weise sein Vermögen geopfert hatte.

Auf den Wahlversammlungen gewann er allmählich durch seine Reden die Stimmung für sich. Seine geschlechtslose Stimme rief allerdings zuweilen Gelächter hervor, aber an Worten fehlte es ihm nicht. Und gerade die menschlichen Eigenschaften, die sein Unglück im Privatleben veranlaßt hatten, kamen ihm als Wahlkandidat zugute. Seine Charakterlosigkeit, sein verantwortungsloses Nachplappern, seine Mildtätigkeit in bezug auf Versprechungen und leichtsinnige Versicherungen gewannen ihm viele Freunde, während Pastor Gaardbo, der nicht mehr versprach, als er halten zu können glaubte, und keine einmal gemachte Äußerung widerrief, selbst wenn er wußte, daß sie ihm schaden konnte, oft den Interpellanten gegenüber zu kurz kam.

Am Morgen des Wahltages fuhr der Jägermeister bei prächtigem Sommerwetter zusammen mit Frau Wilhelmine von Storeholt fort. Er war stark nervös nach der wochenlangen Spannung und erschlaft nach einer schlaflosen Nacht. Er hatte an diesem Morgen zum erstenmal seit vielen Jahren zu Gott gebetet und sich im übrigen durch ein solides englisches Frühstück, aus Hafergrütze, Schinken und Eiern bestehend, gestärkt.

Der Anblick der mächtigen Plakate mit seinem Namen, die im Laufe der Nacht überall an den Mauern und Telephonpfählen angeschlagen waren, erhöhte seine Zuversicht.

»Stimmt für Hagen!«

Auf dem ganzen langen Wege bis zum Wahlort begegneten seine Augen den riesenhaften Aufrufen, und sein Gemüt ward bewegt durch diese Zeugnisse von dem Vertrauen des Volkes. Freilich waren da auch viele Anschläge mit Pastor Gaardbos Namen, aber er bemerkte mit Befriedigung, daß sie kleiner waren als die seinen und außerdem eine häßliche welkgrüne Farbe hatten.

Auf dem Marktplatz in Jerve war die Wahltribüne zwischen vier Flaggenmasten errichtet, und hier versammelte sich gegen zehn Uhr eine ruhige und ziemlich gleichgültige Menge, die aus ihren Pfeifen paffte und von Schweinepreisen sprach, während der königliche Brief verlesen wurde. Ein persönliches Interesse an dem Ausfall der Wahl hatten nur die wenigsten. Ob der Jägermeister oder der Pfarrer gewählt wurde –, es war doch stets das Volk, das regierte.

Allgemein nahm man an, daß der Jägermeister siegen würde; aber es war hier wie fast überall im Lande unmöglich, die Wirkung von Enslevs Auftreten zu berechnen. Man hatte sich innerhalb der Partei diesmal auf Grund von Fragen geteilt, die bisher eine Wahl nicht in dem Maße beeinflußt hatten. Das Ergebnis der Abstimmung war bis zuletzt unsicher, und in den vielen Wirtschaften, die den Marktplatz umgrenzten, wurden beim Glase Bier Wetten eingegangen, ganz wie auf der Traberbahn. Nachdem die Auszählung der Stimmzettel begonnen hatte, stieg der Kurs auf den Pfarrer plötzlich um hundert Prozent infolge von Nachrichten, die aus den Wahllokalen durchgesickert waren. Einmal hieß es sogar mit großer Bestimmtheit, daß seine Wahl gesichert sei.

Das war jedoch nicht der Fall. Die Stimmenzahl des Pfarrers wurde im Gegenteil eine ernste Enttäuschung für seine Freunde. Enslevs Wahltaktik war richtig berechnet gewesen. Am Abend wurde die Wahl des Jägermeisters zum Folkethingsabgeordneten des Kreises mit einer Mehrheit von einigen hundert Stimmen verkündet. Auf einem Hintergrund von pfaufarbenen Sonnenuntergangsstrahlen trat er auf der Tribüne vor und nahm die Huldigung seiner Wähler entgegen, indem er mit einem Kunstgriff, den er seinem politischen Führer und Lehrmeister abgeguckt hatte, mit ausgestreckten Armen dankte, als wüßte er, jedem einzelnen die Hand drücken zu können.

Hinterher zog ein Triumphzug, mit Musik an der Spitze, nach dem Gasthof, wo eine Siegesmahlzeit eingenommen werden sollte.

Als der Zug an der Wohnung des Kreisarztes vorüberkam, stand Doktor Gaardbo am offenen Fenster und demonstrierte mit einem mächtigen Hohngelächter. Wenn es aus diesem Grunde nicht zu Unruhen kam, so hatte das nur darin seinen Grund, daß ihn niemand ernsthaft nahm und die meisten ihn für ein wenig verrückt hielten.

Der Doktor und Meta saßen dann da und warteten auf den Pfarrer, der im Laufe des Tages nur ein paar kurze Besuche im Doktorhause gemacht hatte. Als er nicht kam, wurde nach dem Mäßigkeitshotel telephoniert, wo er und seine kirchlichen Freunde während der Wahlhandlung ihren Sammelplatz gehabt hatten. Zu ihrem größten Erstaunen hörten sie nun, daß er nach Hause gefahren war.

»Was kann das bedeuten?« fragte der Doktor. »Er muß ja elend geworden sein. Ich will gleich zu ihm hinausfahren. Er hat sich sicher überanstrengt. Wenn es mir gelingt, ihn zu überreden, bringe ich ihn mit zurück. Ach, hätten wir ihn doch verheiratet, Meta! Er wird immer überirdischer und exaltierter!«

»Daß es mit Jytte nichts geworden ist, sollst du dir nicht leid sein lassen,« sagte Meta.
»Sie hätte Johannes nur unglücklich machen können.«

»Glücklich oder unglücklich – das ist nicht die Hauptsache! Wenn wir nur unsere Schuldigkeit tun, so kommen wir immer auf irgendeine Weise in ein vernünftiges Verhältnis zum Dasein. – Na, dann fahre ich jetzt!«

Während er in seinem holzschuhförmigen Wagen die Landstraße entlang rollte, gedachte er eines Sommertages vor langer Zeit in Kopenhagen, als sein Bruder zusammen mit ein paar andern theologischen Studenten nach England reiste, um bei einer großen christlichen Weltversammlung die dänischen Akademiker zu vertreten. Er konnte ihn noch deutlich vor sich sehen, wie er an der Reling stand und seine Mütze schwenkte, während der große, häßliche Kohlendampfer durch das Fahrwasser dahinglitt und verschwand.

Er hatte oft daran gedacht, daß er bei der Gelegenheit den richtigen Johannes im Grunde zum letztenmal gesehen hatte. Als er zurückkam, war er ein anderer. Er, der zuweilen durch seine Ausgelassenheit ein wenig kindisch hatte wirken können, war stumm und ernsthaft geworden. Er, der so unbefestigt im Glauben gewesen, daß er mehrmals daran dachte, das theologische Studium aufzugeben, um sich den Sprachstudien zu widmen, war jetzt felsenfest in seinem Entschluß, Geistlicher zu werden. Kurze Zeit darauf war es auch gewesen, daß er bei einer politischen Versammlung, wo er als Redner auftrat, zur allgemeinen Überraschung mit dem Glaubensbekenntnis schloß.

Auf ihr brüderliches Verhältnis war seine Verwandlung lange Zeit ohne Einfluß geblieben. Erst nach dem Tode der armen Rosalie und namentlich, nachdem er und Meta nach Jerve gekommen waren, hatte er zuweilen merken können, daß er nahe daran war, das Vertrauen seines Bruders zu verlieren. So wie zum Beispiel heute wieder! Was sollte das heißen, daß er nach einem solchen Ereignis nach Hause fuhr, ohne sich ordentlich ausgesprochen zu haben? ... Fast wünschte er, daß Johannes wirklich krank geworden sei.

Er traf den Bruder allein. Der Pfarrer ging auf und nieder in seinem halbleeren Arbeitszimmer, in dem nur die kleine niedrige Lampe auf dem Pult unter dem Christusbilde brannte. Er hielt mit geistesabwesender Miene in seiner Wanderung inne, als der Doktor hereinkam.

»Bist du es?« sagte er.

Der Doktor merkte sogleich an dem Ton, daß er nicht willkommen war.

»Warum haben wir nichts von dir gesehen, Johannes? Du konntest doch wissen, daß wir dich erwarteten. Meta hatte auch Anstalten gemacht, um dich ein wenig gut zu bewirten nach den Anstrengungen des Tages.«

»Ich hatte das Bedürfnis, nach Hause zu kommen. Willst du deiner Frau meine Entschuldigung überbringen. Es tut mir leid, daß sie Mühe gehabt hat.«

Der Doktor setzte sich, während der Pfarrer seine Wanderung wieder aufnahm.

»Du bist natürlich enttäuscht von dem heutigen Ergebnis.«

»Allerdings.«

»Ich meine, du sollst es dir nicht zu sehr zu Herzen nehmen, Johannes! Du hast es nun nicht nötig, dich an dem politischen Hexensabbat zu beteiligen, aber ganz umsonst hast du dich doch nicht aufgeopfert. Balduin hast du auf alle Fälle vertrieben, und er ist unbedingt der Bösartigste mit seinem verschrobenen Idealismus. In den Augen vieler ist dieser Quatschkopf ja ein ganzer Prophet. Der Jägermeister gehört zu den verhältnismäßig unschuldigen Verbrechern. Er trägt seine verderbte Natur außen auf dem Rock wie eine Dekoration. Man darf wohl sogar hoffen, daß dieser Ritter alles Jammervollen als nützliches Schreckbild auf die Öffentlichkeit wirken wird. Insofern sehe ich deswegen kein so großes Unglück darin, daß es gegangen ist, wie es ging.«

»Nein, das tust du wohl nicht,« sagte der Pfarrer und blieb stehen. »Du vergißt aber, daß sich die Sache für mich in jeder Beziehung anders stellt. Ich nehme mir meine Niederlage nicht um meiner *selbst* willen zu Herzen.«

Der Doktor schwieg einen Augenblick. Ihm war in des Bruders Blick eine offene Feindseligkeit entgegengetreten, wie er sie in letzterer Zeit, namentlich nach Jytte Abildgaards Abreise, mehrmals hatte aufblitzen sehen.

»Wie stellt sich denn die Sache für dich?« fragte er.

»Das kann ich dir nicht erklären, ohne auf Dinge einzugehen, von denen zu reden du mir verboten hast. Aber so viel will ich dir doch sagen: wer jetzt nicht das Seine dazu tun will, dem Ärgernis Einhalt zu gebieten durch Gebet zu Ihm, der allein helfen kann, der hat selbst Anteil daran. Er hat Mitverantwortung für die Zerstörung, wieviel guten Willen er sonst auch bezeugen mag zur Teilnahme an der Arbeit für die sittliche Aufrichtung des Volkes. Du sprichst von der verderbten Natur des Menschen. Du schreibst ja sogar an einem Buch, das davon handelt. – Aber du verstehst sie selbst nicht, Paul, ehe du nicht gelernt hast, daß nur *ein* Weg zur Erlösung der Menschheit führt – der Weg des Kreuzes.«

»Du weißt, der ist für mich ein Krebsweg.«

»Ach – Prahlerei! Frechheit ist das und nichts weiter! Du und deinesgleichen, ihr verderbt das Volk. Das ist die Wahrheit! Ihr habt kein Gewissen, und die Ehrlichsten unter euch geben zu, daß ihr Gott haßt.«

Der Doktor erhob sich.

»Höre einmal, Johannes, dies hier muß aufhören. Ich bin nicht gekommen, um mit dir zu streiten, aber ich entschuldige dich. Du bist abgespannt von den Mißgeschicken des Tages, und ich muß wohl lieber gehen. Morgen komme ich wieder. Dann hoffe ich, daß mit dir zu sprechen ist. – Gute Nacht, Johannes!«

Er reichte ihm die Hand. Der Pfarrer aber behielt die seine hinten auf dem Rücken.

»Einem Gottesleugner gebe ich nicht die Hand!«

Der Doktor zuckte zusammen. Er wurde kreideweiß und starrte den Bruder mit halboffenem Munde an.

»Das Wort wiederholst du nicht noch einmal, Johannes!«

»Einem Gottesleugner gebe ich nicht die Hand!« sagte der Pfarrer abermals und diesmal mit der ganzen Kraft seiner Stimme.

Die Antwort des Doktors war eine schallende Ohrfeige. Der Pfarrer taumelte zurück, und ehe er wieder zu sich kam, war der Bruder gegangen. Einen Augenblick später fuhr er aus dem Hof hinaus.

I

Der Jütland-Expresszug jagte Kopenhagen zu mit einer halben Stunde Verspätung infolge von Nebel über den Belten. Der graue Oktobertag war in eine farblose Dämmerung hinübergeglitten, und nun war es dunkler Abend mit einem sternlosen Himmel. Während der Zug den rötlichen Nebelfleck am Horizont, der Kopenhagen war, entgegendonnerte, fegte der Lichtschimmer aus den Abteilen über nasse Pflugäcker und tropfende Hecken hin, traf gleich einem Scheinwerfer die weißen Gebäude eines Bauernhofes, der einen Augenblick taghell in der Dunkelheit leuchtete, warf sich im nächsten Nu über ein Bahnwärterhaus und offenbarte ein Fuhrwerk, das vor dem herabgelassenen Schlagbaum hielt, flog weiter über andere aufgeweichte Felder und wassergefüllte Gräben, über treibende Hecken und ein erleuchtetes Bahngelände, an dem der Zug mit einem langen Pfiff vorübersauste.

»Das war Glostrup!« tönte es durch die überfüllten Abteile, wo man jetzt begann, die Schläfrigkeit abzuschütteln und das Handgepäck zusammenzusuchen.

Ein starkknochiger Mann in einem Wagen dritter Klasse hatte schon lange mit dem Regenschirm in der Hand dagesessen, seine Reisetasche auf dem Schoß, eine altmodische Familienreisetasche mit gestickten Figuren an den Seiten, wie man sie jetzt nur noch selten sieht. Es war ein Mann, der auch aus anderen Gründen die Neugier seiner Mitreisenden gereizt hatte. Er war ländlich gekleidet und hatte ein großes, wettergebräuntes Gesicht, in dessen schwarzem Bartgrund die Lippen wie ein paar Wunderländer glühten. Seine Weste war bis an den Hals hinauf geschlossen, und dieser war – statt eines Kragens – mit einem rotbunten Tuch umwickelt. Auf dem Kopf trug er eine breitköpfige Mütze mit einem Lederschirm. Wenn die Kleidung nicht so nach kleinen Leuten ausgesehen hätte, würde man ihn für einen Schullehrer vom Lande gehalten haben. Ein Bauer war er auch kaum trotz seiner dunklen Haut. Etwa ein Roßkamm? Ach ja! Aber da war dieser Regenschirm! Außerdem trug der Mann eine Brille. Und seine völlige Unzugänglichkeit ließ es auch nicht annehmbar erscheinen, daß er auf den Marktplätzen heimisch war. War er vielleicht doch ein Schullehrer? Oder ein Laienprediger? Ein Kolporteur? ...

Jetzt glitt der Zug zwischen den Bahnsteigen in den Hauptbahnhof hinein, und alle hatten Eile, hinauszukommen. Nur der dicke Mann blieb sitzen, bis die andern das Abteil verlassen hatten. Er hatte nichts, was ihn zur Eile antrieb. Da stand niemand und erwartete ihn. Er war ein Fremder.

Erst als der Wagen fast leer war, stand er auf.

Aufmerksam folgte er dem Strom die Treppe hinauf. Drinnen in dem Lichtmeer der Vorhalle blieb er einen Augenblick stehen, voller Staunen über den prachtvollen Raum, bis er von einem Gepäckträger, der sich – mit Koffern beladen – seinen Weg bahnte, einen Puff in den Rücken erhielt.

Schließlich stand er allein draußen, während die letzten Droschken davonrollten. Ein alter Dienstmann, der sich ihm, die Hand an der Mütze, näherte, wurde abgewiesen, und er steuerte nun in der Spur der Droschken der »Passage« zu.

An der Ecke blieb er wieder stehen und sah sich um, er wollte sich orientieren: Es waren zwölf Jahre her, seit er in der Hauptstadt gewesen, und der Bahnhof lag damals an einer andern Stelle. Der ohrenbetäubende Verkehr von Menschen und Wagen machte ihn mutlos. War dies wirklich Kopenhagen? Er hatte ja freilich gehört, daß sich die Stadt in den letzten Jahren sehr verändert habe und eine Weltstadt geworden sei. Aber dies geschäftige Gewimmel auf den Bürgersteigen, diese lange Reihe von Straßenbahnen, die wie ganze Eisenbahnzüge dahinsausten mit schwefelblauen Funken unter den Rädern, dieser Schwärm von Kraftwagen, die surrend zwischeneinander hin und herfuhren wie rotäugige Riesenkäfer, dieser Lärm von Hupen, das Geklingel von Glocken, wie auf einem Marktplatz – war das wirklich Kopenhagen? Alle Häuser waren illuminiert. Über dem Dach eines Gebäudes auf der andern Seite der Straße stand mit flammenden Buchstaben: »Whisky ist das beste Getränk.« Und siehe da! Noch höher hinauf wurde von einer unsichtbaren Hand mit Feuerschrift an den Himmel geschrieben: »Söholms Kaffee ist der billigste.«

»Dies ist ja die Hölle!« murmelte er.

Im selben Augenblick wurde er von einem jungen Menschen angedredet, der sich ihm von hinten genähert hatte, eine schäbige Erscheinung mit einem knorpelweißen Auge unter einer gespaltenen Braue. Der Bursche lüftete mit zwei Fingern den Hut nachlässig über seinem pomadisierten Kopf.

»Sucht der Herr nicht ein gutes Logis?«

»Kümmern Sie sich um Ihre eigenen Angelegenheiten!« antwortete er und ging weiter, der Stadt zu.

Aber der andere folgte ihm und war gleich wieder an seiner Seite.

»Entschuldigen Sie! Ich kann Ihnen ein sehr feines Logis empfehlen ... bei einer Dame ... sehr sauber. Gleich hier in der Nähe.«

»Wenn Sie nicht machen, daß Sie wegkommen, schlag ich Ihnen die Knochen im Leibe entzwei!« rief er ganz außer sich und erhob den Regenschirm zum Schläge.

Die Leute blieben stehen. Schon wollte sich ein Auflauf bilden, als der Bursche auf einmal wie in die Erde verschwunden war.

»Ja, dies ist wirklich die Hölle!« wiederholte er für sich, indem er, am ganzen Leibe zitternd, seinen Weg fortsetzte. Und hier sollte er in den langen, langen Monaten der winterlichen Dunkelheit leben, von seinen Lieben getrennt! ... Ja, ja, so war es Gottes Wille.

Er erreichte den Rathausplatz und ging nach dem Vartou-Stift hinab, dessen rote Mauern er aus der Entfernung mit einem leisen Gefühl trauter und heimlicher Freude wiedererkannte. Er bog in das entlegene Stadtviertel aus alten Häusern ein, das ungestört hinter diesem ehrwürdigen Stift liegt, ein Stück aufbewahrter Vergangenheit. In diesen stillen, menschenleeren Gassen, wo nur ein paar armselige Laternen leuchteten, und wo alle Handwerksleute stumm in den Haustüren standen und ihre Pfeifen nach Feierabend rauchten, beruhigte sich sein Gemüt wieder. Hier begegnete er einem Überrest des provinziellen Kopenhagens, mit dem er vertraut war.

Er fand auch bald das Hotel, das er suchte. Es hieß »Herberge zur Heimat« und nannte sich ein christliches Gastheim. Auf der Diele, von der eine Tür mit einem

Guckloch in das Kontor führte, erschien ein jüngerer Herr in schwarzem Rock, der ihn mit einem evangelischen Gruß willkommen hieß.

»Kann ich ein Zimmer bei Ihnen bekommen?«

Der Evangelist klingelte. Das Faktotum des Hotels – ein alter Hauskobold mit langem Bart und einer Brille – tauchte auf und bat ihn kurz, mitzukommen. Oben im dritten Stockwerk wurde er in ein Zimmer gewiesen, in dem es – ebenso wie auf der ganzen Treppe – wie in einem Käsekeller roch.

»Was kostet das Zimmer?« fragte er.

Die Antwort kam erst nach langem Zögern und gewissenhaftem Befingern des großen Bartes.

»Zwei Kronen,« sagte der Alte endlich, als überlasse er ihm das Zimmer mit großem Bedenken und nur aus Christenliebe zu dem Preis.

»Haben Sie kein billigeres?«

»Ein billigeres?«

Der Alte sah ihn über die Brillengläser scheel an und schien sich abermals mit seinem Innersten zu beraten.

»Wir haben ein paar Bodenzimmer zu einer Krone,« sagte er. »Aber die Heizungsrohre gehen nicht da hinauf. Und da ist auch kein Ofen.«

»Das ist einerlei. Zeigen Sie mir die.«

Er wurde nach einer Kammer mit getünchten Wänden und einem schrägen Dachfenster hinauf geführt. An der einen Seite stand eine riesige hölzerne Bettstelle. Mitten im Zimmer standen ein Tisch und zwei hölzerne Stühle und an der andern Wand ein verrostetes eisernes Gestell mit Wascheinrichtung.

»Ich nehme dies hier!« sagte er sofort, obwohl es so kalt da oben war, daß er seinen Atem sehen konnte. »Und dann haben Sie wohl die Güte, dafür zu sorgen, daß mir etwas Abendbrot hier heraufgebracht wird. Vier Stück unbelegtes Butterbrot und eine halbe Flasche Dünnbier. Sagen Sie aber, bitte, in der Küche, daß es dicke Schnitten sein sollen.«

Der Greis beäugte seine Kleidung.

»Sie können sonst auch unten in der Gaststube essen.«

»Nein, ich wünsche, daß mir das Essen hier heraufgebracht wird. Und ohne Extrabehaltung. Das steht in Ihren Ankündigungen.«

»Ja, ja! Nehmen Sie es nur nicht übel, mein Lieber. Das ist ja natürlich Ihre Sache! – Wie ist Ihr Name?«

»Pastor Vestrup, Hviring Strandhäuser.«

Der Alte starrte ihn an.

»Sind Sie Pastor? ... Aber wollen Herr Pastor nicht doch lieber das Zimmer unten nehmen? Ich denke, daß Sie es für anderthalb Kronen bekommen können. Ich will hinuntergehen und den Verwalter fragen.«

»Nein, ich bleibe hier! Und der Preis ist also eine Krone ohne Extrabehaltungen

irgendwelcher Art.«

»Ganz wie der Herr Pastor wünschen,« sagte der Alte, der lauter Demut geworden war.

»Und dann waren es vier Stücke Unbelegtes und eine halbe Flasche Dünnbier.«

»Ich will dem Mädchen sofort Bescheid sagen.«

»Vergessen Sie auch nicht – dicke Schnitten!«

Sobald Mads Vestrup allein geblieben war, wanderten seine Gedanken heimwärts zu Frau und Kindern, die er vor nicht mehr als acht, neun Stunden noch um sich gehabt. Sie hatten ihn alle an den Bahnhof begleitet, und vom Zuge aus hatte er den letzten Schimmer der Lieben gesehen, die sich bereits auf dem Heimwege befanden. Wann würde er sie wiedersehen?

»Denk jetzt nur nicht an uns!« hatte Frau Stine beim Abschied zu ihm gesagt. »Die vierzig Kronen reichen weit. Und nun hab ich ja auch meine Strickmaschine!«

Drei unsagbar glückliche Wochen hatte er daheim bei der Familie in dem kleinen Fischerhaus an der See verbracht, wo die Seinen das letzte halbe Jahr zur Miete gewohnt hatten, während er selbst auf der Wanderung gewesen war. Große Teile von Jütland und Fünen hatte er im Laufe des Sommers bei Wind und Wetter zu Fuß durchwandert. Als aber die Herbstkälte kam und die Versammlungen im Freien verhinderte, hatte er sich gezwungen gesehen, mit dem Predigen innezuhalten, weil seine ehemaligen Amtsbrüder ihm die Versammlungshäuser verschlossen hatten. Da war er denn heimgekehrt mit der Absicht, sich im Winter durch Strohmatteflechten und Besenbinden zu ernähren und im übrigen Stine behilflich zu sein, die für ein Geschäft in Vejle Strickarbeit übernommen hatte.

Aber jetzt vor acht Tagen hatte er einen sonderbaren Brief von der Redaktion des »Fünften Juni« erhalten, die ihn aufforderte, nach Kopenhagen zu kommen und ihm die Unterstützung des Blattes in seinem Kampf gegen die Kirche der Lüge verhiess. Nach Beratschlagung mit Stine hatte er das Anerbieten angenommen, in dem sie beide einen Wink von oben, ja einen Befehl erblickten. Es war ihm nicht vergönnt, zur Ruhe zu kommen, er sollte abermals seine Lenden schürzen, um nach dem Thronitz des Antichrist selbst zu ziehen, von wo aus sich das Verderben über das Land gebreitet hatte. Daß die Aufforderung von einem Blatt wie der »Fünfte Juni« kam, dessen Geist sie sehr wohl kannten, beunruhigte sie nicht. Gott ging seine eigenen, verborgenen Wege, und Christus selber hatte die Gastfreundschaft von Zöllnern und Sündern angenommen.

In den letzten Tagen hatte Stine genug zu tun gehabt, um ihn zur Reise auszurüsten, so daß er sich in der Hauptstadt sehen lassen konnte, ohne sich schämen zu müssen. Sie hatte ihm eigenhändig eine neue Frieshose genäht, und in Vejle hatte sie bei einem Trödler einen kaum getragenen Rock zu sehr billigem Preis erstanden. Und nun heute morgen hatte sie ihm die Haare geschnitten und seinen Leib gewaschen, so wie seine selige Mutter es getan, als er zum erstenmal in die Welt hinaus sollte. Ja, wie unermüdlich war die liebe kleine Person nicht in ihrer Fürsorge für ihn gewesen! Wie war sie, die arme Schwache, nicht heldenmütig tapfer gewesen während ihres ganzen Unglücks! Nie kam die leiseste Klage über ihre Lippen. Nie dachte sie auch mehr an

diese Tropfen und Bandagen, womit sie sich im Favsinger Pfarrhause so zwecklos gequält hatte, so wie er damals mit seinem Gewissen herumgehütet und sich mit der Heiligen Schrift angefüllt hatte, als sei sie eine wundertätige Medizin, ein geistiges Abführungsmittel, das die Sündhaftigkeit aus einem armen Menschen heraustreiben könne!

Es wurde an die Tür gepocht. Ein Mädchen kam herein, das Abendbrot auf einen Teebrett tragend.

Sie brachte außerdem den Bescheid, daß ein Mitarbeiter vom »Fünften Juni« im Hotel angeklingelt und nach ihm gefragt habe. Jetzt lasse der Verwalter fragen, ob der Herr Pastor mit dem Herrn sprechen wolle, wenn er kam.

Mads Vestrup wandte sich ab und sagte ja.

Er hatte gerade sein Butterbrot verzehrt, als abermals geklopft wurde; und ehe er noch »herein« gerufen hatte, stand schon ein Mensch in der Tür.

Es war ein kleiner, älthlicher Mann mit in die Höhe geschlagenem Rockkragen, den Hür tief in die Augen gezogen. Von seinem Gesicht sah man nur eine blaurote Nase und einen struppigen Schnurrbart.

»Mein Name ist Carlsen – A. B. D.,« sagte er und nahm erst jetzt den Hut ab. »Und das ist also Pastor Vestergaard, den ich zu begrüßen die Ehre habe.«

»Mein Name ist Vestrup.«

»Verzeihen Sie, mein Herr! Es ist leider eine meiner hundertundsiebzehn menschlichen Schwächen, daß ich die Namen verwechsle.«

Herr Carlsen, mit dem, gleichsam als unsichtbarer Begleiter, ein kräftiger Spiritusduft ins Zimmer gekommen war, nahm ohne Aufforderung Platz auf dem nächsten Stuhl und schlug seinen Überrock zurück.

»Sind Sie es, von dem ich vor einiger Zeit einen Brief erhielt?« fragte Mads Vestrup.

»Freilich! A. B. D. Carlsen. Auf Befehl des Chefredakteurs schrieb ich an Sie. Übrigens wissen Sie vielleicht, daß der Altvater persönlich den Wunsch geäußert hat, wir möchten Sie dem Kopenhagener Publikum vorstellen.«

»Von wem reden Sie da?«

»Haben Sie Enslev nicht diesen Sommer auf einer Versammlung getroffen? Jedenfalls ist es sein Wunsch, Sie zu lanzieren, mein Herr! Das weiß ich mit Sicherheit. Wir sind ja darauf aus, Hilfstruppen zu werben.«

Mads Vestrup, den das tölpelhafte Auftreten des Mannes im ersten Augenblick empört hatte, war jetzt ruhiger geworden. Voll Mitleid betrachtete er das geschwollene Gesicht, das an Nase und Wangen, zwischen dem Schnurrbart und den schweren Augen voll von roten Trinkerflecken war. Und er sagte zu sich selbst, daß auch dieser arme, verirrte Mensch einer von denen war, denen er Jesu Christi Botschaft von Friede und Erlösung bringen sollte.

»Sie schrieben mir, Sie wären der theologische Mitarbeiter des Blattes. Wie ist das zu verstehen?«

»Ich vertrete Dr. Svendsen. Er studiert augenblicklich in Deutschland. Mein Fach sind sonst die Tingeltangel und andere Belustigungen – A.B.D. Dann wissen Sie Bescheid, nicht wahr?«

»Aber ich irre doch nicht! Sie unterschrieben sich *cand. theol.*«

»Das bin ich auch, mein lieber Herr! Magister mit Auszeichnung – wenn ich bitten darf! Hätte das Unglück nicht gewollt, daß der Kinderglaube in die Brüche gegangen wäre bei dem emsigen Umgang mit dem Buch der Bücher, so säße A. B. D. jetzt weich und warm auf einer fetten Pfarre und verhätschelte seine hundertundsiebzehn kleinen menschlichen Schwächen mit Käppchen und Meerschaumpfeifen.«

»Dann haben Sie also nie daran gedacht, Pfarrer zu werden?«

»Nun müssen Sie mich nicht beleidigen! Wissen Sie, was meine verstorbene Frau sagte, damals, als wir uns auf das hin verheirateten, was man ungewisse Einnahmen nennt? Lieber Aufwartefrau in einer öffentlichen Retirade als Pfarrersfrau, sagte sie. – Man hatte ja seine Ideale, Verehrtester! Wir bildeten uns in jenen Zeiten ein, daß wir Menschen in der Lage sind, Ehrgefühl zu haben. Gott sei uns gnädig, mein Herr! Es ist ein kostspieliges Vergnügen, dergleichen Luxustiere im Stall zu haben. Das waren die letzten Worte meiner Frau, ehe sie starb. – Hm ja, – aber davon wollten wir ja eigentlich nicht sprechen,« unterbrach er sich selbst und begann in seinen Taschen nach dem Notizbuch zu suchen. »Wir wollten ja gern ein Interview haben.«

Mit Staunen hatte Mads Vestrup gesehen, daß aus den Augen des verhudelten Trunkenboldes zwei große Tränen rollten, und er mußte abermals an den Heiland denken, der sich zwischen Zechbrüdern und liederlichen Weibern bewegt, ja ihre Gesellschaft der pharisäischen Priester vorgezogen hatte. Wie er das verstand! Ja, *Er* hatte es gewußt, der von Gott Auserwählte, daß, solange ein Mensch nicht in Selbstgerechtigkeit verhärtet war, sondern verzweifeln konnte, noch Hoffnung auf seine Besserung vorhanden war.

Herr Carlsen fand endlich das Notizbuch unten in dem Futter seiner Joppe, aber nun machte er die Entdeckung, daß ihm auch der Füllfederhalter abhanden gekommen war, und er mußte von neuem eine umständliche Durchsuchung seiner Person vornehmen. Indessen erklärte Mads Vestrup, er wünsche die Unterredung bis auf den nächsten Tag hinausgeschoben. Er wolle dann inzwischen darüber nachdenken, was von seinem Privatleben die Öffentlichkeit interessieren könne, und vielleicht würde er es vorziehen, selbst einen Bericht über seine Stellung zur Kirche und zu dem christlichen Gemeindeleben auszuarbeiten.

»Ja – Tod und Teufel – das würde sich natürlich am allerbesten ausnehmen. Den setzen wir dann an demselben Tage, an dem Sie zum erstenmal reden, unter den Strich. Haben Sie sich übrigens schon für ein Lokal entschlossen? – Nun, da ist ja zum Beispiel der alte ›Brottrug‹. Der ist früher von der Heilsarmee zu Erbauungsversammlungen benutzt worden. Und dann ist da das ›Elysium‹. Da ist drei Abende in der Woche öffentlicher Ball, aber sonst ist es gewiß frei. Sie können gern sagen, daß der ›Fünfte Juni‹ hinter Ihnen steht – das ist eine hinreichende Empfehlung. Im ›Elysium‹ kenne ich den Wirt. Sie können ihm sagen, daß er mich zwischen fünf und sieben antelephonieren kann.«

Herr Carlsen erhob sich jetzt, setzte den Hut auf und begann zum drittenmal mit beiden Händen eine Jagd durch alle Taschen.

»Ach, hören Sie mal ... Sie haben wohl nicht zufällig eine bessere Zigarre bei sich? Ich sehe, ich habe meine Zigarrentasche vergessen.«

»Nein, ich habe aufgehört zu rauchen.«

»Das ist wirklich schade! – Na, dann also auf Wiedersehen morgen, Verehrtester.«

II

Der Nebel lag dicht über der Stadt. Der Rathausplatz ertrank in einem Halbdunkel, in dem die Kuppeln der Glühlichter wie schwelende Lampen erschienen. Durch den Nebel hinab senkten sich die feierlichen Kirchenliedstöne der Rathausuhr. Ihr erleuchtetes Zifferblatt schien dort oben frei in der Luft zu schweben wie ein bleicher Mond. In den engen Straßen der Verkehrsgegend, wo die großen Läden einen künstlichen Tag schufen, herrschte Gedränge auf den Bürgersteigen. Es war zu einer jener Abendstunden, in denen der Strom hineinfließt zu den Theatern, den Konzertsälen und der abendlichen Geselligkeit. Die schweren Omnibuspferde dampften. Die Automobile glitten tutend dahin mit geputzten, fröhlichen Menschen.

Auf dem Kongens Nytorv wurde man wieder von der Finsternis in Empfang genommen. Die Laternen an den Wagen spiegelten sich in dem nassen Straßenpflaster auf der Fahrt nach dem Theater, unter dessen erhellter Loggia ein Gewimmel herrschte wie vor dem Ausflugloch eines Bienenkorbes.

An der Ecke der Bredgade gingen zwei Herren grüßend aneinander vorüber. Der eine blieb stehen, und es wurde ein Händedruck gewechselt. Dann gingen sie in leiser Unterhaltung langsam die Bredgade hinauf. Jedesmal, wenn auf demselben Bürgersteig jemand ihnen entgegenkam, dämpften sie ihre Stimmen noch mehr oder schwiegen ganz, während der Betreffende an ihnen vorüberging.

Der eine der Herren war ein großer, wohlbeleibter Mann mit glattrasiertem Gesicht, um die Fünfzig. Die meisten Leute kannten ihn offenbar. Man wandte sich nach ihm um, und viele grüßten ehrerbietig.

Vor dem erleuchteten Reichstagsgebäude, wo eine Abendsitzung abgehalten wurde, verabschiedeten die beiden Herren sich voneinander, und der größere verschwand durch das Tor. Der Schutzmann am Eingang und die Boten auf den Gängen standen stramm. Es war Tyrstrup, der Ministerpräsident, dem Enslev vor ein paar Jahren während einer Krankheitsperiode das Zepter der Volksleitung übergeben hatte.

Als er in den Folkethingsaal hineinkam, hatte die Verhandlung eben begonnen. Auf der Rednertribüne stand ein älterer Bauer und sprach vor einem Dutzend Menschen. Es war die achtzehnte Sitzung der Finanzgesetzbehandlung, und die Ernte war längst gedroschen. Die Zuhörerbänke oben auf der Galerie waren dahingegen alle dicht besetzt. Die Unruhe innerhalb der Regierungspartei, der journalistische Kleinkrieg, der beständig in den Zeitungen der Partei als Nachwehen der großen Wahlkämpfe geführt wurde, hielt die Erwartung auf sensationelle Debatten bei dem Volke wach. Bisher war man jedoch enttäuscht worden. Enslev hatte sich noch gar nicht im Thing blicken lassen. In den Zeitungen hieß es, er sei leidend. Ein paarmal war die Stadt sogar durch falsche Gerüchte über seinen Tod aufgeschreckt worden.

Während der letzten Tage war der Zustrom auf Grund eines bevorstehenden Ministerwechsels besonders groß gewesen. Der Kultusminister, ein ehemaliger Rechtsanwalt aus der Provinz, hatte sich zurückziehen müssen, offiziell aus Gesundheitsrücksichten, in Wirklichkeit aber von dem Minister zum Abgang gezwungen infolge einer Reihe von ungebührlichen Amtsbesetzungen. Die Frage, wer sein

Nachfolger werden würde, erfüllte die Gemüter mit Spannung. Es sollte sich jetzt zeigen, ob sich Tyrstrup darauf beschränken würde, die Verwaltung von den Enslevschen Hinterlassenschaften zu reinigen, oder ob er trotz des zweifelhaften Ergebnisses der Wahl den Mut zu einem offenen Bruch mit seinem alten Führer besaß.

Nach und nach füllte sich das Thing. Während der alte Bauer fortfuhr, über eine jütische Kleinbahn zu reden, wurde die Unterhaltung ringsumher im Saale so lebhaft, daß der Präsident wieder und wieder zu seiner Glocke greifen mußte.

An der einen Wand entlang ging ein großer, fahler Mann unruhig auf und wederte, wie ein eingesperrtes Tier. Er hielt die Hände hinter sich auf dem Rücken und rieb gewohnheitsmäßig die Fingerspitzen der Rechten gegeneinander. Es war Gjärup.

Dieser Mann gehörte unter gewöhnlichen Verhältnissen nicht zu den Vordergrundfiguren des Things, aber sein Name kam regelmäßig in Umlauf, wenn der mordende Engel über dem Saal schwebte und die Luft mit Gerüchten über Verschwörungen und Überfälle aus dem Hinterhalt erfüllte. Er war eines der ältesten Mitglieder und war Enslevs Jugendfreund gewesen, gehörte jetzt aber zu seinen unversöhnlichsten Feinden innerhalb der Partei.

Auf einem Platz in der innersten der halbkreisförmigen Tischreihen des Saales saß ein anderer von den Veteranen der Partei, Rektor Bohse, eine kleine, untersetzte Gestalt mit einer silbergrauen Mähne, die ihm auf die Schultern herabfiel. Der alte Schulmann stellte sich jeden Tag auf den Glockenschlag ein, und während die Mehrzahl der übrigen Abgeordneten im Saal umherschlenderten, die Hände in den Hosentaschen, und selten vergaßen, daß sie vor aufgezogenem Vorhang auftraten, rührte er sich während der ganzen Sitzung nicht von seinem Platz, sondern saß, die Hand unter der Wange, da und richtete seine feurigen, dunkeln Augen unverwandt auf den Redner.

Gegen einen Pfeiler des Saales gelehnt, stand ein schlanker, rotblonder Mann in einem stramm sitzenden, langschößigen Rock mit stark ausgepolsterten Schultern. Es war der Hochschulvorsteher Alexandersen, einer der neugewählten Abgeordneten, die ausdrücklich in den Thing geschickt waren, um Enslevs Einfluß zu bekämpfen. Der junge Mann stand, die Arme über die Brust gekreuzt, da wie ein Bild charakterfester Männlichkeit und warf ungefähr jede dritte Minute verstohlene Blicke nach der Damenloge hinauf.

Tyrstrup hatte am Ministertisch Platz genommen, wo er saß und in einigen Papieren blätterte.

Ein Reichstagsdiener näherte sich und überreichte ihm eine Visitenkarte. Als er den Namen gelesen hatte, saß er einen Augenblick mit verdrießlicher Miene da und strich sich über die glattrasierten Wangen. Dann erteilte er dem Diener einen Befehl.

Einige Minuten später erhob er sich und ging die Treppe hinauf nach den Ministerzimmern.

Gjärup, der auf seiner Pantherwanderung einen Schimmer von allem erfaßte, was sich ringsumher im Saale zutrug, näherte sich sofort nach Tyrstrups Fortgang dem Ministertisch. Er blieb in einiger Entfernung davon stehen und schielte unter den Brillengläsern auf die Visitenkarte hinab. Als es ihm endlich gelungen war, den Namen

zu lesen, kehrte er mit einem mißvergnügten Ausdruck zurück, und die Fingerspitzen seiner Rechten rieben sich in erhöhtem Tempo gegeneinander.

Im Hintergrund des Saales saß ein älterer Abgeordneter und schrieb. Er war der im ganzen Lande bekannte Bauer Jörgen Højbo, eines der einflußreichsten Mitglieder des Things. Gjårup beugte sich zu ihm hinab und flüsterte ihm ein Wort ins Ohr. Darauf begaben sie sich zu einer Besprechung in eine der Fensternischen.

Währenddessen hatte Tyrstrup einen kleinen, schwarzbärtigen Herrn mit goldenem Kneifer in sein Empfangszimmer geführt. Es war Zaun.

»Ich störe doch nicht?« fragte der kleine Direktor, indem er mit einem schiefen Lächeln die eine Seite seines Löwengebisses entblößte.

»Einen Augenblick habe ich Zeit. Nehmen Sie nur Platz. Aber lassen Sie mich Ihnen gleich sagen, daß, falls Sie gekommen sind, um über die Ministerernennung zu sprechen, vermag ich Ihnen nicht zu antworten. Es ist dies ein Thema, über das ich nicht mit Ihnen verhandeln kann.«

Herr Zaun, der sich auf den Rand eines Stuhles gesetzt hatte, sah ganz verzagt in seinen Hut.

»Allerdings bin ich in dieser Veranlassung gekommen.« Es entstand eine Pause.

»Wollen Sie mir ganz offen sagen, Zaun – kommen Sie in Enslevs Auftrag? Ich meine: als sein Abgesandter?«

»Nein.«

»Sie haben mich hier also ganz privatim aufgesucht?«

»Nein, das kann ich auch nicht sagen. Wenn ich mir erlaubt habe, Sie zu dieser Zeit aufzusuchen, so geschieht das ... Ja, das heißt ... Ich meine ... Sie dürfen mich nicht mißverstehen. Aber ich fühle mich nichtsdestoweniger überzeugt davon, daß ich im Namen vieler Parteigenossen rede, wenn ich einer ernsten Sorge in Anlaß einer heute abend von der ›Berlingske‹ gebrachten Mitteilung Ausdruck verleihe –«

»An welche Mitteilung denken Sie?«

»Da steht, daß der bekannte jütische Pfarrer Propst Broberg sicherem Verlauten nach zum Kultusminister ernannt werden wird, wenn der König übermorgen von den Jagden auf Fünen zurückkehrt.«

Tyrstrup unterbrach ihn mit einer ungeduldigen Handbewegung.

»Wie gesagt, es dreht sich hier um eine Regierungshandlung, und ich kann mich nicht darauf einlassen, darüber mit Ihnen zu diskutieren. Natürlich zweifle ich nicht an Ihrer guten Absicht. Außerdem haben Sie der Partei seit vielen Jahren ein seltenes und ganz uneigennütziges Interesse erwiesen. Aber – Herr Direktor Zaun – ich muß mich ein für allemal auf das bestimmteste gegen diese wiederholten Versuche, dem Ministerium Ihre politischen Ratschläge aufzudrängen, verwahren. Sie müssen doch selbst einsehen können, daß das nicht angeht ... ja, daß es ganz unpassend ist.«

Direktor Zaun sah wieder in seinen Hut und sagte: »Wie Sie sich vielleicht noch erinnern werden, erhielt ich einmal einen sehr freundlichen Brief von Ihnen. Sie dankten mir für einen Vorschlag, den ich mir erlaubt hatte ... es geschah anläßlich einer

Gesetzvorlage über die erweiterte Fleischkontrolle. Sie waren sogar so liebenswürdig, mir zu sagen, daß meine Mitteilungen über die Einrichtung der argentinischen Schlachtereien in mehreren Punkten einen entscheidenden Einfluß auf die endgültige Abfassung der Vorlage gehabt hätten. Deswegen habe ich geglaubt ... Ich räume ein, es war sehr kühn ... aber ich habe also geglaubt ... hatte also *gehofft*, ein klein wenig Berechtigung zu haben, mich in dieser Sache, die so vielen von der Partei außerordentlich stark am Herzen liegt, persönlich an Sie wenden zu dürfen.«

Tyrstrup saß müde zurückgelehnt da und führte wieder seine massive Hand über das Gesicht, während er die Augen geschlossen hielt.

»Was haben Sie im Grunde gegen Propst Broberg?« fragte er darauf. »Sie müssen sich seiner ja noch aus der Zeit erinnern, als er im Folkething saß. Er war stets ein treuer Parteigenosse und einer der lebhaftesten Redner des Things.«

»Verzeihen Sie! Ich habe mich nicht erküht, ein Urteil über die Person des Propstes zu fällen. Ich wollte nur gern ... wollte mir nur erlauben, darauf aufmerksam zu machen, daß Propst Broberg einer von denen war, die bei der letzten Wahl offen gegen Enslev auftraten. In seinem Wahlkreis hat er Enslevs Kandidaten zugunsten von Hochschulvorsteher Alexandersen bekämpft, der dann ja auch gewählt worden ist.«

»Das war die Antwort auf Enslevs Herausforderung an die Kirche in seiner Wahlrede im Striger Walde. Daß ich selbst die Rede unbillig und in hohem Maße unangebracht fand, habe ich wiederholt öffentlich ausgesprochen. Ich bin auch ganz überzeugt davon, daß Propst Brobergs Ernennung durchgehend mit Befriedigung von der Bevölkerung begrüßt werden wird. Er ist ja nicht nur ein zuverlässiger Demokrat. Er gehört auch als Prediger zu unseren freisinnigsten. Daß Enslev die Ernennung mißbilligen und sie vielleicht als persönliche Kränkung auffassen wird, darauf bin ich vorbereitet. Aber wir haben es allmählich aufgeben müssen, uns gegen das Mißtrauen des Alten zu verteidigen. Was wir auch tun, in allem erblickt er ja Verrat. Und wir können es doch nicht verantworten, aus diesem Grunde nichts auszurichten. Es ist eine zwingende Notwendigkeit, wenn uns das Ganze nicht über dem Kopf zusammenstürzen soll, daß wir alle guten und gesunden Kräfte im Volke sammeln und ihnen Arbeitsruhe schaffen. Wir haben Unfrieden genug gehabt. Wie wir in ökonomischer Beziehung gestellt sind, das brauchen Sie und ich nicht zu erörtern. Einer unserer leitenden Bankiers sprach noch vor einem Augenblick alles andere als hoffnungsvoll zu mir von den Aussichten für unsere neue Staatsanleihe, und es läßt sich ja leider nicht leugnen, daß unser Kredit, wie überhaupt unser Ansehen im Ausland im Sinken begriffen ist.«

Direktor Zaun sah nach der Seite und zog den Mund mit seinem verlegenen Raubtierlächeln bis zum Ohr hinauf.

»Ich erlaubte mir einmal, Ihnen einen Entwurf zu einem Finanzplan zu senden.«

»Freilich! Ja, ich entsinne mich dessen.«

»Und einen Vorschlag zu einer Zollreform.«

»Ja – auch das! Aber es würde von größerer Bedeutung sein, Herr Direktor, wenn Sie und ich im Verein das dänische Volk lehren könnten, sich nach der Decke zu strecken. Überhaupt haben wir wohl das Zutrauen zu dem Nutzen äußerer Veranstaltungen übertrieben. Wir müssen sehen, uns darüber einig zu werden, daß unserm ganzen

Elend von *innen* heraus abgeholfen werden muß, und zu einer solchen Erneuerung der Kraft der Nation bedürfen wir auch des Beistandes der Kirche ... bedürfen wir vielleicht ganz sonderlich des Beistands der Kirche. Völlig abgesehen davon, wie wir uns persönlich zu der religiösen Frage stellen, werden wir gezwungen sein, die Bedeutung der Religion für den überwiegenden Teil der Bevölkerung einräumen. Und die Sache ist ja doch so ernsthaft, daß jeder gute dänische Bürger – also auch Sie, Herr Direktor Zaun – einige private Ansichten und persönliche Sympathien oder Antipathien für das Wohl des Ganzen zu opfern imstande sein muß.«

Herr Zaun wollte etwas sagen, gab es aber mit einem heroischen Entschluß auf. Und gleichzeitig erhob er sich mit einem Ruck, als werde er von einer Feder im Stuhlsitz in die Höhe geschleudert.

»Ich will keinen weiteren Versuch machen, meinen Standpunkt zu verteidigen. Das würde Sie nur aufhalten. Ich bitte Sie, zu entschuldigen, daß ich Sie gestört habe.«

»Keine Ursache!« erwiderte der Minister.

Herr Zaun blieb noch einen Augenblick stehen, als warte er auf etwas. Dann verneigte er sich steif und stürzte auf die Tür zu.

Tyrstrup kehrte in den Folkethingsaal zurück, wo der alte Bauer noch auf dem Katheder stand und zu den Stenographen und Rektor Bohse redete. In der Fensternische hielt Gjärup noch immer Jörgen Højbo fest, und außer ihm noch einen andern von den bekannten Abgeordneten, Lehrer Tanning, der in der Zwischenzeit hinzugerufen war, um an der vertraulichen Beratung teilzunehmen.

Gjärup hatte seinen Freunden mitgeteilt, was er über den Grund wußte, der Tyrstrup veranlaßt hatte, den Saal zu verlassen, und seine Mitteilung wirkte beunruhigend, weil es ihnen bekannt war, daß Direktor Zaun diesen Augenblick Botengänger für Enslev war, und weil niemand von ihnen Zutrauen zu der Standhaftigkeit des Ministerpräsidenten hatte. Namentlich Gjärup war krank vor Angst, daß Tyrstrup im letzten Augenblick Enslev dennoch Zugeständnisse in der Ministerfrage machen könne.

Als Tyrstrup jetzt auf seinem Wege zu dem Ministertisch an ihnen vorüberkam, hielten sie ihn zurück und erbat sich eine Unterredung.

»Wir stehen hier und reden von der Notiz, die der ›Fünfte Juni‹ heute über Propst Broberg gebracht hat,« sagte Jörgen Højbo. »Es wird freilich kein Name genannt. Das wagen sie denn doch nicht. Aber es ist hinreichend dafür gesorgt, daß wir in bezug auf den Mann nicht irren können. Und es ist ja leicht zu verstehen, welche Absicht man verfolgt, indem man Broberg gerade in diesem Augenblick mit Schmutz bewirft.«

»Was für eine Notiz ist das?«

»Haben Sie sie nicht gesehen?«

Gjärup zog eine sorgfältig zusammengelegte Nummer des »Fünften Juni« aus der Brusttasche. Tyrstrup nahm sie zögernd. Er hätte das Blatt am liebsten nicht gelesen. Er kannte diese kleinen böartigen Mitteilungen, die mit dem Zeichen irgendeines der gewöhnlichen Mitarbeiter unterschrieben, aber unverkennbar von dem Redakteur inspiriert und von Enslev selbst bestellt waren. Dieser scheute leider kein Mittel, auch keine Verleumdung, wo es sich darum handelte, einem Gegner zu Leibe zu gehen.

»Ein in diesen Tagen in Anlaß des Ministerwechsels wiederum viel besprochener Geistlicher,« begann der kurze Aufsatz in Kleindruck, der in lustigem Ton berichtete, wie dieser Gottesmann kürzlich besonders tätig gewesen war, einen der Pfarrer in seiner Propstei, den jetzt in Jütland und auch auf Fünen sehr geschätzten Erweckungsprediger Mads Vestrup, um Talar und Priesterkragen zu bringen, obwohl der Propst selbst häufig ihn besuchenden Frauen jüngerer Jahrgänge sein väterliches Wohlwollen auf eine nicht mißzuverstehende Weise zu erkennen gebe.

Als Tyrstrup das Blatt zurückreichte, war sein Gesicht sehr ernsthaft.

»Es ist wahrlich an der Zeit, daß dergleichen schändlichen Schreibereien Halt geboten wird,« sagte Jörgen Højbo, ein alter Bauer mit ein paar flammenden Augen.

Lehrer Tanning sagte: »Gjårup meint, wir sollten vorläufig ganz privatim Vertreter der verschiedenen Parteiabstufungen zu einer Versammlung einberufen, um überhaupt die politische Situation und das Verhältnis des ›Fünften Juni‹ dazu zu erörtern.«

Jörgen Højbo erklärte, daß er dem Gedanken beigestimmt habe, und Gjårup hielt es für dringend notwendig, daß diese Versammlung so schnell wie möglich zustande kam. »Der Fünfte Juni« sei ja doch in den Augen vieler das Hauptorgan der Partei, weil Enslevs Name darauf stand. Aber welches Urteil sollte die Nachwelt über eine Partei fällen, die zuließ, daß ihr Ehrenpräsident selbst Geld von einer Zeitung einheimste, die die besten Männer der Partei aus die gemeinste Weise verfolgte?

Hiergegen wandte Tyrstrup ein, daß Samuelson Redakteur des Blattes und für seinen Inhalt verantwortlich sei, nicht Enslev.

»Aber Enslev ist der Herausgeber des ›Fünften Juni‹« entgegneten die andern. Und Lehrer Tanning fuhr fort: »Trotz aller unserer Vorstellungen ist der Ton des Blattes derselbe geblieben. Jetzt muß diesem Ärgernis ein Ende gemacht werden. Ich sage es gerade heraus: es ist unanständig, daß der Mann noch als Vorsitzender der Partei dasteht, und mein privater Vorschlag geht darauf hinaus, daß er bei der Jahresversammlung im November ohne weiteres durch Stimmenmehrheit abgesetzt wird.«

Obwohl der Wunsch, der hier in heftiger Erregung geäußert wurde, ziemlich genau mit dem übereinstimmte, was die andern im stillen dachten, so folgte den Worten doch ein verlegenes Schweigen, und Gjårup sah vorsichtig um sich, um sich zu überzeugen, daß kein anderer etwas gehört hatte.

III

Gleichzeitig mit der Eröffnung des Reichstages hatte sich Enslev wieder in Kopenhagen niedergelassen. Den schönen Landsitz am Furesee, auf den er sich vor zwei Jahren zurückgezogen, hatte er verkauft, und vom großen Publikum wurde dieser Verkauf als Bestätigung für die Vermutung aufgefaßt, daß es seine Absicht sei, bei der ersten günstigen Gelegenheit Tyrstrup zu stürzen, um selbst die Führung wieder zu übernehmen.

Herr Zaun war vom Reichstag nach dem Sankt Annae-Platz geeilt, wo Enslev jetzt wohnte. Als er vor dem Hause stand und draußen vom Fahrweg aus sah, daß es im Empfangszimmer dunkel war, wagte er sich jedoch nickt hinauf. Es war ja spät geworden. Vielleicht war der Alte schon zur Ruhe gegangen.

Enttäuscht wandte er sich ab, als im selben Augenblick ein Automobil dahergesaust kam und vor dem Torweg hielt. Eine große Dame stieg aus.

»Verzeihen Sie! ... Guten Abend, Fräulein Ewaldsen?«!»!«

»Ach, Sie sind es, Herr Zaun! Sie hatten mich beinahe erschreckt!«

»Verzeihen Sie ... wollen Sie mir nicht sagen, ob Sie glauben, daß Enslev mich heute abend empfangen kann?«

»Nein, das halte ich für ganz unmöglich. Man hatte mir gerade eben telephoniert, er habe zu Bett gehen müssen. Es sind die alten Steinschmerzen. Professor Hagen ist gerufen. Er ist gewiß jetzt da oben. Bendix ist ja leider verreist. – Weswegen wollen Sie übrigens mit ihm sprechen? Liegt etwas Neues vor?«

Zaun sah sich um und wartete mit der Antwort, bis das Auto gefahren war.

»Ich komme von Tyrstrup.«

»Nun! Das Fräulein packte ihn unwillkürlich beim Arm. »Was hat er gesagt?«

»Propst Broberg wird es. Er hat es nicht geradezu eingeräumt, aber es unterliegt keinem Zweifel ... Mit andern Worten – eine offene Kriegserklärung.«

Fräulein Ewaldsen zog langsam die Hand zurück und ballte sie.

»Daß die Schurken das wagen! ... Daß sie sich nicht schämen!«

»Glauben Sie, daß Aussicht vorhanden ist, daß ich Enslev morgen vormittag sprechen kann?« fragte Zaun. »Denn jetzt muß ja gehandelt werden!«

»Kommen Sie um zwölf Uhr! Wenn es möglich ist,, will ich dafür sorgen, daß Sie zu ihm hineinkommen. – Ist da sonst noch etwas?«

»Ich glaube nicht. Ja, das heißt ... Sie haben wohl gesehen, daß Mazuranic gestorben ist?«

»Wer?«

»Der Ministerpräsident von Bulgarien. Er ist in Wien gestorben, nach einer Operation. Der berühmte Professor Richter hat ihn operiert. Die Operation währte drei Stunden. Gestern schien es ja, als wenn er durchkommen würde, aber nun ist er, wie gesagt,

gestorben. Es wird interessant, zu sehen, ob Njegosch oder Frederovic sein Nachfolger wird. *Ich* glaube, es wird Njegosch werden!«

»Kann das irgendeine Bedeutung für uns haben?« fragte Fräulein Ewaldsen. »Was haben wir mit Bulgarien zu tun?«

»Hm – nein – eine Bedeutung –?«

»Ja, wollen Sie mich dann damit verschonen, Herr Zaun! ... Gute Nacht!«

Oben in dem großen Schlafzimmer saß Asmus Hagen in einem Lehnstuhl neben Enslevs Bett. Um dem kranken Mann Ruhe für die Nacht zu schaffen, hatte er ihm eine Morphiumeinspritzung gemacht und wartete nun die Wirkung ab. Enslev saß aufgerichtet im Bett, ein paar Kissen im Rücken. Trotz der wiederholten Ermahnung des Arztes wollte er sich nicht hinlegen, indem er mürrisch erklärte, er würde bald genug gezwungen sei, diese Stellung einzunehmen. In seinem Grauen vor der Dunkelheit hatte er außerdem verlangt, daß die Lampe an der Decke brennen solle. Das große Zimmer – eigentlich der Speisesaal der Wohnung – machte mit seinen wenigen Möbeln einen kalten und öden Eindruck, und das grelle Licht schien unheimlich über den leeren Raum hinab, wie zu einem Fest für unsichtbare Gäste.

Die Schmerzen hatten schon nachgelassen, und auch auf andere Weise spürte man die Wirkung des Morphiums. Enslev fing an mitteilend zu werden. Er erzählte scherzend von dem guten Geschäft, das er mit seinem Landsitz gemacht hatte, und begann dann, mit Asmus Hagen von dessen Bruder, dem Jägermeister, zu reden, zu dessen Folkethingwahl er ihn beglückwünschte.

»Er ist vielleicht kein hervorragender Redner, aber er hat es doch schon verstanden, sich eine gewisse Position im Thing zu verschaffen. Er hat ja auch eine außerordentlich unternehmende Frau. Ich erwarte viel von ihm.«

Asmus Hagen schwieg hierzu. Er hatte selbst eine ganz andere Auffassung von dem Ansehen, das der Bruder als öffentliche Persönlichkeit genoß, und er hatte auch nicht den Eindruck, als wenn Enslevs Worte aufrichtig gemeint seien.

»Man hat mir erzählt, daß er in diesen Tagen ›Storeholt‹ verkauft hat. Verhält sich das so? Sein Schwiegervater soll das Gut übernommen haben. Wie heißt doch der Mann?«

»Söholm.«

»Er ist ja Millionär, daher ist mir der Zusammenhang nicht so recht klar.«

Auch hierzu schwieg Asmus Hagen, dem der Verlust des alten Familiengutes bitter zu Herzen gegangen war.

Drinne im Speisezimmer, wo nur eine vereinzelt Lampe an dem großen Kronleuchter brannte, ging Fräulein Ewaldsen unruhig hin und her, die Arme in einen Schal gewickelt, den sie um die Schultern gelegt hatte. Die Tür zu dem großen Empfangssaal nebenan stand offen, und da drinnen war überhaupt kein anderes Licht als der Schein von den Straßenlaternen draußen. Es war kalt in den Zimmern, die beide denselben öden, unbewohnten Eindruck machten wie die Schlafstube. Die Ausstattung war kostbar genug, denn Enslevs Zeitungsindustrie hatte ihn allmählich zu einem wohlhabenden Mann gemacht, aber obwohl er sich auf andern Gebieten einzelne verfeinerte Gewohnheiten zugelegt hatte, war sein Geschmack nie über den des kleinen

Mannes hinausgekommen. Und Fräulein Ewaldsen, seine vieljährige Freundin, die als Tochter eines Generals doch selbst aus guter Kopenhagener Familie war, fehlte bei ihren vielen großen Eigenschaften gerade die eine, den alten Mann mit ein wenig Traulichkeit und Frieden zu umgeben. Die ganze Einrichtung der Wohnung war von einem der großen Geschäfte der Stadt besorgt worden, und an Enslevs großen Empfangsabenden, wenn ein Strom von Menschen durch die Räume glitt, hatte man ganz das Gefühl, als befinde man sich auf einer Möbelausstellung.

Fräulein Fanny Ewaldsen war jetzt eine Dame in den Fünzigern. Das Gesicht war verheert, und die langen Vorderzähne verschönerten es nicht. Aber ihre hohe Gestalt hatte sich jungfräulich schlank gehalten, ihr Gang war leicht und frei wie der Flug eines Vogels – es lag eine eigene, großzügige Anmut über allen ihren Bewegungen.

Mit achtundzwanzig Jahren hatte sie Enslev zuerst auf einer Rednertribüne erblickt, und das Unglaubliche geschah, daß die gefeierte Tochter des Reitergenerals, die die Spielgefährtin der königlichen Prinzessinnen gewesen war, diesem Manne des Volkes ihre Liebe schenkte, ihm ihren guten Ruf opferte, ja, ihm später ihr ganzes Leben widmete. Und Enslev hatte sich durchaus nicht immer dankbar für ihre Aufopferung erwiesen, am allerwenigsten hatte er ihr ihre große Treue vergolten. Nachdem sie eine alte Jungfer geworden, behandelte er sie fast wie einen alten Diensten. In Wirklichkeit aber konnte er sie gar nicht entbehren, weil sie allmählich der einzige Mensch geworden war, auf den er sich ganz verliebte.

Als die Tür zur Schlafstube endlich aufging und Asmus Hagen hereinkam, glitt sie ihm von dem andern Ende des Zimmers in ihrem eigenartigen Fledermausflug entgegen und packte ihn beim Arm.

»Wie steht es? Sagen Sie mir die Wahrheit, Herr Professor!«

»Liebes Fräulein Ewaldsen, da ist nicht der allergeringste Anlaß zu Besorgnis. Es ist ja einer von den gewöhnlichen Anfällen.« »Glauben Sie, daß er es morgen überstanden haben wird ... oder doch spätestens übermorgen?«

»Ist das so wichtig?«

»Ja. Es muß *alles* geschehen, um seine Kräfte aufrechtzuerhalten. Vielleicht ist Enslev niemals unentbehrlicher für das Land gewesen als gerade jetzt.«

»Nun ja. Sie brauchen sich, wie gesagt, nicht zu ängstigen. Übrigens muß ich Sie daran erinnern, daß ich nur als Stellvertreter hier bin. Wenn Professor Bendix nächste Woche nach Hause kommt, wird es geraten sein, eine gründlichere Untersuchung vorzunehmen. Vorläufig handelt es ja um seine Nachtruhe. Was ihn möglicherweise aufregen könnte, muß ihm ferngehalten werden. Deswegen heute abend keine Politik mehr, Fräulein Ewaldsen!«

Er sagte das letztere lächelnd mit erhobenem Zeigefinger, wünschte ihr darauf gute Nacht und ging.

Als Fräulein Ewaldsen in das Schlafzimmer kam, hatte Enslev sich hingelegt. Sie wollte auf dem Bettrande Platz nehmen, aber er bat sie, sich auf einen Stuhl zu setzen, und als sie nach seinem Befinden fragte, antwortete er mürrisch, sie habe ja mit dem Doktor gesprochen.

Es währte jedoch nicht lange, bis er anfang, sie auszufragen. War sie im Reichstage gewesen? Dort war wohl nichts von Interesse vorgefallen? War heute nicht Abendsitzung?

»Ja, es war meine Absicht, dahin zu gehen,« sagte sie. »Aber es geschieht wohl nichts. Das Finanzgesetz soll ja nur zu Ende gebracht werden.«

»Und in der Ministerernennung verlautet noch immer nichts Näheres? Ich bin übrigens gar nicht in Zweifel darüber, daß es der Propst wird. Tyrstrup will sich einmal als Held zeigen. Er wagt es Gjärup gegenüber nicht anders. Und außerdem hat er ja eine Hölle von Geistlichen in seiner Sippschaft. – Aber was hast du? Du sitzt so unruhig. Weißt du doch was?«

»Jetzt sollst du nicht fragen, mein Freund! Du mußt schlafen.«

»Unsinn! Hast du was gehört, so heraus damit! Sitz doch nicht da, als wenn du Magenschmerzen hättest!«

Sie konnte ihm nicht entweichen. Sein Ton wurde schließlich so erregt und grob, daß sie erzählen mußte, was Direktor Zaun ihr mitgeteilt hatte.

Wie vorbereitet Enslev auch gewesen war, empfand er es doch einen Augenblick, als wenn der Weltenlauf stille stünde. Es war das erstemal seit vielen Jahren, daß man sich offen gegen seinen Willen auflehnte.

Er nahm ein Schlüsselbund vom Nachttisch, reichte es Fräulein Ewaldsen und sagte: »Geh in mein Zimmer! Da liegt ein Papier unter der Schreibtischklappe. Hol mir das! Du kennst den Schlüssel.«

Als sie zurückkam, fuhr er fort: »Der Sicherheit halber habe ich das Dokument da aufgesetzt, ehe ich heute nachmittag ins Bett kroch. Du kannst es gern lesen.«

Die Freundin faltete das Papier auseinander. Da standen nur einige wenige Zeilen. Ihre Augen durchflogen sie hastig mehrmals, worauf sie Enslev, fast vor Schrecken gelähmt, anstarrte. Er hatte mit Befriedigung den Ausdruck ihres Gesichts beobachtet, während sie las.

Einige Augenblicke betrachteten sie einander schweigend.

»Du siehst, ich habe alles vorbereitet! Aber höre jetzt, was ausgerichtet werden muß! Falls ich morgen nicht imstande bin, selbst mit Zaun zu sprechen, mußt du ihn bitten, sich wieder einzufinden, sobald die Ministerernennung offiziell vorliegt. Wenn ich ihn auch dann noch nicht sehen kann, sollst du das Schreiben mit dem Datum versehen und es ihm zur weiteren Besorgung in einem geschlossenen und versiegelten Umschlag übergeben. Und er muß beauftragt werden, es Tyrstrup persönlich und ohne Zögern zu überbringen.«

Fräulein Ewaldsen hatte durch wiederholtes Kopfnicken ihr Verständnis zu erkennen gegeben.

»Daß sie das gewagt haben!« rief sie aus und ballte die Hand.

»Und wenn man bedenkt, daß da in der ganzen Gesellschaft nicht einer ist, der dir nicht alles zu verdanken hat! Tyrstrup, Bohse, Gjärup, Højbo, Tanning. Und nun lassen sie dich auf die gemeinste Weise im Stich. Einer nach dem andern!«

»Nun, was Tanning und Bohse und die andern Esel betrifft, so habe ich nicht viel mehr von ihnen erwartet. Die erkannte ich gleich an ihrem Schreien. Aber daß ich mich so lange von Tyrstrup Hab zum Narren halten lassen, das ärgert mich denn doch. Er ging da so dick und gutmütig umher und spielte den Getreuen mit schwülen Händedrücken und langen Versicherungen. Jetzt hat er sich also endlich für Krieg entschieden, und er soll ihn haben! – Aber geh jetzt! Mir wird so schwer im Kopf von dem Morphium. Rufe die Jensen! Sie soll kommen und die Lampe ausknipsen. Und willst du daran denken, morgen vormittag an Samuelsen zu telefonieren! Er soll näheren Bescheid haben, wann ich ihn empfangen kann.«

Als Enslevs Haushälterin, die kleine Mamsell Jensen, alles für die Nacht geordnet hatte und aus dem Schlafzimmer in die Eßstube zurückkehrte, fand sie zu ihrer Überraschung Fräulein Ewaldsen noch dort.

»Ja, Sie sehen mich an, Mamsell Jensen, aber ich habe beschlossen, zu bleiben. Enslevs Aussehen will mir gar nicht gefallen. Diese Nacht muß jemand wachen, und Sie haben den Tag über genug zu tun. Die Mädchen ebenfalls.«

»Fräulein Ewaldsen brauchen wirklich nicht bange zu sein. Ich höre es sofort, wenn der Herr klingelt.«

»Ich bleibe aber doch lieber hier. Ich setze mich in den großen Lehnstuhl im Saal. Da kann er mich nicht hören. Falls diese Nacht keine Verwendung für mich ist, dürfen Sie nicht sagen, daß ich hier geblieben war.«

»Aber da ist es ja kalt, Fräulein Ewaldsen! Soll Ellen-Katrine nicht ein wenig einheizen?«

»Das tut nicht nötig. Nur eine Decke und ein Kissen!«

Mamsell Jensen, eine breite, untersetzte Zwergengestalt mit dem Kopfe einer Riesin, wußte aus Erfahrung, daß sie sich ebensogut gleich fügen konnte. Sie begab sich auf ihre ruhige Weise zum Zimmer hinaus wie eine wandelnde Glocke. Unter den abstehenden Rücken bewegten sich die Beine wie ein Klöpfel.

»Sagen Sie mir doch,« begann Fräulein Ewaldsen, als sie zurückkam, »wissen Sie, ob die junge Jägermeisterin Hagen kürzlich hier gewesen ist?«

»Jägermeisterin Hagen? Hier kommen ja so viele, die mit dem Herrn sprechen wollen. Wie sieht die Dame aus?«

»Sie ist dunkelblond. Ungefähr meine Größe. Recht hübsch.«

»Hat sie einen blauen Samthut mit einer schwarzen Feder?«

»Ich glaube wohl.«

»Dann ist die Dame ein paarmal mit Blumen hier gewesen.« »Ich sehe, da drinnen im Saal steht ein frischer Strauß. Den hat sie vielleicht gebracht? – Sagen Sie mir es ganz offen,« fügte sie hinzu, als sie sah, daß die kleine Jensen mit der Antwort zögerte.

»Ja, den hat die Dame gebracht. Der Herr hat sie übrigens nicht empfangen.«

»So – na, dann gute Nacht, Mamsell Jensen! Gehen Sie nur gleich zu Bett!«

Drinnen im Saal richtete sie sich für die Nacht in einer der Fensternischen ein, wo ein großer, hochlehniger Stuhl stand. Eine wollene Decke fest um sich gestopft und ein

Kissen im Nacken, starrte sie in das Halbdunkel hinaus, ohne an Schlaf zu denken. Die Tür, die vom Eßzimmer nach dem Küchengang führte, stand offen, damit sie es sofort hören konnte, wenn Enslev klingeln sollte.

Draußen ertönten die Hupen der Automobile und die Schritte der Fußgänger, und dazwischen das lange Schurren der Straßenbahnen in der Bredgade. Allmählich aber, je mehr die Stunden vorschritten, wurde es stiller und stiller. Sie hörte schließlich nur noch das Schlagwerk der Kirchenuhr drüben von der andern Seite des Platzes und hin und wieder den fernen, tiefen Ton der Nebelsignale von Schiffen draußen in der Einfahrt. Die Ereignisse des Tages und viele bunte Erinnerungen glitten gleich Traumbildern durch ihren Sinn, und plötzlich war sie ganz gerührt bei dem Gedanken an die kleine Jensen, die wohl kaum jemals einem Manne angehört und doch das Bedürfnis empfunden hatte, sie zu trösten. Das arme Wurm hatte ja förmlich Tränen in den Augen gehabt!

Aber sie bedurfte gar nicht des Mitgeföhls, hatte keinen Trost nötig! Den Nervenstrang in ihrem Herzen, der sich einstmals unter der Demütigung krümmte, hatte sie längst, längst ausgebrannt! Um nicht zugrunde zu gehen, hatte sie ihren Schmerz erstickt und sich mit der Natur ihres lieben Freundes abgefunden. Wie sein Sinn und seine Gedanken gleich unersättlich beherrscht wurden von dem Glanz der Ehre, der Macht und der Eroberung, so hatten auch die Frauen ihre Anziehungskraft für den alten Mann nicht verloren. Aber sie beneidete ihre jungen Nebenbuhlerinnen nicht um die letzten aufsprühenden Funken des erloschenen Brandes. Nicht aus Eifersucht hatte sie die kleine Jensen ausgefragt. Aber im Interesse des Freundes selbst fühlte sie sich veranlaßt, die Damen im Auge zu behalten, die ihn besuchten. Es gab unter ihnen solche, die schamlos genug waren, seine Schwäche zu benutzen und ihren Einfluß auf ihn zum eigenen Vorteil zu mißbrauchen. Und diese junge Jägermeisterin gefiel ihr nicht. Sie kannte sie nur von Ansehen aus der Zuhörerloge des Reichstags, wo sie mit einem Stangenlorgnett saß und sich umsah, als mustere sie das Publikum in einem Theater. Diese Damen waren ihr gründlich verhaßt.

Es mochte ungefähr zwei Uhr sein, als sie aus einem Halbschlummer auffuhr, weil sie Enslev klingeln hörte. Sie warf die wollene Decke um wie einen Schal und eilte zu ihm. Enslev hatte selbst die Nachtlampe angeknipst, die über dem Kopfe unter einem grünen Schirm brannte. Als er sie sah, begriff er sogleich den Zusammenhang und empfing sie mit einem Zornesausbruch.

Aber sie war an seine Grobheiten gewöhnt und setzte sich ruhig auf den Bettrand.

»Es nützt nicht, daß du schiltst! Ich konnte dich hier nicht allein liegen lassen. Du siehst ja auch, daß die Jensen nicht kommt. Sie schläft wie ein Murmeltier. Jedenfalls währt es immer eine Ewigkeit, ehe sie auf die Beine kommt.«

»Ich habe dir gesagt, ich will nichts davon wissen, daß du mit meinen Dienstboten herumkommandierst. Und was für eine ekelhafte Hospitaldecke ist das, mit der du dich da drapiert hast? Du hast also obendrein aufgesessen und gefroren! Laß mich deine Hände fühlen ... Sie sind ja eiskalt!«

»Unsinn, mein Freund! Erzähle mir jetzt, was du wolltest? Du hast doch nicht wieder Schmerzen bekommen?«

»Nein.«

»Warum hast du denn geklingelt?«

»Ich bin durstig. Schenke mir etwas Wasser ein!«

Er wollte nicht eingestehen, daß er aus einem unruhigen Schlaf mit unheimlichen Träumen erwacht war und sich in seiner Einsamkeit mutlos gefühlt hatte. Er hatte es nie lange aushalten können, allein zu sein, am allerwenigsten des Nachts und im Dunkeln.

»Ich will kein Morphium mehr haben. Der Teufelskram macht mir den Kopf so wirr.«

Er legte sich müde in die Kissen zurück und schloß die Augen, während er die Hand der Freundin in der seinen behielt. So blieb er eine Weile liegen, ohne zu sprechen.

So wenig er es vertragen konnte, an den Abschluß des Lebens zu denken, und so gründlich ihm der Gedanke an Auflösung und Vernichtung verhaßt war, so fürchtete er doch den Tod nicht und konnte sich in seinen kraftlosen Augenblicken oft selbst den Gnadenstoß wünschen. Es graute ihm nur davor, langsam hinzusiechen und zum ohnmächtigen Zeugen des Siegeszuges zu werden, den der Verrat durch das Land hielt, hören zu müssen, wie das undankbare Volk, für dessen Wohlfahrt er sein eigenes Glück geopfert hatte, sein Werk schmähte, ohne daß Widerspruch erhoben wurde.

»Es ist dumm, alt zu werden,« sagte er. »Niemand sollte freiwillig sein Alter erleben. Es müßte eine Strafe sein, zu der der Staat Verbrecher verurteilte. Das Leben ist ein unbarmherziger Arbeitgeber. Wenn wir in seinem Dienst ergraut sind, werden wir mit einem Fußtritt vor die Tür gesetzt. Und so boshaft hat der gute Gott es für uns eingerichtet, daß uns in der Regel all das Schwerste und Bitterste für unsere alten Tage aufgespart wird. Wie raffiniert ist es nicht zum Beispiel ersonnen, daß je mehr wir altern, unsere Erinnerungen desto ferner werden. Wir vergessen, was gestern und vorgestern geschah, leben aber in all dem längst Entschwundenen, das von niemandem mehr verstanden wird, und machen uns lächerlich. So lohnt das Leben seine Getreuen!«

In diesem Augenblick ging die Tür auf. Die Gnomengestalt der kleinen Jensen erschien in ehrbarem Nachtwand, oben mit einem Schal umhüllt.

»Haben der Herr gerufen?«

»Ja, wollen Sie, bitte, nach einem Auto für das gnädige Fräulein klingeln ... Aber freilich!« sagte er, als die Freundin flehend die Hand auf seinen Arm legte. »Ich will nichts von diesen Nachtwachen wissen. Gib mir mein gewöhnliches Schlafpulver – und dann gute Nacht!«

Auf dem Heimwege, als Fräulein Ewaldsen über den Höbrplatz fuhr, wo der »Fünfte Juni« sein Geschäftshaus hatte, sah sie, daß Licht in den Redaktionsräumen war. In dem Gedanken, daß sie vielleicht den Redakteur Samuels?« treffen und ihm Enslevs Bescheid überbringen könne, ließ sie den Wagen halten. Sie würde dann ja auch hören, ob es etwas Neues gab.

Auf der Halbdunkeln Treppe begegnete sie dem Redaktionssekretär, der sie ohne Staunen begrüßte. Es war nichts Ungewöhnliches, Enslevs alte Geliebte zu dieser späten Stunde hier auftauchen zu sehen, – »das Sturmzeichen«, wie sie in der redaktionellen Diebssprache genannt wurde, weil sie sich namentlich blicken ließ, wenn Unruhe in der Luft war.

»Wissen Sie, ob Samuelson schon gegangen ist?« fragte sie. »Ich glaube nicht. Vor kurzem wenigstens war der Redakteur noch oben in der Setzerei. Aber das Blatt ist eben in Druck gegeben, gnädiges Fräulein! Falls da etwas ist, was noch im letzten Augenblick hinein soll

»Nein, da ist nichts. Wollen Sie mir aber einen Gefallen tun und nachsehen, ob Samuelson noch hier ist.«

Der Redakteur stand an seinem Schreibtisch; er hatte den Überrock bereits angezogen und war im Begriff, das Licht auszudrehen. Es war ein fatter, rotwangiger Mann in den Vierzigern, kahl bis zum Nackenwirbel, dafür aber mit einem großen, sorgfältig frisierten Vollbart ausgestattet. Als der Redaktionssekretär Fräulein Ewaldsen meldete, zog er vor Ärger die Nase kraus. Als aber das Fräulein selbst erschien, war er *ein* Lächeln und bat sie mit süßlicher Liebenswürdigkeit, auf dem Sofa Platz zu nehmen.

Sie richtete ihren Auftrag aus und fragte dann, ob etwas Neues vom Reichstag gekommen sei.

»Nein, nichts Besonderes. Aber die Gerüchte von Propst Brobergs Ernennung halten sich.«

»Ja, das weiß ich! ... Enslev ist wieder unpäßlich geworden, aber ich wollte Sie bitten, Herr Samuelson, die Sache nicht auf eine solche Art mitzuteilen, daß sie bei einigen Angst – oder bei gewissen andern Hoffnungen erregen könnte. Das letztemal, als er krank war, hieß es ja in der Stadt, er sei tot, und daran war der ›Fünfte Juni‹ nicht ohne Schuld. Es darf aus diesem Rückfall also nichts ›Sensationelles‹ gemacht werden.«

Der Redakteur widersprach nicht, versprach aber auch nichts. Lächelnd schlug er die Augen nieder und schwieg.

Als Fräulein Ewaldsen nun gehen wollte, bat er sie inständig, noch einen kleinen Augenblick zu verweilen. Er wolle gern die Gelegenheit benutzen, ihr eine streng vertrauliche Mitteilung zu machen, sagte er.

»Aber mein Wagen hält unten.«

»Es läßt sich in wenigen Worten sagen.«

Herr Samuelson, der dem Aussehen und Wesen nach mehr einem Geschäftsmann als einem Journalisten glich, hatte seinen Posten als Chef auch auf dem Kontorwege erreicht. Er schrieb selbst nie eine Zeile in dem Blatt, instruierte und dominierte aber einen Stab von Mitarbeitern, deren Wert für das Abonnementsprotokoll er genau schätzte und beaufsichtigte. Persönlich stand er der Anzeigenabteilung vor, der er sein besonderes Interesse widmete. Er war der Leiter des Blattes zu einem Zeitpunkt geworden, wo das Kopenhagener Zeitungswesen aus einer Art Hausfleiß zu einer Industrie in großem Stil wurde, bei der der technische Apparat mehr bedeutete als das Talent und daher einen praktisch ausgebildeten Mann an der Spitze erheischte. Und das Ergebnis war glänzend gewesen. Der »Fünfte Juni«, den Enslev seinerzeit mit einer kleinen Summe zusammengescharften Geldes in Gang gebracht und zu Anfang fast allein geschrieben hatte, war jetzt ein Millionen-Unternehmen, das mehrere hundert Menschen beschäftigte.

Mit bekümmertem Miene vertraute er Fräulein Ewaldsen an, daß sich bei dem monatlichen Abschluß ein recht bedeutender Rückgang der Einnahmen des Blattes,

sowohl auf dem Abonnements- wie auf dem Annoncenkonto gezeigt hatte. Die Papierpreise waren gleichzeitig gestiegen, und die Abschreibungen für die neue Viktoriapresse belasteten die Ausgabenseite ebenfalls stark. Falls der Rückgang anhielt, müsse er die Lage für beunruhigend halten.

Fräulein Ewaldsen sagte ihm ihre Meinung geradeheraus, »die er ja übrigens sehr gut kenne«. Wenn man die Zeitung mit Theaterklatsch und allem möglichen Trödel, wie Damenputz und Fußballkämpfen, anfüllte, so könne man nicht erwarten, daß vernünftige Leute sie lesen wollten.

Samuelsen lächelte mit seiner unveränderlichen Liebenswürdigkeit, die jedoch einen Schimmer von Wehmut bekommen hatte. Er bedauerte, daß sie nicht ganz einig in dem seien, was das Ziel eines modernen Blattes sein müsse. Wenn man eine Zeitung allein zur Freude für die vernünftigen Menschen im Lande redigieren wolle, so würde man gleichzeitig gezwungen sein, zur Handpresse und Kreuzbandversendung zurückzukehren. Die Zeiten hatten sich geändert – leider! Die Leute interessierten sich nicht mehr für Politik, ausgenommen gerade während eines Wahlkampfes.

»Da soll das politische Interesse jetzt wahrlich wachgerüttelt werden!« entfuhr es Fräulein Ewaldsen. »Warten Sie nur!«

Samuelsen betrachtete sie einen Augenblick mit Verständnis. Dann strich er sich mit seiner schwarzbehaarten Hand bedächtig über den Bart. Und es entstand eine längere Pause.

»Was ich also gern von Ihnen erreichen wollte, Fräulein Ewaldsen, ist, daß Sie unter der Hand – bei einer passenden Gelegenheit – Enslev darauf vorbereiten, daß sich die Abrechnung für das laufende Quartal wahrscheinlich erheblich weniger günstig stellen wird, als er es jetzt seit einer Reihe von Jahren gewohnt gewesen ist. Ich möchte ungern, daß die unangenehme Mitteilung zu überraschend für ihn kommen sollte. Könnte es mir außerdem gelingen, Sie zu überreden, daß Sie einen Vorschlag unterstützen, der darauf hinausgeht, den Ton in unsern politischen Artikeln im Augenblick ein wenig zu dämpfen, so glaube ich, daß dies dem Blatt nützlich sein und Zufriedenheit in großen Teilen unseres Leserkreises hervorrufen würde. Ich kann Ihnen mitteilen, was jetzt beim Quartalswechsel bewiesen ist –, daß Enslevs Striger Rede, die wir ja in einem stenographischen Referat brachten, uns ringsumher auf dem Lande über achthundert feste Abonnenten gekostet hat. Und man darf ja nicht vergessen, daß, was uns verloren geht, den andern zugute kommt. Ich weiß mit voller Sicherheit, daß mehrere von den gemäßigten Blättern seit dem vorigen Sommer einen nie dagewesenen Aufschwung genommen haben. Es unterliegt keinem Zweifel, daß das Gehör des Publikums jetzt im Begriff ist, sich sanfteren Stimmen zuzuwenden. »Die Volkszeitung« soll zum Beispiel auf ihre kirchliche Sonntagsbeilage hin schon über zweitausend neue Abonnenten bekommen haben. Das ist doch ein Fingerzeig, nicht wahr? ... Und die Stellung des »Fünften Juni« darf um keinen Preis in dem Bewußtsein des dänischen Volkes erschüttert werden. In dem Punkt sind wir uns sicher vollkommen einig, Fräulein Ewaldsen. Seinen Traditionen getreu, soll das Blatt als der grundfeste Leuchtturm mitten in der Brandung stehen ... der Lichtspender in allen Streitigkeiten und Konflikten des Tages.«

»Nun werden Sie ja in allernächster Zeit selbst Gelegenheit haben, Ihre Anschauungen zu entwickeln,« sagte Fräulein Ewaldsen, indem sie sich erhob, und es lag eine bedeutende Portion Geringschätzung in ihrem Ton, denn sie wußte, daß Herr Samuelsen beträchtlich weniger beredt war, wenn er Enslev gegenüberstand. Sie empfand außerdem innen lebhaften Unwillen gegen den Mann und beklagte, daß ihm Enslev ein so großes Vertrauen erwies. Schon allein der Anblick seiner behaarten Hände erregte Ekel in ihr, um so mehr, als man von ihm sagte, er sei der ärgste Sodomiter der Stadt.

Einige Besorgnis hatten seine Worte aber doch in ihrem Innern hinterlassen. Enslev hatte sich daran gewöhnt, viel Geld zu gebrauchen. Seine Hilfsbereithheit politischen Freunden gegenüber war ohne Grenzen, und die vier, fünf Provinzzeitungen, die er besaß, forderten oft recht beträchtliche Zuschüsse. Er selber hatte offenbar keinen rechten Begriff davon, wie er eigentlich gestellt war. Sollte er nun während des bevorstehenden Kampfes auch noch in pekuniäre Schwierigkeiten geraten, so würden seine Feinde sich freuen. Und da waren schon ohnehin Gefahren genug, die ihn aus der Finsternis bedrohten. Sie fand oft, wenn sie an die Zukunft dachte, daß es sei, als starre sie in eine Gewitternacht hinein.

IV

Mads Vestrup saß am Abend daheim in seiner kalten Dachkammer in der »Herberge zur Heimat« und wartete auf Kandidat Carlsen – A. B. D. Der Verabredung gemäß sollte Herr Carlsen um sieben Uhr kommen, aber die Rathausuhr schlug gerade acht, und noch war er nicht erschienen.

Mads Vestrup hatte seine Einsamkeit in dem Menschengewimmel der großen fremden Stadt so bedrückend empfunden, daß er sich fast nach dem Kommen des Journalisten sehnte, um wieder ein Gesicht zu sehen, das er kannte. Früh am Morgen, ehe es noch hell war, hatte er angefangen, den Bericht über seine Stellung zu der modernen Kirche und dem christlichen Gemeindeleben niederzuschreiben, den er, wie er beschlossen, im »Fünften Juni« veröffentlichen wollte. Die Arbeit war am Nachmittag fortgesetzt und beendet worden. In der Zwischenzeit war er in der Stadt umher gewesen, um eine billige Privatwohnung zu finden, und hatte sich nun bei einem Schuhmacher in der Knabrostraße eingemietet, wo er ein Zimmer und Mittagessen für vierzig Kronen monatlich erhielt. Außerdem hatte er einen langen Brief nach Hause an Stine geschrieben mit einem Bericht über alles, was er erlebt, seit sie sich getrennt hatten, und nun saß er da und summt einen kleinen Trostvers vor sich hin, der sich einmal auf seiner einsamen Wanderung, weit entfernt von Haus und Heim, in einer schweren Stunde bei ihm im Herzen emporgesungen hatte:

Schick Hunger – Herr – und Not!
Gib Tränen mir für Brot.
Zum Grabe ist der Weg nicht weit.
Bald geh ich frommen Herzens hin.
Wo ich bei meinem Heiland bin.
In Himmelslust und Seligkeit!

Endlich ertönten schwere Schritte auf der Treppe, und gleich darauf stand Herr Carlsen in der Tür, genau so wie am vergangenen Tage, den Hut tief in die Stirn gedrückt, den Rockkragen aufgeschlagen.

Obwohl ihm Mads Vestrup freundlich entgegenkam, war der Empfang eine große Enttäuschung für die alte Zeitungsratte, die so bestimmt erwartet hatte, irgendeine Erfrischung aufgetischt zu finden. Er hatte während der letzten beiden Stunden keinerlei Spirituosen genossen, und sein Gesicht mit den rotblauen Trinkerflecken war blutlos infolge von Spiritushunger.

Ärgerlich warf er sich auf einen Stuhl und begann mit der gewohnten Durchsuchung seiner Taschen, um das Notizbuch zu finden.

»Also die Beichte, die wir haben sollten, Verehrtester! Und nicht zu kurz. Wir wollen Sie ja zu einem großen Mann machen. Zu einem Märtyrer und Geistesriesen – offen gestanden. So lautet die Losung.«

Mads Vestrup reichte ihm ein Dutzend beschriebener Blätter und erklärte, er habe es vorgezogen, selbst seine Betrachtungen niederzuschreiben, obwohl es ihm etwas

Ungewohntes sei, die Feder zu gebrauchen.

Herr Carlsen durchblätterte gleichgültig die Papiere und sagte: »Fünfhundert Zeilen schätze ich es. Ich habe mit dem Chefredakteur gesprochen. Er meint, daß er Ihnen sechs Öre für die Zeile geben kann, sagt er. Aber damit sollen Sie sich, weiß Gott, nicht abspesen lassen. Er muß bloß gepreßt werden. Sie können auf meine Verantwortung hin ohne weiteres das Doppelte verlangen. Das fehlte auch noch! Sollten zwölf Öre zu viel sein für einen Geistesriesen? Einen dänischen Paulus?«

Aber Mads Vestrup erklärte sich zufrieden mit der Bezahlung. Er rechnete aus, daß es nicht weniger als dreißig Kronen würden, die er an einem einzigen Tage verdient hatte! Das war viel mehr, als er gedacht hatte. Er wollte Stine dann gleich zwanzig davon schicken.

»Nun ja, mein Herr! Das ist ja Ihre Sache!« sagte A. B. D. Carlsen und steckte die Papiere ein. »Und um nun ein ernstes Wort zu reden – Sie haben doch wohl nicht die Absicht, hier den ganzen Abend zu sitzen und Grillen zu fangen? Sie wollen doch wohl ein bißchen mit auf den Bummel? Ich werde die Ehre haben, Sie unserer gottgesegneten Hauptstadt vorzustellen, Herr Pastor!«

Er erzählte, er selbst habe die Absicht, einen Gratulationsbesuch bei einem seiner jungen Freunde unter den Künstlern zu machen, der ein Legat ausbezahlt erhalten habe, und er machte ihm den Vorschlag, mitzukommen. »Sie werden sicher zur Feier des Tages zu einem Gläschen eingeladen werden!«

»Es ist der Komponist Jörgen Berg. Sie kennen seine Kompositionen wohl? Nicht? Haben Sie nie seinen Namen gehört? Ja, da haben wir wieder den Skandal! Und Jörgen ist doch unser größtes lebendes Genie! Darum sitzt er auch mit Frau und Kind da und hungert. Er hat sich diesen Sommer die Finger auf einem alten Hackbrett da draußen im ›Mittelgarten‹ abgehämmert, um das nötige Brot zu schaffen. Die fünfhundert Kronen sind ausnahmsweise mal an die rechte Stelle gekommen. Und, wie gesagt, – da gibts was Nasses!«

Mads Vestrup hatte aus andern Gründen wohl Lust, sich ihm anzuschließen. Er dachte, das sei wohl gerade die Art Menschen, denen er Gottes Botschaft überbringen solle. Aber auch um seiner selbst willen lockte die Aufforderung. Er war den lieben langen Tag allein gewesen, und die Aussicht, wieder in einem Familienzimmer zu sitzen und vielleicht das Geplauder eines Kindes zu hören, überwand die Verlegenheit seines Bauerngemütes.

»Aber geht denn das an?« fragte er. »Ich bin den Leuten ja völlig fremd!«

»Was macht das? Wir Menschenfresser nehmen es nicht so feierlich mit dem Zeremoniell. Und nun gehören Euer Hochwürden ja mit zu der Blase! Ein Mitarbeiter am ›Fünften Juni‹ ist übrigens allerorten willkommen. Das werden Sie bald merken.«

Nach einer Weile wanderten die beiden Männer zusammen nach Frederiksberg hinaus, wo der Komponist wohnte. Der Seenebel lag auch an diesem Abend wieder dicht über der Stadt und setzte auf den Straßen eine schmierige Schicht Ruß und Schmutz ab. Herr Carlsen, der sich vor Kälte schüttelte, blieb plötzlich vor einem altmodischen Kaffeehaus stehen, das in einem hohen Erdgeschoß auf Vesterbro lag. Er

stieß den Pfarrer in die Seite und fragte, ob er nicht Bedürfnis nach etwas Zentralwärme im Körper habe.

Mads Vestrup hatte eine solche Frage erwartet und sich auch auf die Antwort vorbereitet. Er war sich ganz klar über seine Aufgabe diesem Mann gegenüber.

»Wenn Sie eine Tasse Kaffee meinen, so gehe ich gern mit hinein. Spiritus trinke ich aber nicht, und ich laß mich nicht gern in Gesellschaft eines Mannes sehen, der berauschende Getränke zu sich nimmt.«

A. B. D. Carlsen sah voller Entsetzen zu ihm auf. Sein Mund und die schweren Augen wurden förmlich starr.

»Sind Sie Temperenzler?«

»Ja.«

»Zum Teufel auch! Sie rauchen nicht und Sie trinken nicht ... Da sollt ich meinen, Sie hätten auch die kleinen Mädels in Frieden lassen können!«

Das Blut stieg Mads Vestrup vor Heftigkeit und Scham zu Kopf. Aber er bezwang demütig seinen Zorn und ging weiter, ohne zu antworten.

Carlsen, der selbst nicht einmal Geld zu einem Glas Bier, geschweige denn zu einem Grog hatte, nach dem sein Innerstes verlangend schrie, trabte kläglich dahin, den Rockkragen über die Ohren in die Höhe gezogen, an seiner trockenen Zunge saugend. Er war ganz hilflos in seiner unfreiwilligen Nüchternheit. Jeden Augenblick glitt er auf dem schmutzigen Straßenpflaster aus, und mehrmals war er kurz davor, zu fallen.

»Dann lassen Sie uns doch – zum Satan! – wenigstens einen Rummelkasten nehmen,« sagte er schließlich wütend. »Sie haben doch wohl Geld bei sich, Mensch!«

Mads Vestrup aber war unzugänglich.

»Ich ziehe vor zu gehen,« erwiderte er ruhig.

»Ha!!!«

Carlsen schleuderte diesen Ruf mit weit aufgerissenem Munde in die Luft hinaus und sank in einem Anfall von Verzweiflung in die Knie.

Der schiffbrüchige Theologe war überhaupt tief enttäuscht von seinem Kollegen und bereute bitterlich, daß er ihn mitgenommen hatte. Diesen auf Grund von Unzucht verabschiedeten Geistlichen hatte er sich als einen Mordskerl in Renaissancestil vorgestellt, als einen prachtvollen Bruder Liederlich, der sein Leben zwischen der Bierkneipe, dem Freudenhaus und dem Betschemel teilte. Und hier zog er dahin mit einem fetten Bauernlümmel, einem Hofmissionar und Enthaltensamkeitsapostel, mit dem er sich verdammt schlecht in ordentlicher Gesellschaft blicken lassen konnte. Und diesem Mann sollte der »Fünfte Juni« unter die Arme greifen! Das war ein Skandal!

Das junge Künstlerpaar, das kürzlich aus seiner Wohnung herausgesetzt war, weil es ein halbes Jahr lang keine Miete bezahlt, hatte sich in einem Maleratelier eingerichtet, das ihnen von einem Freund überlassen war, der zurzeit in Italien reiste. Einige hinterlassene Bilder und Skizzen hingen noch an den getünchten Wänden, darunter zwei große Kohlekartons mit nackten Männern und Frauen in gewagten Stellungen. Ein

dunkler und enger Raum, der von dem Atelier durch einen Vorhang getrennt war, diente als Schlafzimmer für die Frau des Komponisten und das Kind, ein kleines Mädchen von sechs Jahren, während er selber sein Nachtlager auf einem Sofa im Atelier hatte. Hier wurde auch das Essen gekocht. Eine hölzerne Kiste mit einem Petroleumkocher stellte die Küche vor. Mitten im Zimmer standen ein runder Tisch und einige Korbstühle. Außerdem befanden sich dort ein Flügel, ein Notenpult und ein Kleiderständer. Das Atelier lag in der Mansarde, und die elektrischen Leitungen des Hauses waren nicht da hinaufgeführt. Auf dem Tische brannte eine altmodische Petroleumlampe mit hohem Fuß. Sie diente zugleich als Ofen.

Den ganzen Nachmittag war ein Kommen und Gehen von glückwünschenden Freunden gewesen, und die Luft war grau von Tabaksnebel. Ein paar halbleere Whiskyflaschen standen noch auf dem Tisch. In diesem Augenblick war nur der dicke Franz Möller da. Der zweihundertpfündige Schriftsteller, der seinen Namen durch ein paar Theaterfiascos bekannt gemacht hatte, von denen noch heute geredet wurde, saß tief versunken in einem der Korbstühle und betrachtete mit schmalen Augen die Frau des Hauses, die an der andern Seite des Tisches Platz genommen hatte. Sie war eine blonde siebenundzwanzigjährige Dame von großer Schönheit, aber ein wenig schwerfällig und schläfrig im Wesen, gleichsam beschwert von ihren üppigen Körperformen. Die zahlreichen Gäste des Nachmittags und das viele Anstoßen und Lebenlassen hatten sie noch müder gemacht. Sie saß in einer nachlässigen Stellung da, die eine Hand unterm Kopf, und hielt jeden Augenblick die andere Hand vor den Mund, um recht nach Herzenslust gähnen zu können.

Der Komponist war auf dem Sessel vor dem Flügel in Gedanken versunken. Er war ein starkknochiger Mann mit einer mächtigen Künstlermähne, die ein bleiches, verbissenes Gesicht umwallte.

Die Unterhaltung war ins Stocken geraten. Aber jetzt schellte es, und gleichzeitig wurde gewaltig an die Tür getrommelt, die vom Atelier unmittelbar auf den Treppengang hinausführte.

Es war Carlsens wohlbekannte Art, sein Kommen zu melden.

»Das ist A. B. D.,« sagten alle drei, und Frau Maja sah mit Besorgnis zu den Whiskyflaschen hinüber, während ihr Mann hinging und öffnete.

Daß ein wildfremder Mensch hinter Carlsens Rücken auftauchte, erregte keine Verwunderung. Man war daran gewöhnt, daß A. B. D. alle möglichen wunderlichen Burschen von der Straße mit heraufschleppte, und wenn sie in bezug auf ihre Kleidung nicht gar zu arg aussahen, wurden sie im allgemeinen ohne Widerspruch empfangen und erhielten ihren Anteil an dem Schutz, der dem alten Berichterstatter überall in den jungen Künstlerkreisen zuteil wurde. Jetzt wurde Mads Vestrup obendrein als der neue theologische Mitarbeiter des »Fünften Juni« vorgestellt, und da das Blatt schon am Morgen einen kleinen Artikel über ihn gebracht hatte, kannten sowohl Jörgen Berg als auch Franz Möller seinen Namen und hießen ihn willkommen in Kopenhagen.

»Nehmen Sie sich ein Glas, Herr Pastor!« sagte der Komponist.

»Und du, A.B.D.! laß keinen Kummer in die Bude kommen!«

Aber Carlsen, den der bloße Anblick der Flaschen neu belebt hatte, erhob warnend den Zeigefinger und rief aus: »Still, Jörgen! ... Still! Du ahnst ja nicht, daß es ein Apostel ist, den ich euch hier bringe. Pastor Vestrup ist Antispiritusiast! Wir sollen dem Alkoholteufel und allen seinen Werken entsagen und uns an die mehr fleischlichen Genüsse halten.«

Mads Vestrup verhielt sich stumm. Er hatte die großen Kartons an der Wand erblickt, und die Schamlosigkeit der Bilder trieb ihm das Blut in die Wangen. »Was für eine Räuberhöhle mag das nur sein, in die ich hier hineingeraten bin?« dachte er bei sich. Auch Frau Majas Person erschien ihm zweideutig und veranlaßte ihn, auf seinem Posten zu sein.

Er hatte kaum Platz genommen, als die Glocke, die über der Tür angebracht war, von neuem klingelte, und diesmal mit ausdauernder Gewaltigkeit.

»Da wird Susse sein,« sagte Franz Möller aus der Tiefe seines Korbstuhls. »Wir haben verabredet, uns hier zu treffen.«

Jörgen Berg öffnete.

Eine jüngere, weißgeschminkte Dame mit einer ziegelroten Perücke schlüpfte atemlos herein, als sei sie verfolgt worden. Nachdem sie die Tür hastig ins Schloß geworfen hatte, blieb sie stehen und lauschte, während sie stumm allen mit der Hand zuwinkte.

»Sagt mir doch, Kinderchen ... habt ihr die Polizei hier im Hause?« fragte sie schließlich.

»Wie kommst du darauf?«

»Ich hörte jemand die Treppe hinter mir dreinschleichen. Könnt ihr wohl raten, wer es war? Cajus Vang! Ich weiß, daß er eine Anstellung in einem Privat-Detektivbureau hat, seit er aus dem Zuchthaus gekommen ist.«

»Dann schnüffelt er dir gewiß nach, Susse,« sagte Jörgen Berg und lachte. »Seid ihr nicht mal gute Freunde gewesen?«

»Ach Gott – das war damals, als der liebe Herrgott noch ein unkonfirmierter Junge war,« erwiderte sie und trat jetzt in die Stube hinein. »Das fehlte auch noch, daß er die Frechheit haben sollte! ... Guten Abend, Maja! ... Ich gratulier auch zu den Fünfhundert! Das gefällt euch wohl, wie? ... 'n Abend, A. B. D.! – Und du, Schnuckelchen! Du prächtiger Junge! 'n Abend!«

Die letzte Anrede galt dem dicken Möller, der, ohne sich aus seiner Ruhestellung zu erheben, kaltblütig seine berühmte Person ihrer stürmischen Umarmung überließ. Die Dame gehörte übrigens auch zu den bekannten Erscheinungen der Stadt. Sie war die sehr beliebte Tingeltangelsängerin Susse Frederiksen, unter Freunden die »Freude des Volkes« genannt.

Erst jetzt entdeckte sie Mads Vestrup, der ganz für sich auf einem Sofa an der Wand saß. Sie starrte ihn eine Weile überrascht an, dann wandte sie sich mit einem ungenierten Lachen nach den andern um.

»Gott, wer ist denn das? ... So ein drolliger Anders Tikøb!«

Jörgen Berg packte sie unsanft beim Arm und flüsterte: »Bist du verrückt, Mädels! Das ist ein Pastor!«

»Ein Pastor? Wie kommt der hierher?«

Im selben Augenblick hörte man ein leises Pochen an der Tür. Es klang, als wenn ein Bettler da draußen stehe und die Herzen mit seiner Bescheidenheit rühren wollte.

»St! Das ist Cajus!« sagte Fräulein Frederiksen, und ihr Mund nahm einen strengen Ausdruck an. »Daß du ihn nicht hereinläßt, Jörgen!«

Der Komponist war unschlüssig. Er sah sich fragend nach den andern um, die alle verstummt waren. Frau Maja saß gleichgültig da, beide Ellenbogen auf dem Tisch, im Begriff, sich eine Zigarette anzuzünden. Franz Möllers fette Hand hatte innegehalten mitten in der Ausbesserung seiner sorgfältig arrangierten Napoleonslocke, die der zärtliche Erdrosselungsversuch der Freundin in Unordnung gebracht hatte. A.B.D. Carlsens Gesichtsausdruck aber war sonderbar. Er saß, schwer vornübergebeugt, die Arme auf dem Tisch, und paffte mächtig aus einer Zigarre. Vor ihm stand schon ein halbgeleertes Whiskyglas. Die Zigarre ragte aus dem rechten Mundwinkel in die Höhe. Das entsprechende Auge hielt er infolge des Rauchs geschlossen. Mit dem andern, das weit aufgesperrt war, starrte er unverwandt zu der Sängerin hinüber, und der Blick glühte.

Das verzagte Klopfen wurde wiederholt, aber niemand brach das Schweigen. Jetzt ertönte auch die Glocke, und Susse Frederiksen griff krampfhaft Jörgen Berg in den Rockärmel, um zu verhindern, daß er an die Tür ging.

»Du unterstehst dich nicht und läßt ihn ein!« flüsterte sie. »Ich will nicht mit einem Schnüffler zusammen sein, und wenn er auch tausendmal mein Freund gewesen ist!«

Nach einer Weile hörten sie den Mann da draußen langsam die Treppe hinab verschwinden.

Aber nun bereute Jörgen Berg seine Hartherzigkeit und begann, sich selbst und die andern auszuschelten, obwohl er Cajus Vang gar nicht kannte und nichts weiter von ihm wußte, als daß er einmal Berichterstatter beim »Fünften Juni« gewesen war und mit einem falschen Wechsel Pech gehabt hatte.

»Wir hätten ihn doch so gut auffordern können, hereinzukommen. Was schert es uns eigentlich, daß er gesessen und Papiertüten gekleistert hat? Unser Geld hat er doch nicht verjuxt!«

»Jetzt wollen wir nicht mehr von ihm sprechen,« erklärte Fräulein Susse. Sie setzte sich auf den Schoß ihres Freundes, der sie ein wenig mißtrauisch über den Kneifer hinweg angesehen hatte.

Aber jetzt erhob sich A. B. D. Carlsen schwankend und schlug auf den Tisch, so daß die Gläser tanzten.

»Pfui Teufel! Daß du dich nicht schämst, Susse! Denn du weißt am allerbesten, wo die viertausend Kronen geblieben sind, um deretwillen Cajus gesessen hat. Wenn du was anderes sagst, so will ich – A. B. D. – mit zwei erhobenen Fingern schwören, daß es ausgestunkene Lügen sind! Die beiden seidene Kleider, die Cajus dir geschenkt hat, kannst du doch nicht vergessen haben. Oder die Diamantohrringe und das Armband – wie? Und du entsinnst dich auch wohl noch des Abends, wo du dich so schweinemäßig in Champagner betrankst, daß du die Teller und Gläser und den

ganzen Mist mit den Beinen vom Tisch runter fegtest, so daß Cajus hinterher eine Rechnung von einhundertfünfundzwanzig Kronen für zerbrochenes Geschirr bekam.«

»Jetzt solltest du lieber deinen Mund halten, kleiner A. B. D.! ... Sonst kriegst du ja doch man bloß deinen Krampfanfall im Zwerchfell,« spottete die Sängerin, den Arm um den Hals des Freundes. Und kaum hatte sie das gesagt, als wirklich ein krampfhaftes Hicksen ihn unterbrach und er sich setzen mußte.

Aber schon im nächsten Augenblick fuhr er wieder auf, nahm sein Glas und verkündete, Cajus sei ein Gentleman vor Gott.

»Mag er ein Dieb und ein Zuchthäusler in den Augen der Menschen sein! Ich achte und ehre Cajus als guten Kameraden. Er war einmal mein Freund, und was später zwischen uns gekommen ist, kann einerlei sein. Aber die großen Schurken da draußen ... die Blutsauger des Volkes ... die ordengeschmückten Gauner und professionellen großen Diebe ...«

Er wollte trotz des Hicksens fortfahren, aber Frau Maja, die neben ihm saß, zog ihn an den Rockschoßen auf den Stuhl nieder. Fräulein Susse hatte versucht, ihn mit einem schallenden Gelächter zu übertäuben, und ihr dicker Freund sekundierte, indem er wie eine Ziege meckerte. Auch Jörgen Berg fand es jetzt aus Rücksicht auf den fremden Gast an der Zeit, ihm den Mund zu stopfen. Sie hatten alle den braven A. B. D. gern, der den jungen Künstlern durch seine kleinen Notizen über sie im »Fünften Juni« manchen Dienst leistete. Aber wenn er seine sentimentalen Rückfälle in die Anarchistenlyrik vom Jahre neunzig bekam, so fanden sie ihn unausstehlich und geboten ihm regelmäßig durch Heulen Einhalt.

Während der Zänkerei, die jetzt entstand, setzte sich der Komponist auf das Sofa zu Mads Vestrup, dessen Anwesenheit die andern allmählich fast vergessen hatten. Er war die ganze Zeit hindurch völlig stumm gewesen, aber hinter der Brille bewegten sich die aufmerksamen Augen.

Jörgen Berg hatte die Angewohnheit, die Leute mit seinen eigenen Angelegenheiten zu unterhalten. Er erzählte Mads Vestrup, was dieser übrigens seiner Aussprache sofort angehört hatte, daß er Füne sei, aus der Nyborger Gegend. Seine künstlerische Laufbahn hatte er begonnen, indem er bei den Dauernfesten in seinem Heimatsort zum Tanz aufspielte, und er schilderte alle die Widerwärtigkeiten und Verfolgungen, gegen die er auf seiner Künstlerlaufbahn, die nach seiner Darstellung ein Martyrium ohnegleichen in der Musikgeschichte war, hatte kämpfen müssen.

Währenddessen hatte Fräulein Susse angefangen, mit ihrem Freund zu flüstern, um etwas über den sonderbaren Pastor, und wie er hierher gekommen war, zu erfahren.

»Herr du meines Lebens ... mit Bauernweibern!« hörte man sie sagen, als Franz Möller erzählt hatte, was er von Mads Vestrup und der Veranlassung zu seiner Verabschiedung zu wissen meinte.

Sie wandte sich interessiert um, in der Absicht, den Mann recht in Augenschein zu nehmen.

»Daß der Pastor gewesen ist!« flüsterte sie. »Er sieht ja auch wirklich aus wie so ein richtiger Bulle vom Lande!«

Lächelnd erhob der Freund einen warnenden Zeigefinger. Da aber schlang sie beide Arme um ihn und bedeckte sein dickes Gesicht mit Küssen.

»Ach, du süßes, süßes Fettilamm! Ich hab dich ja so lieb, daß ich dich mit allen Kleidern auffressen könnt!«

Drüben auf dem Sofa war Jörgen Berg in seiner Erzählung jetzt bis zur Schilderung seines Besuchs im Legatbureau gediehen, wo man ihm am Vormittag das Geld ausbezahlt hatte.

»Hinter der Schranke saß so ein alter Kerl mit blauer Brille und roter Nase.« Was wollen Sie?« sagte er. »Ich bin Jörgen Berg,« sag ich. – »Ja, was wollen Sie?« – »Ich bin der Komponist Jörgen Berg.« – »Ja, zum Teufel auch, was wollen Sie?« – Dann übergeb ich ihm das Schreiben, das ich vom Vorstand bekommen hab. – »Haben Sie Legitimationspapiere bei sich?« – Ich heraus mit meinem Taufschein und meinem Pockenschein und meinen Militärapapieren. »Ist das genug?« sag ich. »Denn sonst hab ich auch noch 'n Paar alte Hosen zu Haus und 'n Haufen Liebesbriefe.« Da hätten Sie mal das Gesicht sehen sollen, das er aufsetzte. Er schleuderte mir das Geld vor Wut man so auf den Tisch hin. Einen Fünfhundertkronenschein. Kleineres Geld hätten sie nicht, sagt er. Das sollt so recht großschnauzig klingen!«

Er holte den Schein aus einer alten Briefftasche heraus, um ihn Mads Vestrup zu zeigen. Dann wollten auch die andern ihn sehen. Der braune Lappen ging von Hand zu Hand, wurde auf der rechten Seite und auf der Kehrseite untersucht und gegen das Licht gehalten. Und einen Augenblick strich es über sie alle hin wie ein Hauch aus dem Schlaraffenland.

»Ja!« sagte Jörgen. »Es ist sonderbar, wenn man bedenkt, daß ich für einen solchen Fetzen halbschmutzigen Papiers eine Reise nach Rom machen und die Messe in der Peterskirche hören und über Paris und London zurückreisen kann. Das ist doch ein Erlebnis! Sonst freilich ... Verdammt dies lausige Geld! Das wichtigste ist, daß die Herren Professoren und Konferenzräte jetzt also *gezwungen* gewesen sind, mir das Legat zu geben. Ein musikalischer Idiot wie Professor Martens hat zu Kreuze kriechen und mein Talent anerkennen müssen. Das bedeutet doch etwas – nicht wahr? Das Geld kann einem schließlich schnuppe sein!«

»Stell dich nicht so an, Jörgen!« sagte seine Frau. »Wie unzählige Male hast du den Schein nicht schon herausgeholt, bloß um ihn zu besehen? Aber das fehlte auch noch, daß wir uns nicht über das Geld freuen sollten!«

»Hab ich das gesagt? Es ist herrlich, sich mal als Millionär zu fühlen,« sagte er und schlug sich auf die Brusttasche, wo die Banknote wieder verwahrt lag. »Das erste, was wir kaufen, Maja – weißt du, was das ist? Ein neuer Hut für dich! Ich will dich nicht länger mit dem alten Bonnie sehen! Aber gleichviel ... Die Hauptsache für mich ist, daß ich jetzt die alten Buckeldromedare gezwungen habe, mich anzuerkennen. Ich wollt bloß, meine Mittel erlaubten mir, ihnen die Fünfhundert wieder in das Gesicht zu werfen und zu sagen: Ich bedanke mich, meine Herren! Ich habe erreicht, was ich wollte. Das Geld schenk ich Ihnen! Leben Sie wohl!«

»Pah!« sagte Frau Maja höhnisch. »Ihr Künstler nehmt immer den Mund so voll. Und dabei ist doch keiner so hinterm Gelde her wie ihr. Ihr solltet lieber schweigen mit all

dem Unsinn von Idealen und eurer Künstlerehre, und wie das alles heißt. Denn keine Menschenseele glaubt euch auch nur einen Deut davon!«

Jörgen Berg stand mit gesträubter Mähne mitten im Zimmer, die Hände in die Westentaschen gesteckt. Es währte eine Weile, bis er antwortete. Das Lächeln war von seinem Gesicht geglitten. Statt dessen saßen da zwei tiefe Falten zwischen den Brauen.

»Gelten deine schönen Bemerkungen auch mir? Denn in dem Fall möcht ich dich doch daran erinnern, *wer* vor einiger Zeit eine größere Szene machte, weil ich mich auf das bestimmteste weigerte, die Treppen des Professors von wegen des Legats blank zu treten. Oder wollte *ich* etwa durchaus, daß Sivertsen im ›Fünften Juni‹ heruntergemacht werden sollte, weil er mit zu den Bewerbern gehörte? Du kannst ja A. B. D. danach fragen, er sitzt ja neben dir!«

Frau Maja erwiderte nichts. Sie legte nur den Kopf in die Hand und zuckte die schönen Schultern.

»Es ist ja auch noch gar nicht lange her, daß du einen andern Beweis dafür erhieltest, daß ich nicht an Geldgier leide!«

»Meinst du das mit dem Lotterielos? Na, lieber Jörgen, das hab ich dir bereits gesagt, auf den Leim kriech ich nicht. Ganz meschugge bist du doch gottlob noch nicht geworden!«

Jetzt wurden die andern neugierig. Was war das mit dem Los? Spielten sie in der Lotterie? Hatten sie was gewonnen? – fragten sie durcheinander.

»Maja!« sagte Jörgen warnend. »Du sagst kein Wort! – Das ist ein Familiengeheimnis, Kinderchen!«

»Nein, du hast selbst angefangen, dann können die andern es auch ebensogut wissen,« sagte Maja und erzählte, daß Jörgen neulich in Wut geraten sei, weil sie ein halbes Los in der Klassenlotterie genommen habe.

»Und könnt ihr raten, warum? Er wär bange – sagte er –, daß wir das große Los gewinnen könnten!«

»Na – so ein Blödsinn!« sagte Fräulein Susse. »Daß das sein Ernst nich is, kannst du doch begreifen, Maja!«

»Aber ich sage dir, es sollte für Ernst *gelten*. Ihr könnt ihn ja selbst fragen. Er hat, weiß Gott, das Los in tausend Stücke zerrissen und in den Ofen gesteckt. Wenn das nich Anstellerei is, weiß ich wirklich nich, was es is.«

Jetzt sahen sie Jörgen alle mit großen Fragezeichen in den Augen an. Er war wieder an den Tisch getreten, um sich zu rechtfertigen.

»Seht ihr, ich setz den Fall, daß wir wirklich das große Los gewinnen ... – oder auch nur ein halbes Hunderttausend ... Ja, wenn ich durch meine Arbeit, durch meine Kunst reich würde, zum Beispiel durch eine Oper, die über alle Bühnen Europas ginge ... das wäre eine andere Sache. Aber auf Grund eines dummen Glückzufalles zu siegen ... mit Hilfe eines Lotteriegewinnes, der ebensogut dem ersten besten Idioten in den Schoß hätte fallen können ...«

Fräulein Susse und A. B. D. unterbrachen ihn mit einem Indianergeheul, und der dicke Karl Möller hob wieder an, wie eine Ziege zu meckern.

»Nein, hören Sie mal!« sagte der letztere, der ein Auge auf die Frau seines Freundes geworfen hatte, und bei dem außerdem der Anblick des Fünfhundertkronenscheins den Blutdurst des Neides und der Schadenfreude wach gerufen hatte. »Ich muß Frau Maja wirklich recht geben ... das ist denn doch zu arg! Daß du dich weigern solltest, ein halbes Hunderttausend einzustreichen, nur weil es ein Lotteriegewinn ist ...«

»Das hab ich ja nicht gesagt! Gerade weil ich weiß, daß ich nicht Charakterfestigkeit genug besitze, um so viel Geld von mir zu weisen, und mich lieber selbst um den Triumph bringe, will ich nicht spielen. Ich wünsche das Glück nicht als Geschenk zu erhalten. Ich will es mir schon selbst holen. Nur immer ruhig!«

Erneuter Lärm schlug von allen Seiten an seine Ohren, und Frau Maja sagte: »Da könnt ihr selber hören ... Ich begreife nicht, daß du dastehen und so was sagen magst. Du meinst ja nicht ein Wort davon.«

»So! Das habe ich doch bewiesen, sollt ich meinen! Du hast doch selbst erzählt, daß ich das Los zerrissen und verbrannt habe.«

»Na, das hatte nun freilich nicht so viel auf sich,« sagte Frau Maja – sie stützte wieder beide Ellenbogen auf den Tisch und zündete sich eine Zigarette an. – »Ich hatte die Nummer ja aufgeschrieben. Und das wußtest du recht gut, lieber Jörgen! Du brauchst nicht zu glauben, daß du mir was vormachen kannst!«

Ihr Mann sah sie eine Weile schweigend an. Sein bleiches Gesicht mit den harten Zügen hatte einen müden und hoffnungslosen Ausdruck angenommen.

»Mit andern Worten, du beschuldigst mich, hier zu lügen und zu lügen und Komödie zu spielen. Bist du dir wohl ganz klar darüber, Maja? Ist dies wirklich drin Ernst?«

»Laß uns nicht mehr darüber reden,« sagte sie. »Es fängt allmählich an, mich zu langweilen, Jörgen!«

»Du *sollst* mir antworten!« schrie er plötzlich wütend und schlug mit der Faust auf den Tisch. »Was ihr andern von mir denkt, ist mir völlig schnuppe. Aber du, Maja, du glaubst also allen Ernstes, daß ich hier stehe und prahle. Glaubst du das? Ja oder nein? ... Du sollst mir antworten!«

Frau Maja sandte ihm einen wütenden Blick zu und sah sich verlegen im Kreise um.

»Daß du dich nicht schämst, Jörgen! Dazustehen und dich so anzustellen, während hier Besuch ist. Du solltest ein wenig in die Luft gehen. Das tut dir gewiß not!«

Allmählich begannen auch die Gäste die Situation reichlich drückend zu finden. Fräulein Susse warf Jörgen eine Kußhand zu, um ihn milder zu stimmen und ihn zum Schweigen zu veranlassen. Nur Franz Möller freute sich und bemühte sich, das Feuer zu schüren.

»Lieber Freund!« sagte er mit asthmatischer Miene. »Dein Rednertalent nützt dir nichts, Jörgen Berg. Wie kannst du nur an einem Freudentag, wie der heutige, so halsstarrig sein!«

»Halt *du* dein Maul,« fertigte Jörgen ihn ab, ohne die Augen von seiner Frau zu wenden. »Dich hat keiner nach deiner Meinung gefragt. – Aber jetzt ist mir das Ganze

übrigens einerlei! Ihr könnt meinetwegen gern über mich lachen. Geniert euch, bitte, nicht!«

Er drehte sich auf dem Absatz um und schlenderte davon, die Hände in den Hosentaschen. Gleich darauf aber kehrte er zurück, nahm den Fünfhundertkronenschein abermals aus der Briefftasche und hielt ihn seiner Frau über den Tisch hin.

»Du sollst ihn haben! Da! Du kannst damit machen, was zum Kuckuck – du willst. Ich will ihn nicht mehr sehen. Du kannst dir einen Hut und einen Muff und ein seidenes Kleid dafür kaufen oder hundert Nachttöpfe – ganz wie es dir beliebt! Da, nimm ihn doch!«

Ohne sich zu rühren, sah ihn Frau Maja starr mit einem verächtlichen Blick an.

»Du solltest ihn lieber nehmen! Er könnte sonst leicht in Rauch aufgehen, so wie das Los. Dann würdest du am Ende glauben, daß ich nicht geldgierig bin.«

»Nimm ihn ihm doch weg, Maja!« rief Fräulein Susse. »Der verrückte Mensch!«

Aber Frau Maja rührte sich nicht. Sie sah ihm unverwandt starr in die Augen, mit einem Blick voll Trotz und Haß.

»Ich gebe dir noch zehn Sekunden Bedenkzeit,« sagte Jörgen und zog seine Uhr heraus. »Eins – zwei – drei – vier.«

Bis zu diesem Augenblicke hatte niemand als Frau Maja geglaubt, daß er Ernst aus seiner Drohung machen würde. Aber jetzt fuhren sie alle mit einem Schrei auf. Jörgen hatte die Banknote an das Lampenlicht gehalten, und bei dem Worte »zehn« zündete er sie an. Selbst Franz Möller kam im Nu auf die Beine. Mads Vestrup hatte Jörgen beim Arm gepackt, und Carlsen, so betrunken er auch war, stand auf wackelnden Beinen und blies wie ein Rasender in die Luft hinauf, um zu löschen. Aber mit seinen Riesenkräften hielt der Komponist sie sich alle vom Leibe, während er triumphierend das flammende Papier hoch in die Höhe hob. Einen Augenblick später flatterte es als Asche zu Boden.

Es folgte eine dumpfe Stille. Dann warf sich Fräulein Susse mit einem hysterischen Lachen in den Stuhl, und Carlsen, der auf einmal nüchtern geworden war, bekam einen von seinen unheimlichen Anfällen, unter denen er vor Kälte zitterte. Er setzte sich hilflos mit klappernden Zähnen hin und mußte Wasser lassen.

Währenddessen stand das Ehepaar einander mit einem Ausdruck gegenüber, wie ihn Menschen bekommen, wenn sie in Leidenschaft alles um sich her vergessen und nur die wilde Stimme des Blutes hören. Zwei weiße Gesichter mit erstarrenden Mündern ... zwei Totenmasken mit Augen, die lauter schwarze Pupille waren.

»Genügte der Beweis?« fragte Jörgen schließlich und versuchte zu lachen.

»Du glaubst am Ende, daß es mich ärgert!« erwiderte sie. »Nein, da irrst du! Aber es sieht dir ähnlich ... Du Bauernlummel!«

»Was sagst du! Nimm dich in acht!«

»Bauernlummel! schrie sie. Und ehe jemand noch Zeit hatte, sich ins Mittel zu legen, fuhr ihr Jörgen in die Haare. Mads Vestrup hatte ihn abermals mit einem kräftigen Griff bei der Schulter gepackt, aber es war nicht möglich, Mann und Frau zu trennen. Frau Maja hatte eins von Jörgens Ohren gefaßt, und nun taumelten sie beide mit einer

solchen Gewalt gegen den Tisch, daß die Lampe ums Haar umgestürzt wäre. Einige Gläser fielen um und rollten an die Erde, während der Inhalt sich über den Tisch ergoß.

Franz Möller stand phlegmatisch da, die Hände in den Taschen, und sah zu; Fräulein Susse aber rannte ganz verwirrt in der Stube herum und rief nach der Polizei.

Plötzlich vernahm man eine Kinderstimme. Das sechsjährige Töchterchen des Ehepaars, das nebenan im Schlafraum gelegen und geschlummert hatte, war durch den Spektakel geweckt und stand nun vor dem Vorhang in seinem halbschmutzigen Nachtkleidchen. Vom Licht geblendet, hielt sie die Hände vor die Augen und sagte schlaftrunken: »Was ist hier los, was macht ihr hier?«

Der Klang ihrer Stimme trennte endlich die Eltern. Frau Maja stürzte auf die Kleine zu, nahm sie in die Arme und führte sie mit sich in die Kammer, indem sie den Vorhang hinter sich zuzog.

Auch Jörgen kam wieder zu sich. Mit einem verlegenen Ausdruck sah er sich um, und als er Mads Vestrups fremde Gestalt entdeckte, wandte er sich beschämt ab.

»Geht!« sagte er. – »Geht alle miteinander!«

Während die Gäste sich ankleideten, blieb er am Tisch stehen, ohne aufzusehen und ohne zu sprechen. Er beantwortete auch ihr »Gute Nacht« nicht.

An der Tür hielt Mads Vestrup den dicken Möller zurück und fragte leise, ob es denn angängig sei, daß man die beiden erregten Menschen allein lasse. Aber Möller beruhigte ihn, und als sie hinausgekommen waren, sagte er: »In fünf Minuten sitzen sie eng umschlungen da und weinen ganze Eimer voll Reuetränen. Es ist ein ekelhafter Anblick. Machen wir, daß wir wegkommen.«

Unten auf der Straße nahm Fräulein Susse ihren Freund unter den Arm. Als Mads Vestrup auf ländliche Weise auf den Fahrdamm hinausgehen wollte, zog sie auch ihn zu sich heran, um sich mit dem andern Arm auf ihn stützen zu können, und so verduzt Mads Vestrup auch im ersten Augenblick war, leistete er doch keinen Widerstand, denn er merkte, wie stark sie noch zitterte.

A. B. D. trollte hinterdrein und blieb immer mehr zurück infolge seiner Bemühungen, einen Zigarrenstummel zum Brennen zu bringen.

Fräulein Susse sprach besorgt darüber, wie Jörgen Bergs jetzt fertig werden sollten, denn sie hatten sicher Schulden beim Krämer und beim Bäcker. Aber Franz Möller tröstete sie; Jörgen habe es sicher ebenso gemacht wie damals mit dem Los, und die Nummer aufgeschrieben, dann könne er sich das Geld auf der Bank auszahlen lassen.

»Er muß sich ja immer anstellen!« sagte er, wütend darüber, daß seine Aussichten bei Frau Maja jetzt wahrscheinlich für längere Zeit zu Wasser geworden waren. Er gönnte dem Freund ebensowenig die schöne Frau wie das Legat. Nun wollte er sich aber dafür schadlos halten, indem er ein Satyrspiel über diese Leute vom Lande schrieb, die in die Hauptstadt kamen und sich als Kraftgenies aufspielten. Er wollte sie wie junge Katzen in einem Meer von Gelächter ersäufen. Schon mehrere Jahre hatte er den Plan zu einem solchen Stück fertig im Kopf gehabt, aber erst heute abend hatte er den richtigen Blutgeschmack im Munde bekommen.

Fräulein Susse meinte, Jörgen Berg sei zuweilen wirklich ein bißchen gestört, und sie erzählte eine Geschichte von ihm, die sie von Maja selbst gehört hatte. Er hatte einmal ein großes Chorwerk komponiert und war beinahe fertig damit, als Maja ihn eines Tages zufällig fragte, wieviel er nun mit der Arbeit verdienen zu können glaube. Da habe er in heller Wut die Noten in eine Schublade geworfen und sie seither nie wieder angerührt.

»Ja, so ist er!«

Franz Möller, der immer ergrimmt wurde, entgegnete nur: »Bluff!«

Mads Vestrup ging stumm dahin und lauschte aufmerksam. Er war selbst tief erschüttert von dem unheimlichen Erlebnis; aber er hatte auf seinen Wanderungen dieselbe verzweifelte Seelennot bei vielen von den losen Vögeln der Landstraße angetroffen, denen er sich angeschlossen und die er lieb gewonnen hatte. Er empfand das tiefste Mitleid mit allen diesen armen Blindgeborenen, die in der Finsternis umhergingen und übel dran waren, weil sie vielleicht keine Mutter gehabt hatten, die sie lehrte, die Hände zu falten, als sie noch klein waren. Aber er war nicht empört. Er war um seiner Selbstgerechtigkeit willen gestraft worden und erkannte seine Zusammengehörigkeit mit der ganzen sündigen und leidenden Menschheit. Auch dies zerknüllte Mädchen, das sich in seiner wahnsinnigen Angst an seinen Arm gehängt hatte, rief nur ein brüderliches Gefühl der Betrübnis in ihm wach. Er wollte sogar daran glauben, daß diese Sünderin mitten in ihrer Erniedrigung Gottes Herzen näher sein könne als manch eine zimperliche und frisch gebügelte Pfarrersfrau, die sich mit ihrer Tugend brüstete.

Sie waren nach Vesterbro gelangt, und das lebhaftes Boulevardgewimmel unter den weißen Lichtballons übte sofort seinen Einfluß auf die Gemütsstimmung der Sängerin aus. Sie schüttelte den Schrecken ab und trat in Funktion. Gleich einem Schwan, der in sein Element hinausgleitet, schob sie den Busen vor und genoß den Anblick ihres Spiegelbildes in den weitgeöffneten Mienen der vorübergehenden Herren. Die meisten kannten sie von Ansehen. Einige grüßten sogar. Im übrigen legte die Größe ihres Hutes, die karmoisinrote Jacke und die gemalten Augenbrauen ein hinreichendes Zeugnis von der Art ihres Gewerbes ab.

Auf Mads Vestrup übten das Licht und die vielen Menschen eine ganz entgegengesetzte Wirkung aus. Er ging dahin, die Augen zu Boden geschlagen, und hielt diesem Fegefeuer nur stand, um ihr Vertrauen zu bewahren. Aber er konnte nicht umhin, zu denken, was Stine wohl gesagt haben würde, wenn sie ihn in diesem Aufzug erblickt hätte.

Ein paarmal machte er den Versuch, seinen Arm aus dem ihren zu ziehen, aber sie hielt ihn fest, ja, sie wurde allmählich bedenklich zudringlich in ihren Annäherungen und fing sogar an, ihn du zu nennen. Einmal, als sie im geheimen seinen Arm gedrückt und vergebens darauf gewartet hatte, daß er ihre Liebkosung erwidern sollte, beugte sie sich vor und guckte ihm ins Gesicht hinauf.

»Was für ein Frosch bist du eigentlich? Wie lange bist du schon hier in der Stadt?«

»Ich bin gestern gekommen.«

»Herr du meines Lebens, dann bist du ja so unschuldig wie ein neugeborenes Lamm! Weißt du, daß ich vom Ersten an ein Engagement bei Folle Pip in der ›Taverne‹ habe?

Du kommst doch hin, um mich zu sehen? Er hat ein neues Kostüm aus Papageienseide spendiert. Einhundertzwanzig Kronen, du! Das hat sich gewaschen, sag ich dir! Dann kommst du doch, was?«

Mads Vestrup sagte: »Nun können Sie ja erst einen Abend kommen und mich hören. Denn ich soll nämlich auch in nächster Zeit in der Stadt hier auftreten.«

»Wo denn?«

»Wahrscheinlich im Elysium. Ich soll dort ein paar Vorträge halten.«

»Im Elysium! Gott, da hab ich selbst mal gesungen! Worüber wollen Sie sprechen? Es ist doch wohl keine Andacht mit Lichtbildern und dergleichen?«

»Nun können Sie ja selber sehen.«

Sie waren auf dem Rathausplatz angelangt. Mads Vestrup blieb stehen, um gute Nacht zu sagen. Im selben Augenblick puffte Franz Möller seine Freundin mit dem Ellbogen und sagte: »Hast du gesehen, wer da ging?«

»Wo?«

Zwei elegant gekleidete Herren gingen in einiger Entfernung mit einer Dame vorüber. Sie kamen aus dem Theater in der Jernbanegade und lenkten ihre Schritte nach dem Hotel Bristol hinüber.

»Wer war das?« fragte Fräulein Susse.

»Erkanntest du ihn nicht? Es war ja der Graf von Monte Christo.«

»Wirklich? War das Karsten From?«

»Er hat sich den Schnurrbart abschneiden lassen. Es steht ihm übrigens. Er sieht gar nicht so affektiert aus.«

»Kanntest du die Dame?«

»Ja, es war Fräulein Abildgaard. Eine Tochter des verstorbenen Ministers. Sie soll ein bißchen leicht sein.«

»Na, Gott mit ihm!« sagte sie, während sie mit langen Blicken den schlanken, blonden Maler verfolgte, bis er zusammen mit der Dame und deren anderm Begleiter – einem kleinen kurzhalsigen Herrn mit hohem Hut – durch die Drehtür des Bristol-Restaurants verschwunden war.

»Wollen Sie also kommen und mich einen Abend hören?« fragte Mads Vestrup, indem er sich verabschiedete.

»Ja – nicht wahr, Franz? Dazu können wir wohl ja sagen. – Ich hätte wohl Lust, zu hören, was der Herr zu erzählen haben kann. Auf Wiedersehn, Herr Pastor! Lassen Sie sichs gut gehen!«

Sie winkte ihm mit der Hand, als er ging, und trieb dann weiter an dem Arm ihres Freundes in die Stadt hinein.

V

Der kleine kurzhalsige Herr mit dem hohen Hut, der Jytte über den Rathausplatz begleitete, war ihr Vetter, der Jägermeister, der neugewählte Folkethingsabgeordnete. Sie hatten sine Wiener Operette mit einer törichten Entkleidungsszene gesehen, die in dieser Zeit allabendlich eine Wallfahrt nach dem Theater veranlaßte, ein Wallfahrt jenes Kopenhagens, das nie versagt, wo es sich um eine wirkliche Sensation handelt, – in diesem Fall um eine Schauspielerin in Unterhosen.

Um ihren Vetter, den sie eingeladen hatte, und der selbst wie ein Rasender klatschte, nicht zu betrüben, versicherte Jytte, daß sie sich amüsiert habe.

Mitten während der Vorstellung war Karsten From im Theater aufgetaucht, und da er unmittelbar vor ihnen Platz nahm, war sie sich sofort klar darüber, daß dies kein zufälliges Zusammentreffen war. Im Zwischenakt plapperte der Vetter denn auch heraus, daß er und der Maler verabredet hätten, sich hier zu treffen.

Seit jener historischen Sommerversammlung im Striger Walde, wo sie sich zum erstenmal gesehen, hatte sich zwischen den beiden Männern eine sonderbare Freundschaft entwickelt, die, was den Jägermeister anbetraf, fast den Charakter einer Verliebtheit hatte. Er hatte auch schon ein großes Porträt von sich bei Karsten From bestellt – ein Geburtstagsgeschenk für Frau Wilhelmine.

Im Restaurant hatte er ein größeres Abendessen vorbereitet, und als man zum Nachtsch gelangt war, zu dem eine feine Marke eisgekühlten Madeiras geschenkt wurde, begann er von diesem Bild zu sprechen, zu dem der Maler gerade in diesen Tagen ein paar Entwürfe gemacht hatte. Er erhob sein Glas und huldigte ihm in einer kleinen Rede als einem Gottbegnadeten, den sowohl die Muse der Malerei als auch die des Gesanges bekränzt hatte.

»Lieber Meister! Empfangen Sie meinen tiefgefühlten Dank und mein aufrichtiges Kompliment!«

Jytte, die diese Rede als sie nicht angehend betrachtete, wandte das Gesicht ab, als sie merkte, daß Karsten Froms Augen drüben von der andern Seite des Tisches die ihren suchten. Während die beiden Herren miteinander anstießen, warf sie einen Blick in den dichtgefüllten Saal mit den vielen Damen und Herren in Gesellschaftstoilette, die nach der Theaterzeit hierher gekommen waren.

»Wir machen wohl den Beschluß mit einem Likör zum Kaffee,« sagte der Jägermeister nach einer Weile, als der Kellner die Tassen gefüllt hatte. »Was soll es sein, Jytte? Ein unschuldiger Anisette?«

»Für mich nicht das Geringste!« sagte sie sehr entschieden und äußerte Ungeduld, nach Hause zu kommen. Sie fühlte sich nie wohl in einem Restaurant so spät am Abend, wenn die Herren anfangen zu rauchen und allerlei wunderliche Damen mit ihren Kavaliern von der Straße hereinkamen. Und am allermeisten genierte es sie, hier mit Karsten From zusammensitzen, den alle Welt kannte. Allerdings war es ihr ziemlich gleichgültig geworden, was die Leute von ihr dachten und glaubten, aber sie hatte doch

keine Lust, auf die Liste der tausendunddrei Geliebten dieses Mannes aufgeführt zu werden.

Überhaupt bereute sie es, daß sie sich von dem Vetter hatte überreden lassen, mit hierher zu kommen. Sie hätte sich selbst sagen können, daß From sich ihnen anschließen würde, um so mehr, als er sich bereits früher seines Freundschaftsverhältnisses zu John bedient hatte, um sich »in aller Ehrerbietung bei ihr in Erinnerung zu bringen« – wie er sich ausdrückte.

»Nun, dann müssen wir also deine angenehme Gemeinschaft entbehren!« sagte der Vetter. »Was ziehen Sie vor, From? Einen Chartreuse, Triple sec ... oder einen Meukow 1842?«

Die schönen, dunkelblauen Augen des blonden Malers, die eine Farbe wie Labrador hatten, wandten sich wieder zu Jytte hinüber. Es war, als wolle er sich mit dem Ausdruck ihres Gesichts beraten, ehe er antwortete.

»Ich bin so frei, die Worte des gnädigen Fräuleins zu den meinen zu machen! ... Und es ist auch wohl schon ziemlich spät geworden,« fügte er hinzu, wie um sie verstehen zu lassen, daß er ihre Gedanken erraten habe und ihrem Wunsch die schuldige Rücksicht erzeigen wolle.

Zu Jyttes Ärger gelang es ihm wirklich, sie erröten zu machen.

»Ja, dann muß auch ich wohl verzichten!« meinte der Jägermeister und bat den Kellner, die Rechnung zu bringen.

Karsten From, der den ganzen Abend ungewöhnlich stumm und gedämpft gewesen war, bat nun um Erlaubnis, »diese letzten kostbaren Minuten« benutzen zu dürfen, um einen Vorschlag zu machen.

»Sie sprachen vorhin so liebenswürdig von meinen Studien zu Ihrem Porträt. Dabei fiel mir ein, daß wir doch jetzt endlich entscheiden müssen, welche davon benutzt werden soll. Ihnen selbst, lieber Herr Jägermeister, wird offenbar die Wahl schwer. Würde es nicht eine glückliche Lösung der Frage sein, wenn wir das gnädige Fräulein bewegen könnten, das Amt eines Richters zu übernehmen und ein Urteil in der Sache zu fällen?«

Jytte, die beschäftigt war, ihre Handschuhe anzuziehen, hatte Karsten From eine Sekunde mit ihrem Blick gestreift.

Der Jägermeister fand die Idee vorzüglich.

»Du weißt, ich habe die größte Achtung vor deiner Urteilskraft, Jytte! Wilhelmine kann ich ja nicht mitnehmen, da die Sache doch eine Überraschung für sie sein soll. Ich schlage vor, daß ich komme und dich abhole, zum Beispiel morgen. Dann gehen wir zusammen nach dem Atelier, und ich verpflichte mich im voraus, mich deiner Entscheidung zu unterwerfen.«

»Das ist natürlich sehr schmeichelhaft für mich. Aber ich darf eine so große Verantwortung nicht auf mich nehmen Du mußt mich entschuldigen, John!«

»Da ist keine Rede von Verantwortung! Beide Skizzen sind geradezu meisterhaft im Ausdruck, ob du daher die eine oder andere wählst, kann insofern ganz einerlei sein. Darin liegt ja gerade die Schwierigkeit! Nun darfst du aber nicht nein sagen!«

Jytte verstand aus Karsten Froms Schweigen, daß er gespannt auf ihre Antwort war. Das brachte sie auf den Gedanken, daß er ihre Weigerung vielleicht mißverstehen und als Zeichen von Furcht oder Unsicherheit bei ihr auffassen könne. Während sie den Handschuh über den Arm hinauszog, gab sie sich daher den Anschein, als überlege sie die Sache noch einmal.

»Heute abend kann ich auf alle Fälle nichts versprechen. Es ist mir fast, als hätte ich eine Verabredung. Aber ich kann dich ja immer anklingeln. – Und jetzt möcht ich gern nach Hause, John! Ich fürchte, Mutter bleibt auf und wartet auf mich.«

Draußen vor dem Restaurant verabschiedete sich Karsten From ein wenig kurz. Noch ehe Jytte und ihr Vetter in der wartenden Droschke Platz genommen, hatte er sie verlassen.

Der Jägermeister wollte Jytte nicht allein nach Hause fahren lassen. Er wohnte selbst an der Langebro, wo er sich vorläufig in einer möblierten Wohnung eingerichtet hatte. Das kostbare Mobiliar von Storeholt, das schon lange an einen Kopenhagener Althändler verpfändet gewesen war, hatte der Schwiegervater eingelöst und behalten. Durch den Verkauf des Gutes gelangte der Jägermeister jedoch zum erstenmal seit vielen Jahren in den Besitz einer größeren Summe baren Geldes, und das ganze Leben lag jetzt in einem goldenen Sonnenaufgangsschimmer vor ihm. Wenn er am Morgen im Bett die nach Druckerschwärze duftende Nummer des »Fünften Juni« auseinanderfaltete und auf seinen eigenen Namen stieß, oder in dem Bericht über eine Theatervorstellung von der »bezaubernden Jägermeisterin Hagen« und noch obendrein eine Beschreibung ihrer Toilette las, so war ihm das alles wie ein Traum.

Durch den Nebel herab schwebten die Kirchenliedöne der Rathausuhr. Sie fuhren durch die innere Stadt, wo jetzt nur die lange Reihe der Glühlampen die Fahrstraße beleuchteten. Die Uhr war eins, aber es waren noch immer viele Menschen auf den Bürgersteigen, und ein Wagen nach dem andern jagte an ihnen vorüber.

Jytte saß da und dachte an den Abend vor zwei, drei Jahren, als sie Karsten From zum erstenmal gesehen hatte. Es war in einer großen Abendgesellschaft mit Musik und anderer Unterhaltung. Sie war zusammen mit ihrer Mutter in den Saal getreten; sie standen da und sprachen mit der tauben Dame des Hauses, als sie durch die Tür zu dem daneben liegenden Zimmer einen jungen Modeherrn erblickte, der auf dem Arm eines Lehnstuhls saß und im Begriff war, eine langhalsige Laute zu stimmen. Während der beschwerlichen und formellen Unterhaltung mit der alten Dame, die sich eines Hörrohres bediente, wirkte der Anblick dieses strahlenden blonden Menschen, der mitten in dem trivialen Gesellschaftsgewimmel so sorglos dasaß, ganz von seiner Laute in Anspruch genommen, ein wenig wie eine märchenhafte Erscheinung auf sie. Als er ihr dann später vorgestellt wurde, verlor sich der Zauber. Aber diesen allerersten Eindruck hatte sie nie ganz verwunden, und er war wohl der Grund, weshalb sie immer diese beschämende leichte Unruhe und Furcht in seiner Nähe empfand.

»Findest du nicht auch, daß From höchst bezaubernd ist, Jytte? Wenn man so allein mit ihm sitzt, verliert sich das Affektierte völlig. Heute abend war es ja ganz natürlich. Und ist es nicht erstaunlich, daß er ein Kind der Straße ist? Ein Junge aus einem Waisenhaus. Er selbst meint ja, feststellen zu können, daß er der Sohn eines

russischen Großfürsten ist, der sich damals in Kopenhagen aufhielt. Das klingt meiner Meinung nach gar nicht so ganz unwahrscheinlich.«

Jytte entsann sich, davon gehört zu haben. Es war natürlich Phantasterei, aber sie mußte allerdings zugeben, daß er ganz aristokratische Gesichtszüge und außerordentlich fein geformte, nervöse Hände hatte.

»Weißt du, daß er einen mächtigen Respekt vor dir hat, Jytte? Er spricht immer mit der größten Bewunderung von dir. Ich kann dir zum Beispiel erzählen, daß eigentlich eine Äußerung von dir schuld daran ist, daß er sich nach englischer Mode hat rasieren lassen. Er hatte gehört, du hättest dich in einer Gesellschaft darüber geäußert, wie lächerlich es sei, daß ein Mann einen Schnurrbart trüge, wenn er nicht Offizier sei. Am Tage darauf ging er hin und opferte seinen Moustache. Das hat er mir selbst erzählt. Fühlst du dich nicht geschmeichelt?«

»Unendlich! ... Aber um von etwas anderm zu reden, John, warum ist deine Frau heute abend nicht mitgekommen?«

»Ach du, sie hat in dieser Zeit soviel um die Ohren! Ich sehe sie fast gar nicht. – Du weißt, sie gehört zu dem Vorstand des Komitees für die große Fächerausstellung, und ich will dir im Vertrauen mitteilen – aber vorläufig kein Wort davon! – daß sie möglicherweise zur Vizepräsidentin der Ausstellung gewählt werden wird. Das wird sich nächste Woche in der Sitzung entscheiden. Die Königin ist ja die Protektrice; also wirst du begreifen, daß sie sich in großer Spannung befindet. Du mußt doch zugeben, daß Wilhelmine den Platz glänzend ausfüllen würde. Sie hat ein Talent, sich zu bewegen, um das manch eine hochadelige Dame sie beneiden kann. Stell sie dir mal bei dem Einweihungsfeste vor! Ich habe natürlich in bezug auf Toiletten *carte blanche* gegeben!«

Der Wagen bog in die Dronningens Tvärgade ein und hielt einen Augenblick später vor dem alten Patrizierhause, in dem Jytte wohnte. Der Jägermeister half ihr heraus und erhielt ihren Haustürschlüssel.

Während er dastand und an dem Schloß herumtastete, sprach er wieder von Karsten Froms Aufforderung.

»Ich will dich natürlich nicht dazu drängen, aber ich finde eigentlich, du könntest ihm die Aufmerksamkeit gern erweisen. Einer unserer allerersten Künstler! Und mir würdest du also einen großen Gefallen damit tun. Und ich will dir nur sagen, du selbst wirst viel Vergnügen davon haben, sein Atelier zu sehen. Es ist voll von glänzenden Arbeiten. – Aber nun kannst du die Sache ja beschlafen. Ich wollte doch morgen bei euch einsehen. Der Reichstag hat Umzugstagferien, und ich bin mein eigener Herr. Und ich komme dann zum Frühstück.«

»Ja, komm du nur! ... Aber nun mußt du mich wirklich ins Haus hineinlassen, John!«

Auf dem Wege die Treppe hinauf machte sie sich selbst das Geständnis, daß sie gewissermaßen wohl Lust zu dem Atelierbesuch habe. Sie war seit mehreren Jahren in keiner Kopenhagener Kunstausstellung gewesen und kannte überhaupt nicht viel von Karsten Froms Bildern, die so verschieden beurteilt, von vielen in den Himmel erhoben und von andern verworfen wurden. Einige Künstler, die sie im Sommer in Skagen getroffen, hatten ihnen ein sehr schlechtes Zeugnis gegeben, gleichzeitig aber von

seiner großen malerischen Begabung gesprochen und bedauert, daß so seltene Fähigkeiten mißbraucht wurden. Das machte sie ein wenig neugierig.

Als sie hinaufkam, war es in allen Zimmern dunkel, aber die Tür zum Schlafzimmer der Mutter stand nur angelehnt, und als sie daran vorüberschleichen wollte, wurde Licht da drinnen angezündet, und die Mutter rief: »Wie spät du doch kommst, Kind! Ich war schon fast unruhig deinetwegen.«

Frau Berta hatte sich im Bett aufgerichtet, und ihr Aussehen erfüllte Jytte mit Schrecken. Worüber andere schon längst mit ihr gesprochen hatten, das sah sie in diesem Augenblick selbst. Ihre Mutter fing an, alt zu werden.

Sie setzte sich auf den Rand des Bettes und nahm ihre Hand, während sie ihr den Grund ihrer verspäteten Heimkehr erklärte. Daß sie mit Karsten From zusammengewesen war, verschwieg sie jedoch, um nicht neue Unruhe bei der Mutter wachzurufen, die ihr erst vor ein paar Tagen vorgeworfen hatte, daß sie vergnügungssüchtig sei und ihren Ruf in Gefahr bringe.

»Wünschst du nicht irgend etwas, liebe Mutter? Soll ich dir eine Tasse Kamillentee machen?«

»Da tut nicht nötig. Jetzt, da ich dich zu Hause weiß, werde ich mich schon beruhigen.«

»Hast du den ganzen Abend allein gesessen?«

»Asmus war einen Augenblick hier. Er kam von Enslev, der wieder ein paar Tage gelegen hat. Das kommt jetzt reichlich oft vor.«

»Hat er sonst etwas Neues erzählt?«

»Nein. – Ja, das heißt, er habe wieder eine Karte von Dihmer gehabt, erzählte er. Diesmal aus Berlin. Dann ist es mit seinem wunderlichen Umherstreifen nun wohl endlich vorbei.«

»Ja, das ist eine weitläufige Reise gewesen,« sagte Jytte, und sah nach der Seite, als sie den forschenden Blick der Mutter entdeckte. Sie wußte sehr wohl, daß die Mutter niemals die Hoffnung ganz aufgegeben hatte, sie einmal mit Dihmer verheiratet zu sehen, und der Gedanke quälte sie.

Nach einer Weile erhob sie sich, gab der Mutter einen Gutenachtkuß und ging in ihr Zimmer.

Torben Dihmer in Berlin! ... Also wohl bald in Kopenhagen! ... Nun ja! Einmal mußte er ja kommen, dieser gefürchtete Augenblick, wo sie ihm auf der Straße begegnen und sehen würde, wie er den Hut mit einem fremden Gruß vor ihr abnahm, während sie ihrerseits den Kopf mit einem korrekt abgemessenen Neigen beugte, um keine Erregung zu verraten. Und dabei war er doch noch heutigentages ihr liebster Freund, der einzige Vertraute ihrer Gedanken, bei dem sie in Träumen noch oft all den Jammer des Lebens zu vergessen suchte!

Ob er noch je an sie dachte? Und in dem Fall, mit welchen Gefühlen? Diese Frage umsummte sie unaufhörlich wie eine Mücke, wenn sie in ihren schlaflosen Nächten, die Hand unter dem Nacken, dalag und phantasierte ... nicht mehr darüber, wie sich die

Zukunft gestalten würde, sondern wie sie sich hätte gestalten *können*, falls ... ja, falls sie selbst und so vieles andere in dieser verzweifelten Welt anders gewesen wäre!

Sie entkleidete sich langsam und ging zu Bett. Aber trotz des Pulvers, das sie vorher genommen hatte, konnte sie nicht einschlafen. Ihre Nerven waren in bebender Unruhe. Sie mußte jeden Augenblick das Kopfkissen umdrehen, um die Wangen zu kühlen. Aber schließlich war es ebenso sehr Karsten From wie Torben Dihmer, der sie wach hielt. Was wollte er von ihr? Was war seine Absicht mit dieser erneuten Nachstellung? Bildete er sich ein, Eindruck auf sie machen zu können, weil so viele andere Damen ihn in all seiner Narrheit unwiderstehlich fanden? – Aber das war ihr übrigens gänzlich gleichgültig! Sie wollte John jetzt ganz offen sagen, daß sie sich in Zukunft Karsten Froms Gesellschaft verbat. Mochten sie beide darüber denken, was sie wollten. – –

Drinne im Wohnzimmer schlug die Uhr drei.

VI

Karsten Froms früheste Erinnerungen knüpften sich an ein viertes Stockwerk in einer der ärmlichsten Nebengassen Vesterbros. Hier wohnte vor einer Reihe von Jahren eine Familie, mit der es abwärts gegangen war, so daß sie schließlich hier in dem Kopenhagener »Whitechapel« strandete.

Der Mann, der einst davon geträumt hatte, ein großer Opersänger zu werden, verdiente sein Brot durch allerlei zufällige kleine Beschäftigungen ringsumher in der Stadt. Unter anderm saß er drei Abende in der Woche am Billettschalter eines der Tanzlokale Vesterbros, und hier hatte er seinerzeit seine Frau kennen gelernt. Ihre Mutter – eine alte Kupplerin – war in demselben Lokal bei der Garderobe angestellt, und sie selbst hatte damals schon zwei Kinder als Erinnerung an eine leichtsinnige Jugendzeit. Aber es geschah, daß das große, bleichfette, rosenrot geschminkte Mädchen, das an allen Fingern kostbare Ringe trug, sich in den muntern kleinen Billettverkäufer verliebte, der fast doppelt so alt war wie sie und nicht schöner als eine Scharbe. Und so groß war ihre Zuneigung zu ihm, daß sie sich trotz der Armut, in die sie auf Grund der Vermehrung der Kinderschar schnell gerieten, doch nie von den vielen Bestrebungen der Mutter, sie dem einträglichen Kaperleben wieder zuzuführen, versuchen ließ.

In dem Hause, wo die Eheleute wohnten, waren sie für die vielen andern ärmlichen Bewohner wegen ihres verliebten Wesens zu einer Fabel geworden. Jeden Morgen, wenn der Mann nach seinem Platz bei einem Porzellanhändler in der Istedgade ging, wo er Vormittagsbote war, begleitete ihn die Frau in ihrer Nachtjacke auf die Treppe hinaus, und hier blieb sie, über das Geländer gebeugt, stehen, um ihm während des Hinabsteigens zuzuwinken und die Kußhände zu erwidern, die er ihr von jedem Treppenabsatz zuwarf. Es lag hierin vielleicht ein wenig professionelle Gewohnheit aus ihren galanten Mädchentagen, aber sie dachte nicht darüber nach. Sie folgte nur der Eingebung ihres dankbaren Herzens dem Manne gegenüber, der sie aus dem Schmutz gezogen und ihren Kindern eine anständige Mutter gegeben hatte.

Die kostbaren Ringe, seidenen Unterröcke, Straußenfedern und die Pariser Schuhe mit den hohen Absätzen waren längst zum Trödler gewandert, und sie hatte allen Herrlichkeiten Lebewohl gesagt, ohne zu seufzen. Ihre Natur aber konnte die Liebe nicht umwandeln. Solange sie etwas zu verkaufen hatte, oder sich auch nur Kredit bei den Kaufleuten in ihrer Gegend verschaffen konnte, tischte sie einen Überfluß von Speisen auf, ppropfte die Kinder voll Essen oder steckte sie ins Bett und kaufte Wein und leckere Sacken, um sich daran gütlich zu tun, den Arm um den Hals des Mannes geschlungen.

Allmählich verschwand denn auch das meiste von der Einrichtung beim Pfandleiher, und schließlich wanderten die Sonntagskleider denselben Weg, um Brot und Fett ins Haus zu schaffen.

»Was sollen die Lappen!« sagte sie. »Wenn meine Angehörigen nichts von mir wissen wollen, dann können sie es bleiben lassen. Wenn du mich bloß lieb hast, Augustinus!«

Nach einigen glücklichen Jahren wurde der Mann eines Tages krank vom Kirchhof nach Hause gebracht, wo er an gewissen Tagen im Monat einen der fest angestellten Leichenträger vertrat. Im Laufe der Nacht starb er. Vierzehn Stunden saß seine Frau auf dem Rand des Bettes und heulte vor Kummer. Naturmensch, der sie war, schrie sie ihren Schmerz in alle Winde hinaus, so daß man es über die ganze Straße hören konnte. Fremde Nachbarn mußten sich der Kinder annehmen und Anstalten machen, daß die Leiche aus dem Hause kam, und beim Anblick des Sarges sprang sie auf und stürzte sich aus dem Fenster. Sie hatte immer gesagt, sie wolle im selben Grabe liegen wie Augustinus. Und so geschah es nun.

Das war Karsten Froms Mutter. So war das Heim seiner Kindheit. Er war der jüngste der beiden blonden Jungen, die die Mutter Mit in die Ehe gebracht hatte – »die beiden kleinen Lehnsgrafen« pflegte der muntere Stiefvater sie zu nennen.

Eine wirkliche Erinnerung an seine Eltern oder an die Katastrophe, die über das Heim hereinbrach und sie ins Waisenhaus führte, hatte Karsten From nicht bewahrt. Aus seiner ersten Kindheit tauchten nur gleichgültige und alltägliche Begebenheiten blitzartig auf, die aus irgendeiner unerklärlichen Ursache von dem Gedächtnis gehegt worden waren. Es war ihm ergangen, wie es den meisten mit ihren frühesten Eindrücken aus dem Leben geht, wo die bedeutungsvollsten Erlebnisse in Vergessenheit verschwinden, während die Erinnerung an eine tote Fliege und ihr feierliches Leichenbegängnis auf dem Fensterbrett bis in ein hohes Alter treulich bewahrt wird.

Wenn Karsten From überhaupt etwas von seinen Eltern wußte, so war das nur, weil er sich durch ein privates Auskunftsbureau Nachrichten verschafft hatte. Im übrigen aber beschäftigte diese dunkle Vergangenheit ihn nicht so sehr, wie seine Freunde meinten, weil er zuweilen selbst davon sprach. Die Melancholie in seinen schönen Augen hatte auf alle Fälle auch eine andere Ursache, die er niemandem anvertraute.

Er wußte sehr wohl, daß er als Künstler Bankrott gemacht hatte, und da er gewohnt war, Zwanzigtausend im Jahre zu verbrauchen, konnte sich mitten während seines frohen und festlichen Genießens ein unheimlicher Stammgast bei ihm einstellen – die Angst vor dem Tage, an dem die ordensgeschmückten und tiefausgeschnittenen Rangpersonen sich einen andern Günstling unter der wolfsheulenden dänischen Künstlerschar wählten.

Es war gerade in diesen Tagen ein Warnungsruf an sein Ohr gedrungen. Gelegentlich einer Nachlaßauktion, wo eines seiner Porträts nur einen niedrigen Preis erzielte, hatte eines der kleinen Blätter boshaft bemerkt, daß »Herrn Kunstgroßhändler Karsten Froms Stern offenbar im Sinken begriffen sei«, und infolge dieses Witzes war er trotz Jytte Abildgaards Anwesenheit den ganzen Abend stumm gewesen. Jyttes andauernde Kälte hatte ihn noch niedergeschlagener gemacht.

Als er vor dem Restaurant gute Nacht gesagt hatte, war er durch die innere Stadt nach Hause gegangen.

Unterwegs kam er an dem populären Künstlercafé »Die Lichtputzschere« vorüber, das in einem niedrigen Mezzanin an einer Straßenecke lag. Es war einstmals auch seine Stammkneipe gewesen, er hatte sie aber seit vielen Jahren nicht mehr besucht, weil er überhaupt allen Verkehr mit seinen ehemaligen Freunden und Kunstgenossen aufgegeben hatte; sie grüßten ihn nicht einmal mehr, wenn sie ihm auf der Straße

begegneten. Ihm kam jetzt der Einfall, da hinauf zu gehen. Was ihn dazu trieb, war ihm selbst nicht klar, aber er gab sich überhaupt selten die Mühe, seine Beweggründe zu untersuchen, folgte in der Regel einer Eingebung, nur aus Lust zusehen, was dabei herauskommen würde.

Das Lokal war schon halb dunkel und fast leer. Die Lampen über den meisten Sofas waren ausgelöscht. Seine Vermutung, daß er frühere Freunde treffen würde, bestätigte sich indessen. Um ein paar zusammengerückte Tische am Eckfenster saßen ein Dutzend Damen und Herren, die er alle kannte.

Die Wirkung seines Erscheinens entsprach auch ziemlich genau seinen Erwartungen. Die ganze Gesellschaft, die, als er hereinkam, recht laut gewesen war, verstummte plötzlich und starrte ihn so unbeweglich an wie eine Panoptikumgruppe.

Da war sogar Karl May, schwarz und haarig wie ein Pudel, und neben ihm Leif Knudsen mit seinem Giraffenhals. Außerdem der Bildhauer Oluf Bojesen mit seinen beiden Zwillingsgeliebten, und sein eigenes altes Modell Susse Frederiksen mit Franz Möller.

Beim Anblick des letzteren verzog sich sein Mund unwillkürlich zu einem Lächeln. Er wußte, daß der dicke Dichter, dessen Muse ihm beständig so treulos war, Mitarbeiter an derselben kleinen Mittagszeitung geworden war, die die Bemerkung von seinem sinkenden Stern gebracht hatte, und sich hier, wie so manch anderer Hahnrei der Literatur und Kunst, an seinem glücklicheren Nebenbuhler rächte, indem er den kritischen Buhmann spielte. Und nicht nur den Parnaß berannte er mit seinen Hörnern, auch die Pfleger der bildenden Künste wurden oft arg mitgenommen, wenn sie das Unglück gehabt hatten, seinen Neid zu erregen.

Mit Hut und Überrock setzte sich From gleichgültig auf eines der Sofas, bestellte ein Sodawasser und zündete sich eine Zigarette an. Als der Kellner ihm eingeschenkt hatte, leerte er sofort das Glas, zahlte und entfernte sich, als sei er nur gekommen, um seinen Durst zu löschen.

Noch ehe er ganz zur Tür hinaus war, hörte er Franz Möller meckern. Karl May sagte: »Adieu, Durchlaucht!« Und Susse Frederiksen stimmte ihr bekanntes schallendes Gelächter an.

Auf dem Højbroplatz nahm er ein Auto, und eine Viertelstunde später lag er in seinem großen französischen Mahagonibett und zog die seidene Decke über die Ohren.

Aber gegen seine Gewohnheit schlief er nicht gleich ein. Das Zusammensein mit Jytte Abildgaard regte Gedanken in ihm an, die ihn fast ebenso lange wach hielten, wie Jytte im Dunkeln daliegen und fabeln mußte.

Die Verachtung seiner ehemaligen Freunde nahm er leicht. Er beneidete sie nicht um ihre Bodenkammerglückseligkeit, geschweige denn um den Ehrgeiz, der sie veranlaßte, das Leben hindurch in Armut und selbstverleugnender Arbeit Sklavendienste zu verrichten und sie mit der Hoffnung auf einen gnädigen Nachruf in dem Konversationslexikon der Zukunft vertröstete. Aber er dachte daran, daß seine Künstlerlaufbahn am Ende doch eine andere hätte werden können, wenn er eine Frau wie Jytte Abildgaard früher kennen gelernt und ihre Freundschaft gewonnen hätte.

»Herrn Karsten Froms Stern ist offenbar im Sinken begriffen.« – Es war ihm, als höre er aus der Ferne die Sterbeglocken zu seinem eigenen Begräbnis läuten. In zehn, vielleicht schon in fünf Jahren war der Stern erloschen. Und er war doch erst fünfunddreißig Jahre alt!

Vor ein paar Tagen hatte er, als er durch die Vesterbrogade fuhr, einen Schimmer von Cajus Vang erblickt. Der arme Bursche, der eben aus dem Zuchthaus entlassen war, hatte sich mit krummen Knien an der Häuserreihe entlang geschlichen in einem häßlich grünbraunen Anzug, der aussah, als sei er in einem Trödlerladen gestohlen.

So einen Menschen begriff er nicht. Wenn einmal die Katastrophe über ihn hereinbrach, wollte er schon wissen, den Schlag mit blitzschneller Hand zu parieren. Niemand sollte ihn gedemütigt sehen! Eine lustige Karnevalsnacht für den letzten Hundertkronenschein, und dann ... Adieu la compagnie! Leb wohl, du ausgelassenes und sentimentales Kopenhagen, du schnell aufgeschossene Provinzstadt! Du Weltstadt in den Flegeljahren! Leb wohl, du herrliches Federbuschgewimmel der Östergade, ihr üppigen Frauen und schlanken Mädchen, lebt wohl! Lebwohl, Jytte Abildgaard, du unbefleckte Jungfrau, meine einzige unglückliche Liebe!

Rideau!

Henrik Pontoppidan

Totenreich. Zweiter Band

Roman

Im Insel-Verlag zu Leipzig

Berechtigte Übertragung von Mathilde Mann.

Druck der Piererschen Hofbuchdruckerei in Altenburg (S.-A.)

Edition Zulu-Ebooks.com

Früh am Morgen war der König von seinen Jagden auf Fünen nach Kopenhagen gekommen, und schon einige Stunden später konnte man auf den Anschlagzetteln in den Fenstern der Zeitungsbüros zwischen den Mitteilungen von einem Dachbrand auf Nørrebro und einem Juwelendiebstahl in der Svärtegade lesen, daß das Land einen neuen Kultusminister bekommen hatte.

Die Ernennung machte keinen weiteren Eindruck auf die Leute. Man blieb einen Augenblick stehen und merkte sich die Neuigkeit, so wie ein Kopenhagener im Laufe des Tages so viele gleichgültige Nachrichten aufschnappt und sie in der Rumpelkammer seines Gehirns aufspeichert. Propst Brobergs Name war den wenigsten bekannt, und noch weniger hatten irgendwelches Verständnis für die Bedeutung der Ernennung. Die Interessiertesten begnügten sich damit, ein wenig ärgerlich festzustellen, daß wieder einmal ein Mann aus der Provinz unter Tyrstrups Schutz in den Vordergrund geführt war.

Der Ministerpräsident war überhaupt nicht populär in der Hauptstadt. An seinem guten Willen zweifelte freilich niemand, aber man fand ihn langweilig. Vor dem Kopenhagener Bewußtsein stand er da als der klassische Vertreter der Sachkundschaft in ihrer abschreckendsten Gestalt. Wo er sich öffentlich zeigte, auf einer Rednertribüne, bei einer politischen Festtafel oder auch nur im Theater, erregte seine schwerfällige Gestalt und sein sorgenvoller Ausdruck Verlegenheit bei denen, die sich der früheren Führer der Partei, und namentlich Enslevs in den Tagen seiner Macht, erinnerten. Trotz Enslevs Kleinheit und seines kranken Fußes hatte sein Auftreten immer wie eine Fanfare gewirkt. Selbst seine gleichgültigsten Tischreden waren mit einer Bravour, einer Verschwendung an Witz und Kraft und Kunst gehalten, die die Zuhörer mit fortrissen. Auch Tyrstrups Privatleben war nicht der Art, daß es irgendwelches Aufsehen um seine Person schuf. Er lebte zurückgezogen in einer regelrechten Ehe, die, wie man sagte, sogar glücklich sein sollte. Auf alle Fälle hatte er dem Stadtklatsch nie auch nur eine einzige vernünftige Stunde geschenkt.

Jägermeister Hagen, der gegen zwölf Uhr durch die innere Stadt geschlendert kam, frisch rasiert, rotwangig und munter, blieb ebenso wie die andern auf dem Bürgersteig stehen, um die Anschlagzettel in den Fenstern eines Zeitungsbüros zu studieren. Als er von der Ministerernennung las, nickte er wie zur offiziellen Bestätigung; im übrigen hatte er ebensowenig Verständnis davon, was sie bedeutete, wie die gaffende Menge. Er gehörte noch nicht zu den Eingeweihten. Sein Sitz im Folkething verlieh ihm vorläufig nur das Recht, vor den Zuschauern in den Logen und auf der Galerie aufzutreten. Höchstens erhielt er das Wort, wenn eine Sache ausdebattiert war und die Mitglieder im Schnapsting saßen.

Er ging nun weiter, seinen Stock mit dem silbernen Knopf auf und dem Rücken, und genoß das schöne Wetter. Die Sonne schien, in den Bäumen vor der Heiligengeistkirche machten die Spatzen einen Spektakel, als sei von neuem Frühling geworden.

Auf dem Amagerterov begegnete ihm Generalkonsul Kolding, der, den Hut in der Hand, daherkam und seinen mit der Maschine geschorenen Simsonkopf von der Sonne bescheinen ließ. Der Generalkonsul blieb stehen und begleitete ihn eine Strecke, um Gelegenheit zu haben, ihm zu erzählen, daß die Broschüre seiner Frau »Die Wohlfahrt der Völker« jetzt ins Russische und Polnische übersetzt worden sei und kolossales Aufsehen in allen slawischen Ländern gemacht habe. Mitten in dem Gewimmel der Spaziergänger hielt er einen erläuternden Vortrag über Frau Nathaliens Bruch mit dem Wellerschen System, der wirklich in diesem Augenblick das Ereignis war, das das größte Aufsehen erregt hatte.

»Die Wellerschen Grundsätze mit ihrer Überanstrengung des Muskelgewebes und des Blutgefäßsystems haben unermeßlichen Schaden angerichtet. Das hat meine Frau unwiderruflich nachgewiesen. Wir geben ja jetzt unser eigenes Blatt heraus. »Licht und Luft« haben wir als Motto darüber gesetzt, und damit ist im Grunde alles gesagt. Eine Rückkehr zu den Elementen. Nur auf *dem* Wege wird das große Wohlfahrtsproblem gelöst: Kraft, Gesundheit, Lebensfreude und Harmonie für die ganze Menschheit durch die einfachsten und natürlichsten Mittel.«

Da der Generalkonsul zufällig einige Probenummern des Blattes bei sich hatte, bat er den Jägermeister, sie zur Verteilung unter seine Freunde mitzunehmen. Der Name des Blattes war »Die Morgenröte«, und die vordere Seite war mit einem großen Bilde der prophetischen Dame geschmückt; sie war in griechischem Gewand in einer mystischen Beleuchtung dargestellt, die gleich einem himmlischen Verkündigungsschimmer über ihre ernsten Züge und die entblößten Schultern fiel.

»Ich weiß ja aus Erfahrung, wo der Schuh drückt,« fuhr der Generalkonsul fort. »Ehe ich meine Frau kennen lernte und in eine natürliche Lebensweise eingeführt wurde, war ich ein jammervolles Wrack. Ich fühlte mich immer krank und war so niedergeschlagen, daß ich buchstäblich eine Plage für meine Umgebung war. Und nun erwache ich jeden Morgen so frisch wie ein Vogel im grünen Wald.«

Der Jägermeister, der sich des Generalkonsuls aus seinen Jugendtagen als eines Riesenkörpers erinnerte, der immer von Gesundheit und Freude strahlte, zeigte sich als Diplomat und sagte nichts. Außerdem war er in diesem Augenblick von einer hübschen, brünetten Dame in Anspruch genommen, die in einem flotten Privatauto vorüberfuhr und selbst sehr kostbar ausgestattet war. Das Gesicht kam ihm merkwürdig bekannt vor. Es wollte ihm auch scheinen, als ob die Dame ihn im Vorüberfahren mit einem leichten Stutzen betrachtete. Da er sich aber nicht darauf besinnen konnte, wer sie war, vergaß er sie schnell über die vielen andern Gesichter der Straße.

»Ich will Ihnen aufrichtig empfehlen, einen Versuch zu machen, Herr Jägermeister. Es ist ja kein großes Opfer. Des Morgens und des Abends ein vier Minuten kaltes Fußbad. Einigemal im Laufe des Tages die Nathalie-Koldingschen Atemübungen mit nachfolgenden Bein- und Armstreckungen. Weiter ist es im Grunde nichts. Aber die Wirkung!... Ich wollte, Sie könnten mein seelisches und körperliches Wohlbefinden nur eine einzige Stunde empfinden, dann würden Sie sofort morgen früh beginnen. Der Pulsschlag wird voll und kräftig wie bei einem Zwanzigjährigen. Schlaf, Appetit, Verdauung und Stoffwechsel vollkommen normal. Sie sollten nur die Abführung sehen!«

In seinem Eifer rief der Generalkonsul das letzte Wort so laut, daß sich die Leute erschreckt umdrehen und starrten. Aber nun hatte der Jägermeister auch genug von ihm und verabschiedete sich hastig.

Er befand sich auf dem Wege zu seiner Tante in der Dronningens Tvärgade, um Jytte zu holen. Er traf die Tante allein im Wohnzimmer, worüber er gerade nicht sehr erbaut war. Sie ihrerseits äußerte auch keine übertriebene Freude bei seinem Anblick.

Sie saß auf dem Sofa mit ihrem Strickzeug, das mehr und mehr die Zeitungen abgelöst hatte, mit denen man sie früher zu sehen gewohnt war. Sie konnte ihrem Neffen den Verkauf von Storeholt nicht verzeihen. Seit das alte Gut ihrer Familie in fremden Besitz gelangt war, hatte sie ein Gefühl, als seien ihre liebsten Gedanken und glücklichsten Erinnerungen hier in der Welt obdachlos geworden.

Der Jägermeister begann von seiner Begegnung mit dem Generalkonsul und der traurigen Geistesverfassung zu reden, in der er ihn angetroffen hatte.

»Obwohl ich ihm versicherte, daß ich mich ohne irgendwelches regulierendes System für meine Lebensführung außerordentlich wohlfühle, entging ich einer längeren Predigt nicht. Ich höre, daß er jetzt obendrein sein Geschäft verkauft hat, um sich ganz den Ideen seiner Frau zu widmen. Das ist zum Lachen und zum Weinen. Ein altes, angesehenes Handelshaus aufzugeben, um Straßenmissionar für solchen Blödsinn zu werden! Wie kann ein gebildeter Mann sich nur so lächerlich machen!«

»Bleibst du zum Frühstück hier?« unterbrach ihn Frau Berta, um sich nicht zu einer scharfen Entgegnung hinreißen zu lassen.

»Ja, hat Jytte das nicht gesagt? Es war doch eine Verabredung.«

»Habt ihr denn etwas vor?«

»Dann weißt du das wohl auch nicht! Ja, ich machte ihr den Vorschlag, mit mir zu Karsten From zu gehen. Er malt nämlich mein Bild und hat ein paar Entwürfe gemacht. Nun will mir Jytte helfen, eine Entscheidung zu treffen.«

Frau Berta hatte ihre Stricknadeln angehalten.

»Das kann Jytte nicht gesagt haben. Du mußt dich irren, John!«

Im selben Augenblick kam Jytte aus ihrem Zimmer nebenan herein. Sie hatte den Vetter sehr wohl kommen hören, aber sie war damals mitten beim Umkleiden gewesen. Jetzt sah sie auf den ersten Blick, daß John schon aus der Schule geplaudert hatte.

»Was habt ihr nur?... Ihr seht so feierlich aus.«

»Sage mir doch,« begann die Mutter, »es kann doch nicht möglich sein, was mir John hier erzählt, daß du daran denkst, Herrn From einen Besuch zu machen? John muß dich mißverstanden haben, nicht wahr?«

Jytte hatte sich in Wirklichkeit den Gedanken ganz aus dem Kopf geschlagen, aber der Ton der Mutter kränkte sie.

»Warum nur, wenn ich John einen Gefallen damit tun kann?«

»Ja, was hast du eigentlich gegen From?« fragte der Jägermeister. »Ich habe es schon früher bemerkt, Tante Berta, daß du ihn nicht magst. Er hat ja sicher seine Schrullen, aber ein genialer Künstler kann nun einmal kein Normalmensch sein. Ich

finde sogar, daß From weit mehr Auftreten und Bildung besitzt als die meisten von dieser Art Leuten. Hättest du ihn gestern abend gesehen, so wärest du ganz von ihm bezaubert gewesen, Tante Berta, so fein und gedämpft und taktvoll *kann* er wirklich sein.«

Frau Berta, die kein Auge von Jytte gewandt hatte, sagte nun: »Also Herr From war gestern abend mit euch zusammen! Davon hast du auch kein Wort gesagt.«

»Dann habe ich es vergessen. Oder ich habe wohl gedacht, daß es dich nicht interessieren könnte,« antwortete Jytte und trat an das Fenster, wo sie stehen blieb und hinausah. »Aber um von etwas anderem zu reden... Wollen wir nicht bald essen, ich bin schrecklich hungrig.«

Der Jägermeister erhob sich. Höflich, zugeknöpft, streng formell. Er erklärte, daß er nicht stören wolle. Wenn sie ihn nicht erwartet hätten, finde er es am richtigsten, daß er wie gewöhnlich sein Frühstück im Reichstag einnehme, wo er außerdem gerne einen Parteigenossen treffen wolle.

Frau Berta machte keinen Versuch, ihn zu überreden. Sie wünschte im Gegenteil, mit ihrer Tochter allein zu sein.

»Wie du willst, John!« sagte sie nur.

»Dann komme ich in einer Stunde zurück und hole dich, Jytte. Einverstanden?«

Jytte antwortete ja, weil sie fühlte, daß eine Ablehnung den Verdacht der Mutter nur steigern würde. Aber ihr Ton war gleichgültig.

Nachdem der Jägermeister gegangen war, herrschte ein kurzes Schweigen zwischen Mutter und Tochter.

»Weißt du, Jytte, daß der Mann, den du jetzt also besuchen willst, in dem Rufe steht, einer der schlimmsten Schürzenjäger Kopenhagens zu sein?«

»Ich glaube, es gehört zu haben,« sagte Jytte vom Fenster her. »Aber weswegen erzählst du mir das eigentlich? Daß ich zusammen mit meinem Vetter zu einem Maler gehe, um ein Bild zu sehen, – was hat das mit den Frauenzimmersgeschichten des Mannes zu tun?«

»Ach ja – ein wenig doch wohl! Aber hast du ganz vergessen, was du einmal seinen Banditenüberfall auf offener Straße nanntest?«

»Darüber haben wir ja schon früher gesprochen, Mutter!« antwortete Jytte ungeduldig. »Ich habe dir gesagt, daß ich seine Absicht wohl mißverstanden habe. Das Ganze war nicht so ernst zu nehmen. Wenn ich dahin gehe, so geschieht es lediglich, um John einen Gefallen zu tun. Was Hinz und Kunz darüber zu denken belieben, ist mir wirklich völlig gleichgültig.«

»Warum erregst du dich denn so? ... Es ist dir gleichgültig, was die Leute sagen. Aber vielleicht wirst du doch ein wenig auf das Rücksicht nehmen, was deine Mutter denkt. Und ich bitte dich, von diesem Besuch Abstand zu nehmen. Du bist gestern abend spät ins Bett gekommen und hast den ganzen Vormittag Besorgungen gemacht. Jetzt bedarfst du sicher ein wenig der Ruhe.«

»Wie wunderbar du bist, Mutter! Früher ließest du mich immer hören, ich sei sonderbar, weil ich mein Klavier meinen Freundinnen vorzog, und nun wirfst du mir vor,

daß ich vergnügungssüchtig geworden bin und mich immer unterwegs befinde. Im Sommer, in Skagen, warst du auch unzufrieden mit mir. Es ist wirklich nicht leicht, es dir recht zu machen.«

»Das ist Unsinn, Jytte! Ich werfe dir ja nicht vor, daß du Gesellschaft suchst, aber diese ausgelassenen Schauspieler und Künstler, mit denen du dich in Skagen einließest, oder die Leute, mit denen John dich jetzt zusammenführt – sage mir doch, findest du wirklich, daß das eine passende Gesellschaft für dich ist?«

Jytte zuckte die Achseln.

»Das sind Leute, die das Leben nicht feierlicher nehmen, als es das verdient. Darum gefallen sie mir.«

Es entstand wieder eine Pause.

Frau Berta wollte antworten, gab es aber auf. Jedesmal, wenn sie in der letzten Zeit versuchte, ernsthaft mit Jytte zu reden, war sie entsetzt über sie gewesen. Es war dieselbe unheimliche Fassung, mit der ihr Bruder Ebbe seinem Untergang entgegengegangen war. Es war dieselbe unglaubliche Lebensgleichgültigkeit, dasselbe schamlose Selbstaufgeben! Ebenso wie Ebbe, amüsierte sie sich gern, kam sie aber aus dem Theater oder von Sportplätzen nach Hause, so fand sie alles so dumm. Sie, die einstmals so lesebegierig gewesen war, öffnete jetzt niemals ein Buch, guckte höchstens in einen Revolverroman schlimmster Sorte, um einen Abend totzuschlagen. Es war fast nicht zu verstehen, daß dies dieselbe Jytte war, die schon als Backfisch große wissenschaftliche Werke aus den Bibliotheken nach Hause geschleppt und mit den Fingern in den Ohren dagesessen und Sören Kierkegaard gelesen hatte. – Was während des Besuches in Storeholt diesen Sommer zwischen ihr und Pastor Gaardbo vorgegangen sein mochte, hatte sie nicht erfahren, aber gerade weil Jytte ihn nie erwähnte und überhaupt niemals von diesem Besuch sprach, wurde sie immer mehr in ihrer Überzeugung bestärkt, daß sie etwas zu verbergen hatte.

Jytte wandte sich jetzt vom Fenster ab und fragte wieder, ob sie denn nicht essen könnten. Aber Frau Berta hatte noch nicht das letzte Wort gesagt.

»Du hast ja gehört, daß ich dich bat, von diesem Besuch zu Hause zu bleiben, aber ich habe keine Antwort erhalten. Jetzt verlange ich, daß du nicht dorthin gehst. Ja, du siehst mich an, aber es ist meine Meinung. Ich verbiete dir, zu Karsten From zu gehen. Jetzt soll es endlich ein Ende haben mit diesem unverantwortlichen Spielen mit dir selbst – und anderen.«

Jytte konnte nicht antworten. Das Mädchen öffnete im selben Augenblick die Tür zum Eßzimmer und meldete, daß angerichtet sei.

Während der Mahlzeit sprachen sie nur so viel zusammen, wie aus Rücksicht auf die Anwesenheit des Mädchens erforderlich war. Und als sie gegessen hatten, ging Jytte sofort in ihr Zimmer.

Sie setzte sich in ihren großen Stuhl und nahm ein Buch mit koloriertem Umschlag, »Angelika mit den Tigeraugen«, um ihre Gedanken loszuwerden. Aber sie legte es gleich wieder hin und lehnte den Kopf mit halbgeschlossenen Augen zurück. Daß nun auch ihre eigene Mutter dasaß und sie bewachte wie ein Polizeispion, ihre Gedanken belauerte und anfing, ein Verhör abzuhalten! Und was war ihr Verbrechen? Daß sie

nicht das Glück gehabt hatte, den »Zwillingsbruder« der Seele zu finden, von dem ihr Vater damals an ihrem sechzehnten Geburtstag zu ihr geredet hatte. Sie fühlte sich so herzlich müde von dem allem, hatte nur den einzigen Wunsch, sich von dem ganzen Dasein wegschlafen zu können ...

Es schellte, und gleich darauf hörte sie die Stimme des Veters im Wohnzimmer. Sie erhob sich jedoch nicht sofort, sondern blieb mit zurückgelehntem Kopf sitzen und dachte, daß die Mutter auf alle Fälle erreicht habe, daß sie nun selbst jede Lust zu diesem Atelierbesuch verloren hatte.

»Wenn Mutter nicht mit diesem kränkenden Verbot gekommen wäre, hätte ich mich ihr so gut fügen und zu Hause bleiben können. Aber nun hat sie es selbst unmöglich gemacht. Mutter muß doch endlich einmal verstehen, daß ich mich nicht unmündig machen lassen will. Und was Herrn From betrifft, will ich schon dafür sorgen, daß er den Besuch nicht mißversteht.«

Der Jägermeister stand im Wohnzimmer mit Überrock, spiegelblanken Augen und glühender Röte auf den Wangen nach einem gediegenen Frühstück. Er unterhielt Frau Berta über die Ministerernennung, die in den Wandelgängen des Reichstags lebhaft beredet worden war, überbrachte einen Gruß von Direktor Zaun, der ihm zweimal auf der Straße und einmal auf der Treppe des Reichstags begegnet war, und sprach sich endlich über das Wetter aus.

Immer höflich, zugeknöpft, streng formell.

Jetzt kam Jytte vollständig angekleidet in Hut und Jacke herein. Sie vermied es, die Mutter anzusehen, sagte nur, indem sie schnell durch das Zimmer ging:

»Dann gehen wir also, John!«

Frau Berta folgte ihr mit den Augen. Sie wollte nicht glauben, daß es Ernst sei. Als sich die Tür hinter ihnen schloß, ließ sie ratlos die Hände in den Schoß sinken.

II

Als Karsten Froms Haushälterin gegen zehn Uhr mit dem Rasierwasser und dem erwärmten Badetuch in sein Schlafzimmer gekommen war, hatte er sich nicht unpäßlicher gefühlt wie gewöhnlich, ehe das kalte Sturzbad und eine kräftige Abreibung die Schwermut des Erwachens vertrieben hatte. Als er aber eine halbe Stunde später in seinem Wohnzimmer neben dem Atelier saß, in einen seidenen, chinesischen Schlafrock gehüllt, den Morgenkaffee auf einem Tischchen neben sich, entdeckte er bald, daß die finstere Gemütsstimmung, die ihn in der Nacht wach gehalten, ihn noch nicht verlassen hatte.

Er zündete eine Zigarre an und nahm die Zeitung, die neben dem Teebrett lag, aber aus Furcht, eine neue boshafte Notiz über »Kunstgroßhändler From« zu finden, legte er sie gleich wieder hin.

Ein paar Stunden später, als er bei seiner Arbeit stand, klingelte das Telephon. Es war der Jägermeister, der ihn vom Reichstag aus anrief, um ihm mitzuteilen, daß er und seine Cousine um zwei Uhr kommen würden. Im ersten Augenblick wollte er es nicht glauben, dann aber machte er sich geschäftig daran, seine Wohnung mit Blumen zu schmücken und überhaupt einen festlichen Empfang vorzubereiten.

Von den kühnsten Hoffnungen erregt, hatte er nun eine halbe Stunde auf sie gewartet.

Als er vom Flur aus die Stimme des Jägermeisters auf der Treppe hörte, ging er selbst hinaus, um sie zu empfangen. Auf seine orientalische Weise, die Hand auf der Brust, dankte er Jytte für die große Ehre und hieß sie willkommen.

Schon auf dem Wege dahin hatte Jytte angefangen, ihre Kühnheit zu bereuen. Sie mußte mit ihrer Nervosität kämpfen, und wenn sie an die Unruhe der Mutter dachte, empfand sie Gewissensbisse. Sie hatte auch bestimmt von dem Vetter verlangt, daß der Besuch ganz kurz sein sollte.

Der Jägermeister führte sie sofort vor die beiden großen Kohlenskizzen, die auf Staffeleien mitten im Atelier aufgestellt waren. Davor standen ein paar vergoldete Stühle. Die eine Skizze apotheosierte ihn auf der Rednertribüne des Folkethings im zugeknöpften, schwarzen Rock, einige Papiere in der Hand. Auf der andern war er in seiner Laboratoriumstracht dargestellt, in dem weißen Kittel und dem schwarzen Samtbarett. Er hielt eine Kartoffelblüte in der Hand, und auf einem Tisch waren ein Mikroskop und andere Instrumente angedeutet. Der Blick, der auf beiden Bildern von Mut und Entschlossenheit blitzte, war auf den Beschauer gerichtet.

»Setze dich jetzt, Jytte, und sieh es dir an!« sagte er. »Und nun sprechen wir kein Wort ... Schweigen, solange das Gericht tagt.«

Jytte hatte Mühe, gute Miene zu machen. Sie war empört über Karsten From und fragte sich selbst, ob er sie für dumm hielt, da er sie aufgefordert hatte, bei dieser künstlerischen Bauernfängerei mitzuspielen.

Ihr Blick suchte ihn einen kurzen Augenblick. Er saß auf der Lehne eines Stuhles und hatte die Augen auf eine Weise niedergeschlagen, als habe er ihre Gedanken erraten. Sie mußte an einen Falschspieler denken, der aus Verlegenheit lächelt, als er merkt, daß er entdeckt ist.

»Nun, was sagst du denn?« fragte der Vetter, der hinter ihrem Stuhl stand und trippelte. »Jetzt mußt du dich wirklich äußern! Findest du die Ähnlichkeit gut? Du sollst deine Ansicht geradeheraus sagen. Das Licht im Auge! Findest du nicht, daß es ähnlich ist?«

Sie griff nach Ausflüchten. Obwohl sie sich über ihn schämte, konnte sie sich nicht entschließen, ihn Karsten From gegenüber bloßzustellen, wollte vor allen Dingen nicht scheinen, als stünde sie im heimlichen Einverständnis mit ihm, und antwortete, daß sie an beiden Bildern allerlei Gutes finde, daß aber auch eine Menge daran auszusetzen sei.

»Aber jetzt die Wahl! Die große Entscheidung, Jytte!«

Statt zu antworten, sah sie sich mit einem forschenden Blick im Atelier um und betrachtete die vielen halbfertigen Gemälde und Kohleskizzen. Auf einer Staffelei, dicht neben ihr, stand das lebensgroße Porträt einer jungen Weltdame in einer mondscheinblauen Gesellschaftstoilette mit der virtuosenhaften Tüchtigkeit in der Wiedergabe von Seidenstoffen, Goldbrokat und Juwelen gemalt, die Karsten From zu dem Lieblingsmaler der vornehmen Welt gemacht hatte. Ein Stück falscher und leerer Bravourkunst. Auf einer andern Staffelei sah man einen frisierten Husarenoberst in Galauniform männlich auf einen Pallasch gestützt, und daneben stand ein alter Bischof mit großen blauen Augen, die um die Wette mit ein paar Ordenssternen auf seinem schwarzen Samtornat von zum Himmel gehobener Frommheit leuchteten.

Und plötzlich war es Jytte, als verstehe sie die Absicht. Wenn die Menschen so wild begeistert für den Betrug waren, warum dann ihnen dies Glück nicht gönnen? *Mundus vult decipi; ergo decipiatur.* Das war ja sogar ein päpstlicher Ausspruch.

In einer Ecke des Ateliers, ganz an die Wand gerückt, stand das Brustbild einer schönen, brünetten, üppigen Dame, die ebenfalls in Gesellschaftstoilette war. Trotz des verborgenen Platzes dieses Bildes war es ihr sofort aufgefallen, aber sie vermied es, dahin zu sehen, weil der Anblick des tief ausgeschnittenen Kleides ihr unangenehm war. Jetzt hatte sie außerdem entdeckt, daß sie die Dame kannte. Es war eine Frau Merck, die Gattin eines der reichsten Juweliere der Stadt.

»Also die Entscheidung!... Die Entscheidung, Jytte!« ermunterte der Vetter sie wieder. »Ich lege sie ganz und gar in deine Hand.«

Jytte mußte mit Anstrengung ihre Gedanken sammeln, um dieser peinlichen Situation ein Ende zu machen. Auf's Geratewohl schlug sie ihm vor, das Bild mit dem weißen Arbeitskittel zu wählen. »Das wirkt am traulichsten,« sagte sie.

»So, meinst du das!« lautete die etwas unzufriedene Antwort. »Meinst du das *wirklich*?... Findest du aber nicht, daß das andere repräsentativer ist? Und glaubst du nicht, daß Wilhelmine sich aus dem Grunde mehr darüber freuen würde? Ist es nicht eigentlich auch das bestgetroffene in bezug auf die Ähnlichkeit?«

»Aber lieber John, so wähle doch das!« sagte Jytte, die immer peinlicher berührt wurde von seiner Lächerlichkeit. Sie begriff sehr wohl, daß er töricht verliebt in beide Bilder war und nur unglücklich darüber, daß er sich damit begnügen mußte, nur das eine in Lebensgröße ausgeführt und auf der Frühlingsausstellung ausgestellt zu sehen.

»Sagen Sie doch selbst etwas, From!« sagte er schließlich. »Sie müssen doch – zum Kuckuck! – auch eine Meinung haben.« Der Maler erhob sich von der Stuhllehne.

»Ich möchte vorschlagen, daß die Frage durch das Los entschieden wird. Das ist ein Ausweg, den ich zu empfehlen pflege, wenn, wie in diesem Falle, Schwierigkeiten bei der Entscheidung entstehen.«

Der Jägermeister ging etwas widerwillig auf den Plan ein. Mit Hilfe von zwei Streichhölzern wurde die Sache darauf zugunsten des Bildes entschieden, das Jytte gewählt hatte. Im selben Augenblick kam die Haushälterin mit einer Visitenkarte für Karsten From herein. Er warf einen Blick darauf und sagte:

»Kenne den Herrn nicht... Sagen Sie bitte Herrn Frandsen, daß ich beschäftigt bin und ihn nicht empfangen kann!«

Der Jägermeister, der in wehmütige Betrachtung des verworfenen Porträts versunken dagestanden hatte, wandte sich beim Klang des Namens um und sagte: »Frandsen! Ist der da draußen? ... Das hatte ich ja ganz vergessen, Ihnen zu sagen, From! Er ist ein Jugendfreund von mir – Waldtaxator Frandsen. Ich klingelte ihn an, weil er so gern mein Bild sehen wollte. Ich hoffe, es stört nicht –«

»Gott bewahre! – Führen Sie also den Herrn herein, Fräulein Svendsen,« sagte Karsten From, ohne seinen Ärger zu verbergen.

Als die Haushälterin gegangen war, fuhr der Jägermeister fort: »Ich tue gewiß am besten daran, Sie darauf vorzubereiten, daß mein Freund ein wenig einfältig und töricht ist. Im übrigen aber ist er ein gutmütiger und herzensbraver Mensch, der stolz darauf sein wird, Ihre Bekanntschaft zu machen.«

Mit dieser Empfehlung trat Herr Frandsen gleich darauf in korrekter Visitentoylette ein und begrüßte den Hausherrn, Jytte und schließlich auch seinen Freund mit einer stummen Neigung des Kopfes und Zusammenschlagen der Absätze. Er hatte frische Bügelfalten an den Beinkleidern, ein Chrysanthemum im Knopfloch und hielt außerdem einen leichten Stock in der Hand, was ihm einen streng vorwurfsvollen Blick von dem Jägermeister einbrachte. Als er das sah, erklärte er in großer Verlegenheit, der Visitenstock sei eine neue ausländische Mode, welche auch hier im Begriff sei, in den feinsten Kreisen Eingang zu finden.

»Aus Rücksicht auf Herrn Froms Bilder wirst du uns doch vielleicht die Freundlichkeit erweisen, den Spieß wegzustellen,« sagte der Jägermeister und sah die andern mit einem Kopfschütteln an, während Herr Frandsen – errötend wie ein gemäßregelter Schuljunge – den Stock in einer Ecke unterbrachte. Das Verhältnis zwischen den beiden Freunden hatte sich im übrigen nach den Reibungen des Sommers wieder zurechtgezogen. Wie der Jägermeister jetzt überhaupt das Dasein in einem verklärten Licht sah, hegte er auch keine weitere Besorgnis mehr um sein eheliches Glück. Obwohl Frandsen eine Anstellung im Landwirtschaftlichen Ministerium erhalten hatte und – auffallenderweise – ungefähr gleichzeitig mit seiner und Wilhelminens

Übersiedelung nach Kopenhagen verzogen war, fand er es jetzt fast komisch, wenn er daran dachte, daß er im Sommer wirklich ein wenig eifersüchtig auf ihn gewesen war.

Jytte hatte sich erhoben und wartete nur auf eine Gelegenheit, dem Vetter einen Wink zu geben, daß sie zu gehen wünsche. Aber der Jägermeister hatte seinen schwachhirnigen Freund vor die Skizzen gezogen, um auch seine Meinung zu hören, und sofort näherte sich Karsten From ihr, um sie so lange zu unterhalten.

Er war noch immer auf eigenartige Weise gedämpft, fast verzagt. Sie bemerkte, daß er es beständig vermied, sie anzusehen. Und sie dachte, wie schon so oft früher: »Was ist er doch für ein geheimnisvoller Abenteurer, der sein Wesen wechselt wie ein Chamäleon, und aus dem nicht klug zu werden ist.«

Die Tür zum Wohnzimmer war geöffnet, und von dort, wo sie stand, konnte sie dahinein sehen. Die elegante Junggesellentraulicheit sagte ihr zu. An der Wand, über einem französischen Kamin, hingen drei kleine Bilder, die besonders ihre Aufmerksamkeit fesselten. Es waren Studien von Landschaften und Tieren mit ungewöhnlich prachtvollen Farben.

Aus ihre Frage erzählte er, es sei ein glücklicher Fund, den er aus Paris heimgebracht hatte. Die Antwort enttäuschte sie. Sie hatte gedacht, daß es möglicherweise einige von den Freilichtstudien sein könnten, die seine Kunstbrüder in Skagen so gerühmt hatten.

Um seiner Aufforderung zuvorzukommen, ging sie selbst hinein und betrachtete die Bilder aus der Nähe. Sie fragte ihn jetzt, ob er niemals dergleichen gemalt habe, sondern ausschließlich bestellte Porträts ausführe.

Er antwortete, indem er ihr erzählte, daß er diese Meisterwerke seinerzeit für fünfzig Francs das Stück gekauft habe. »Für fünfzig Francs? ... Aber Janet ist doch ein berühmter Name!« sagte Jytte.

»Sicher. Das wurde er aber erst zehn Jahre, nachdem der Meister verhungert in einer Dachkammer gefunden worden war. Folglich hat er nicht mehr viel Vergnügen davon gehabt.« »Ach! hätte er doch noch gelebt!« sagte Jytte. »Dann hätte er die Befriedigung, sich von der ganzen Welt anerkannt zu sehen.« »Das hätte er natürlich. Aber es würde ihm wahrscheinlich keine große Freude bereitet haben. Er hätte sich nur über die talentlosen Leute geärgert, die ebenso berühmt wurden wie er, weil sie gute Preßverbindungen hatten. Wir haben ja auch dergleichen Erscheinungen hierzulande. Karl May zum Beispiel. Sie kennen seine Bilder doch?«

»Ja – Karl May!«

»Er gehört ja jetzt zu den großen Namen. Er wandert jeden Tag ungewaschen und unrasiert in den belebtesten Straßen auf und nieder, einen alten Hut auf dem Kopf. Folglich ist er ein künstlerisches Genie. Um den Ruhm aufrechtzuerhalten, drückt er von Zeit zu Zeit eine Menge Farben aus seinen Tuben auf ein Stück Leinwand und läßt dann die Leute erraten, was der Heringssalat bedeuten soll. Sie wissen ja selbst, wie sich der Spektakel einmal über das andere wiederholt. Das Publikum strömt herbei, und wenn das Ärgernis seinen Höhepunkt erreicht hat, geraten sich die Kritiker in die Haare, und das Spiel ist im Gange. – Nein, der Ruhm ist das eigentliche Martyrium des genialen Künstlers, weil man ihn mit allzu vielen Affen teilen muß.«

Jytte hörte diese bittere Selbstverteidigung ein wenig verwundert an. Aber sie verstand ihn, und es lag etwas in seinem Ton, das Eindruck auf sie machte, ein trotziges Einsamkeitsgefühl, das sie selber kannte.

»Jytte!« sagte der Jägermeister, der im selben Augenblick mit Herrn Frandsen hereinkam. »Du mußt nicht böse werden, aber sowohl Herr Frandsen als auch ich finden, daß das Bild aus dem Reichstagssaal vorzuziehen ist. Es ist – wie Frandsen sehr richtig sagt – monumentaler. Ich meine also, daß wir uns daran halten sollten.«

Jytte konnte sich nicht entschließen zu antworten, aber sie gab ihm jetzt zu verstehen, daß sie gehen wolle.

Im selben Augenblick kam die Haushälterin mit einer Teeanrichtung auf einem Präsentierbrett herein. Um nicht unhöflich zu scheinen, war sie genötigt, eine Tasse Tee zu nehmen, aber sie dachte wieder an ihre Mutter und war unruhig.

»Sie wohnen, weiß Gott, gemütlich,« sagte der Jägermeister, als der Tee herungereicht und die Haushälterin gegangen war. »Und Sie verstehen es, sich einzurichten! Aber Sie sind auch der erste Künstler der Jetztzeit ... Sicher! Sie brauchen nicht so bescheiden mit dem Kopf zu schütteln. Sie wissen das ja sehr gut selbst. Sie sind unser größtes Genie auf dem Gebiete der Porträtmalerei.«

Er legte die Hand auf die Schulter seines Freundes und fuhr fort: »Schade, Frandsen, daß du nicht für irgend etwas Talent hast. Stelle dir vor, wenn du hier so hübsch wohnen könntest, statt in deiner Zweizimmerwohnung im fünften Stockwerk zu sitzen und von neun bis elf Uhr dein eigenes Stubenmädchen zu sein. – Was sagst du, ist das Unsinn? Aber Gott bewahre! Du willst doch nicht leugnen, daß ich dich neulich mit einer grünen Latzschürze und einer Handeule in der Hand überraschte? ... Mein Gott, warum errötest du darüber, lieber Frandsen? Das ist doch nichts, weswegen du dich zu schämen brauchst. Es ist ja eine vollkommen ehrliche Sache, daß man nicht in der Lage ist, weibliche Bedienung zu halten.«

Herr Frandsen zog sich mit einem gebildeten Kopfschütteln zurück. Die Haushälterin kam wieder herein und meldete, die Oberstin Mynster und Fräulein Töchter seien gekommen, um das Bild des Herrn Oberst zu sehen.

Karsten From wandte sich heftig nach ihr um und sagte, daß er die Damen nicht empfangen könne, – sie müßten ein andermal wiederkommen. Er sprach mit einer Unbeherrschtheit, die Jytte in Erstaunen setzte. Sie kannte ihn nicht von dieser Seite.

»Sie wollen doch nicht gehen!« sagte er, als er sah, daß sie dem Jägermeister abermals einen Wink gab.

»Freilich. – Du hattest mir ja versprochen, die Zeit innezuhalten, John!«

»Mein Gott, Jytte, jetzt, wo es hier so gemütlich ist. Hat es denn wirklich eine solche Eile?«

»Ja.«

Als Jytte Lebewohl sagte, reichte sie Karsten From zum ersten Male die Hand. Während der ganzen Zeit, daß sie einander gekannt, hatte sie es vermieden, weil sie gesehen, wie er auf ausländische Weise sich die Freiheit nahm, den Damen die Hand zu küssen.

Bei dieser Gelegenheit unterließ er es jedoch und begnügte sich mit einer zeremoniellen Verbeugung. Überhaupt vergaß er sich ein wenig, wurde stumm und verstimmt wie ein verhätscheltes Kind, das nicht seinen Willen bekommt. Jytte aber hatte durch den Handschuh das nervöse Zittern seiner Hand gespürt.

Unten auf der Straße sagte der Jägermeister zu Jytte, nachdem Herr Frandsen sich verabschiedet hatte:

»Was soll ich mit ihm anfangen? Ich führe ihn in die besten Kreise ein, und überall macht er sich lächerlich. So zum Beispiel heute ... Diese Albernheit mit dem Stock. Wenn man einen Menschen gern hat – und ich habe Frandsen gern, er ist gewissermaßen mein einziger Freund –, dann kann man es doch nicht lassen, sich über so was zu ärgern. Ich habe es ihm wieder und wieder gesagt: Ein Mensch hat keine Verantwortung dafür, daß er unbegabt oder ungeschickt oder buckelig geboren ist, aber es ist sein eigener Fehler, wenn er sich lächerlich macht. Gibst du mir nicht recht?«

»Natürlich,« sagte Jytte, ohne eine Ahnung zu haben, worauf sie antwortete.

Nachdem sie eine Weile schweigend weitergegangen waren, begann der Jägermeister von neuem:

»Da ist übrigens etwas anderes, worüber ich gern mit dir sprechen wollte, falls du es mir gestattet.«

»Was ist das?«

»Darf ich dir eine Gewissensfrage stellen? Ist jemals etwas zwischen dir und From vorgefallen?«

»Was sollte das wohl sein?«

»Das weiß ich nicht, aber er sagte neulich, daß er nichts in der Welt so bereue wie eine Dummheit, die er dir gegenüber begangen habe. Entsinnst du dich dessen?«

Jytte überlegte einen Augenblick und kam zu dem Ergebnis, daß sie am besten daran tue, geradeheraus zu sagen, wie sich die Sache verhielt.

»Ja, er ist einmal ein wenig reichlich galant mir gegenüber gewesen, und das war wirklich eine größere Dummheit, als ich ihm zugetraut hätte.«

»Tod und Teufel! Hatte ich es mir nicht gedacht, daß es etwas nach der Richtung hin sein müsse. Er hat in dieser Beziehung wahrhaftig eine Schwäche, die ihn wohl zuweilen ein wenig unzurechnungsfähig macht.«

»Es scheint, daß du sein Vertrauensmann geworden bist!«

»Nun ja, wenn ich bei ihm sitze, erzählt er mir zuweilen das eine oder andre über sich selbst, während er malt. Das ist wirklich höchst interessant. Weißt du, daß er ein Waisenhauskind ist?«

»Ich glaube, wir haben schon darüber gesprochen.«

»Seine Mutter starb, als er sechs Jahre war. Sie stürzte sich in einem Anfall von Geisteskrankheit aus einem Fenster des vierten Stocks. Ich glaube, er geht in beständiger Angst umher, daß er eine Anlage nach dieser Richtung hin geerbt haben könne. Überhaupt glaube ich, daß er *eigentlich* ein melancholisches Temperament besitzt. Beobachte nur einmal seine Augen!«

»Was ist es mit denen?«

»Ich habe gehört, daß er einmal zu einem Freund gesagt haben soll, wenn er so viele Narrenstreiche vorhabe, so geschehe es, damit die Leute nicht den Übergang merken sollten, falls der Wahnsinn seiner Mutter eines schönen Tages bei ihm ausbräche. – Aber nach dem, was du mir jetzt anvertraut hast, Jytte, verstehe ich deine Haltung ihm gegenüber natürlich besser, und falls du es wünschst, will ich euch nicht wieder zusammenbringen«

»Danke, John, das wäre mir das liebste.«

»Natürlich tut es mir persönlich leid – du weißt, ich schätze ihn sehr –, aber ich achte, wie gesagt, deinen Standpunkt.«

Sie hatten die Ecke der Dronningens Tvärgade erreicht und trennten sich hier.

Als Jytte nach Hause kam, war Besuch da. Ein Kanzleirat Hansen und Frau machten Visite. Es waren ein paar einfache Leute aus der Provinz, ein Rest ihrer Bekannten aus der Amtsrichterzeit des Vaters.

Für Jytte, die auf eine ernste Szene bei der Heimkehr vorbereitet gewesen, war dieser Besuch eine willkommene Ableitung. Gleich als sie hereinkam, warf die Mutter einen hastig forschenden Blick auf sie; später aber schien sie nur mit ihren Gästen beschäftigt, die zu Tische blieben.

Jytte bereute die Sache jetzt selber und sah ein, daß sie sich verkehrt benommen hatte. Was ihr John auf dem Heimwege von Karsten Froms Mutter erzählt, machte außerdem einen verstimmenden Eindruck auf sie. Es war also wirklich so, wie sie vermutet hatte, daß seine Narrenkappe eine Maske war, hinter der er sich vor der Welt verbarg, und sie kannte nun ein wenig von seinen Sorgen, Aber auch deswegen wünschte sie, daß sie zu Hause geblieben wäre.

III

Frau Berta saß am nächsten Tage allein in der Wohnstube, als das Mädchen mit einem Brief kam. Er war von dem Diener des Ministerpräsidenten gebracht, der Befehl hatte, auf Antwort zu warten.

Sie dachte, es sei die Einladung, und war höchlich verwundert, als sie zwei eigenhändig von dem Minister beschriebene Seiten vorfand; noch mehr aber überraschte sie der Inhalt. Tyrstrup bat sich eine Unterredung mit ihr unter vier Augen aus, und zwar so schnell wie möglich.

»Was konnte das nur sein?«

Sie trat an den Schreibtisch und schrieb hastig die Antwort auf eine Visitenkarte und steckte diese in einen Briefumschlag. Eine halbe Stunde später hielt eine Droschke vor dem Hause, und Tyrstrup stieg aus.

Frau Berta, welche die Zeit voll Unruhe und Spannung zugebracht hatte, nahm ihn selbst im Flur in Empfang und führte ihn ins Wohnzimmer. Als sie seinen Gesichtsausdruck sah, wurde ihr sofort klar, daß etwas Ernstes vorgefallen war. Tyrstrup sah sich um und fragte mit gedämpfter Stimme: »Es ist wohl kein Grund zu der Annahme, daß uns hier jemand hören könnte?«

»Nein, ich bin allein – aber wir können in das Boudoir gehen, da sind wir jedenfalls sicher.«

»Sie werden wahrscheinlich den Zweck meines Besuches ein wenig sonderbar finden,« begann er, als sie Platz genommen hatten. »Ich komme nämlich, Sie um einen ungewöhnlichen Dienst zu bitten. Es handelt sich nicht um persönliche Angelegenheiten. Ich rechne deswegen darauf, daß Sie auf alle Fälle meine Bitte ohne Mißtrauen aufnehmen werden. Die Sache ist die: Ich erhielt vor einigen Stunden ein Schreiben von Enslev durch Direktor Zaun ... ein Schreiben, das er um jeden Preis zurücknehmen muß. Aber nun liegen die Verhältnisse in diesem Augenblick ja leider so, daß keine von den Mitgliedern der Regierung oder irgendeiner unserer Freunde in unserer Partei das Vertrauen des Alten besitzt. Die beiden letzten Male, als ich ihn selbst aufsuchte, wollte er mich nicht empfangen, und ich kann mich einer erneuten Abweisung nicht aussetzen. In diesem Notzustand dachte ich an Sie, Frau Abildgaard, Sie haben ja immer einen großen Stein im Brett bei Enslev gehabt. Ich glaube, daß Sie zurzeit eine der wenigen sind, der er freundliche Gefühle bewahrt hat. Er hat wohl auch nicht die große Treue Ihres Mannes gegen ihn vergessen – und die große Geduld. Ihnen wird er daher nicht mißtrauen.«

»Sie machen mich ganz verwirrt, Tyrstrup! Und Sie irren vollständig. Ich habe nicht den allergeringsten Einfluß auf Enslev. Als ich ihn im Sommer traf, nannte er mich geradeheraus einen Verräter.«

»Trotzdem, Frau Abildgaard. Sie wird er auf alle Fälle empfangen. Und er wird Sie auch anhören. Und ich bitte Sie, zu bedenken, daß es sich darum handelt, eine Katastrophe abzuwehren, die unberechenbare Folgen haben kann.«

»Aber was liegt denn vor? Was steht in dem Schreiben?«

»Ja – hier kommt nun die Schwierigkeit für mich. Ich habe nämlich kein Recht, Ihnen das zu sagen. Der Brief ist an die Parteileitung gerichtet und mir, als dem stellvertretenden Vorsitzenden, überbracht. Aber ich darf doch wohl hoffen, liebe, gnädige Frau, daß Sie mich nicht imstande halten, ein Vertrauensverhältnis zu mißbrauchen. Falls ich nicht vollkommen sicher wäre, daß Sie meinen Standpunkt in dieser Sache in allem billigten, wäre ich natürlich nicht zu Ihnen gekommen. Um was ich Sie bitten soll, ist im übrigen nur, daß Sie zu Enslev gehen und ihn in meinem Namen ersuchen, noch einmal die Folgen von ... von dem Schritt zu erwägen, den zu tun er sich also entschlossen hat, um uns zu treffen. Es ist traurig, es sagen zu müssen, aber Enslevs Unbeherrschtheit hat ja mit den Jahren in bedauernswerter Weise zugenommen. Sie äußert sich zuweilen derartig, daß man unwillkürlich daran denken muß – was jetzt wohl auch ganz klar erwiesen ist –, daß einige Tropfen Zigeunerblut in seinen Adern fließen. Aber ich kann trotzdem nicht glauben, daß er, wenn er sich der Verantwortung voll bewußt wird, sich nicht bedenken sollte, die Ruhe und Wohlfahrt des Landes aufs Spiel zu setzen, um ein persönliches Rachegefühl zu befriedigen – oder was es nun sein mag, das ihn zu einer so ungeheuerlichen Übereilung bewogen hat.«

Frau Berta saß da, den Zeigefinger unter dem Kinn, und sah mutlos aus.

Sie hatte in den letzten Jahren oft gewünscht, die Kraft eines Mannes zu besitzen und die Fähigkeit, zu den Massen zu reden. Sie wollte da auf alle Märkte hinauslaufen, daß die Zeit aus den Fugen sei und zur Vernunft gebracht werden müsse. Sie wollte namentlich die Jugend anrufen, um sie zur Selbstbesinnung zu wecken. – Und jetzt, wo es sich nur darum handelte, zu einem alten Freund zu gehen, um ihm zur Vernunft zu reden, stellten sich sofort alle möglichen Bedenken ein.

»Ich weiß wirklich nicht, was ich dazu sagen soll, Tyrstrup! Meine Ansicht über Enslev kennen Sie. Daß es ein Unglück für ihn selber wie für das ganze Land ist, daß er sich nicht in seinem ›Fredsholm‹ zur Ruhe gesetzt hat, darüber haben wir früher gesprochen, und in dem Punkt sind wir ganz einig. Aber wir haben Leute in der Partei, deren Botengänger ich nicht sein möchte. Am allerwenigsten, wenn es sich um Enslev handelt.«

»Ich verstehe, an wen Sie denken, aber gerade der Einfluß dieser Männer wird in einer kriegerischen Lage ungeheuerlich wachsen, folglich handeln Sie auch in dieser Beziehung nicht gegen Ihre eignen Wünsche, wenn Sie sich dieser Mission unterziehen. Es ist von einer gewissen Seite der Partei zu heute abend eine Privatversammlung einberufen, und ich habe versprechen müssen, dort zu erscheinen. Hier werde ich gezwungen sein, Enslevs Demonstrationen zu verkünden, falls er nicht vorher zur Vernunft gebracht werden kann. Ich muß Sie daher leider bitten, ohne Zögern zu handeln.«

»Eine Versammlung? Ich habe bemerkt, daß Gjärup in der letzten Zeit sehr tätig gewesen ist. Das hat nichts Gutes zu bedeuten... Und eine Privatversammlung? Das klingt wunderbar! Fast wie eine Verschwörung. Und Sie haben versprochen, zu erscheinen?«

»Ich habe meine Gründe.«

Ihre Augen begegneten sich unwillkürlich; und als der Ministerpräsident darauf die seinen niederschlug, legte Frau Berta die Hand auf seinen Arm und sagte mit wehmütiger Vertraulichkeit:

»Es ist wirklich ein Glück, Tyrstrup, daß ich Sie so genau kenne, sonst würde wohl auch ich anfangen, bange vor Ihnen zu werden. – Sie sind ein mutiger Mann! Man sollte fast glauben, daß Sie nicht wüßten, was die Leute von Ihnen denken. Sie gehen so ruhig unter uns umher, als seien Sie es gar nicht, den man für einen etwas gefährlichen Herrn hält, eine ziemlich zweideutige Persönlichkeit, die am liebsten das Mäntelchen nach dem Winde trägt.«

»Es sollte mir wohl schwer werden, das nicht zu bemerken,« erwiderte er mit seinem müden Lächeln. »Sehe ich mich doch täglich in dieser Figur in den meisten Blättern dargestellt. Aber wenn es nur gelingen könnte, das Land glücklich über die Krise dieser schweren Zeit hinwegzubringen, so will ich mich nicht beklagen. Eine etwas nachsichtigere Beurteilung meines Charakters und meiner Fähigkeiten könnte ich mir freilich der Sache wegen wünschen. Unter diesen Verhältnissen wird es immer schwieriger für mich, die blutdürstigen Köpfe innerhalb unsrer eignen Fraktion zu regieren. Gjörup ist nicht der einzige, der mit einem Messer im Ärmel herumgeht. Enslevs Striger Rede rächt sich jetzt. Aber ich glaube, daß wir uns augenblicklich an einem Wendepunkt befinden. Geht die Partei unbeschädigt aus dieser Prüfung hervor, so wird der Sammlungsgedanke siegen, und wir dürfen dann wieder auf eine reiche und glückliche Zukunft hoffen.«

Er hatte sich erhoben und ihre Hand ergriffen.

»Dann wollen Sie also zu Enslev gehen, nicht wahr? Ich setze jetzt alle meine Hoffnungen auf Sie.«

»Ich habe keinen großen Glauben daran, daß ich etwas auszurichten vermag ... aber ich habe nicht den Mut, nein zu sagen. Ich will mein Bestes tun, das verspreche ich Ihnen!«

»Haben Sie Dank!«

An der Tür wandte er sich um und sagte:

»Darf ich Sie nur noch einmal daran erinnern, daß die Sache Eile hat. Bis sechs Uhr muß ich die Antwort haben und werde mir gestatten, Ihnen zu der Zeit meinen Diener zu senden.« –

An Enslevs Tür wurde Frau Berta zuerst von Mamsell Jensen mit dem Bescheid abgewiesen, der Herr empfangen nicht. Als sie aber ihre Karte hineinschickte, wurde sie sofort eingelassen.

Enslev war versuchsweise aufgestanden. Er saß im Schlafrock, ein Plaid über die Beine, am Fenster seines Arbeitszimmers in der Sonne. Er hatte sogar eine seiner großen Zigarren im Munde, und der Rauch umwallte ihn in bläulichen Wirbeln. Als sie ihn so friedlich in der Sonne dasitzen sah, wie einen alten Rentier, blieb Frau Berta einen Augenblick stehen. Der Gegensatz zwischen diesem Anblick und ihren eigenen unruhigen Gefühlen verwirrte sie. Es war so unfaßlich, daß dieser kleine, weißhaarige und hilflose Mann Enslev war, der Tyrann, vor dem Freunde und Feinde in einem

ganzen Menschenalter gezittert hatten und dessen Ja und Nein noch in seinem Alter eine Macht besaß, die das Schicksal des Volkes lenkte.

Er wollte aufstehen und ihr entgegengehen, aber sie hinderte ihn daran und bat ihn, sitzen zu bleiben. Dann rollte sie sich selbst einen Stuhl durch das Zimmer und setzte sich ihm gegenüber.

»Wie Sie sehen – Sie finden mich halb im Negligé,« sagte er. »Mein Arzt erlaubt mir nicht, Besuch zu empfangen. Mit Ihnen habe ich also eine Ausnahme gemacht. Es ist so selten, daß ich das Vergnügen habe, Sie zu sehen.«

»Ich bin Ihnen sehr dankbar, Enslev, daß Sie mich hereinkommen ließen. Es war sehr liebenswürdig von Ihnen. Ich habe ja gehört, daß Sie leider wieder unwohl gewesen sind.«

»Nichts von Belang. – Aber ich möchte Sie gleich bitten, mir eine Vergünstigung zu gestatten. Wollen Sie mir erlauben, die Rücksicht auf die Anwesenheit einer Dame außer acht zu lassen und mit dem Rauchen fortzufahren? Diese gute Zigarre hatte ich gerade angezündet, als Sie kamen, und da es die erste nach dreitägiger Enthaltensamkeit ist, werden Sie verstehen – – –«

»Es bedarf keiner Entschuldigung. Es freut mich, daß der Tabak Ihnen schmeckt. Das ist ja immer das sicherste Zeichen, daß sich ein Mann wohlbefindet.«

»Sie sind zu gütig, Frau Abildgaard!... Aber ich danke Ihnen.«

Sein Blick und sein Ton machten Frau Berta unsicher. Sie hatte sich unterwegs auf das vorbereitet, was sie sagen wollte, fühlte nun aber auf einmal alles schwanken. Um ihre Gedanken zu sammeln, sprach sie eine Weile über gleichgültige Dinge, bis Enslev, der verstummt war, sie auf einmal unterbrach.

»Soll ich Ihnen den Übergang erleichtern?«

»Wie meinen Sie?«

»Ich weiß, weswegen Sie zu mir gekommen sind.«

»Sie wissen es?«

»Ja. Das heißt, ich habe es erraten. Als man mir Ihre Karte brachte, war ich mir gleich darüber klar, daß Sie als Gesandtin hierher kamen, als außerordentliche Bevollmächtigte. Sie sehen mich so erstaunt an, aber es ist kein Grund, meinen Scharfsinn zu bewundern. Tyrstrup hat allmählich selbst seine Dachsnatur enthüllt. Es sieht ihm so ähnlich, daß er eine Dame überredet, seine unangenehmen Botengänge zu übernehmen.«

»Sie haben keine Berechtigung das zuzusagen, Enslev. Ich weiß, daß Tyrstrup Sie zweimal aufgesucht hat, aber Sie haben ihn nicht empfangen wollen.«

»Ganz recht. Mit einem Feind verhandele ich nicht unter vier Augen, sondern nur in Gegenwart von Zeugen und am allerliebsten vor der Öffentlichkeit. Ich teile Tyrstrups Vorliebe für diese kleinen Tete-a-tetes und die liebevollen Überredungen in Sofaecken nicht. – Also: Sie sind hier in Veranlassung des Briefes, den ich dem Ministerpräsidenten geschickt habe. Dann hat er Ihnen auch wohl den Inhalt des Briefes mitgeteilt?«

»Nein, dazu glaubte er sich nicht berechtigt.«

»Welch ein Feingefühl! Ja, Tyrstrup ist der edle und rechtschaffene Mann bis in die Fingerspitzen! Die personifizierte Apotheose der Bravheit!... Übrigens weiß ich nicht, was diese Geheimniskrämerei bezwecken soll. Morgen können doch alle meinen Brief im ›Fünften Juni‹ lesen. Darin teile ich übrigens nur mit, daß ich infolge der mehr oder weniger gut maskierten politischen Reaktion, die jetzt die Macht in der Partei hat, bitte, mich von der Ehre zu entbinden, ihr Vorsitzender zu sein.«

Frau Berta nickte vor sich hin und sagte: »Ich habe mir wohl gedacht, daß es das sein müßte.«

»Ja. Und gleichzeitig teilte ich mit, daß ich beschlossen habe, aus der Partei auszutreten.« Das wurde ganz leichthin gesagt, aber Frau Berta war es, als wenn der Himmel einstürze.

»Das haben Sie nicht getan, Enslev! Das können Sie nicht wollen! Austreten ... aus der Partei, die Sie selber mitgeschaffen haben. Der man nun ein ganzes Menschenalter hindurch Ihren Namen gegeben hat!«

Enslev antwortete nicht. Und um zu unterstreichen, daß er unzugänglich für Beeinflussung in dieser Sache war, lehnte er sich hintenüber in den Stuhl und paffte kräftig seine Zigarre. Es blieb eine ganze Weile still.

»Enslev, einstmals sah ich der Zeit, in der wir jetzt leben, als einem goldenen Zeitalter des Friedens und der Menschenliebe entgegen, das zu erleben ein großes Glück sein würde. Ich kann mich noch entsinnen, daß Sie selber einmal in einer prächtigen Tischrede meine Kinder beglückwünschten, weil sie unter dem Zeichen der Freiheit zur Welt gekommen seien, zu einem Zeitpunkt, wo die dänische Jugend – wie Sie sich ausdrückten – ›die ersten reifen Früchte von dem Baum der Erkenntnis in seiner freien Entfaltung pflücken könnten‹. Welch Glück für die Meinen daraus entsproß, darauf will ich hier nicht weiter eingehen. Aber ich muß oft daran denken, wie Sie jetzt in Ihrem innersten Innern das Ergebnis der Entwicklung wohl beurteilen mögen. Es war ja doch ein ganz anderes Glücksland, von dem Sie in der Begeisterung Ihrer Jugend träumten – und auf das zu hoffen Sie so viele andere bewogen.«

Enslev hatte sie mit seinem wildesten Hohn im Blick angehört.

»Die Entwicklung!« wiederholte er spöttisch. »Wenn Sie an den feigen und lumpigen Verrat denken, dessen Zeuge wir jetzt sind, so haben Sie natürlich recht. Von einem goldenen Zeitalter solcher Erbärmlichkeit habe ich damals ›nicht geträumt‹ – wie Sie sich so echt weiblich ausdrücken. Nicht in meinen unheimlichsten Phantasien haben mir frömmelnde Meerkatzen von Propst Brobergs Kaliber als Ergebnis der Entwicklung vorgeschwebt. Ich war damals bestrebt, ein schlummerndes Volk zu wecken, und es zu dem freiesten und männlichsten in der Welt zu machen. Ich wollte versuchen, in diesem kleinen Greisenlande eine neue Jugend zu schaffen ... Aber es widerstrebt mir, mehr darüber zu reden. Nur das will ich Ihnen sagen, Frau Abildgaard, was ich am allerwenigsten erleben zu müssen geglaubt habe. Nämlich, daß Sie, die mit meinem vieljährigen Freund und politischen Mitarbeiter verheiratet waren, es für passend halten würden, sich meinen Feinden zur Verfügung zu stellen, und zwar zu einem Zeitpunkt, wo alles feige Lumpengesindel im Lande sich gegen mich zusammenrottet. Ich hätte

darauf schwören mögen, daß ein solcher Undank unmöglich wäre, und er ist mir eine bittere Enttäuschung.«

Er hatte während dieses Ausbruches die halbausgerauchte Zigarre in den Aschbecher geworfen, als erge sie ihm plötzlich Übelkeit.

Frau Berta schüttelte verneinend den Kopf.

»Sie irren, Enslev. Sie werden nie erleben, daß ich die Botengänge Ihrer Feinde gehe. Aber Sie sind reichlich mißtrauisch gegen Ihre Feinde geworden. Das habe ich Ihnen übrigens schon früher gesagt. Erinnern Sie sich noch der Unterredung, die wir im Sommer miteinander führten? Es war am Tage nach der großen Striger Versammlung. Sie ließen mich damals hören, was Sie mein Schwarzsehen in bezug auf die Entwicklung nannten, und als ich versuchte, Ihnen meine Besorgnisse zu erklären, wandten Sie mir das taube Ohr zu. Deswegen dachte ich hinterher, daß ich die Verhältnisse vielleicht wirklich zu schwarz gesehen habe. Aber was ich seitdem erlebte, hat mich nicht beruhigen können. Ich bin immer mehr davon überzeugt, daß wir einer fürchterlichen Katastrophe entgegengleiten. Mit meinen persönlichen Sorgen und Leiden will ich Sie – wie gesagt – nicht belästigen. Nur eins möchte ich erwähnen. Unsere Unterredung fand ja auf Storeholt statt, und wie Sie vielleicht wissen, ist jetzt Haus und Hof und alles, selbst die alten Zimmereinrichtungen, in fremde Hände gekommen, und das Heim meiner Kindheit ist für mich verschlossen. Es war ein Verkauf im letzten Augenblick, um Pfändung und Zwangsauktion zu verhindern. Ich schiebe meinem Neffen nicht die ganze Verantwortung für das Elend zu. Ich weiß sehr wohl, daß es schon zur Zeit meines Bruders – und vielleicht schon früher begann.«

»Es ist also eine alte Geschichte,« sagte Enslev ungeduldig. »Ich weiß nicht, warum Sie mir das alles erzählen.«

»Ach ja, denn ich finde, daß diese traurige Geschichte von einem alten Familiengut, das seit mehr als hundert Jahren das Heim meiner Familie und gewissermaßen ein Heiligtum für sie gewesen ist, und das jetzt durch leichtsinnige Sorglosigkeit und Verschwendung in die Hände eines Mannes wie Großhändler Söholm gelangt ist – ich finde, daß diese traurige Geschichte ein Sinnbild unsers ganzen selbstverschuldeten Elends ist. Glauben Sie mir, Enslev – ringsumher im Lande sind viele, die in diesen Zeiten das bedrückende Gefühl der Heimatlosigkeit haben wie ich ... viele, die da sitzen und frieren bei dem unheimlichen Gedanken, was die Zukunft uns bringen wird!«

»Wer ist denn dieser Söholm?« fragte Enslev, um von dem Thema fortzukommen. »Ist er nicht Kaffeehändler? Und ist er nicht der Schwiegervater Ihres Neffen?«

»Er ist ein ganz gewissenloser Mensch, der keinen andern Lebenszweck hat, als Geld zu verdienen. Sie sprachen vorher von der Jugend und was Sie von ihr erwartet hatten. Wollen Sie mir aber sagen, wie soll die junge Generation zu Verantwortungsgefühlen erweckt werden, wenn Leute von dieser Art unangetastet umhergehen dürfen und sogar von der Gesellschaft geehrt, ja als Vorbilder für die Jugend aufgestellt werden? Ist es zu verwundern, daß Hoffnungslosigkeit und tötende Gleichgültigkeit sich wie eine ansteckende Krankheit gerade unter den Ehrlichsten und Besten von ihnen ausbreiten? ... Und nur einer hier im Lande hat die Macht, zu helfen ... ein einziger kann vielleicht das Volk zur Selbstbesinnung wecken und ein nationales Unglück abwenden.«

»Und das ist also Tyrstrup?«

»Nein – das sind Sie! Sie sind der einzige hierzulande, dessen Worten alles lauscht, – der einzige, dessen Rede mit wirklicher Autorität und Kraft zu dem ganzen Volke dringt. Tyrstrup weiß es selbst sehr wohl, daß er der Aufgabe allein nicht gewachsen ist ... Und wenn Sie gegen ihn gehen, wo soll er da seine Bundesgenossen suchen? ... Aber wenn Sie nur wollten, Enslev, dann könnten Sie mit einem Federstrich vielem von dieser wilden Gesetzlosigkeit, die jetzt ringsumher in unsrer Gesellschaft triumphiert, ein Ende machen ... zum Beispiel in unsrer Presse ... und am allermeisten in Ihrer eigenen Zeitung! Ja, ich muß es so sagen, wie ich es meine. Sie haben da eine Mitverantwortung, und ich begreife nicht, daß Sie die noch tragen wollen.«

»Ach was, Unsinn! Zwanzig Jahre habe ich das nun hören müssen. Aber das macht keinen Eindruck auf mich. Ich kenne den dänischen Freisinn und weiß, was ich tue. Da lauern überall in den Ecken so viel lichtscheue Bakterien, die von den geistigen Krankheiten der Vergangenheit stammen. Auf die wirkt die jugendliche Respektlosigkeit des ›Fünften Junik‹ wie eine nützliche Desinfektion. Sie ist nur – was sich jetzt deutlich zeigt – nicht kräftig genug gewesen.«

»Vielleicht! Hat sie aber nicht auch Lebenskeime getötet, Enslev? Wo ist unsre Jugend geblieben? Hat ein junger Mann in heutiger Zeit noch andere Gedanken als seine eigene Karriere und dann Zerstreungen und Vergnügungen? Wie soll das enden? Sie geben sich jetzt den Anschein, als sähen Sie gar nicht. Aber ich glaube Ihnen nicht. Dazu sind Sie zu klug. Ich glaube auch, daß auch Sie manchmal mit Sorge daran denken, wie das enden soll. Möchten Sie doch die Vergangenheit vergessen und alle alte Bitterkeit um unsrer Zukunft willen! Haben wir nicht Zank und Streit genug in diesem Lande gehabt? Versöhnen Sie sich mit Tyrstrup! Er ist nicht der, für den Sie ihn halten. Wenn Sie mir doch glauben wollten! Schließen Sie Frieden mit allen, die das Gute wollen, was Sie im übrigen auch denken und glauben mögen! Tun Sie das, Enslev! Und die Nachwelt wird Ihren Namen segnen.«

Von ihrer Begeisterung hingerissen, war sie vor ihm auf die Knie gesunken und hatte seine Hand ergriffen. Enslev fühlte sich einen Augenblick gegen seinen Willen ergriffen, und als sie seine Unsicherheit bemerkte, fuhr sie fort, mit flehender Leidenschaft auf ihn einzudringen, so daß er schließlich die Hand mit Gewalt zurückreißen mußte.

»So stehen Sie doch auf! ... Dies hier ist ja töricht. Ich bitte Sie, innezuhalten. Sie wissen ja nicht, was Sie selbst sagen. Sie nehmen sich die Freiheit, hier bei mir einzubrechen, um *mir* politische Ratschläge zu erteilen! Sie finden es passend, mir meine Verantwortung vorzuhalten, mir Pflichten vorzuschreiben. Können Sie denn nicht selbst einsehen, wie lächerlich Ihr Auftreten ist?«

Frau Berta hatte sich erhoben. Verwirrt und beschämt wandte sie sich ab, als sie sah, daß sie ohnmächtig war.

Und Enslev schonte sie nicht. Er sagte, er wisse natürlich sehr wohl, daß in dem langen Kampf gegen die Unterdrückung von oben und den Zwang der Einfältigkeit von unten manches Wertvolle verloren gegangen sein könne. Wer aber hatte ihr versprochen, daß die Freiheit ohne Opfer errungen werden könne? Er nicht! Überhaupt könnten wohl nur Frauen sich einen politischen Kampf wie einen Krieg mit Stecknadeln vorstellen. Oder glaubte sie, daß er selbst unverwundet davongekommen sei? Daß nicht auch er mit Verlust an persönlichem Glück habe zahlen müssen? ...

Frau Berta sah sich nach der Tür um und wünschte, sie sei wieder fort. Sie hatte es klingeln hören und fürchtete, mit Besuch zusammenzutreffen.

»Jetzt will ich lieber gehen,« sagte sie. »Ich mache Sie nur noch erzürnter – und das war nicht die Absicht mit meinem Kommen.«

Sie reichte ihm die Hand, und Enslev wurde wieder versöhnlicher gestimmt.

»Ihnen zürne ich nicht, aber es tut mir leid, daß Sie sich zu dieser politischen Sendung, die Sie selber nicht verstanden, haben mißbrauchen lassen. Sie stehen für Tyrstrup ein – sagen Sie. Aber was für einen Wert hat er? Er ist ja nur eine Gliederpuppe, eine Paradefigur in den Händen von Gjärup und der übrigen Bande, die seit dreißig Jahren auf der Lauer liegen, um mir zu Leibe zu kommen ...«

»Sprechen Sie jetzt nicht mehr, Enslev. Ich weiß ja nun, daß mein Gang vergebens war. – Ich will Ihnen Lebewohl sagen!«

Er wollte aufstehen, um sie zur Tür zu geleiten. Im selben Augenblick aber kam die kleine Mamsell Jensen mit einer Visitenkarte herein, und ehe Enslev seinen Kneifer herausgeholt hatte, um den Namen zu lesen, war Frau Berta gegangen.

Draußen im Vorzimmer begegnete Sie Redakteur Samuelsen, der, offenbar nervös, sie mit seiner unverändert lächelnden Liebenswürdigkeit begrüßte. –

IV

Einige Stunden später, als der Nebel und die Finsternis Kopenhagen wieder wie in eine unterirdische Welt versenkt hatten, und während ein Menschenstrom von neuem von den Vorstädten den Theatern und andern Vergnügungsorten der Stadt zuströmte, versammelte sich der von Gjärup veranstaltete politische Wohlfahrtsausschuß in einem älteren Hause in der Kronprinzengade, einem ehemaligen Vereinsgebäude, das jetzt zu einem kleinbürgerlichen Gesellschaftslokal umgewandelt war.

Da die Zusammenkunft ganz privater Natur war und das Ergebnis vorläufig streng geheimgehalten werden sollte, hatte man diesen Versammlungsort den bekannteren Lokalen in der Stadt vorgezogen, wo es immer schwieriger war, sich dagegen zu sichern, nicht von den langen Ohren der Presse belauscht zu werden.

Gjärup hatte sich eine halbe Stunde vor der angesetzten Zeit eingefunden, um nachzusehen, daß alles der Verabredung gemäß in gehöriger Ordnung war. Er kannte den Wirt persönlich, der seine Lokale schon häufig zu diesen Zusammenkünften zur Verfügung gestellt hatte, bei denen Gjärup der leitende Geist war. Er wußte, welche Art von Sicherheitsveranstaltungen erforderlich war, und Gjärup äußerte denn auch seine Zufriedenheit mit der Anordnung.

Mitten in einem Saal, der den meisten Raum des Hauses einnahm, war ein langer Tisch mit Stühlen aufgestellt. Aber auch die anstoßenden Räume zu beiden Seiten waren den Teilnehmern der Versammlung vorbehalten.

Ein Unglück war indessen eingetreten. Ein Kurzschluß hatte im letzten Augenblick die elektrische Hauptleitung durchgebrannt. Um das Haus erleuchten zu können, hatte man in größter Eile alles zusammengeschartt, was an alten Petroleumlampen, silbernen Kandelabern und Laternen zu beschaffen war. Aber diese altmodischen Lampen und unruhig flackernden Stearinlichte breiteten eine Vergangenheitsstimmung über den Saal aus, von der sich Gjärup gerade angeheimelt fühlte, weil sie so recht den Erinnerungen entsprach, die im Augenblick sein kämpfendes Gemüt bewegten.

Er und Enslev waren Jugendfreunde gewesen. Sie kamen beide als arme Studenten vom Lande und hatten damals brüderlich zusammengehalten. Bei jenem fast historisch berühmten Fest im Studentenverein, wo Enslev gegen Ende der Nacht auf einen Stuhl sprang und unter fürchterlichem Tumult seine erste politische Rede hielt, hatte Gjärup den Freund mit seiner Person vor dem Überfall einiger halbtrunkener und erregter Menschen gedeckt, die ihn vom Stuhl reißen und ihn verprügeln wollten. Auch später gehörte er zu Enslevs uneigennützigsten Waffenträgern. Aber ihre Lebensschicksale waren sehr verschieden geworden. Obwohl Gjärup ein scharfsinniger Kopf mit einem ungewöhnlichen juristischen Wissen war, für das die Partei oft Verwendung hatte, war er stets in einem politischen Schattendasein niedergehalten worden, und die Presse der Partei selbst hatte ihn zu einer halb lächerlichen, halb zweideutigen Person gemacht, was er nicht ohne Grund Enslevs Einfluß zuschrieb. Von dem Augenblick, an dem sich die beiden Freunde im Reichstag begegneten, hatte Enslev ausschließlich den

Pedanten in ihm gesehen; und da er ihn außerdem als Mitbewerber fürchtete, hatte er keine Bedenken getragen, ihn unschädlich zu machen.

Aber nun fühlte Gjärup, daß die Stunde der Rache gekommen war. Die Gerechtigkeit sollte endlich den großen Verbrecher einholen! Der Hochmütige sollte auf seinen Taten fallen und seine Tage als friedloser Mann enden!

Jetzt kamen einzelne von den Mitgliedern der Versammlung. Der Erste war der junge Hochschulvorsteher Aleksandersen in seinem charakterfest zugeknöpften Rock mit den ausgepolsterten Schultern. Bei dem Anblick des langen Tisches mit den vielen vorhistorischen Beleuchtungsgegenständen breitete er lächelnd die Arme aus, während sich sein Schatten arglistig hinter ihm als unheimlicher Hampelmann abzeichnete.

Genau auf den Glockenschlag kam Rektor Bohse zusammen mit Jörgen Højbo und Lehrer Tanning. Und von nun an ging die Tür ununterbrochen. Einer nach dem andern oder mehrere zusammen wurden von den Dienern eingelassen, die sie, mit Lichtern oder Radlaternen in der Hand, die dunkle Treppe hinaufgeführt hatten.

Schließlich waren ungefähr fünfzig Männer versammelt, von denen die meisten Gesetzgeber waren. Die übrigen waren bekannte Parteigenossen außerhalb der aktiven Politik, ein paar Universitätsprofessoren, einige Minister und Redakteure, von denen man wußte, daß auch sie allmählich Abstand von Enslev und seiner Presse genommen hatten.

Sie waren eingeladen, um mit ihren angesehenen Namen die Bedeutung einer Protestadresse zu stützen, die Gjärup zur spätern Veröffentlichung zu einem passenden Zeitpunkt vorlegen wollte. Die Stimmung war bei den meisten sehr ernst. »Der fünfte Juni« hatte in seiner Abendausgabe die Regierung in einem Artikel angegriffen, der mit Verdächtigungen gespickt war. Das Blatt ging von Hand zu Hand, und die älteren Reichstagsbauern schüttelten den Kopf. Diese ehemaligen Kampfgenossen Enslevs gingen schweren Herzens an die Abrechnung mit ihrem alten Häuptling. Sie sahen mit Mißfallen Hochschulvorsteher Aleksandersen und einige jüngere Herren, die ihre Befriedigung, dieses Götzenbild einer dunklen Vergangenheit endlich wegräumen zu können, nicht zu verbergen vermochten.

Die meisten von den Ministern waren der Einladung gefolgt, darunter auch der Mann des Tages, Propst Broberg, der am selben Morgen aus Jütland herübergekommen war. Dieser Zwerg mit der grauen Mähne ging holdselig lächelnd umher, drückte den Leuten die Hand und nahm Glückwünsche entgegen. Schließlich fehlte nur noch Tyrstrup. Als man einige Zeit gewartet hatte, begann sich ein dunkles Zweifeln zu verbreiten, ob er überhaupt kommen würde. Das Mißtrauen zu dem Ministerpräsidenten hielt sich unverändert in der Partei, trotz der Zugeständnisse, die er den Kriegslustigen beständig gemacht hatte.

Gjärup und Lehrer Tanning steckten in einer Ecke die Köpfe zusammen und schienen unschlüssig. Allgemein machte sich eine Ungeduld im Saale bemerkbar. Nur Propst Broberg, der sich beständig als Mittelpunkt der Aufmerksamkeit fühlte, ging gleich strahlend umher und drückte den Leuten die Hand.

Jetzt aber öffnete der Wirt selbst die Tür, und Tyrstrup trat ein. Sein ungewöhnlich sorgenvoller Ausdruck machte die Unterhaltungen verstummen. Lehrer Tanning führte ihn an seinen Platz am obern Ende des Tisches, worauf sich alle schweigend setzten.

Der alte Jörgen Højbo leitete mit einer kurzen Erklärung über den Zweck der Versammlung die Sitzung ein und erteilte darauf das Wort Rektor Bohse, dem man auf Gjäruvs Vorschlag das Amt übertragen hatte, den Hauptschlag gegen Enslev zu führen. Gjärup selbst zog sich bei solchen Gelegenheiten gern im letzten Augenblick infolge von Anfechtungen zurück. Trotz seiner wilden Rachgier war er ein gefühlvoller Mensch, der wohl bereit war, die Waffen zu schleifen, aber am liebsten das Blutvergießen andern überließ.

Nun war Rektor Bohse auch der Mann, dessen Wort das größte Gewicht ringsumher im Lande haben würde. Allerdings gehörte er nicht zu den Leitenden oder ausgeprägten Persönlichkeiten in der Partei. Im Grunde war er gar kein Politiker, und die richtigen alten Reichstagsratten mußten oft über seine Einfältigkeit lächeln. Die Unantastbarkeit seines Charakters hatte ihm sein Ansehen verschafft. Enslev, der zu seinem Ärger ihn nie hatte verletzen können, nannte ihn »das Gürteltier« auf Grund dieser Atmosphäre von Rechtschaffenheit, die ihn wie ein schützender Panzer umgab.

Der Rektor sprach langsam und mit akademischer Rhetorik, die zuweilen zu Schwulst anwachsen konnte. Aber es lag die Kraft eines zorngefüllten Gemüts in seinem Angriff auf den »Fünften Juni« und das Verhältnis Enslevs zu diesem Blatt – dem »Hoforgan der Frivolität und der Korruption«, wie er es nannte. Er erregte Bewegung, indem er erklärte, daß viele Parteigenossen im Lande nicht nur mit Verwunderung, sondern auch mit tiefem Kummer und Zorn Zeugen waren, daß einer ihrer Führer, ja der Ehrenvorsitzende selbst, sich einen persönlichen Vorteil durch eine Blattindustrie schuf, die in dem Verderben des Volkes spekulierte.

Er schloß seine lange Rede, indem er sagte, daß niemand Enslev Dank und Anerkennung für seine Verdienste als einer der Begründer der Selbstregierung des dänischen Volkes verweigern würde. Aber er habe in letzterer Zeit eine krankhafte und immer unbeherrschtere Zerstörungslust seinem eigenen Lebenswerk gegenüber an den Tag gelegt. Die wahren Freunde der Freiheit im Lande müßten jetzt fordern, daß ihm die Wahl gestellt werde, entweder die Leitung der Partei in ihrer Arbeit für den moralischen, religiösen und wirtschaftlichen Wiederaufbau des Volkes zu stützen, oder den Platz als Vorsitzender aufzugeben, wiewohl er ihm seinerzeit als lebenslänglicher Ehrensitz verliehen worden sei.

Als er sich wieder setzte, löste sich die Stimmung in kräftigem Beifall aus. Propst Broberg, der neben ihm saß, drückte ihm die Hand.

Eigentlich sollte jetzt Hochschulvorsteher Aleksandersen als Vertreter der jüngeren Generation reden, doch zum allgemeinen Erstaunen erhob sich Tyrstrup und bat um das Wort.

Von einem hohen Kandelaber mit mehreren Lichtern, der vor ihm stand, fiel ein flackernder Schein auf sein Gesicht. Man konnte sehen, daß er stark erregt war und eine wichtige Mitteilung zu machen hatte. An der Wand dicht hinter ihm zeichnete sich sein vielfältiger Schatten wie eine Schar lauschender Nebelgestalten ab.

»Um die Fortsetzung einer Debatte zu verhindern, die die Verhältnisse überflüssig gemacht haben, trage ich kein Bedenken, die Herren mit dem Inhalt eines Schreibens bekanntzumachen, das ich heute von Enslev erhalten habe. Da ich indessen noch keine Gelegenheit gehabt habe, es der Parteileitung vorzulegen, muß ich Sie alle bitten,

meine Mitteilungen vorläufig als streng vertraulich zu betrachten. Enslev bittet, ihn von seinem politischen Vertrauensposten zu entbinden, und kündigt an, daß er auch auf den Vorsitz verzichtet.«

Ein Brausen froher Überraschung ging durch die Versammlung. Aleksandersen lehnte sich triumphierend gegen die Stuhllehne zurück und rief: »Hört!«

»Leider habe ich aber noch eine andre Mitteilung zu machen,« fuhr Tyrstrup fort. »Ich bin überzeugt, daß sie tiefes Beklagen nicht allein in dieser Versammlung hervorrufen wird, sondern auch bei allen denen, deren Zukunftsideal ein friedliches Zusammenwirken der Kräfte des Volkes zum Besten unsers gemeinsamen Vaterlandes gewesen ist. Enslev teilt mir mit, daß er – unser vieljähriger Führer und unsre beste Kraft – aus der Partei austritt.«

Nach diesen Worten ertönte kein »Hört«. Einige Augenblicke herrschte eine Stille in dem düstern Saal, als sei ein Blitz niedergefahren. Man starrte Tyrstrup an, während Erregung, Angst und Verlegenheit um die Herrschaft in den Gemütern kämpften.

Dann erhoben sich laute Proteste von vielen Seiten.

»Das darf nicht geschehen!« sagte ein alter Bauer weinerlich.

Lehrer Tanning aber rief: »Das ist Verrat!«

Und seine Worte wurden von mehreren wiederholt.

Gjærup saß wie gelähmt da, die Hand um das Kinn, und starrte durch die Brille, mit Augen, die so rund und dunkel waren wie die einer Nachteule. Durch ein blitzschnelles Manöver hatte ihm Enslev abermals die Mordwaffe aus der Hand geschlagen und ihn um seine Rache betrogen.

Alle waren sich klar darüber, daß Enslevs Austritt eine Herausforderung bedeutete, daß sie eine neue Sturmzeit, Schwertzeit, Wolfszeit ankündete statt des Friedens, auf den so viele gehofft hatten.

Als endlich ein wenig Ruhe im Saal eingetreten war, fuhr Tyrstrup fort. Er sagte, daß die – oft verkannten – Bemühungen, die gemacht waren, um diese traurige Katastrophe abzuwehren, also nicht mit Glück gekrönt worden seien. Er hege jedoch die Hoffnung, daß der Zusammenschluß der Partei sich stark genug erweisen möge, um auch dieser schweren Erschütterung zu widerstehen, und er bat alle Anwesenden, ihm und den übrigen Mitgliedern ihre tatkräftige Unterstützung zuzusichern in dem bitteren und traurigen Kampf, der offenbar bevorstand.

Als Antwort hierauf sprang Lehrer Tanning auf und rief: »Dänemark soll leben!«

Alle erhoben sich. Mit drei taktfesten Hurras bestätigte die Versammlung ihren Anschluß an Tyrstrups Worte. –

Draußen in den Hauptstraßen spürte man schon eine starke Erregung. »Der Fünfte Juni« hatte ein Extrablatt mit Enslevs Kriegserklärung ausgesandt. Die Leute strömten nach den Fenstern der Zeitungsredaktionen, um die ausgehängten Anschlagzettel zu lesen.

Im Laufe des Abends wuchs die Bewegung in der Stadt wie an einem Wahltag. Namentlich war das Gedränge groß auf dem Højbroplads, vor dem mächtigen Gebäude des »Fünften Juni«. Hurras und Hochrufe für Enslev, vermischt mit Pfeifen und

Spektakel klangen zu dem halbrunden Eckbalkon hinauf, wo der alte Führer sich so oft an den großen Wahltagen der Menge gezeigt und sich hatte huldigen lassen.

Jetzt saß Samuelsen da oben hinter den Anschlagzetteln in den Fenstern und war in tiefe Verzweiflung gesunken. Eine große Hoffnung war für diesen Mann des Friedens zu Grabe getragen. Für diesen Mann, dessen einziger Wunsch war, seine Arbeit als väterlicher Wohltäter und Freund des Publikums in Ruhe ausführen zu dürfen. Die Verwirklichung seines Traumes von einem mächtigen vierundzwanzigseitigen Blatt mit einer ehrlich ausgestreckten Hand nach allen Seiten, mit einem besondern Sonntagsblatt, einer Sportzeitung, einer illustrierten Mittwochsbeilage für Kinder, einer Gesundheitsbibel und einer humoristischen Beilage mit bunten Bildern, diesem Riesenunternehmen, das liebevoll das ganze Volk umschließen sollte wie ein Polyp, das jede Konkurrenz niederschlagen sollte – alles war rettungslos gestrandet an dem Eigensinn eines halbverrückten Greises.

V

Unter den vielen tausend Telephongesprächen, die sich an diesem Abend, durch Enslevs Austritt veranlaßt, in Kopenhagen kreuzten, wurden auch einige zwischen Jägermeister Hagens Schwiegervater, Großhändler Söholm, und verschiedenen politisch interessierten Leuten seiner Bekanntschaft geführt, die der Großhändler angeklüngelt, um ihre Meinung über die Sache zu hören.

»Hm!... Ja!... Die Stimmen auf dem Lande also; ja, das mag ja sein! ... Bin Geschäftsmann, kenne nichts von der ganzen Sache ... Was sagen Sie? ... Der Standpunkt meines Schwiegersohnes? Ja, davon weiß ich auch nichts. Mische mich nicht da hinein. Aber Sie meinen also, daß Enslev fertig ist?... Krank ist er auch? Hm, das ist er ja. Nun, da wollen wir mal sehen, was bei dem Spektakel herausbrät... Na, dann gute Nacht!«

Großhändler Söhols Kontor lag am Westerwall. Seine Privatwohnung – eine neuerbaute palastähnliche Villa – lag in dem vornehmen Viertel vornean auf Österbro. Am Morgen jeden Wochentags um acht Uhr fuhr er in einem elefantengrauen Riesenautomobil von Hause fort, und bis er gegen sechs Uhr wieder nach Hause kam, wurde die Familie von seinen beiden unverheirateten Töchtern, den Fräulein Cäcilie und Konstanze, sowie von seiner Schwester, dem alten Fräulein Söholm, repräsentiert, das während der Abwesenheit des Bruders die eigentliche Herrscherin des Hauses war.

Die Gattin des Großhändlers lebte zwar auch noch, wurde aber nur halbwegs mit zur Familie gerechnet. Wie eine arme Verwandte, die das Gnadenbrot im Hause ißt, hatte sie ihren Platz im Eßzimmer, wo sie mit ihrem Strickzeug an einem der Fenster sitzen durfte. Die frühere Grünwarenhändlerin hatte sich ganz unempfänglich für gesellschaftliche Dressur gezeigt, und die Jahre hatten überhaupt nicht entwickelnd auf ihre Geistesfähigkeiten gewirkt. Sie saß an ihrem Fenster und lauschte mit dem scheuen Ausdruck eines mißhandelten Pferdes, und aß nur mit bei Tisch, wenn kein Besuch da war.

Für die Töchter war sie ausschließlich die Frau ihres Vaters, und für Fräulein Söholm war sie nur ein Hauskreuz, das zu Tode zu plagen ihr zu ihrem großen Ärger bisher nicht gelungen war. Die Fräulein Cäcilie und Konstanze waren beide große, schlanke Gestalten, die ihrer Schwester, Frau Wilhelmine, glichen, so daß die Leute sie oft auf der Straße verwechselten. Sie waren, so wie diese, immer sehr elegant gekleidet und fast die ganze Zeit des Tages von ihrer Garderobe und ihrer Frisur in Anspruch genommen.

»Die Kaffeeschwestern«, wie man sie in der Stadt nannte, hatten alle drei ihre Erziehung in ausländischen Pensionaten erhalten, und die jüngste, Fräulein Konstanze, war kürzlich von einem Besuch aus Deutschland als Braut zurückgekehrt. Ihr Verlobter, ein Ulanenoffizier und Freiherr, wurde in den nächsten Tagen erwartet. Der Großhändler wie auch seine Schwester waren sehr zufrieden mit der Partie. Der künftige Freiherrnintitel war für sie ein Ersatz für die fehlgeschlagene Spekulation, die

Wilhelminens Ehe für sie bedeutete. Nach der Ansicht der Mutter war nicht gefragt worden.

Fräulein Cäcilie war noch unverlobt, und doch war sie nach Ansicht vieler die schönste der drei schönen Schwestern und hatte auch die meisten Anträge gehabt. Aber durch den vielen Verkehr mit ihrem eigenen Spiegelbild hatte sie sich in die Vorstellung eingelebt, daß sie die schönste Frau der Erde sei, und sie fand aus dem Grunde, daß kein Mann gut genug sei, um durch sie beglückt zu werden. Sie ging mit einem lebensmüden Ausdruck herum, gleichsam beschwert von ihrer außerordentlichen Schönheit, und hatte ein herablassendes Wesen, das die Leute wissen ließ, sie erzeuge ihnen eine große Gnade, nur dadurch, daß sie existierte.

Am Sonntag nach dem großen politischen Ereignis war der Jägermeister mit seiner Frau bei seinem Schwiegervater zum Frühstück gebeten. Das Verhältnis zwischen den beiden Männern hatte sich gerade nicht gebessert, aber die Verhandlungen über den Verkauf Storeholts hatten eine Erneuerung des persönlichen Verkehrs notwendig gemacht.

Bei Tische erzählte der Großhändler, daß er in den nächsten Tagen beabsichtige, nach »seinem Gut« zu reisen, wo er eine Woche zubringen wolle, um die begonnenen großen Umbauten zu besichtigen. Es war die Absicht, daß der neue Schwiegersohn, der Ulanenoffizier, gleichzeitig einige Tage da drüben verbringen sollte, und er sprach davon, ein paar Jagden zu veranstalten und vielleicht auch ein paar größere Mittagsgesellschaften zu geben. Der Jägermeister erhielt auch eine Einladung, die er indessen ablehnte. Wie glücklich er sich auch fühlte, Storeholt aus den Händen gegeben zu haben und von allen Scherereien in bezug auf Geld, Gesinde und Abrechnungen befreit zu sein, fiel es ihm doch noch ein klein wenig auf die Nerven, seinen Schwiegervater von seinem alten Heim als von *seinem* Besitz reden zu hören.

Er sah ein paarmal verstohlen über den Tisch zu seiner Frau hinüber, die indessen ganz gleichgültig dasaß und auf ihre korrekte Weise mit festgeklemmten Ellbogen und weichen Handgelenken aß.

»Nun ja,« dachte er, »Wilhelmine kann es natürlich nicht auf die gleiche Weise empfinden wie ich. Aber der kleine Kaj liegt doch da drüben begraben.«

Nach dem Frühstück lud ihn der Schwiegervater zu einer Havanna in sein Rauchkabinett ein, und hier begann er von dem »politischen Gefasel« zu reden, von dem die Zeitungen so voll waren. Er fragte ihn, wie er sich zu der veränderten Situation zu stellen beabsichtige. Ob er mit Enslev oder mit Tyrstrup gehen wolle.

Es fiel dem Jägermeister jedoch nicht ein, sich auf eine politische Diskussion mit seinem Schwiegervater einzulassen. Für ihn war und blieb der Mann nie etwas anderes als ein Lagerknecht, der Glück gehabt hatte, und er hatte sich in keiner Weise von seinen Millionen imponieren lassen.

Er verschwieg sogar, was ihm doch so sehr schmeichelte, daß er bereits mehrmals Gegenstand von Überredungsversuchen von selten der Tyrstrupschen Fraktion gewesen war. Gjörup hatte ihn sogar persönlich aufgesucht, um ihn mit der Aussicht auf einen Platz in dem wichtigen Ausschuß über das Häuslergesetz zu locken. Aber er hatte beschlossen, die Sache vorläufig abzuwarten und sich von dem Parteigezänk

freizuhalten, damit er sich auch ferner – den Blick fest aufs Ziel gerichtet – einen klaren Kopf wahren könne.

Im Wohnzimmer nebenan begann ein Grammophon zu schnarren. Als es endlich in Gang kam, ertönte eine Wagnersche Arie, gesungen von dem Augapfel der Nation, dem Heldentenor der Oper.

Herr Söholm drückte auf einen Knopf unter der Tischplatte, und fast wie ein Automat schob sich die Tür zum Flur in die Mauer hinein, und ein livreegekleideter und frisierter Junge erschien in militärisch strammer Haltung in der Öffnung.

»Herr Großhändler haben gerufen?«

»Mach die da zu!« befahl Herr Söholm und machte eine Bewegung mit dem Kopf nach der geöffneten Tür zum Wohnzimmer.

Als er mit dem Jägermeister allein geblieben war, legte er die Beine auf einen Stuhl und sagte:

»Wenn Sie meine Meinung wissen wollen, so ist es die, daß Enslev fertig ist. Die Stimmung draußen auf dem Lande ist gegen ihn. Er ist ja auch ein kranker Mann. Das sollten Sie sich ein wenig überlegen, denn es wäre doch angenehm, wenn Sie dort im Reichstag bald das richtige Ende gefaßt kriegen könnten.«

»Ich bin nicht käuflich!« sagte der Jägermeister streng abweisend.

Herr Söholm stimmte ein Gelächter an. Er hatte in Gedanken schon das Hab und Gut seines Schwiegersohnes aufgemacht und dem Gericht eingereicht.

»Ja, fein soll es sein, und Dreck is es!«

»Was meinen Sie damit?«

»Ich meine, verdammt und verflucht, daß es Ihre Pflicht ist, ernstlich an die Zukunft zu denken. In einem halben Jahre habt ihr ja vermöbelt, was ihr von mir gekriegt habt. Das kann ja jedes Kind sehen! Von was wollt ihr dann leben? Von mir bekommt ihr keinen Heller!«

»Ich möchte mir doch verbitten, daß Sie sich in meine Angelegenheiten mischen.«

»Das beabsichtige ich nun doch zu tun, und zwar um Wilhelminens willen.«

»Hat Wilhelmine sich vielleicht beklagt? Entbehrt sie etwas?«

Ein Wort gab das andre, und es kam zu diesen ohrenbetäubenden Schimpfereien, die den gewöhnlichen Abschluß ihrer Unterhaltungen bildeten. Und stets war der Jägermeister der halsstarrigste. Alles alte Patriziergefühl stieg in ihm auf gegenüber diesem schreienden Plebejer mit dem aufgeschwollenen Ringernacken, während Herr Söholm seinerseits von dieser Respektlosigkeit vor seinem Geld gelähmt wurde, vor dem doch sonst alle Leute zu kriechen pflegten.

Nachdem der Jägermeister seine Lieblingsbemerkung, daß er ihm etwas blasen wolle, und zwar nicht mit dem Munde, abgeliefert hatte, schob er die Tür zum Wohnzimmer zurück und rief hinein: »Wilhelmine, wir wollen gehen!«

Die Wirkung war jedoch ein wenig beschämend für ihn, indem seine Frau schon gegangen war. Statt ihrer antwortete ihm der Heldentenor durch den Grammophontrichter:

Geliebte! Komm an meine Brust
O süße, süße Himmelslust!

Als er auf die Straße hinab kam, lächelte er befriedigt. Es hatte ihm geradezu gutgetan, sich diesem großen Ungetüm gegenüber Luft machen zu können. Nun hatte er aber auch das Bedürfnis, mit einem vernünftigen Menschen zu sprechen, und so entschloß er sich denn, in die Dronningens Tvärgade zu gehen.

Er hatte Jytte auch etwas von Karsten From zu sagen, dem er am Vormittag gegessen hatte. Er erwartete, seine Cousine allein zu treffen, weil er wußte, daß seine Tante jeden Sonntagnachmittag nach dem Kirchhof ging, um die Gräber ihres Mannes und ihres Sohnes zu besuchen.

Auf dem Flur teilte ihm das Mädchen mit, daß Besuch da sei. Er ging trotzdem hinein und fand eine große, üppige, sehr schöne, aber nicht mehr ganz junge Dame mit einem kostbaren Blaufuchs, der über Rücken und Arme hing, vor.

Sie war ihm ganz fremd. Aber als sie einander ansahen, mußten beide unwillkürlich lachen. Die Dame, die ihm als Frau Merck vorgestellt wurde, war nämlich die Juweliersgattin, deren Porträt er in Karsten Froms Atelier gesehen hatte, und sie erkannte sein Gesicht von demselben Ort. Es war dem Jägermeister klar, daß sie es sein müsse, mit der er neulich in der Östergade einen Blick gewechselt hatte, als sie im flotten Gefährt an ihm vorüberfuhr.

»Dann ist es wahrscheinlich Ihr Auto, das unten hält,« sagte er und fixierte sie ein wenig.

»Freilich! Vielen Dank, daß Sie mich daran erinnern.«

Sie legte ihr Fuchsfell auf den Schultern zurecht und fragte währenddessen, ob man das Vergnügen haben würde, ihn zu dem großen Empfang bei Karsten From am nächsten Freitag zu sehen. Sie höre zu ihrer Überraschung, daß seine Cousine nicht eingeladen sei.

»From hat mich gebeten, zu kommen, aber die Reichstagsarbeit legt natürlich in dieser Zeit stark Beschlag auf uns Männer des Volkes. Die politische Situation ist ja sehr ernst. Man weiß nie, welchen Augenblick man zu Konferenzen von entscheidender Bedeutung gerufen werden kann.«

»Nun ja – wenn Sie verhindert sind, so verlieren Sie wahrscheinlich nicht viel,« sagte Frau Merck und erhob sich. »Es ist nicht mehr so amüsan bei From. Alle seine Tricks mögen ja ganz nett sein, aber man kann auch zuviel von dem Herrn Bajazzo bekommen.«

»Seine Gesellschaften stehen doch in dem Ruf, besonders lebhaft zu sein.«

Frau Merck lachte mit einem unzivilisierten Lachen und strich sich über die langen Handschuhe.

»Ja, es kommen wahrscheinlich auf der Heimfahrt allerlei kleine Verwechslungen zwischen den Paaren vor. Die Menschen sind ja nicht immer so tugendhaft, wie sie sein sollten.«

Sie sagte jetzt Lebewohl, und Jytte, die die ganze Zeit vermieden hatte, sie anzusehen, mußte sie hinausbegleiten.

Als sie zurückkam, stand der Vetter mitten im Zimmer, die Hände in die Seiten gestemmt, und lächelte breit.

»Was für eine Dame ist denn das? Ihr kennt sie also?«

»Nein – Gott sei Dank kennen wir sie eigentlich nicht. Aber sie hat eine Tante in Australien, die einstmals Mutters Freundin gewesen ist. Sie kam, um einen Gruß von ihr zu bringen.«

Jytte ahnte jedoch, daß dieser Gruß nur ein Vorwand gewesen war, der sogar möglicherweise nur erfunden war. Frau Merck hatte auf irgendeine Weise von ihrem Besuch bei Karsten From Wind bekommen, vielleicht durch Karsten From selbst. Sie war auffallend erpicht darauf gewesen, über ihn zu sprechen, und es war Jytte klar geworden, daß ein Verhältnis zwischen den beiden bestehen müsse, und daß Frau Merck hierhergekommen war, weil sie Verdacht geschöpft hatte und nun spionieren wollte.

»Es ist übrigens lustig, daß sie Froms große Abendgesellschaft erwähnen mußte,« sagte der Vetter. »Ich komme nämlich geradeswegs von ihm, und er sagte genau dasselbe. Er glaube nicht, daß es amüsant werden würde. Er hätte die allergrößte Lust, die Gesellschaft abzusagen, aber er hat schon ein Zigeunerorchester engagiert, und das Essen und die Bedienung sind auch bestellt. Ich glaube sogar, er hat diesmal ganz besondere Anstrengungen gemacht.«

»Warum glaubt er denn, daß es nicht hübsch bei ihm werden wird?« fragte Jytte, die sich ans Fenster gesetzt hatte und auf die Straße hinabblickte, als wenn sie nur halb anwesend wäre.

»Weil er in diesen Tagen alles durch eine schwarze Brille ansieht. Er ist in schrecklicher Laune. Kannst du den Grund nicht erraten?«

Jytte wandte den Kopf um.

»Ich?«

»Vielleicht sollte ich es nicht sagen, aber ich glaube, er hat eine ganz winzig kleine Hoffnung genährt, daß es ihm gestattet sein würde, dich zu diesem Fest einzuladen. Gewiß hat er auch aus diesem Grunde besondere Anstrengungen damit gemacht. Direkt gefragt hat er mich nicht, er hat sich nur nach meiner Ansicht erkundigt. Aber nach dem, was du mir neulich sagtest, konnte ich ja nicht in Zweifel sein, wie du dich dazu stellen würdest, und das habe ich ihm auch gesagt. Ich konnte merken, daß er sehr mutlos wurde. Mehrere Minuten sprach er kein Wort. Und ... ja, da ich nun so viel gesagt habe, Jytte, so kann ich dir ebensogut die ganze Wahrheit erzählen. Er ist rasend – ganz wahnsinnig in dich verliebt.«

»Ach was!« sagte Jytte und wandte sich mit glühendem Gesicht dem Fenster zu.

»Ich weiß es besser, Cousinchen! Denn er hat es mir selbst anvertraut. Er muß überhaupt fortwährend von dir sprechen.«

»Ach – verschone mich damit!« sagte Jytte und erhob sich.

Im selben Augenblick hörte sie ihre Mutter nach Hause kommen, und aus Angst, ihr gerade jetzt zu begegnen, ging sie in ihr eignes Zimmer hinein.

Dort setzte sie sich in ihren Lehnstuhl und legte die Hand über die Augen. Das währte jedoch nur eine Minute. Dann richtete sie sich auf und schalt sich selbst kindisch. Großer Gott, sie war doch schon früher ein wenig verliebt in ein schönes Männergesicht gewesen, ohne daran zu sterben. Aber der Gedanke ärgerte sie, daß Karsten From sich an eine solche Frauensperson wegwerfen konnte wie diese Frau Merck, die sich damit rühmte, mehr Liebhaber gehabt zu haben als die Kaiserin Katharina die Zweite. Daß er doch nicht sehen konnte, wie unwürdig das war?

Was John ihr von seiner »wahnsinnigen Verliebtheit« erzählt hatte, davon glaubte sie keinen Deut. Es war gewiß nicht so ernst gemeint! –

Als sie eine halbe Stunde später wieder in die Stube kam, war der Vetter gegangen. Auch die Mutter war nicht da. Sie wanderte, einen Schal über die Schultern, ein wenig auf und nieder, denn es fror sie. Sie ordnete ihre Noten, zog eine Schublade heraus und versank in Gedanken, weil sie vergessen hatte, was sie eigentlich suchte. Schließlich setzte sie sich wieder ans Fenster und sah auf die Straße hinab.

Es hatte angefangen zu dunkeln. Die Laternen wurden gerade angezündet. Auch die Straßenbahnen, die mit sonntäglich geputzten Leuten durch die Straßen sausten, waren erleuchtet. Sie mußte daran denken, daß in längst entschwundenen Tagen Torben Dihmer um diese Zeit zum Besuch zu kommen pflegte, und sie fühlte seine Anwesenheit auf eine eigene beruhigende Weise.

Immer stand er erst ein wenig dort an der Tür und sah sich um, als wolle er sich vergewissern, daß sich nichts verändert habe in der »alten Stube«, wie er das Zimmer nannte, wegen seiner dunklen, schweren Mahagonimöbel, die alle aus dem soliden Kaufmannshause ihres Großvaters stammten. Er selbst war immer der gleiche. Nicht sehr gesprächig, aber doch unterhaltend und voll Schelmerei. Der liebenswerteste Mensch der Welt! ... Trotz der Eifersucht, die sie quälen konnte, wenn er und die Mutter zu tief in die Politik hineingerieten, war es doch eine lichte und friedvolle Zeit gewesen. Es war nicht zu verstehen, daß sie wirklich nicht länger zurücklag. Es war ihr, als gehöre sie einer unendlich fernen Vergangenheit an, einem goldenen Zeitalter im ersten Welten-Morgengrauen. Selbst ihre letzte unglückliche Begegnung in Italien vor nur sieben Monaten erschien ihr wie ein Erlebnis aus einem andern Dasein.

Die Mutter war ins Zimmer gekommen. Sie hatte sich mit einem Strickzeug auf das Sofa gesetzt.

Das Verhältnis zwischen Mutter und Tochter hatte sich noch nicht ganz wieder eingerenkt nach dem Besuch bei Karsten From. Aber Jytte fühlte in diesem Augenblick das Bedürfnis zu einer Versöhnung. Sie setzte sich neben die Mutter und legte einschmeichelnd die Arme um sie.

»Bist du noch böse auf mich, Mutter?«

Frau Berta sah sie ein wenig mißtrauisch an. Dann ergriff sie ihre Hand und schaute ihr in die goldbraunen Augen.

»Willst du mir eins versprechen, Jytte? Willst du immer ehrlich gegen mich sein? Mir nichts verbergen, selbst wenn du weißt, daß es mich betrüben wird?«

»Das verspreche ich dir!« sagte Jytte nach kurzem Besinnen und küßte sie.

VI

Fräulein Susse Frederiksen, des Volkes Freude genannt, und ihr Quartalsliebster, der dicke Franz Möller, saßen eines Abends gegen acht Uhr in einem kleineren Restaurationslokal am Westerwall. Sie sahen beide sehr niedergeschlagen aus. Ungefähr zwei Stunden hatten sie stumm dagesessen und über ihre leeren Gläser hinweggestarrt.

Es waren nur ein paar ältere Männer im Lokal, die still, in die Abendzeitungen vertieft, dasaßen. Auch der Kellner hatte sich in einer Sofaecke mit einer Zeitung niedergelassen.

Fräulein Susse lag über dem Marmortisch, die Hand unter der Wange. Der große Hut saß schief auf dem Kopf, und jeden Augenblick zog sie die Schultern unter heftigen Kälteschauern in die Höhe. Die Schminke und die geschwärtzten Augenbrauen, die sonst ihr Alter verdeckten, machten ihr eingefallenes Gesicht unheimlich. Sie hatte am Vormittag ein schreckliches Erlebnis gehabt. Ein Schutzmann hatte gegen zwölf Uhr an ihrer Tür geklingelt und sich eine Unterredung mit ihr ausgebeten. Er hatte erklärt, daß an diesem Morgen in Söndermarken ein Erhängter abgeschnitten worden sei, in dessen übrigens leeren Taschen man einen Zettel mit ihrem Namen und ihrer Adresse gefunden habe, weswegen man vermute, daß sie ihn kenne. Da man auf keine andere Weise Aufklärung habe erhalten können, wer der Mann sei, bat er sie, ihn nach dem Leichenhause zu begleiten.

Aus der Beschreibung des Schutzmannes verstand sie sofort, daß es Cajus Vang war, und ihr erstes Gefühl war eine rasende Wut auf ihn wegen dieseszettels. Aber dann mußte sie weinen. Und mit dem Weinen erwachte das Mitgefühl für den ehemaligen Freund, erwachte auch die Reue über ihre Mitschuld an seinem Unglück und außerdem – nach und nach – eine schreckgemischte Neugier, seine Leiche zu sehen.

Sie hatte die Aufforderung des Schutzmannes als Befehl aufgefaßt und nur verlangt, daß ihr Verlobter, der sofort angeklingelt wurde, Erlaubnis erhielt, mitzugehen. Bald darauf fuhren alle drei in einer Droschke zur Leichenhalle. Franz Möller wurde jedoch sofort übel von dem Geruch auf dem Gang und wollte nicht mit hineingehen. Und als Susse an der Hand des Schutzmannes vor dem schrecklichen Glassarg stand und die schwarzblaue Leiche des Freundes erblickte, brach sie in ein hysterisches Krampflachen aus und fiel dann dem Schutzmann ohnmächtig in die Arme.

Seitdem waren sie und der dicke Möller planlos umhergetrieben und hatten sich durch allerlei scharfe Getränke aufgekratzt, bis sie jetzt hier in diesem Lokal gestrandet waren, das sie nicht kannten, und wo sie nur aus Mangel an Energie, aufzustehen, und aus Furcht vor der Dunkelheit draußen sitzen blieben.

Vor Susse lag die Tagesausgabe des »Fünften Juni«, auf die sie lange hinabgestarrt hatte, ohne zu lesen. Auf einmal aber erwachte sie. Sie hatte ein Bild von Mads Vestrup in dem Blatt entdeckt.

»Du!« sagte sie und stieß den Freund mit der Hand an. »Der da, das ist ja der Pastor, den wir bei Jörgen Berg trafen, weißt du das wohl noch?«

Franz Möller, der auf der andern Seite des Tisches mit ausgestreckten Beinen, die Hände in den Hosentaschen, dasaß, warf über die Schulter einen stumpfen Blick auf die Zeitung.

»Ach so, der! Ja, der hält heute abend einen Vortrag im ›Elysium‹.«

»Heute abend? Du, da müssen wir hin. Wir haben es ihm ja auch versprochen. Und es ist schließlich immer noch unterhaltender, als hier zu sitzen und den Kopf hängen zu lassen.«

Sie zankten eine Weile darüber hin und her. Franz Möller hatte keine Lust. Das Ergebnis war jedoch, daß sie hingingen. Draußen auf der dunklen Straße nahm Susse den Arm des Freundes und schmiegte sich unter so heftigen Kälteschauern an ihn, daß ihr die Zähne im Munde klapperten.

Das »Elysium« war der gewöhnlichste Tanzsalon der innern Stadt. Es lag in einem Hintergebäude über einem Pferdestall und einigen Warenspeichern. Auf dem Wege, die enge Treppe hinauf, begegneten sie ABD, der hinabging. Der alte Nachtvogel war schon so bezechet, daß er schluckste.

»Großartiger Erfolg!« brüllte er, als er sie erkannte. »Ein ABD-Erfolg. Pfropfenvoll!«

Das letzte war keine Übertreibung. Die Artikel des »Fünften Juni« über den jütischen Wanderprediger, vor allem die Mitteilung über das Verhältnis des neuen Kultusministers zu seiner Verabschiedung, hatte Neugier erregt. Der Saal, der vier- bis fünfhundert Menschen faßte, war bis auf die Fensterbretter mit dem bunten Publikum des Blattes angefüllt. Da saßen Studenten und Kontoristen, Seite an Seite mit den jungen Lebemännern der Stadt. Einfache Bürgersfrauen breiteten sich auf den Bänken zusammen mit Modedamen aus, die mit Opernguckern und Konfektdüten erschienen waren. Eine Menge von den kleinen Handwerkern des Viertels und andere Arbeiter waren auch gekommen, um Samuelsens letztes Barnumsches Zugpflaster zu sehen: einen heiligen Mann, der wegen Unsittlichkeit aus seiner Pfarre geworfen war.

Zwei von den jungen Geistlichen der Hauptstadt hatten sich inkognito eingefunden. Wie Geheimpolizisten saßen sie versteckt in einer Ecke, wo sie sich abwechselnd halb erhoben, um einen spähenden Blick in den Saal zu werfen.

Obgleich sich Mads Vestrup bereits auf der Orchestererhöhung gezeigt hatte, von wo aus er reden sollte, herrschte doch noch immer eine ziemliche Unruhe unter den Versammelten. Mehrere von den Leuten, die nur gekommen waren, um den merkwürdigen Prediger in Augenschein zu nehmen, strebten sofort wieder dem Ausgang zu, von der schrecklichen Luft, die in dem niedrigen Saal herrschte, vertrieben. Ein Mann stand mitten in der Versammlung auf und rief, man solle die Fenster öffnen. Ein Arbeiter erregte Munterkeit, indem er empfahl, die Gashähne zuzudrehen.

Susse und ihrem Freund, die sich allmählich durch das Gedränge an der Tür hindurchgearbeitet hatten, gelang es nun, sich ein paar Sitzplätze auf einer der Seitenbänke längs der Wand zu erdrängen. Sie hatten unterwegs mehrere von ihren Bekannten entdeckt. Nicht weit von ihnen saßen Jörgen Berg und Frau Maja. Ein wenig weiter zurück sah man Karl Mays haarigen Pudelkopf, das Kinn auf den Stockknopf

gestützt, und neben ihm seinen Schatten, Leif Knudsen, mit Skizzenbuch und Bleifeder. In Leifs Kindergesicht leuchtete ein Lächeln, als wäre ihm gerade die Idee zu einer boshaften Karikatur des »Wanderpredigers« gekommen.

Mads Vestrup war nun auch gerade keine imponierende Erscheinung und enttäuschte sofort alle, die in der Erwartung gekommen waren, ein Monstrum von abenteuerlichem Aussehen zu finden. Wie immer, wenn er sich allein unter lauter Städtern befand, fühlte er sich gleichsam in einen Raubtierkäfig eingeschlossen und wurde verzagt. Es war außerdem keine Rednertribüne da, die ihm als Deckung hätte dienen können. Auf der niedrigen Erhöhung stand nur ein Tisch.

Er begann damit, eine kleine Geschichte zu erzählen. Sie handelte von einem jungen Mann, der aus Leichtsinns Verbrecher wurde und nach einer Reihe schrecklicher Missetaten schließlich sein Leben auf dem Galgenhügel vor seinem Heimatsort, wo seine alte Mutter noch lebte, lassen mußte. An dem Morgen, an dem die Hinrichtung stattfand, waren viele Hunderte von Menschen aus der Umgegend aus Neugierde herbeigeströmt. Sie umstanden das Schafott wie eine breite Mauer, als der unheimliche Zug sich näherte: Voran der Polizeimeister und Pfarrer, dann der Scharfrichter mit weißen Handschuhen, dann die Henkersknechte und schließlich der gebundene und barhäuptige Verbrecher zwischen zwei Schießern. Nach der Verlesung des Todesurteils fragte der Polizeimeister ihn, ob er noch einen Wunsch habe, den man ihm erfüllen könne, und da bat er, seine Mutter noch einmal sehen zu dürfen. Die alte Frau wurde geholt und vor den Sohn geführt, und einige Zeit standen sie einander stumm gegenüber. Dann aber trat der gefesselte Mann dichter an seine Mutter heran und beugte sein kreideweißes Gesicht zu ihr nieder. Der Versammlung schien es, als ob er die Absicht habe, sie zu küssen. Statt dessen aber biß er ihr die Nase ab. Und als er den blutigen Klumpen ausgespuckt hatte, rief er über sie herab: »Das ist mein Dank, Mutter, weil du mich nicht gezüchtigt hast, als ich noch ein böses Kind war! Du bist die Schuldige!« Darauf kniete er vor dem Pfarrer nieder und bat um seinen Segen.

Diese Geschichte – fuhr er fort – habe seine eigene Mutter ihm einstmals erzählt, als er sich als Knabe versündigt und eine strenge Strafe erhalten hatte. Sie machte einen mächtigen Eindruck auf sein Kindergemüt, und er habe sie später oft solchen Leuten wieder erzählt, die nicht klug daraus werden konnten, warum Gott das Dasein hier auf Erden so bitterschwer für seine Kinder gemacht habe, da er uns doch in seiner Allmacht so leicht von dem niederdrückenden Kummer und Jammer hätte befreien können, woran kein Menschenleben Mangel habe. Solche Leute, die sich obendrein Christen nannten, kannten Gott und seine große Vaterliebe gar nicht. Ihrer harrete ein fürchterliches Erwachen an dem Tage, wo der große Meister mit der Sense vor ihnen stehen und sagen würde: Die Stunde ist gekommen! Erst da würden sie verstehen, daß der Herr, zu dem sie in ihrem Herzen beteten, nicht Gott, sondern der Teufel war.

Ja, in der Zauberwelt des Teufels sei alles auf so befriedigende Weise für die Bequemlichkeit der Menschen eingerichtet. In seinen haarigen Armen ruhten wir so sanft und gut wie ein kleiner Vogel in seinem Nest. Wir brauchten nur den Mund aufzusperren, dann würden unsere Lüste sofort befriedigt, und unter dem Krachen des Sturmes würden wir in die herrlichsten Träume, die lieblichsten Bilder eingewiegt. Aber woher es wohl kommen mochte – so recht froh wurden wir doch nicht. Und warum?

War es die Angst vor dem Tode? – Ach, das Todesgrauen stellte man sich immer so unendlich weit entfernt vor! Und übrigens war da nicht viel, wovor man sich zu ängstigen brauchte. Vierzig Tropfen in einen Löffel gezählt, und wir schliefen ins Dunkel hinüber, so sanft wie ein Kind an der warmen Brust der Mutter, ohne zu wissen, daß wir zu den Qualen der Hölle erwachen würden. – War es denn die Angst vor dem Kranksein und dem Schmerz? Ach nein! Auch in dieser Beziehung fühlten wir uns recht beruhigt. Der große Zauberer hatte seine kleinen Zaubergehilfen Pulver und Arzeneien erfinden lassen, so daß wir uns jetzt beide Beine absägen lassen konnten, ohne das geringste davon zu fühlen. Und die Kinder wurden ja – trotz Gottes bestimmter Anordnung – schmerzlos zur Welt gebracht in einer Art Branntweinrausch.

Was war es denn für ein wunderlicher Lebensüberdruß, der uns plötzlich mitten in unsrer garantierten Lebensfreude beschleichen konnte? Was für ein Entbehren war es, das an den Herzwurzeln zog, mitten in dem Überfluß der Wollust?

»Wohl viele von euch, die heute hier beisammen sind, kennen diese Art Übelkeit, und ihr habt gedacht, daß, da der Doktor hierfür kein Pulver hat, dem überhaupt nicht abzuhelfen sei. Aber ich will jetzt versuchen, dem Verständnis ein wenig nachzuhelfen mit einem Bilde aus dem alltäglichen Leben, das ihr sicher alle kennen werdet. Ich denke an so einen kleinen Jungen – oder sagen wir, an ein kleines Mädchen, das umhergeht und dem alles so widerwärtig geworden ist, daß es weder lachen noch weinen kann und nicht weiß, was es selbst will. Die Kleine ist nicht krank, und ihr fehlt auch nichts. Sie hat vielleicht gerade Geburtstag gefeiert, und liebe Tanten und gute Onkels haben sie mit Geschenken überschüttet, so daß sie förmlich in Spielzeug wadet. Versucht man aber, sie mit einer kostbaren Puppe, die wie eine Prinzessin geputzt ist, zu trösten, so schneidet sie eine Grimasse. Nichts ist ihr recht, und sie leidet selbst darunter. Seht, eine erfahrene Mutter kennt sofort diesen Zustand, und sie weiß auch Rat dafür. Sie legt das Kind über das Knie und gibt ihm einen tüchtigen Popo voll. Dann schreit die Kleine ganz schrecklich. Sie hat ja nichts verbrochen, nichts zerschlagen, nicht gelogen, und ist nicht unartig gewesen. Sie fühlt sich so grausam verkannt. Aber nachher, wenn sie sich ausgeweint hat und mit dem Kopf in der Mutter Schoß dasteht, kommt ein wunderbarer Friede, eine Ruhe in ihr Gemüt. Sie hört ihr kleines Herz klopfen, und es ist ihr, als erwache sie aus einem bösen Traum und kenne sich selber wieder.«

Er mußte hier innehalten wegen einer erneuten Unruhe im Saal. Einige junge Leute, die begriffen, daß sie aus Versehen zu einer Erweckungsversammlung gekommen waren, drängten lärmend dem Ausgang zu, und ihr Aufbruch wurde das Signal zu einer allgemeinen Auswanderung von enttäuschten Zuhörern. Die Hitze im Saal war nun auch ganz erstickend. Einige Fenster wurden geöffnet, aber herein strömte nur der Gestank aus dem Pferdestall unten und aus den Aborten des Hinterhauses. Mads Vestrup fand sich ruhig in die Störung. Von seinen Freiluftversammlungen und Wirtshauszusammenkünften war er daran gewöhnt, daß die Leute kamen und gingen, wie sie wollten.

Auf einer Bank an der Seitenwand hatte Fräulein Susse die ganze Zeit gesessen und ihn mit dem Ausdruck erstaunten Interesses angestarrt. Sogar jetzt, als er nicht mehr sprach, waren ihre Augen starr auf ihn gerichtet.

Franz Möller, der halbschlafend dagesessen hatte, stieß sie mit dem Ellbogen jetzt zum zweiten Male an und fragte, ob sie nicht auch die Gelegenheit benutzen wollten und verschwinden. Das erstmal antwortete sie ihm nicht. Jetzt gab sie ihm seinen Puff zurück und sagte erbittert:

»Laß mich doch!«

Nachdem wieder einigermaßen Ruhe im Saal eingetreten war, setzte Mads Vestrup seine Rede fort. Er sagte, daß schon der alte griechische Weise Sokrates die tiefen Worte gesagt habe, der Schmerz sei die Medizin der Seele. Also könne auch ein Heide verstehen, daß das Leben mit seiner strengen Zucht den natürlichen Selbsterhaltungstrieb des Menschen unterstütze. Aber nur ein Christ könne mit demütiger Geduld und Hoffnung im Gemüt sein Kreuz tragen, weil er sich seiner Sündhaftigkeit bewußt geworden, und weil sein ganzes Dasein in der Welt des Staubes für ihn ein Bußgang sei, eine Wanderung auferlegten Schmerzes, zur Läuterung und Vervollkommnung.

»Jetzt weiß ich sehr wohl,« sagte er, »daß unverfälschter biblischer Text heutzutage nicht gern gehört wird. Am allermeisten gilt das von dem Wort vom Menschen, der in Sünde geboren und *deswegen* dem Tode verfallen ist. Das Wort ›Sünde‹ muß ja auch denjenigen häßlich in den Ohren klingen, die sich von dem süßen Wiegenlied des Teufels haben einlullen lassen. ›Großer Gott‹ hört man die Leute sagen, ›wir geben ja gerne zu, daß wir Menschen leider nicht alle so gut sind, wie wir sein sollten!‹ Das ist im allgemeinen das höchste Zugeständnis. Ja, und dann schreit man von den Kinderjahren, wo der Mensch nicht einmal weiß, was Sünde ist, und doch sterben muß. Die Rede von dem Kindesalter als Unschuldszeit, die von Sünden unberührt ist, kann man ja sogar in unsern Kirchen hören, wo sie so viele erfreut, namentlich wenn sie mit einem lieblichen Lächeln von einem der in Ornat gekleideten Augendiener des Satans vorgebracht wird. Aber selbst auf die Gefahr hin, für einen Höllenprediger und Schwefelprädikanten gehalten zu werden, will ich hier sagen, daß dergleichen poetisches Gefasel zu den allerlistigsten Erfindungen des Teufels gehört. Seht euch nur einmal ein neugeborenes Kind so recht an! Es sind noch nicht zehn Minuten vergangen, seit es den Leib seiner Mutter verlassen hat. Es ist noch nicht einmal in Windeln gewickelt. Aber schon liegt es da und zappelt, mit gerunzelter Stirn und einem großen, gierigen Mund, liegt da wie ein wütender Wechselbalg und schreit und strampelt mit den Füßen, bis es seinen Willen bekommen hat. Der ganze kleine Mensch ist vorläufig nichts weiter als ein böser Fleischklumpen mit einem blinden und heftigen Eigensinn. Denkt euch nun dasselbe Menschenkind nach den Qualen eines langen und mühseligen Lebens seinen weißen Kopf im Tode beugen mit den Worten: ›Dein Wille geschehe, Herr!‹ – Ja, wer kann da im Grunde in Zweifel sein, was Gottes vaterliche Absicht mit unserm Leben hienieden in diesem Jammertal ist, hier in dem Vorhof der Hölle, wo niemand die Schrecknisse überleben kann, es sei denn, daß er sein Herz verhärtet oder seine Zuflucht nehme zu der christlichen Hoffnung auf die gnädige Heimberufung des Sünders zu den himmlischen Wohnungen.

»Ja – um unsrer Seligkeit willen! – laßt uns den falschen Arzt fliehen, den finstern Zauberer, der uns unsre Lasten abschmeicheln und unsre Leiden stehlen will, um schon hier im Staube unser Weinen in Freude zu verwandeln! Laßt uns seinem Trost entsagen und uns mit entschlossenem Sinn unter die strenge Zucht des Lebens beugen, um für

das Paradies gereift zu werden! – Ja, Herr, laß den Versucher uns nicht überlisten! Gib uns allen Kraft zu widerstehen, Geduld zu leiden, Standhaftigkeit auszuharren! – Amen!«

Im selben Augenblick, als er schloß, erhoben sich die Leute im ganzen Saal mit einem Gefühl der Erleichterung. Gegen Ende seiner Rede hatte sich eine große Ungeduld geäußert, und indem man nun dem Ausgang zudrängte, machten verschiedene ihrem Ärger Luft. Andre lachten, und ein junger Börsenherr machte Glück mit der Bemerkung, daß der »Fünfte Juni« wegen falscher Warenbezeichnung verklagt werden müsse.

Da waren aber auch solche, die weniger Eile hatten, fortzukommen, einzelne stille Leute, die, als Mads Vestrup durch eine Hintertür den Saal verließ, ihm mit einem tief verwunderten oder scheuen Ausdruck im Blick nachsahen.

Jörgen Berg und Frau Maja gingen zusammen mit Karl May und Leif Knudsen hinaus, und unten auf der Straße schlossen sich Franz Möller und ein paar andre Bekannte ihnen an. Die Stimmung war etwas bedrückt. Jörgen Berg erklärte, »es tue einem im Grunde ganz gut, so was hin und wieder mal mitzumachen.«

»Aber wo hast du Susse gelassen?« fragte er Franz Möller, der erklärte, seiner Freundin sei von der Luft im Saal übel geworden, sie sei nach Hause gegangen.

»Es schien mir auch, als wenn ich ihr das ansehen konnte,« sagte Frau Maja. »Aber da war ja auch kaum zu atmen.«

»Ich glaube, es ist weit eher Cajus. der wieder in ihr aufsteigt,« fiel ihm Karl May auf seine brutale Weise in die Rede.

»Was ist das mit Cajus?« fragte Jörgen Berg.

»Weißt du denn das nicht? Er hat sich über Nacht in Söndermarken erhängt. Es steht in allen Abendzeitungen.«

»Großer Gott! der gutmütige Narr! Wir hätten doch eigentlich was für ihn tun können. Ich kannte ihn ja so wenig ... aber ihr ändern!«

»Ach, laßt uns in die ›Lichtputzschere‹ gehen,« sagte Karl May. »Dann trinken wir sein Grabbier, mehr können wir jetzt nicht für ihn tun!« – – –

Um dieselbe Zeit gingen Jytte und Karsten From den kleinen Weg vom Odd Fellow-Palais, wo sie beide einem Orchesterkonzert beigewohnt hatten, nach Jyttens Heim in der Dronningens Tvärgade. Obwohl sie weit voneinander gesessen, hatte er sie doch sofort entdeckt, und als sie hinausging, stand er in der Einfahrt und wartete im Schatten eines der Pfeiler auf sie.

Sie hatte das vorausgesehen und ihren Entschluß gefaßt. Als er sich mit dem Hute in der Hand ihr näherte und um Erlaubnis bat, sie nach Hause geleiten zu dürfen, sagte sie unbefangen: »Bitte schön!«

Aber kaum waren sie über die Straße hinübergekommen, als er sie schon in unbeherrschtem Ton fragte, ob es wahr sei, was ihr Vetter ihm gesagt habe, daß sie nicht mehr mit ihm zusammensein wolle, und als sie nicht gleich darauf antwortete, machte er ihr Vorwürfe wegen der Kälte, die sie ihm gegenüber an den Tag legte, und über die unbillige Weise, auf die sie ihn beurteilte, nur weil er einmal in törichtem Übermut um ihre Hand angehalten hatte. Was die Leute über ihn als Mensch und

Künstler zu meinen beliebten, sei ihm im allgemeinen gleichgültig, aber ihre Geringschätzung quäle ihn, ihr ungerechter Zorn sei ihm ein aufrichtiger Kummer.

Jytte hatte ihn schweigend angehört. Sein erregter und zudringlicher Ton ängstigte sie. Erst als sie vor ihrer Haustür standen, fühlte sie sich sicher. Hier sagte sie ruhig abweisend, daß sie sich überhaupt nicht damit abgebe, geringzuschätzen, daß es ihr ganz unbekannt sei, daß sie ihm jemals gezürnt habe. Und als er sie darauf fragte, ob er gelegentlich einmal, wenn er ihr zufällig allein begegnete, sie anhalten dürfe, um sich ihr näher zu erklären, da antwortete sie wieder: »Ja – bitte schön!« worauf sie Gute Nacht sagte und in der Haustür verschwand.

Trotz des kurzen Abschiedes ging Karsten From mit einem zufriedenen Lächeln um den Mund davon. Er hatte sich nicht durch ihre Ruhe täuschen lassen. Durch ihre abgebrochnen Sätze hatte er den schnellen Pulsschlag und die Verwirrung der Gedanken gespürt. Auch die Röte der Wangen hatte sie trotz des aufgeschlagenen Pelzkragens verraten. »Welch eine Wendung durch die Fügung der Vorsehung!« dachte er. Noch vor wenigen Stunden hatte er geglaubt, die kühne Eroberung aufgeben zu müssen. Jetzt ging er ans Werk in einem Rausch wie ein leidenschaftlicher Jäger, der allmählich ein edles Wild eingekreist hat und auf dem Posten steht mit vor Erwartung pochendem Blut.

VII

Mads Vestrup saß am nächsten Abend friedlich in seiner kleinen Stube bei dem alten Schuster in der Knabrostraße, wohin er vor einigen Tagen verzogen war. Er saß mit beiden Armen auf dem Tisch und las beim Schein einer kleinen Petroleumlampe. Den einen Daumen hielt er unter dem Kinn, um es zu stützen.

Er hatte am Nachmittag einen langen Brief an Stine geschrieben und ihr von der gestrigen Versammlung erzählt, »womit ich, so schlecht und kraftlos meine Rede auch war, unserm lieben Herrn doch wohl nicht Schande gemacht habe.«

Langsam hob er den schweren Kopf vom Daumen. Es hatte jemand an die Tür gepocht.

Die Tür wurde ein klein wenig geöffnet. Der weiße Satyrkopf des alten Schusters erschien dort, eine kleine Seemannspfeife im Mundwinkel.

»Da is eine Dame. Sie sagt, sie wollte gern mit Herrn Pastor sprechen. Sind Sie zu Hause?«

»Das muß wohl ein Irrtum sein. Ich kenne keine Dame.«

»Ich glaub, es ist eine Dame von der Straße. Vielleicht sind Sie ihr mal begegnet und haben ihre Bekanntschaft gemacht. Ich will mal fragen, wo sie loschiert.«

Der Kopf zog sich zurück, um nach ein paar Minuten wieder zu erscheinen.

»Sie sagt, sie heißt Fräulein Frederiksen und Sie kennten sie wohl. Aber sie sieht ein bißchen gestört aus. Soll ich sie reinlassen?«

Mads Vestrup überlegte.

Fräulein Frederiksen? ... Plötzlich begriff er. Es war Fräulein Susse! Er entsann sich, daß er sie am vorhergehenden Abend in der Versammlung gesehen hatte. Er hatte ihren Hut und ihre rote Jacke erkannt.

»Bitten Sie sie, hereinzukommen!«

Was sie wohl zu dieser Tageszeit von mir will? – dachte er ein wenig unruhig.

Zum dritten Mal erschien der alte Kopf des Schusters.

»Die Dame is weg!«

»Ist sie gegangen?«

»Ja, sie rannte weg, ohne ein Wort zu sagen. Ich glaub, sie war nich recht klug. Sie sah so wirr aus den Augen.«

Mads Vestrup stand auf, ergriff seine Mütze und ging schnell hinaus. Ihm war klar, daß hier etwas nicht in Ordnung war.

In der kleinen dunklen und engen Straße war kein Mensch zu sehen. Aber von der Brolägerstraße her hörte er Schritte, und er eilte dem Schall nach. An einer Ecke stand ein großer Schutzmann.

»Wollen Sie mir nicht bitte sagen, ob Sie hier vor einem Augenblick eine Dame haben vorüberkommen sehen?«

»Wie soll sie aussehen?«

»Sie hatte wohl einen sehr großen Hut auf und eine rote Jacke.«

»Solche Art rennen hier ja so viel. Ist da vielleicht was los?«

»Nein.« Mads Vestrup ging schnell weiter, dem Kanal zu.

Eine fürchterliche Ahnung überkam ihn. Er entsann sich, wie er einmal in seiner Studentenzeit selbst ganz gestört in den Straßen umhergelaufen war und sich das Leben hatte nehmen wollen, und die Erinnerung an seine eigene Angst und Verzweiflung in jenen Tagen wurde ihm gleichsam zum Vorboden eines Unglücks.

Als er die Nybrogade erreichte, blieb er unentschlossen stehen. Auch hier war weit und breit keine rote Jacke zu sehen. In dem ganzen öden und dunklen Stadtviertel zu beiden Seiten des Kanals war kein Mensch zu blicken. Drüben von dem Schloßwerder her kam eine Straßenbahn gefahren. Aber Fußstritte waren nirgends zu hören.

Auf einmal zuckte er zusammen. Ein Schrei war ertönt, ein Notruf, und er konnte nicht in Zweifel sein, daß er irgendwo vom Kanal her kam, wahrscheinlich vom Gammelstrand. Er stürzte vorwärts, und als er dahin kam, waren schon einige Menschen dort versammelt. Bei dem schwachen Schein der Laternen entdeckte man etwas Lebendes da draußen auf dem dunklen Wasser, eine verzweifelt kämpfende Gestalt, die mit den Armen um sich schlug und um Hilfe rief.

»Ich will nicht sterben! ... Ich will nicht sterben!«

Ein Mann kam mit einem Bootshaken und einem Strick gelaufen. Man rief nach der Polizei. Andre fragten, ob nicht ein Boot in der Nähe sei, und währenddessen wurde die Menschengestalt mit dem Strom immer weiter und weiter hinausgetrieben.

Mads Vestrup, der die Stimme erkannt hatte, ergriff eine Wut, so daß er selbst nicht mehr wußte, was er tat. Der Gedanke, daß diese arme Person vor seinen Augen mitten in ihren Sünden sterben sollte, war nicht zu ertragen. Mit schlotternden Gliedern stand er da und starrte auf das Wasser hinaus, während ihm die Tränen die Wangen hinabströmten. Jedesmal, wenn die Schreie erstickt wurden, war es ihm, als sähe er die Hölle sich öffnen und die Unglückliche verschlingen.

Eine alte Frau trat an ihn heran und fragte neugierig, ob er wisse, wer es sei. Statt zu antworten, riß er seine Brille ab und darauf seine Schuhe, seine Uhr, seinen Rock und Weste und bat sie, ihm das alles aufzuheben.

Schnell waren viele Leute herbeigeströmt. Aus den engen Gassen hinter dem Assistenzhaus eilten sie wie die Ratten herbei. Der große Schutzmann, mit dem Mads Vestrup vor kurzem gesprochen hatte, erschien auch.

»Was ist hier denn los? ... Ist da wer reingefallen?«

Ein junger, blasser Bursche mit einem knorpelweißen Auge und einer gespaltenen Braue sagte grinsend, indem er sich schüttelte, die Hände in den Hosentaschen:

»Das ist wohl wieder eine von den logierenden Fräuleins aus der Kompagniestraße, die sich hat ertränken wollen. Aber das Wasser ist ihr zu kalt.«

In diesem Augenblick sah man einen korpulenten Mann in Hemdsärmeln sich an der Kanalmauer hinablassen und ins Wasser plumpsen. Nach einer Weile erschien auch ein Boot. Man hörte die Ruderschläge, und der Schutzmann rief:

»Halten Sie sich über Wasser! Es kommt Hilfe!«

Allmählich hatte sich ein großer Auflauf gesammelt. In allen Häusern ganz bis nach Højbro hinab hingen die Leute aus den Fenstern wie bei einer Feuersbrunst. Das Rettungskorps war alarmiert worden, und mehrere Schutzleute kamen, um Ordnung zu halten.

Einige Minuten später lag Susse Frederiksen, »des Volkes Freude« genannt, ausgestreckt auf dem Pflaster, während die Rettungsmannschaft mit einer Maschine arbeitete, um sie wieder ins Leben zu rufen. Solange die Zuschauer nicht wußten, ob es eine Leiche oder ein lebender Mensch war, den sie umstanden, verhielten sie sich still und blieben fern. Plötzlich aber ertönte der Ruf: »Sie atmet!« und im selben Augenblick war alle Feierlichkeit wie weggeblasen. Die Leute schrien und drängten sich vor, um sehen zu können.

Da waren auch einige, die nach dem Mann fragten, der ins Wasser gesprungen war, um sie zu retten. Aber Mads Vestrup war schon gegangen. Sobald er sich überzeugt hatte, daß das Mädchen lebte, zog er seinen Rock an und nahm die übrigen Sachen, die die alte Frau für ihn aufbewahrt hatte, und verfügte sich still von dannen.

Er wünschte nicht die Einmischung fremder Menschen in sein Verhältnis zu diesem Mädchen. Er sehnte sich, nach Hause zu kommen und niederzuknien, um Gott für die Errettung einer Menschenseele zu danken.

VIII

Es war zwei Uhr nachmittags, als der Jägermeister den Reichstag verließ, um zu Karsten From zu gehen, der mit der endgültigen Ausführung seines Porträts begonnen hatte. Der Aufenthalt im Thing langweilte ihn in diesen Tagen. Die Zuschauergalerie war fast leer. Das Publikum war sich klar geworden, daß infolge von Enslevs Krankheit vorläufig keine großen sensationellen Debatten zu erwarten waren. In der reservierten Loge waren heute überhaupt keine andern Damen gewesen als der alte Haudegen in Röcken, Fräulein Evaldsen ... Obwohl der Weg nach Karsten From nicht ganz kurz war, entschloß er sich, zu gehen. Er hatte ein ziemlich schweres Frühstück eingenommen und empfand das Bedürfnis, sich zu rühren. Vielleicht würde es überhaupt gut für ihn sein, wenn er für etwas mehr Bewegung sorgte. Wenn er zum Beispiel Ernst daraus machte, täglich eine Stunde zu reiten so wie Frandsen. Er hatte bemerkt, daß die Stadtluft ihn korpulent machte. Obwohl seine neuen Kragen eine Nummer weiter waren als die alten, beengten sie ihn doch bereits.

Da er nach der Sitzung bei Karsten From sich noch immer beschwert fühlte, wanderte er nach der Österbrogade hinaus, um Frandsen einen Besuch zu machen und sich von ihm einen Reitstall empfehlen zu lassen.

Als er sich dem großen fünfstöckigen Hause näherte, in dessen Dachgeschoß der Freund wohnte, hielt eine Droschke vor der Tür, und eine Dame stieg aus. Er hätte fast einen Schrei ausgestoßen. Es war Wilhelmine.

In einiger Entfernung blieb er stehen. Er sah, daß sie den Kutscher bezahlte und darauf eiligst im Hause verschwand. Bis zu diesem Augenblick war er einigermaßen ruhig gewesen. Es war ja eine Möglichkeit, daß sie andere dort im Hause kannte als Frandsen, zum Beispiel eine der Damen aus dem Vorstand der Fächerausstellung. Als er aber sah, wie sie im Vorübereilen einem der Glockenknöpfe in der Haustür einen leichten Druck versetzte, flammte das Mißtrauen in ihm auf.

Einen Augenblick darauf stand er in der Tür und lauschte. Wilhelminens einsame Schritte klangen durch den Treppenschlund. Sie war kaum höher gekommen als bis zum zweiten Stockwerk, und hier machte sie halt.

»Gott sei Dank!« sagte er zu sich selbst und preßte die Hand gegen das Herz, das zu zerspringen drohte. Aber gleich darauf hörte er sie weiter hinaufgehen.

Noch versuchte er, sich vorzureden, daß er sich geirrt habe. Vielleicht war es gar nicht Wilhelmine, sondern eine ihrer Schwestern oder eine andere Dame, die ihr ähnlich sah, und die auch einen blauen Samthut mit schwarzer Feder hatte.

Jetzt war sie bis zum vierten Stockwerk gelangt.

Blieb sie nicht stehen? ... Nein, sie ging weiter, und er hörte, wie eine Tür geöffnet wurde, noch ehe sie oben angekommen war. »Guten Tag« wurde gesagt. Es war Frandsens süßliche Stimme. Dann schloß sich die Tür, und alles war still.

Wie ein Wahnsinniger sprang er die Treppe hinauf, aber auf halbem Wege blieb er mit einem gewaltigen Ruck stehen und machte einen neuen Versuch, sich zu besinnen. Er

sagte sich selbst, jetzt gelte es, vollkommen ruhig zu sein und sich der Situation gewachsen zu zeigen. Vor allen Dingen keine Szenen, die ihn lächerlich machen könnten! Keine Übereilung!

Mit langen Schritten schritt er weiter hinauf wie ein Affe, der in einem Baum emporklettert. Vor der Tür des Freundes blieb er einen Augenblick stehen und lauschte, indem er das Ohr gegen den Briefspalt legte. Wenn das Wagengerassel von draußen ihre Stimme nicht übertäubte, konnte er sie deutlich da drinnen sprechen hören.

»Jetzt ruhig, John!« ermahnte er sich selbst und drückte auf die Klingel.

Als nicht sofort geöffnet wurde, behielt er den Finger auf dem Knopf und begann gleichzeitig gegen die Tür zu hämmern.

»Macht auf!« rief er. »Ich bin es! ... Ich weiß, daß du da drinnen bist, Wilhelmine! Augenblicklich macht ihr auf, oder ich hole die Polizei!«

Als noch immer niemand öffnete, stieß er in seiner Verzweiflung mit den Füßen gegen die Tür und rüttelte an dem Schloß, während er fortfuhr zu schreien, daß er die Polizei holen wolle.

Der Lärm rief die Bewohner des Hauses herbei. Aus einer halbgeöffneten Tür gegenüber guckten ein paar ängstliche Kindergesichter hervor, und bald stand der Treppenabsatz unter ihm voller Leute, die ihn anstarrten. Aber der Jägermeister war jetzt ganz von Sinnen und sah nichts. Mit geballten Händen rannte er gegen die Tür, stieß mit den Füßen und schlug, und rief wilde Drohungen durch den Briefspalt hinein.

»Mach dich nur gefaßt, kleiner Frandsen! Ich schieße dich nieder wie einen räudigen Kater! Und du, Wilhelmine ... Dir soll es nicht besser ergehen! Ich will dir den Bauch aufschlitzen, du Dreckluder!«

Einige von den Bewohnern des Hauses hatten den Schutzmann von der Straße geholt; der kam jetzt schwerfällig die Treppe herauf.

Als der Jägermeister seine Hand auf der Schulter fühlte, wandte er sich um und wurde gleich ruhiger. Er gab seinen Namen auf und sagte mit Tränen in den Augen, daß sich seine Frau da drinnen bei ihrem Geliebten befinde. Er habe sie von der Straße selbst hinaufgehen sehen, deswegen verlange er jetzt, daß die Tür im Namen des Gesetzes gesprengt werde.

Der Schutzmann schüttelte gutmütig den Kopf und sagte, er könne nichts bei der Sache tun. Er machte selbst einen Versuch, Einlaß zu erlangen, indem er klingelte; als aber nicht geöffnet wurde, bat er den Jägermeister, sich fortzuverfügen.

Jetzt aber brach der Wahnsinn dem armen Manne aus den Augen wie helle Flammen. Er stürzte wieder auf die Tür zu, um sie mit der Schulter einzurennen. Mit beiden Fäusten hämmerte er drauflos und schrie, er wolle ihnen das Haus über dem Kopf abbrennen, wenn sie nicht aufmachten.

Während alles dessen hatten die beiden Liebenden drinnen auf Herrn Frandsens Sofa gesessen, ohne den Mut, sich zu rühren. Sie wagten nicht einmal, sich anzusehen. Mit weißen Gesichtern wie zwei Leichen saßen sie da. Frau Wilhelmine kam zuerst zu sich. Als sie die Stimme des Schutzmannes hörte, stand sie auf. In ihrer Angst, daß man die Tür sprengen würde, entschloß sie sich, über die Hintertreppe zu flüchten.

Es gelang ihr auch, ungesehen zu entschlüpfen. Zur selben Zeit, als ihr Mann schließlich unter rasendem Widerstand mit gebundenen Händen zu einem Wagen geführt wurde, der in aller Eile geholt worden war, um ihn nach dem Hospital zu fahren, saß sie wohlverwahrt in einem andern Wagen auf dem Wege nach Hause und hatte sich schon klargemacht, auf welche Weise sie sich selbst am besten aus der Sache ziehen könne, ohne bloßgestellt zu werden. Sobald sie von der Polizei Mitteilung erhalten hatte, was geschehen war, wollte sie ihren Vater anklingeln, damit er der Presse Verhaltensmaßregeln geben sollte.

Noch am selben Nachmittag gelangte die Unglücksbotschaft zu der Familie in der Dronningens Tvärgade durch eine Telephonmitteilung von Asmus Hagen. Die Nachricht machte einen schrecklichen Eindruck auf Jytte, die den Vetter immer gern gehabt hatte trotz seiner vielen Schwächen. Am härtesten wurde jedoch Frau Berta betroffen. Sie saß lange wie gelähmt da, die Hände im Schoß, außerstande, zu sprechen. Und von neuem sah sie in Gedanken die alte Großtante aus ihrem Grabe da drüben auf Storeholt emporsteigen und hörte ihre tiefe Stimme die biblische Drohung ausrufen: »Die Rache ist mein!«

IX

In Finsternis und grauem Nebel begegneten sich zwei Männer auf der Dorfstraße und gerieten in eine Unterhaltung.

Der eine, dessen Mondgesicht mit dem Doppelkinn von der Glut einer Zigarre beleuchtet wurde, war der kleine dackelbeinige Jörgen Mosegaard, Mitglied des Amtrats und Sparkassendirektor, seit vielen Jahren auch selbstverständlicher Wortführer und Tischredner bei allen Versammlungen in der Umgegend. Der andere, der eine Laterne an einer Schnur trug, war Pastor Johannes Gaardbo. Er kam von einem Krankenbesuch bei einer armen Familie, die in einer Hütte weit draußen am Gemeindeanger wohnte.

Die beiden Männer hatten noch nicht lange miteinander gesprochen, als sie zu einem Ereignis kamen, über das zurzeit alle im Lande sprachen: Enslevs Bruch mit seiner Partei und seine offene Kriegserklärung an die Kirche.

Jörgen Mosegaard äußerte sich mit seiner gewohnten weitläufigen Vorsicht über die Sache. Jedesmal, wenn er die Zigarre aus dem Munde nahm, entrollte er in singendem Ton eine Reihe langgestreckter Redensarten, die weder ja noch nein bedeuteten. Er war ein Mann mit den offenen Armen des Fünen. Nicht mit seinem guten Willen schloß er irgendeinen von seiner Freundschaft aus. Gerade dieser umfassenden Nächstenliebe verdankte er seine vielen, hohen Vertrauensposten.

»Nun werden wir ja sehen, wie sich das alles entwickeln wird und muß und soll. Denn es ist ja so, daß es bald offenbar werden muß, was im großen und ganzen Enslevs wahre Absicht ist. Die Situation muß sich ja bald klären. Das glaube ich persönlich ganz bestimmt.«

»Ich wollte doch meinen, daß man in bezug auf seine Absicht nicht im unklaren sein kann,« antwortete der Pfarrer. »Solange er den Kopf noch über der Erde hat, soll kein anderes Gesetz hier im Lande gelten als sein Wille. Er duldet niemand über sich und niemand neben sich. Nicht einmal den lieben Gott selbst.«

»Na, Gaardbo – na, na! Hüten wir uns vor Übertreibung! Solche harten Worte haben gewiß keinen Zweck. Ich bin ja nun der Ansicht, daß sich alles schließlich ausgleichen läßt und zum Glück und Segen für unser liebes kleines Vaterland werden wird. Wenn wir uns nur nicht ereifern, die Zeit abwarten und das Ganze auf natürliche und zuverlässliche Weise sich entwickeln lassen. Das ist meine persönliche Ansicht.«

Seine Lippen rundeten sich, um die Zigarre wieder aufzunehmen, die einige Augenblicke, wie ein Spund, seine Beredsamkeit hemmte. Während er paffte, sagte der Pfarrer:

»Auf alle Fälle ist es jetzt zu spät, das Ärgernis abzuwenden. Eins aber steht fest. Die Leute hier im Kreise, die im Sommer die Wahl des Jägermeisters durchsetzen halfen, haben die Mitverantwortung in bezug auf das Unglück, das der alte Ränkeschmied noch über das Land bringen kann. Und das wird ihnen nicht vergessen werden.«

Die Glut der Zigarre leuchtete wieder in Jörgen Mosegaards Gesicht auf, das während der letzten Worte des Pfarrers einen verschlossenen Ausdruck annahm. Wie die meisten Großbauern der Gegend hatte auch er bei der Wahl im Sommer die Parole Enslevs befolgt und für Jägermeister Hagen gestimmt. Er hatte es freilich einmal Pastor Gaardbo gegenüber bestritten; dieser aber hatte sich zuverlässige Nachricht darüber verschafft.

Als der kleine Gemeindegönig jetzt wieder seine Worttonne laufen ließ, sagte der Pfarrer Gute Nacht und ging auf dem aufgeweichten Wege mit seiner Laterne weiter.

Bald darauf saß Jörgen Mosegaard bei seinem guten Freund und Nachbar, dem alten Ole Jensen, und erzählte von seiner Begegnung mit dem Pfarrer.

»Er ist ein wenig gar zu klippisch mit dem Mund geworden, dieser junge Mann. Er sprach von Enslev, daß es ganz empörend war, ihn anzuhören. Na – ich sage ja nichts dazu. Gaardbo hat auf allerlei verschiedene Weise sich um die Armenpflege in der Gemeinde verdient gemacht. In der Beziehung achte ich seine Verdienste und erkenne sie aus vollem Herzen an.«

Am Ende des Tisches saß die Bäuerin mit einer Hornbrille und einem Strickstrumpf. Über die feine Mahagoniplatte, in der sich eine vergoldete Hängelampe spiegelte, sah sie verstohlen und ein wenig ängstlich zu ihrem Mann hinüber, der in einem Lehnstuhl am Kachelofen saß. Ole Jensen war ein Bauer von der alten Schule und hörte nicht gern Pastor Gaardbos Namen nennen. Ihn ärgerten die vielen »Veranstaltungen« des Pfarrers, die den Frieden in der Gemeinde gestört hatten.

Das Gespräch glitt dann auf den Bruder des Pfarrers über, den Distriktsarzt in Jerve, über den immer so viele Geschichten in Umlauf waren. Die Frau erzählte, daß der »unkluger Kerl« neulich einem Mann in Sanderum eine Medizin verschrieben und nachher zu ihm gesagt haben sollte, es wäre nichts weiter gewesen als klares Wasser. Das wäre doch ein schändliches Benehmen! Bei dem reichen Hans Rasmussen in Jerve habe er verlangt, daß die Familie das ganze Jahr hindurch einen Tag in der Woche fasten solle. Hatte man je so was Fürchterliches hierzulande gehört seit der katholischen Zeit?

»Ja, sie sind beide gleich große Narren,« sagte der Alte mürrisch und stand auf, um eine Partie Karten zu spielen.

Währenddessen war Pastor Gaardbo nach seinem leeren Pfarrhof am andern Ende des Dorfes heimgekommen. Als er auf der Diele stand, steckte seine Haushälterin, das nervöse Fräulein Martinsen, den Kopf durch die Tür zum Küchengang und ließ ihn in gekränktem Tone wissen, daß Dachdecker Sören und noch ein anderer Mann in seinem Zimmer säßen und über eine halbe Stunde auf ihn gewartet hätten.

Die beiden Männer erhoben sich schweigend, als er eintrat. Er reichte ihnen die Hand, sah aufmerksam erst den einen und dann den andern an und sagte: »Ihr seht ja aus, als wenn ihr mit einer Neuigkeit kämet. Da ist etwas geschehen.«

Der Dachdecker bestätigte dies.

Der Pfarrer nahm die Lampe und trug sie vom Pult auf den Tisch vor dem Sofa.

»Setzen wir uns hierher! .. Dann laßt mich hören.«

Als die beiden Männer auf dem Sofa Platz genommen hatten, zog der Dachdecker eine zusammengefaltete Zeitung aus der Brusttasche unter seinem großen Bart. Schweigend reichte er sie dem Pfarrer über den Tisch. Es war eine Nummer eines der kleinen Kopenhagener Schmutzblätter mit der Mitteilung von dem Unglück, das Jägermeister Hagen betroffen hatte.

In einem Artikel auf der ersten Seite mit der riesenhaften Überschrift »Vom Reichstagssaal in die Gummizelle« waren sowohl der Auftritt auf der Treppe vor Herrn Frandsens Wohnung, der Kampf des Jägermeisters mit dem Schutzmann, als auch der Volksauflauf bei seiner Fortführung nach dem Hospital dramatisch ausgemalt mit einer Weitläufigkeit, als handle es sich um eine weltgeschichtliche Katastrophe. Am Schluß des Artikels hieß es:

»Besonders zu beklagen ist der Schwiegervater des Reichstagsabgeordneten, der bekannte Großhändler L. K. Söholm, der, wie verlautet, mit sehr bedeutenden Geldopfern Herrn Hagens längst schwankenden Kredit gestützt und ihm erst kürzlich sein fünensches Gut ›Storeholt‹ abgekauft hat. Namentlich aber wird sich das Mitgefühl um des kranken Mannes grundlos verdächtige Gattin scharen, deren schöne distinguierte Erscheinung in der letzten Zeit in unserm höheren Gesellschaftsleben berechtigtes Aufsehen erregt hat.«

»Das ist ja ganz schrecklich,« sagte Pastor Gaardbo mehrmals während des Lesens. »Aber ist das auch wirklich wahr? In unsern eigenen Zeitungen hat ja kein Wort davon gestanden.«

Mit ausgestrecktem Zeigefinger machte der Dachdecker ihn darauf aufmerksam, daß das Blatt das letzte Neue aus der Hauptstadt sei. Der Molkereiverwalter hatte es aus Odense mitgebracht. Übrigens habe er das »Volksblatt« angeklingelt, und die Mitteilung sei ihm bestätigt worden.

»Daß es solch ein Ende mit ihm nehmen sollte!« sagte der Pfarrer mit einem Kopfschütteln und las weiter.

Plötzlich aber ließ er das Blatt sinken und sah zu den beiden Männern hinüber, die mit gespannten Mienen seinen Ausdruck beobachteten, während er las, und nicht allein die Augen, sondern auch die Gedanken begegneten sich jetzt.

Eine Weile herrschte Stille. Niemand von ihnen sprach. Endlich begann der Dachdecker:

»Wissen Sie wohl noch, Pastor Gaardbo, was Sie mir damals an dem Abend im Sommer sagten, als der Jägermeister gewählt wurde? Wir wollen den Mut nicht verlieren, sagten Sie. Das nächste Mal schaffen wir der Sache des Herrn Genugtuung. Dann wetzen wir die Scharte aus, sagten Sie. – Aber niemand von uns hat gewiß gedacht, daß ›das nächste Mal‹ so schnell kommen würde. Aber so ist nun einmal der Wille des Herrn.«

»Amen!« ertönte es von den Lippen seines bisher mauerstummen Begleiters, eines alten Mannes mit einem finstern Gesicht.

Der Pfarrer nickte stumm.

Sie sprachen dann von den Aussichten für die neue Wahl. Der Dachdecker war überzeugt, daß es ihnen gelingen würde, diesmal den Kreis zu erobern. Die

Freundesschar der Kirche war in den letzten Monaten infolge von Enslevs Herausforderung stark gewachsen, und die Schande, die der Jägermeister jetzt über seine Wähler gebracht hatte, würde sicher auch vielen die Augen öffnen, die diesen Sommer noch dem alten Banner gefolgt waren.

Man verabredete, daß baldmöglichst eine Versammlung von den Vertrauensmännern des Freundeskreises einberufen werden sollte, und der Dachdecker und sein Begleiter brachen darauf auf, um die große Neuigkeit weiter in der Gemeinde zu verbreiten.

Als Pastor Gaardbo seine Gäste hinausbegleitet hatte und zurückgekommen war, blieb er mit bewegtem und verzücktem Ausdruck neben dem Pult stehen. Weit stärker, als er es sich den Freunden gegenüber hatte merken lassen, war er entflammt bei der Aussicht, in die Feuerlinie zu kommen, wo Christus und seine Feinde jetzt zu dem entscheidenden Kampf zusammentreffen sollten.

Nach dem Tode seiner Braut hatte er lange eine Scheu vor den zehntausend Augen der großen Öffentlichkeit gehabt. Hier in seinem Pfarrhause hatte er sich seine eigene stille Welt gebildet, weit weg von allem, was ihn früher beschäftigt hatte. Eine Welt des Entbehrens freilich, aber ausgefüllt von glücklichen Erinnerungen, die die Leere bevölkerten. Seit dem Sommer aber mit seiner Liebesenttäuschung und der Wahlniederlage hatte sich sein Gemüt in Gärung befunden.

... Er erhob den Kopf. Er hatte eine ferne Automobilhupe gehört und erkannte den Laut. Es war sein Bruder, der auf der Landstraße vorüberfuhr.

In seiner erhobenen Gemütsstimmung folgte er dem Laut, die Hände über das Gesicht gelegt. Seit zwei Monaten hatte er nicht mit dem Bruder gesprochen. Zuweilen hatte er in der Ferne seinen Wagen gesehen, war aber absichtlich einer Begegnung aus dem Wege gegangen. Jedoch der Gedanke, daß sie sich vielleicht jetzt trennen sollten – und zwar unversöhnt –, machte sein Herz überströmen.

»Ach Paul – Paul! Warum willst du die Stimme der Wahrheit nicht hören?«

Draußen auf der breiten Landstraße rollte der Kreisarzt Gaardbo seinem Heim zu. Gleich einer Zauberalaterne warf sein kleines Fuhrwerk einen riesigen Lichtkegel vor sich her und zeigte eine Reihe tagesheller Bilder der Landstraße mit ihren entblätterten Pappeln, ihren Steinhäufen und Wasserlachen. Der Nebel war weggetrieben. Der Abend war hell und still. Hoch oben unter dem Sternenhimmel jagten einige dunkle Wolken in rasender Fahrt dahin, wie der Rauch von einem Weltenbrand irgendwo in der Ferne.

Als der Doktor an dem Dorf vorüberfuhr, hatte er den Blick nach dem Pfarrhaus gewandt und Licht in den Fenstern des Bruders gesehen. Seine Gedanken waren noch bei ihm. Unwillkürlich sah er zur Kassiopeja hinauf, dem Sternengebilde, das sie als Knaben am meisten geliebt hatten. Hier hatte ja Tycho de Brahes verschwundener Stern gestrahlt, und sie träumten damals beide davon, große Astronomen zu werden, die ebenso wie ihr berühmter Landsmann neue Himmelskörper entdecken würden. An kalten Winterabenden standen sie draußen im Schnee und studierten das leuchtende Weltengewimmel mit Hilfe einer Sternenkarte, bis ihr Vater es ihnen eines Tages

verboten hatte mit den Worten, das seien Dinge, mit denen man sich um seines Seelenfriedens willen am liebsten nicht befassen solle.

Draußen hinter dem großen flachen Land im Osten tauchte ein Lichtschein auf. Es war der Mond, der im Begriff war, über den Horizont emporzuklettern. Aber jetzt wurde die Aussicht durch die Wälder bei Storeholt verdeckt, und gleich darauf trat das Herrenhaus selbst in die Erscheinung, am Ende einer Allee, strahlend von Licht vom Keller bis zum Dach.

»Ei, ei, die neue Herrschaft ist offenbar angekommen!«

Das große weiße Hauptgebäude hatte in den letzten Monaten öde dagelegen. Am Tage drang jedoch allerlei Handwerkerlärm von dort heraus. Großhändler Söholm hatte eine große Kraft eingesetzt, um den vernachlässigten Betrieb wieder in Gang zu bringen. Die Scheune hatte ein neues Dach erhalten, die Ställe eine vollzählige Besetzung, und es war viel von einem mächtigen Motorpflug geredet, der täglich eine Anzahl neugieriger Zuschauer versammelte.

»Der Kaffeekönig ist mit seinem ganzen Hof in Storeholt angelangt,« erzählte er, als er nach Hause kam und Meta allein im Wohnzimmer, an der Nähmaschine sitzend, antraf.

»So,« erwiderte sie abwesend.

Der Doktor nahm einen Stuhl und setzte sich neben sie.

»Nun, Mütterchen, wie geht's denn?«

Frau Meta erwartete ihre Entbindung, und infolgedessen war sie ruhelos damit beschäftigt, ihr Haus zu bestellen. Sie fand immer, daß da so viel zu ordnen und zu bereden war, ehe sie sich mit gutem Gewissen der Zeit der Wochenpflege hingeben konnte. Sie, die sonst immer so gefaßt gewesen war, fühlte sich diesmal beängstigt und auch körperlich mehr beschwert als während der früheren Schwangerschaften. Sie dachte, daß es vielleicht diese schweren Herbsttage sein könnten, die diese Unruhe in ihr erzeugten. Ihre andern Kinder hatte sie im Sommer und im Vorfrühling geboren. Diese schnell zunehmende Winterfinsternis und der Anblick der unaufhörlich fallenden Blätter machten sie mutlos.

»Ich habe eine Überraschung für dich,« sagte sie.

»Eine Überraschung?«

»Ja, einen Brief.«

Mit einem geheimnisvollen Lächeln, das der Doktor nicht deuten konnte, zog sie einen großen Briefumschlag unter dem Nähkasten hervor. Plötzlich aber besann sie sich und legte ihn wieder hin, während ihr Gesicht ernsthaft wurde.

»Erst etwas andres, Paul. Ich muß einmal ernsthaft mit dir reden. Niemand weiß ja, wann wir wieder Gelegenheit dazu haben werden.«

Sie lehnte sich in den Stuhl zurück und schwieg eine kleine Weile.

»Willst du mir sagen, Paul – denkst du gar nicht daran, zu einem Verständnis mit deinem Bruder zu gelangen?«

»Mit Johannes? Darüberhaben wir ja schon gesprochen. Ich will jetzt nichts wieder von der alten Geschichte hören.«

»Das mußt du aber, Paul; ich bekomme keine Ruhe, ehe ihr euch nicht ausgesöhnt habt. Es ist ja doch zu unsinnig, wie ihr beide nun zwei ganze Monate einander gegenübergestanden habt.«

»Ja, ja! – Was war das für ein Brief vorhin?«

»Nein, jetzt sollst du mich anhören,« sagte sie, indem sie seine Hand ergriff und in ihrem Schoß festhielt. »Du meinst natürlich, daß du dein möglichstes getan hast, indem du ihm schriebst und ihn um Entschuldigung batest.«

»Freilich.«

»Bedenke aber doch, Paul, wie unsinnig du ihn gekränkt hast!«

»Das war seine eigene Schuld. Er hat mich herausgefordert, das weißt du.«

»Du sagtest doch selbst, als du nach Hause kamst, daß du dich über dein Benehmen schämtest.«

»Nun ja, ich war heftig geworden. Den Fehler habe ich nun einmal, und das weiß Johannes am besten. Als Knaben – und übrigens auch als Studenten – gerieten wir uns oft in die Haare und waren doch gute Freunde deswegen. Aber Johannes ist nicht mehr so, wie er in alter Zeit war – das ist die Sache!«

»Er meint wohl, daß ihr beide diesen Dingen entwachsen sein solltet.«

»Aber warum hat er mir nicht auf meinen Brief geantwortet? Ich schlug ihm vor, wir wollten die dumme Geschichte vergessen, und jeder sollte die Hälfte der Schuld auf sich nehmen. Seitdem sind jetzt zwei Monate vergangen, und ich habe kein Wort von ihm gehört. Wie nennst du das?«

»Das hat mich natürlich auch verwundert. Aber warum fährst du nicht eines schönen Tages zu ihm und reichst ihm die Hand zur Versöhnung? Darauf wartet er doch sicher nur. Hättest du das gleich getan, so wäre das Ganze längst klipp und klar gewesen. Ihr seid beide gleich große Kinder. Keiner von euch kann sich entschließen, den ersten Schritt zu tun, und doch könnt ihr einander nicht entbehren. Glaubst du, ich habe nicht bemerkt, wie Johannes dir fehlt? Du weißt wohl selbst gar nicht, lieber Paul, wie deine Stimmung in der letzten Zeit gewesen ist. Und ich bin überzeugt, daß es Johannes genau so ergeht.«

Der Doktor, der im Zimmer auf und nieder gegangen war, blieb stehen und schüttelte mißmutig den Kopf. »Ich wollte, du hättest recht, Meta! Aber du irrst.«

»Wieso? Ich verstehe dich nicht, Paul! Ich habe zuweilen ein Gefühl, daß da etwas ist, was du mir nicht sagen willst. Was ist das?«

»Ich habe es dir ja gesagt! Johannes ist nicht mehr der, der er war. Seit er Pfarrer geworden ist und den langen schwarzen Kittel angezogen hat, ist er ein anderer Mensch geworden. Wie so viele seines Standes hat er sich zu einem dieser unheimlichen Doppelwesen entwickelt, die wie zusammengewachsene Zwillinge zwei selbständige Dasein ohne gemeinsames Bewußtsein führen. Erinnerst du dich noch, wie sich Johannes damals um eine Anstellung bewarb, um sich verheiraten zu können, und die allererste Pfarre erhielt, um die er sich bemüht hatte? Es war ja unmöglich, nicht an

Oheim Tyges Einfluß zu denken. Und doch hat er immer behauptet, er habe keine Ahnung davon gehabt und würde niemals eine Pfarre von des Oheims Gnaden angenommen haben. Und er glaubt das selbst – so ist er geworden!«

»Ach, pfui, Paul! Du solltest dich wirklich schämen. Ich begreife nicht, was über dich gekommen ist, daß du so über deinen eigenen Bruder sprechen kannst! ... Ich möchte fast wünschen, daß wir nie hierhergekommen wären, denn ich finde das hier so häßlich.«

Ihre Worte machten ihn verstummen, und als er sah, daß sie weinte, schämte er sich wirklich.

Er setzte sich wieder zu ihr und legte den Arm um ihre Taille.

»Ja, es war häßlich von mir. Aber jetzt lassen wir Johannes in Frieden und reden von etwas anderm.«

Aber seine Liebkosungen vermochten ihren Tränen nicht Einhalt zu tun.

»Ich kann nichts dafür, Paul ... Sobald du fort bist, befällt mich eine solche Angst, und ich finde, alles ist so unheimlich, seitdem du und Johannes euch erzürnt habt. Es vergeht kein Tag, ohne daß die Kinder fragen, warum Onkel Johannes nicht kommt. Und ich weiß nicht, was ich ihnen antworten soll. Du selbst gehst umher und siehst aus, daß einem angst und bange vor dir werden kann.«

»Ja, ich bin ein großer Schlingel! Aber nun will ich dir versprechen, daß ich morgen am Tage zu Johannes gehen und ihm eine Versöhnung anbieten will. Ich will ihm sagen, daß er um deinetwillen die Geschichte vergessen muß. Bist du nun zufrieden?«

Sie nahm seinen Kopf zwischen ihre Hände und küßte ihn. »Gott sei Dank! Jetzt finde ich wirklich, daß alles so ist, wie es sein soll! ... Und nun sollst du auch deinen Brief haben.«

In einem offenen Briefumschlag lag ein Heft einer bekannten Kopenhagener Monatsschrift, in der ein Abschnitt der »Lebenslehre« des Doktors aufgenommen war, an der er noch immer arbeitete. Es war das erstemal, daß etwas von ihm gedruckt worden war. Daher hatte man das Heft mit großer Spannung erwartet.

»Ich gratuliere!« sagte sie und küßte ihn wieder. »Ich habe es natürlich nicht lassen können, hineinzusehen. Es sieht wirklich sehr nett aus.«

Eine Stunde später packte sie ihre Näharbeit zusammen, um zu Bett zu gehen. Sie war plötzlich sehr blaß geworden und preßte Augen und Mund fest zusammen.

Der Doktor, der ihre Unruhe bemerkt hatte, sprang auf.

»Meldet das Kind sich?«

Sie nickte.

»Du Liebe, Liebe,« sagte er und strich ihr über das Haar, während sie sich frierend an seine Brust schmiegte. »Du arme Kleine!«

Als der Schmerz vorüber war, richtete sie sich auf und küßte seinen Mund.

»Mein süßer Mann! Nun bekommst du eine Weile Ruhe und Frieden vor mir. Ich weiß sehr wohl, daß ich dir zur Last gewesen bin. Jetzt soll es aber besser werden. Ich begreife nicht, was es sein kann, aber ich bin ganz ruhig. Fühle einmal mein Herz! –

Aber geh jetzt und wecke die Mädchen. Die Kinder müssen aus dem Zimmer heraus, und –«

Sie mußte wieder innehalten, um ein Stöhnen zu unterdrücken. Mit einem Kälteschauer sank sie an seine Brust und umfaßte krampfhaft seinen Arm.

»Komm – du mußt dich legen!« sagte er.

Den Kopf an seine Schulter gelehnt, flüsterte sie ihm halb bewußtlos vor Schmerz zu:
»Ich verspreche dir, Paul, ich werde tapfer sein!«

X

Um vier Uhr morgens brachte Frau Meta bei vollem Bewußtsein einen zappelnden Jungen zur Welt, und die Freude im Hause war groß. Die Ungeduld der Kinder war nicht zu bändigen. Schon am Vormittag durften sie hineinkommen und das neue Brüderchen begrüßen, das in Windeln gewickelt neben der Mutter lag.

In seinem Glück dachte der Doktor auch an Johannes und vergaß auch nicht, was er seiner Frau versprochen hatte. Trotzdem schob er die Einlösung des erzwungenen Versprechens von einem Tag zum andern auf, und währenddessen trat etwas Unerwartetes ein. Frau Meta wurde plötzlich krank, sie bekam Fieber, und das Kind mußte ihr weggenommen werden.

Am Abend in der Dämmerung saß er mutlos an ihrem Bett. Es war der fünfte Tag nach der Entbindung, und das Fieber war im Steigen. Meta war in einen leichten Schlummer versunken. Hin und wieder sprach sie in den Fieberphantasien vor sich hin.

Die Tür ging leise auf. Eins der Mädchen kam herein und sagte, es sei jemand da, der mit dem Doktor reden wolle. Er erhob sich mechanisch und ging hinaus. Auf dem Wege zu seinem Zimmer am entgegengesetzten Ende des Hauses blieb er plötzlich stehen und stutzte. Er hatte die kleine Hedwig auf der Diele ausrufen hören: »Ah! Onkel Johannes!«

Das ist nicht möglich! – dachte er überwältigt und wünschte fast, daß es nicht wahr sei. Im selben Augenblick hörte er die Stimme des Bruders.

Der Pfarrer stand da draußen, umringt von den Kindern, die aus dem Kinderzimmer herausgestürmt waren. Als der Doktor die Tür öffnete, war der Bruder im Begriff, seinen klatschnassen Regenrock an einem Haken aufzuhängen. Ohne sich umzuwenden, reichte er ihm die Hand und sagte:

»Es steht wohl nicht gut hier?«

Der Doktor ergriff seine Hand, und als sie ins Zimmer gekommen waren, stellte er sich vor den Bruder hin, beide Hände auf seine Schultern gelegt.

»Johannes! ... Daß du gekommen bist! ... Wie soll ich dir das danken?«

»Ich mußte hierher, als ich hörte, wie es stand,« erwiderte der Pfarrer, der jedoch noch immer dem Blick des Bruders auswich. »Erzähle mir jetzt alles!«

»Also du weißt es? Meta ist sehr krank. Es kam so plötzlich. Sonst wäre ich zu dir gekommen und hätte dir die Geburt unseres kleinen Jungen mitgeteilt.«

Sie nahmen Platz, und der Doktor begann von der Krankheit seiner Frau zu erzählen. Um den Bruder nicht zu erschrecken, sprach er recht zuversichtlich, aber mehrmals trieb seine innere Unruhe ihn durch das Zimmer, wo er mit hastigen Schritten auf und ab ging.

Der Pfarrer beobachtete ihn schweigend, mit einem nachdenklichen, zuweilen abwesenden Ausdruck.

Sie sprachen auch ein wenig über den kleinen Jungen und die andern Kinder, und der Doktor fragte den Bruder, was er selbst während der langen Zeit, daß sie einander nicht gesehen, erlebt hatte.

»Ich habe von dem Unglück gehört, das über den Jägermeister gekommen ist,« antwortete er. »Und hier soll eine Wahl stattfinden, nicht wahr? ... Ich habe mehrere Tage lang die Zeitungen nicht gelesen, aber so viel weiß ich doch, daß du dich wieder aufstellen lassen willst.«

Statt zu antworten, begann der Pfarrer von dem Brief zu sprechen, den er seinerzeit von ihm erhalten hatte.

»Du hast dich vielleicht gewundert, daß ich nicht früher darauf geantwortet habe, aber das hatte seine bestimmten Gründe.«

»Das ist ja jetzt ganz gleichgültig, Johannes! Ich verlange keine Erklärung. Nun bist du ja selbst gekommen, und das werde ich dir nie vergessen. Laß jetzt die Vergangenheit ruhen! Ich habe mich selbst über die dumme Geschichte geschämt – das kannst du mir glauben.«

»Ich möchte dir doch gern den Grund meines Schweigens erklären,« antwortete der Pfarrer. »Es ist doch am besten, soweit wie möglich neuen Mißverständnissen vorzubeugen. Du schriebs in deinem Brief, daß ich bei der Gelegenheit der herausfordernde Teil gewesen sei. Das kann ich dir indessen nicht einräumen, aber darauf will ich kein weiteres Gewicht legen. Es hat ja so wenig zu bedeuten, was der zufällige Anlaß zu dem Streit gewesen ist. Dahingegen mußt du begreifen, lieber Paul, daß, was die tieferliegende Ursache betrifft – «

Der Doktor hemmte seine Rede.

»Jetzt kein Wort mehr, Johannes! Ich meinerseits habe unsern Streit vergessen – das kannst du auch tun. Er war nichts Besseres wert!«

Bei diesen Worten war es, als erlösche ein Licht in den Augen des Pfarrers. Er saß eine Weile da und sah vor sich nieder, ohne zu reden.

»Ja, ja, Paul! Ich will also nicht wieder auf die Sache zurückkommen. Ich wünsche keinen neuen Streit zwischen uns zu entfachen. Aber –«

»Nein, jetzt reden wir nicht weiter darüber!« unterbrach ihn der Doktor und humpelte nach der Tür. »Verzeih! ich will nur den Mädchen Bescheid sagen. Denn du bleibst doch über Nacht hier?«

»Vielen Dank, aber ich will euch in keiner Weise hier im Hause stören. Ich bin nur gekommen, um zu hören, wie es hier steht. Ich muß sogar bald weiter.«

»Aber warum denn nur? In dem Wetter!«

Der Pfarrer erklärte, er sei mit seinem Nachbar, Niels Jensen, hierher gefahren. Der habe etwas bei dem Dorfschulzen hier in Jerve auszurichten gehabt. Sie hätten sich verabredet, auch zusammen wieder zurückzufahren.

Der Doktor schlug den Blick nieder. Der erwähnte Niels Jensen war einer seiner ärgsten Feinde, der ihn öffentlich der Pflichtversäumnis angeklagt hatte. Johannes hatte sich aus diesem Grunde den Mann früher vom Leibe gehalten.

»Niels Jensen? ... Aber was ist das für eine verrückte Verabredung? Du mußt doch wissen, daß ich dich mit Freuden nach Hause fahren würde. Ich will sofort zu dem Dorfschulzen schicken.«

Der Pfarrer erklärte aber wieder, und diesmal mit großer Bestimmtheit, daß er nicht stören wolle.

Eine kleine Weile noch saßen die beiden Brüder da und hielten eine Art Unterhaltung über allerlei, was ihnen zufällig einfiel, im Gange. Die Pausen wurden aber immer länger, die Entfernung zwischen ihren Gedanken wuchs von Minute zu Minute.

»Ich habe keinen Bruder mehr,« sagte der Doktor zu sich selbst. »An diesen unfäßlichen Gedanken muß ich mich gewöhnen.«

Beim Abschied reichte der Pfarrer ihm wieder die Hand.

»In ein paar Tagen sehe ich wieder vor. Bis zu der Zeit ist Meta hoffentlich über die Krisis hinweggekommen. Grüße sie vielmals von mir!«

Der Doktor begleitete den Bruder hinaus. An der Tür stand der Pfarrer noch eine kleine Weile still, die Hand zögernd auf dem Türdrücker.

»Ich will doch nicht von dir fortgehen, ohne dir gesagt zu haben, Paul, daß ich mit einer kleinen Hoffnung hierhergekommen bin, nun besser über das reden zu können, was früher – und auch das letzte Mal – die Ursache zu unserm Streit war. Ich hatte geglaubt, daß du in diesen für dich so schweren Tagen, so voll Angst und Sorge –«

»Das habe ich sehr wohl verstanden,« antwortete der Doktor. »Aber jetzt mußt du am liebsten gehen, Johannes! Ich weiß ja alles, was du sagen willst. Ich habe es so oft gehört, und es macht gar keinen Eindruck auf mich.«

»Das ist ja deine gewöhnliche – ein wenig flotte Art –, diese Dinge abzufertigen. Es ist überhaupt einer deiner Fehler, Paul, daß du nicht Geduld hast, zu hören, was andere zu sagen haben. Alles, was du nicht selbst sagst, findest du so vollständig überflüssig.«

»Das ist ganz einfach nicht wahr.«

»So! Das ist also nicht wahr,« sagte der Pfarrer sanftmütig. »Es ist – wie gesagt – nicht meine Absicht, abermals Streit anzufangen. Ich will dir nur, ehe ich gehe, eine Frage stellen. Ich stelle sie dir in deiner Eigenschaft als Arzt. Was würdest du von dir selber denken ... was würdest du von der ganzen großen, leidenden Menschheit sagen, falls du im Besitz eines Heilmittels wärest, das in all den grenzenlosen Leiden des Lebens helfen, das die Schwachen aufrichten, die Mutlosen stärken, all den Armen, die dasitzen und im Schatten des Todes frieren, Licht, Freude und Frieden bringen könnte ... Ich frage dich: Falls du im Besitz eines solchen Heilmittels wärest, und falls man da – statt deine Hilfe anzunehmen – sie mit Überlegenheit abweisen würde, vielleicht mit einer Bemerkung, daß man ihrer nicht bedürfe. Was würdest du dazu sagen?«

»Ich würde sagen, daß man gut daran tat, nicht an Wunderkuren zu glauben.«

Der Pfarrer sah ihn einen Augenblick mit dem offenbar feindlichen Aufblitzen in den Augen an, das der Doktor früher dort getroffen hatte. Dann wandte er sich stumm um und ging hinaus.

An der Wand über dem Arbeitstisch des Doktors hing zwischen andern Familienbildern das im ganzen Lande bekannte Doppelbild seiner Großeltern, der alten

Schmiedeleute aus Enslev. Als er den Bruder hinausbegleitet hatte und in sein Zimmer zurückgekommen war, flog sein Blick unwillkürlich zu diesem Bilde hinüber. Er hatte von seinem Großvater zufällig allerlei erfahren, was nicht mit der Familientradition übereinstimmte, geschweige denn mit dem Idealbilde, das die meisten der Lebensschilderer des Oheims von dem Stammvater der Familie gezeichnet hatten. Der alte Enslever Schmied hatte offenbar nicht zu den Musterkindern in seinem Heimatdorf gehört. Ein älterer Bauer aus Enslev, den er einmal in einem Eisenbahnabteil getroffen, hatte ihm erzählt, der Alte habe auf seinem Sterbebett die Mächte der Finsternis angerufen und du zu dem Teufel gesagt. Daß es an seinem Begräbnistage zwischen den Kindern im Trauerhause selber zu einem Streit gekommen war, das beruhte jedenfalls nicht auf einer Fabel. Er entsann sich, daß sein eigener Vater einmal in seinen Schwermutsanfällen etwas darüber verraten hatte.

Seit jenem Tage war ein Menschenalter vergangen, und der üppige Schmiedenachwuchs aus Enslev hatte sich über das ganze Land verbreitet. Unter den verschiedensten Namen saßen sie ringsumher in Pfarrhöfen und Doktorwohnungen, in Kontoren und Läden, fast überall wohlangesehene und auch gutgestellte Leute. Aber es war, als hause der böse Zwietrachtsgeist, der sein ärgerniserregendes Spiel um den Sarg des Großvaters getrieben hatte, noch überall in der Familie. Schon als Kind hatte er das empfunden, wenn er und Johannes zusammen den Vater nach Kolding begleiteten zu den regelmäßigen Besuchen bei ihrem ältesten Oheim, dem Kanzleirat. Das Tabakskollegium der beiden Alten unten im Kontor, wo er zum ersten Male seinen großen Oheim hatte nennen hören, diese wunderbar verblühten Gespräche, bei denen sie sich wieder und wieder mit einem Augenzwinkern an die Gegenwart der Kinder mahnten, stand noch lebhaft in seiner Erinnerung. Er entsann sich des unheimlichen Gefühls, des Druckes von etwas Geheimnisvollem und Feindlichem, das er immer von diesen Besuchen heimbrachte.

Er hatte früher geglaubt, das Ganze sei nichts weiter als der Unfriede, der so natürlich in einem kleinen Zaunkönignest entsteht, wenn die Vorsehung einen jungen Kuckuck von der Größe des Oheims darin aushecken läßt. Nachdem er aber die Wahrheit über seinen Großvater erfahren hatte, war ihm eingefallen, daß die Unverträglichkeit in der Familie ein ererbtes Schicksal sein könne. War da irgendein dunkles Familiengeheimnis, über dem die Schwermut seines Vaters brütete, und das die Augen des frömmelnden Kanzleirats hinter der goldenen Brille so böse aufblitzen machte? Namentlich nach Rosaliens tragischem Tode hatte ihn diese Vorstellung von einem unabwendbaren Fluch verfolgt, der auf der Familie ruhte und beständig neue Opfer erheischte.

Daß der Tod des jungen Mädchens nicht die Folge eines Unglücksfalles, sondern – wie Jytte Abildgaard mit ihrem visionären Scharfblick geahnt hatte – ein Selbstmord war, das wußte als einziger in der Welt nur Doktor Gaardbo. Er war an jenem Tage durch ein Eiltelegramm nach Kolding gerufen und hatte auf eigene Hand eine Untersuchung vorgenommen. Dem Bruder zuliebe hatte er das Ergebnis verschwiegen, da er überzeugt war, daß die Wahrheit ihn töten würde. Selbst Meta hatte er nicht gewagt, sein Wissen anzuvertrauen, damit sie nicht durch ein unüberlegtes Wort das Mißtrauen des Bruders wecken sollte. Aber er hatte sich in diesen Monaten manchmal selbst gefragt, ob es jetzt nicht doch seine Pflicht sei, Johannes die Wahrheit zu

erzählen, ehe dieser neues Unglück heraufbeschwor. Mehr und mehr betrachtete er seinen Bruder als einen kranken Menschen, einen Unglücklichen, der gleich andern Männern des Unfriedens in der Familie Schaden an seiner Seele genommen hatte. – –

Es wurde an die Tür geklopft. Das Mädchen kam mit dem Bescheid, daß Frau Meta erwacht sei und ihn gern sehen wollte.

XI

Auf Storeholt hatte Großhändler Söholm jetzt eine Woche lang die Erhöhung der Familie in den Gutsbesitzerstand nach einem vorausgeplanten Programm gefeiert. Ohne Rücksicht auf die eingetretene Familientragödie waren ein paar Mittagsgesellschaften gegeben worden, und der neue Schwiegersohn, der deutsche Ulanenoffizier und Freiherr, hatte durch seine Gegenwart die Wirkung des Skandals mit dem Jägermeister ausgewetzt. Der eingesperrte Ehegatte wurde überhaupt dort im Hause nicht mehr erwähnt. Er wurde bereits als die Familie nicht angehend betrachtet. Frau Wilhelmine war in Kopenhagen zurückgeblieben, um mit ihrem praktischen Sinn auf eine Scheidung hinzuwirken, die sie in jeder Beziehung schadlos halten sollte.

Freiherr von Biebermarck war ein schöner Mann, der alle durch seine außerordentliche Höflichkeit einnahm. So erregte es großes Entzücken, als er schon nach Verlauf von ein paar Tagen gelernt hatte, »Danke« und »Gesegnete Mahlzeit« auf Dänisch zu sagen.

Die zu der Mittagsgesellschaft geladenen Gäste waren ungefähr dieselben Bank- und Geschäftsmänner aus Odense, mit denen der Jägermeister zu seinem Unglück in Verbindung gestanden und die er nur zu oft an seinem Tisch gesehen hatte. Es waren lebhaft und den Tafelfreuden nicht abgeneigte Provinzherren, die einander wie die Klöße in einer Suppe glichen. Sie kamen alle mit großen Erwartungen in bezug auf ein üppiges Diner dorthin, zogen aber enttäuscht von dannen. Großhändler Söholm hatte selbst kein Verständnis für die feineren Freuden der Tafel, und hätte er sie auch gehabt, so würde es ihm niemals eingefallen sein, mehr für seine Gäste zu opfern, als sie ihm wert waren. Auch eine Mittagsgesellschaft war für diesen Mann ein Geschäft, das sich bezahlen sollte.

Es gab überhaupt keinen Menschen in der Welt, vor dem sich zu genieren Großhändler Söholm einen Grund fand, und er achtete nur Leute, von denen er mit Bestimmtheit wußte, daß sie reicher waren als er selbst. Im Augenblick rechnete er sich für einen Mann von sechs Millionen, und diese lange Zahl rollte Tag und Nacht auf ihren dicken Nullen durch seine Gedanken. Anfänglich hatte ihm sein billiger Kaffee einen Namen gemacht und ihm den Ruf eines heimischen Handelsgenieus nach amerikanischem Guß verschafft. Im übrigen handelte er mit allem, womit man schwindeln konnte, von Stecknadeln an bis zu südamerikanischen Goldminen und Menschenschicksalen en gros.

Der jetzt fünfundsechzigjährige Mann war hier auf Storeholt jeden Morgen um sechs Uhr aufgewesen. In einem alten Überrock aus seinem früheren Dasein, mit Holzschuhen und einer Mütze inspizierte er die Ställe und die verschiedenen Arbeitsplätze. Hinterher saß er dann ein paar Stunden am Schreibtisch, das Telephon am Ohr, nahm die Meldungen des Geschäfts in Kopenhagen in Empfang und expedierte seine Orders an Handelshäuser und Banken auf beiden Seiten des Atlantischen Ozeans. Außerdem hatte er in der Regel ein paarmal täglich Verhandlungen mit den Handwerksmeistern und den Unternehmern, die dem Umbau auf dem Gut vorstanden, und selbst wenn es sich nur um einen hölzernen Schuppen

handelte, stieg der alte Raufbold aus der Borbergade sofort in ihm auf. Seine Art als Geschäftsmann war immer dieselbe. Er war kein Menschenkenner und machte keinen Unterschied in bezug auf Personen. Mit Flüchen und kräftigen Schlägen auf den Tisch lärmte er alle Einwendungen nieder und tummelte mit seinem Gegner herum, bis er diesem das äußerste Zugeständnis abgepreßt hatte.

Eines Abends saß er nach Tisch mit dem jungen Brautpaar im Gartensaal, wo er es sich in einem der breiten Lehnstühle, die aus der Zeit des Konferenzrats stammten, bequem gemacht hatte. Ohne Rücksicht auf die Anwesenheit seines freiherrlichen Schwiegersohnes hatte er seine Elefantenfüße auf einen Sessel gelegt, während er eine Zigarre rauchte.

Die beiden Verlobten saßen Hand in Hand auf dem Sofa. Von Herrn Söholms drei Töchtern war Fräulein Konstanze diejenige, die Reichtum und Müßiggang am wenigsten verdorben hatten. Sie war Gefühlsmensch, und ihre Verliebtheit in den stattlichen Offizier war eine aufrichtige Schwärmerei, die nicht nur der Uniform galt. Die schöne junge Dame, die seit ihrer Verlobung die Sitte der vornehmen Welt, zu Tisch in eleganter Gesellschaftstoilette zu erscheinen, angenommen hatte, saß infolge der Kälte, die in dem Zimmer herrschte, in einen großen Pelzkragen gehüllt. Nachdem es Großhändler Söholm klar geworden war, wieviel Feuerung die großen Räume verschlangen, hatte er es für überflüssig erachtet, mehr als einmal täglich die Öfen heizen zu lassen, und niemand wagte Einspruch zu erheben.

Herr Söholm unterhielt seinen Schwiegersohn mit dem Thema, das für ihn das einzige von wirklichem Interesse war, nämlich seine eigene Person und die Entwicklung seines Geschäfts. Gleich andern eingebildeten Genies war er ganz erfüllt von seiner eigenen Größe, betrachtete sein Leben als die Verwirklichung des Märchens von dem armen Jungen und der Fee des Glücks. In seinem Negerdeutsch erzählte er die Geschichte, wie er als neunjähriger Junge sein erstes Geschäft gemacht hatte, indem er die übriggebliebenen Hobelspäne auf den Bauplätzen sammelte und hinterher an die Hausfrauen in der Borbergade, wo seine Eltern wohnten, verkaufte. Und nun saß »der kleine Schweinigel« hier in seinem eigenen Schloß und hatte einen Namen, den jedes Kind im Lande kannte.

Plötzlich hielt er mitten in einem Satz inne und saß eine Weile mit zusammengebissenen Zähnen da und rieb das eine Bein, während er leise jammerte.

Fräulein Konstanze sprang auf. »Bist du krank, Vater?«

Ihr Ausruf rief die Schwester und die alte Tante aus dem Wohnzimmer nebenan herbei. Auch der Freiherr hatte sich erhoben. Herr Söholm war jetzt kreideweiß im Gesicht und wimmerte jämmerlich.

»Bringt mich zu Bett! ... Schnell! Ruft Rasmussen!«

Von dem Diener des Hauses gestützt und von dem Schwiegersohn begleitet, wurde er die Treppe zu den Schlafzimmern hinaufgeführt. Unterwegs stöhnte er laut, und plötzlich hallte das ganze Haus wider von tierischem Schmerzgebrüll.

Sofort wurde ein Auto instand gesetzt, um Hilfe zu schaffen, und da Jerve das nächste Dorf war, wo ein Arzt wohnte, wurde Doktor Gaardbo geholt.

Während man auf ihn wartete, saßen die erschreckten Damen in der grellen elektrischen Beleuchtung des Wohnzimmers und zitterten vor Kälte und Unbehagen. Das alte Fräulein Söholm hatte sich in einen großen Schal gehüllt. Mit gespitzten Ohren lauschte sie dem ganz unbeherrschten Jammergeheul des Bruders, das noch immer die Treppe herabtönte. Die Tür des Schlafzimmers da oben stand auf ausdrücklichen Befehl des Alten nach dem Gang hinaus offen. Er wollte, daß alle im Hause hören sollten, wie er leiden mußte.

Freiherr von Biebermarck kam vom Patienten herab und wurde mit besorgten Fragen empfangen. Er bat die Damen, sich doch nicht zu ängstigen. Wahrscheinlich habe das feuchte Herbstwetter im Verein mit der Kälte in den Zimmern einen Anfall von Ischias hervorgerufen, an dem der Schwiegervater ja schon früher gelitten hatte.

Einen Augenblick später kam der Wagen mit Doktor Gaardbo zurück. Der Diener Rasmussen führte ihn gleich ins Schlafzimmer hinauf.

Gaardbo hatte seinen Patienten noch nie gesehen, aber er konnte ihn im voraus nicht leiden auf Grund der Art seiner Geschäfte. Jetzt hatte er außerdem ein bestimmtes Gefühl, daß Herr Söholm, wie so viele kräftige Männer, die nicht daran gewöhnt waren, daß ihnen etwas fehlte, seinen Schmerz in hohem Maße übertrieb. Kaum daß er ihm erlauben wollte, eine ordentliche Untersuchung vorzunehmen. Fortwährend schrie er nach Morphium und erzählte, daß sein Kopenhagener Arzt, als er das letzte Mal krank war, ihm gleich eine Einspritzung gemacht hatte.

Paul Gaardbo war sich schnell darüber klar, daß er es nicht verantworten könne, diesem Menschen zu verhelfen, sich um eine Stunde in der Schule des Leidens zu drücken. Es war gerade eine der Behauptungen, die er in seinem Zeitschriftartikel aufgestellt hatte, daß, wenn die Welt so voll von gewissenlosen und jämmerlichen Personen sei, die Ärzte einen Teil an der Schuld trügen. Indem sie stets bereit waren, allerlei beruhigende und betäubende Mittel zu geben, verschleierten sie die wahre Bedeutung des Lebens und brachten die Menschen um den Anlaß zu einem gesunden und nüchternen Nachdenken; denn dazu war das Krankenzimmer da, und das hatten die meisten nötig.

»Ich will Ihnen empfehlen, eine Tasse warmen Fliedertee mit ein wenig Honig zu nehmen,« sagte er. »Morphium kann ich Ihnen nicht geben, wenigstens vorläufig nicht, und übrigens will ich Ihnen raten, einmal in der Woche einen Fasttag einzuführen. Unsre Stoffwechselorgane bedürfen auch eines Ruhetages.«

Herr Söholm, der bisher den Doktor kaum angesehen hatte, richtete sich bei diesen Worten im Bett auf und glotzte ihn an wie ein Gespenst, das aus dem Fußboden aufgestiegen war.

»Was sagen Sie? ... Wer sind Sie? Wie kommen Sie hierher? Sind Sie ein Arzt?«

»Ich vermute, daß Sie selber nach mir geschickt haben.«

»Sind Sie verrückt, Mensch! Wollen Sie mir keine Einspritzung machen?«

»Nein! Die Verantwortung kann ich nicht übernehmen.«

»Verantwortung? Was ist das für ein Unsinn! Hat man je so was gehört! Wenn ein Mann wie Professor Bender, Königlicher Hofarzt, mir Morphium gegeben hat, dann können Sie – ein Dorfarzt – es doch wohl auch tun.«

Doktor Gaardbo schwieg hierzu.

»Nie im Leben hab ich doch – verdammt und verflucht! – so was gehört! Wollen Sie mir keine Einspritzung machen? ... Dazu werden Sie gezwungen werden, mein guter Mann. Das ist Ihre Pflicht! Ich habe nach Ihnen geschickt, um ärztliche Hilfe von Ihnen zu erlangen, nicht um Ihren Unsinn mit anzuhören. Soll ich vielleicht hier liegen und mich quälen und diese Nacht keinen Schlaf finden?«

»Der schweißtreibende Trank, den ich Ihnen verordnet habe, wird Ihren Schmerz im Laufe der Nacht wohl ein wenig lindern. Im übrigen kann ich Ihnen nur die besten guten Hausmittel: Geduld und Ruhe empfehlen.«

Herr Söholm drückte mit dem Finger auf einen Glockenknopf, der im Bett selbst angebracht war, und so lange läutete er, bis zuerst der Diener, dann der Schwiegersohn und schließlich alle Damen die Treppe hinaufgestürzt kamen.

Als sie alle im Zimmer standen, rief er in heller Wut:

»Seht euch den Mann da an! Er ist entweder betrunken oder verrückt! Und einen solchen Menschen schickt ihr mir auf den Hals!... Hier liege ich und leide ärgere Schmerzen als eine Frau in Kindsnöten, und dann will er mir nicht helfen! ... Aber das sollen Sie bereuen, mein guter Bauerndoktor! Ich verklage Sie bei den Behörden, und Sie können Gift darauf nehmen, daß ich Sie gehörig abstrafen lassen kann! ... Ihr seid alle meine Zeugen, daß dieser Herr sich geweigert hat, seine Pflicht zu tun!«

Doktor Gaardbo verabschiedete sich und ging auf die Tür zu. Beim Anblick seiner Verkrüppelung wichen die entsetzten Damen zur Seite, während Herr von Biebermarck, der nichts verstand, weil sein Schwiegervater Dänisch gesprochen hatte, sich ratlos umsah.

Es wurde sofort zu einem andern Arzt geschickt, der sich als liebenswürdiger Mann erwies, indem er bereitwilligst den Wunsch des Patienten erfüllte und ihm Ruhe verschaffte.

Auf den Morphiumrausch folgte jedoch am nächsten Tage ein recht ernstes Übelbefinden, und mitten in der Nacht war das ganze Haus wieder auf den Beinen, weil Herr Söholm nach einem heftigen Erbrechen einen Ohnmachtsanfall bekommen hatte. Abermals wurde der Arzt geholt, der jetzt ein belebendes Heilmittel gab.

Noch am Vormittag saß Herr Söholm die Todesangst in den Gliedern, und als er kalten Schweiß auf seiner Stirn fühlte, ließ er dem Pfarrer einen Wagen schicken, denn er wollte das Abendmahl nehmen.

Erst als der Wagen gefahren war, erfuhren die Damen von den Dienstboten, daß der Pfarrer Gaardbo hieß und ein Bruder des Kreisarztes sei. Das verursachte große Bestürzung. In einem Kriegsrat, an dem auch Herr von Biebermarck teilnahm, einigte man sich dahin, dem Kranken den Namen zu verschweigen, da er noch immer außer sich vor Wut gerieselt, sobald der Kreisarzt nur erwähnt wurde.

Als der Pfarrer ins Krankenzimmer trat, fühlte sich Herr Söholm sofort sehr angenehm berührt von dem schönen Mann. Beim Anblick des kleinen silbernen Kelches und des Oblatentellers, die der Pfarrer in einer Handtasche mitbrachte, nahm sein Gesicht einen einfältigen Ausdruck an. Der einzige Zeuge der heiligen Handlung war der Diener Rasmussen, der den Pfarrer hinaufgeführt und den Befehl erhalten hatte, da oben zu

bleiben und dem Großhändler zur Hand zu gehen. Er hatte sich am Fußende des Bettes, eine Serviette über dem Arm, aufgestellt, als gelte es eine Anrichtung.

Während der Beichtrede wie auch während des Genusses der Gnadenmittel war Herr Söholm tief ergriffen. Nach der Erteilung der Sündenvergebung drückte er dankbar bewegt dem Pfarrer die Hand.

»Setzen Sie sich, bitte, Herr Pastor!« sagte er darauf. »Es hat mich sehr gefreut, Ihre Bekanntschaft zu machen. Ich weiß nicht, ob Sie vielleicht Forderung auf eine Vergütung stellen können, aber das ist auch einerlei. Ich werde mir auf alle Fälle erlauben, Ihnen eine Summe zu senden. Dagegen haben Sie wohl nichts einzuwenden.«

Hierauf erwiderte Pastor Gaardbo, daß nur Gott Anspruch auf seine Dankbarkeit habe, und daß er jetzt alle seine Gedanken zu einem Gebet zu ihm sammeln müsse.

»Natürlich, Herr Pastor! Aber ich habe Ihnen doch Mühe gemacht, nicht wahr? Über Ihre Rede haben Sie doch auch ein wenig nachdenken müssen. Kurz – Sie haben mir den Trost der Religion geschenkt, und ich möchte gern, daß Sie mir gestatten, Ihnen eine kleine Aufmerksamkeit zu erweisen.«

Der Pfarrer wiederholte – und diesmal mit großer Bestimmtheit –, daß er sich keiner Anerkennung verdient gemacht habe und deswegen auch nichts dafür anzunehmen wünsche.

»Etwas anders ist es, wenn Sie das Bedürfnis empfinden, Gott durch eine Opfergabe zu danken – und das ist ja nur natürlich und anerkennenswert –, daß Sie dann unsre Gemeindefarbeit hier im Kirchspiel bedenken wollten, – sie bedarf der Unterstützung sehr. Ich möchte zum Beispiel unsre Armenpflege und unsre Krippen nennen. Es würde überhaupt von großer Bedeutung sein, wenn wir darauf rechnen könnten, daß der neue Besitzer von Storeholt unsrer Arbeit Interesse entgegenbringen und ihr seine Unterstützung zuteil werden lassen wollte.«

Die Unterhaltung hatte hier eine Wendung genommen, die Herrn Söholm nicht gefiel. Er beschränkte sich darauf, für die Aufklärung zu danken, die er in Erinnerung zu halten versprach, worauf er von seiner Krankheit und den Qualen, die er durchgemacht hatte, zu reden begann.

»Während ich dasitze und mich mit meinem Schwiegersohn unterhalte, jagt plötzlich ein rasender Stich durch mein rechtes Bein, – hier an der unteren Seite des Schenkels. Niemand kann sich eine Vorstellung von dem Schmerz machen. Es ist genau so, als wenn ein Blitz in einen Baum niederschlägt und die Rinde an der einen Seite versengt. Das erstemal, als ich die Krankheit hatte, glaubte ich wirklich, die Haut sei mir abgezogen und das Ganze hinge in blutigen Fetzen herunter. Und nun stellen Sie sich vor! Als ich zum Doktor schicke, da weigert sich dieser Kerl von Kreisarzt, mir zu helfen. Sie kennen ihn wohl? Gaardbo heißt er. Ein wahrer Unmensch! Hier liege ich, und da sitzt er und redet von Fliedertee und Geduld und will mir keine Einspritzung machen, weigert sich geradezu, seine Pflicht zu tun. Haben Sie je so was gehört?«

Der Pfarrer wandte seine Augen ab, ohne zu antworten.

»Aber das soll ihm eine teure Geschichte werden, darauf kann er sich verlassen! Sobald ich nach Hause komme, werde ich ihn bei den Behörden verklagen. Ich

verlange, daß der Kerl wegen Pflichtversäumnis abgesetzt wird. Es ist ein Skandal, daß solche Art Leute im Amt sitzen. Aber hierzulande ist keine Ordnung und keine Disziplin. Das sollte mal in Deutschland sein! Raus mit dem Kerl! Das sagt mein Schwiegersohn auch.«

Die Farbe auf Johannes' Wangen wechselte ein paarmal. Er hatte schon Miene gemacht, sich zu erheben, und doch blieb er sitzen und starrte zu Boden.

»Herr Söholm!« sagte er endlich. »Wir haben vorhin in unserm Gebet gebetet: ›Vergib uns unsre Schuld, wie wir vergeben unsern Schuldigern.‹ Das Versprechen, das Sie Gott hier gegeben haben, können Sie doch nicht schon vergessen haben? Ich versichere Sie, daß Gott es in jedem Fall nicht vergessen hat. Welches Unrecht Ihnen auch angetan sein mag, es ist Ihre Pflicht, zu verzeihen. In einem Augenblick wie diesem dürfen Sie nicht daran denken, einen Menschen ins Unglück zu stürzen.«

Diese priesterliche Ermahnung übte insofern ihre Wirkung auf Herrn Söholm aus, als sein Antlitz gleich wieder denselben frömmelnden und gehorsamen Ausdruck annahm, den es während der Kommunion getragen hatte, aber sobald der Pfarrer schwieg, war er wieder der alte.

»So einer, der sich weigert, einem Kranken und Leidenden zu helfen, ist doch gar kein Mensch, Herr Pastor! Rasmussen erzählt mir auch, daß der Mann wie ein reiner Türke und Heide lebt und nicht mal seine Kinder taufen läßt. Hat man je so was Gräßliches gehört? Wie können Sie doch nur einen solchen Kerl in Schutz nehmen, Herr Pastor?«

»Ich nehme ihn nicht in Schutz, – am allerwenigsten natürlich seine Verirrungen. Ich bitte Sie nur, hauptsächlich um Ihrer selbst willen, den Gedanken an eine Klage aufzugeben. Das Recht der Vergeltung kommt allein Gott zu.«

»Natürlich! Das versteht sich! Aber ich muß doch die Erlaubnis haben, Ihnen zu sagen, Herr Pastor, daß ich sehr erstaunt bin, daß ein Pfarrer in unserer dänischen Volkskirche Fürbitte für einen Mann tut, der seine Kinder ohne die Taufe des Herrn herumlaufen läßt wie Negergören und Hottentotten. Ich will Ihnen ganz offen sagen, Herr Pastor, das hat mich sehr enttäuscht.«

»Er ist mein Bruder,« sagte der Pfarrer ruhig.

»Was sagen Sie da? Ihr ... Nein, hören Sie mal! ... Das ist nicht möglich! Darf ich mir die Frage erlauben, heißen Sie Gaardbo?«

»Ja.«

»Das ist doch des Teufels! Ihr Bruder! Das tut mir wirklich leid für Sie, Herr Pastor! Aber jetzt begreife ich natürlich Ihren Standpunkt besser! Es ist ja nicht mehr als selbstverständlich, daß Sie gern die Hand über einen so nahen Verwandten halten wollen, wenn er auch noch so entartet ist. Aber das verändert ja nichts an der Sache.«

Der Pfarrer erhob sich jetzt, um zu gehen.

Im selben Augenblick fiel es Herrn Söholm ein, daß sich die Lage zu einem profitablen Geschäft ausnutzen ließe. Falls er Pastor Gaardbo den Gefallen tat, die Klage gegen seinen Bruder fallen zu lassen, konnte er die Summe sparen, die er seiner Ansicht nach der Kirche schuldig war. Die Rechnung zwischen ihnen war ausgeglichen. Niemand hatte eine Forderung an ihn zu stellen in Veranlassung dieses Tages.

»Ich bin nicht rachsüchtig. Und wenn Sie meinen, daß es meine Christenpflicht ist, die Klage gegen den Kreisarzt fallen zu lassen, so tue ich das natürlich. Gottes Gebot steht über allem, das ist eine unumstößliche Wahrheit! Und nun sollen Sie Dank haben, Herr Pastor! Ich bewahre Ihre Worte in meinem Herzen. Seien Sie davon überzeugt! Wenn ich das nächste Mal hierher komme, hoffe ich das Vergnügen zu haben, Sie bei einer meiner Mittagsgesellschaften zu sehen.«

Unten in dem Wohnzimmer hatte die Tante und das noch unverlobte Fräulein Cäcilie voll Ungeduld darauf gewartet, daß der Pfarrer herunterkommen würde. Bei seiner Ankunft, als der Wagen vorfuhr, hatten sie jede hinter ihrer Gardine gestanden und hinausgelugt, und sie waren beide angenehm überrascht durch den Anblick des großen, schönen Mannes. Es war dem alten Fräulein außerdem klar geworden, daß sie von einem früheren Besuche her ihn schon kannte. Darauf hatten sich die Damen dahin geeinigt, daß es passend sein würde, ihn, wenn er zurückkam, aufzufordern, hereinzukommen. Es wurde ein Befehl nach der Küche heruntergeschickt, daß man ein Teebrett mit Wein und Kuchen bereithalten solle, und als sie den Pfarrer jetzt die Treppe hinabkommen hörten, ging die Alte hinaus und forderte ihn auf, eine kleine Erfrischung einzunehmen.

Johannes Gaardbo, den der Besuch aus mehreren Gründen verstimmt hatte, lehnte indessen die Einladung ab. Es hatte ihn von vornherein unangenehm berührt, diese Stätte wiederzusehen, die die beschämende Erinnerung an die Verirrung des Sommers bewahrte.

»Aber der Wagen ist noch nicht vorgefahren, Herr Pastor.«

»Das tut nichts, ich ziehe doch vor, zu gehen.«

Er ging durch den Wald nach Hause. Der Himmel war jetzt, um die Mittagsstunde, blau. Fast frühlingmäßig leuchtete er über den entblätterten Baumkronen. Die winterlich niedrige Sonne schien abendlich zwischen den Stämmen hindurch, die lange Schatten über den roten Laubboden warfen.

Aber der Pfarrer ging in seinen eigenen trüben Gedanken dahin und sah nichts. Er war nicht ganz sicher, ob er recht getan hatte, indem er Großhändler Söholms Klage gegen den Bruder abwandte. Freilich, eine solche Gerichtsverhandlung würde wahrscheinlich dem Mißtrauen der Bevölkerung gegen die ärztliche Wirksamkeit des Bruders neue Nahrung gegeben haben, und die andern Ärzte der Gegend würden wohl verstanden haben, Nutzen daraus zu ziehen. Wie es hieß, hatten sich ein paar von ihnen schon Einpaß im Dorf Jerve selbst verschafft, und es würde sicher für den guten Paul nicht leicht werden, Schmalhans von der Tür zu halten, falls er mit seiner großen Familie gezwungen sein sollte, von dem kleinen Amtsgehalt und den Zinsen des winzigen Kapitals zu leben, das ihm der Vater hinterlassen hatte. Aber vielleicht war eine solche Prüfung, ein verzweifelter Zusammenbruch nötig, um sein Herz zu beugen und ihn wie auch Meta zur Erkenntnis der Wahrheit zu bringen.

Als er nach Hause kam, erfuhr er, daß der Bruder während seiner Abwesenheit dagewesen war. Auf seinem Schreibtisch fand er einen Brief von ihm vor und außerdem einige Kopenhagener Zeitungen.

»Meta ist nun vierundzwanzig Stunden ganz fieberfrei gewesen. Nach einem langen, ruhigen Schlaf erwachte sie heute morgen mit klaren und glücklichen Augen. Ich fand,

Du solltest der Erste sein, der das erfuhr. Ich hätte es Dir gerne selbst erzählt, aber ich gucke bald einmal wieder bei Dir ein und hoffe, dann das Glück zu haben, Dich zu treffen.«

In einer Nachschrift stand: »Ich lege ein paar Zeitungsartikel bei, weil es Dich vielleicht interessieren kann, zu sehen, wie verhältnismäßig liebenswürdig ich gestäupt, gehenkt und gevierteilt werde in Anlaß meiner Abhandlung.«

Auf Grund dieser letzten Worte zerriß der Pfarrer den Brief nach dem Lesen und steckte ihn in den Ofen. Die Zeitungen ließ er unberührt liegen und konnte sich auch später nicht entschließen, sie zu öffnen.

Er wußte übrigens sehr wohl, daß mehrere der leitenden Zeitungen des Landes die Anschauungen des Bruders zur Erwägung aufgenommen hatten, aber er verstand das nicht. Es war ihm ein vollständiges Rätsel, wie jemand allen Ernstes es der Mühe wert erachtete, gegen dieses armselige, abgelebte Naturevangelium aufzutreten, in das der Unglaube immer wieder neues Leben einzublasen suchte. Und er nahm Anstoß daran, daß sogar christliche Blätter die Abhandlung mit einem gewissen Respekt besprochen haben sollten.

Wenn nur all dies Zeitungsgefasel dem lieben Paul nicht zu sehr zu Kopf steigen möchte! Leider erinnerte er ja nicht nur im Äußern in beunruhigender Weise an den Oheim Tyge. Sein Selbstgefühl war offenbar ebenso wie sein Eigenwille bedenklich auf dem Wege nach der Grenze, wo der Wahnsinn lauert.

XII

Ringsumher im Kreise war Fahrt in die Wahlagitation gekommen. Während der unglückliche Jägermeister wohlverwahrt in einer Hospitalzelle als wissenschaftlicher Gegenstand für einen Professor saß, und nachdem der Konkurs über sein Vermögen erklärt worden und die einleitenden Schritte zu einer Scheidung vorgenommen waren, wurde ihm jetzt auch sein teurer Sitz im Folkething genommen.

Überall im Lande sah man dieser Ersatzwahl mit einer gewissen Spannung entgegen. Man wollte in dem Ausfall eine Vorbedeutung für den bevorstehenden großen Kampf zwischen Enslev und den Männern der Kirche erblicken.

Auf mehreren Wahlversammlungen versuchten Pastor Gaardbo Gegner, ihn in Verlegenheit zu bringen, indem sie sich den Unwillen der Bevölkerung gegen seinen Bruder zunutze machten. Dieser hatte in diesen Tagen von neuem ein allgemeines Ärgernis erregt, indem er auf eine Anfrage über seinen politischen Standpunkt erklärte, daß er mir Freuden sein Stimmrecht für einen Zuckerkringel für jedes seiner Kinder verkaufen würde. Schon im voraus zirkulierte in der Gemeinde eine Adresse an die Medizinalbehörde mit der Bitte, die Amtsführung des Kreisarztes und seine ganze ärztliche Wirksamkeit untersuchen und beurteilen zu lassen, und jetzt auf den Versammlungen spöttelte man über das Gewissen des Pfarrers, das ihm nicht gestattete, mit politischen Gesinnungsgenossen in derselben Partei zu sein, wenn sie nicht auch seine religiösen Anschauungen teilen, während sich unter seinen nächsten Angehörigen Leute befanden, die sowohl mit der religiösen wie mit der politischen Überzeugung ihren Spott trieben und nicht einmal ihre Kinder taufen ließen.

Obwohl Pastor Gaardbo lange eingesehen hatte, daß er früher oder später gezwungen sein würde, mit einer öffentlichen Erklärung über sein Verhältnis zu seinem Bruder hervortreten, weigerte er sich doch, die ersten Male zu antworten. Als aber seine eigenen Anhänger Unzufriedenheit mit seinem Schweigen äußerten, fühlte er sich verpflichtet, zu reden.

Er machte jedoch sein Zugeständnis auf die Weise, daß er – ohne den Namen des Bruders zu nennen – an sein Verhältnis zu einem andern Verwandten – nämlich zu seinem Oheim Tyge selbst erinnerte. Er erklärte, daß für ihn der Enslevsche Geist der Feind sei, der bekämpft werden müsse, in welcher Gestalt er sich auch offenbaren möge. Es sei der böse Geist des Aufruhrs und der Verleugnung, den er verurteile und mit aller Macht bekämpfen würde, mochte er als politische Gesetzlosigkeit zu Worte kommen oder als selbstangemaßte Freiheit, mit der geistigen und körperlichen Gesundheit des Volkes zu experimentieren. Und daß er in diesem Verhältnis weder ein Ansehen der Person noch Familienrücksichten kenne, dafür habe er früher hinreichende Beweise gegeben.

Trotz der Verschleierung verstand man die Absicht, und am Tage darauf enthielten die Zeitungen der Umgegend in ihrem Bericht von der Versammlung eine Wiedergabe der Erklärung des Pfarrers zugleich mit Kommentaren. Das spezielle Organ seiner

Partei »Das Volksblatt« druckte seine Äußerungen wortgetreu und mit gesperrter Schrift ab.

Als er gegen Nachmittag von einem Krankenbesuch nach Hause kam, stand der kleine Wagen des Bruders vor der Haustür und siedete, und drinnen in seiner Studierstube fand er den Doktor selber vor, der am Tische saß und Guten Tag sagte, ohne aufzustehen.

»Ich hab auf dich gewartet ... Ich muß wissen, wie sich die Sache verhält. Erkennst du den Bericht des »Volksblattes« über deine Äußerungen gestern an? Ich denke natürlich an die Worte über mich und meine Tätigkeit, die das Blatt für authentisch erklärt.«

Der Pfarrer, der sehr bleich gewesen war, als er hereinkam, stellte sich an sein Pult.

»Du mußt einen andern Ton anschlagen, Paul, wenn wir beide miteinander sprechen sollen. Wenn du den Bericht gelesen hast, so weißt du, daß die Worte, von denen du redest, mir abgezwungen sind. Was meinen Standpunkt selbst anbetrifft, so kann dich der ja nicht überraschen, dazu haben wir zu oft über das gesprochen, was uns trennt.«

»Mit andern Worten: In einem Augenblick, wie es dieser ist, wo man sich von allen Seiten gegen mich zusammengerottet hat, hast du dich nicht besonnen, meine Stellung noch schwieriger zu machen, indem du erklärst, daß du in vollem Einverständnis mit meinen Angreifern stehst!«

»Du irrst, Paul! Besonnen habe ich mich wohl, und zwar sehr lange. Aber ich hatte Rücksichten zu nehmen, die du nicht verstehen kannst ... oder willst.«

»Das weiß ich! Sei du aber froh, daß ich dergleichen höhere Rücksichten nicht kenne, die mich zwingen würden, gegen mein natürliches Gefühl zu handeln. Denn sonst könnte ich vielleicht mit einer Gegenerklärung herausrücken, die Aufsehen erregte und dich zu Boden schlänge.«

»Soll das eine Drohung sein?«

»Eine Warnung soll es sein! Du kannst leicht mehr Unglück auf dein Gewissen laden, als es zu tragen vermag. Warum hast du dich zum Beispiel neulich in meine Angelegenheit mit Großhändler Söholm gemischt? Ich habe zufällig davon gehört. Herr Söholm soll vielen Leuten erzählt haben, du hättest geradezu Fürbitte für mich getan. Darum habe ich dich nicht gebeten, aber ich bin natürlich von der Voraussetzung ausgegangen, daß du in dem Wahn warst, zu meinem Besten zu handeln. Nicht wahr, Johannes, du kannst, die Hand aufs Herz, versichern, daß du keinen andern Beweggrund gehabt hast?«

»Du siehst mich an, als zweifeltest du, und gewissermaßen kannst du wirklich Grund dazu haben. Unsere Ansichten über das, was zu deinem Besten dient, sind so weit verschieden voneinander.«

»Auch das weiß ich! Rad und Folter wünschst du mir, Johannes. Ich habe es schon längst in deinem Blick gelesen. Häufiger, als du wohl selbst ahnst, hast du deine Gefühle verraten. – Ja, so weit ist es also mit uns beiden gekommen! Das Gift, das einstmals im Morgen der Zeiten in unserer Familie ausgesät wurde, hat jetzt sein Auflösungswerk auch zwischen dir und mir vollbracht. Ist es zu verwundern, daß Fremde uns Dänen ein zum Tode verurteiltes Volk nennen? Wie sollten sie auch anders über uns denken?... Erinnerst du dich eines Sommertages vor dreizehn, vierzehn

Jahren – es war in unserer ersten Studentenzeit –, wir saßen oben auf dem Skamlinger Hügel und sahen nach der Grenze hinüber und sprachen von Dänemarks Zukunft? Es war an demselben Tage, als du mir anvertrautest, daß du heimlich mit Rosalie verlobt seiest. Entsinnst du dich des Versprechens, das wir einander gaben – wir beiden unzertrennlichen Brüder, die schon im Leibe der Mutter Blut miteinander gemischt hatten? Und nun gestern standest du auf und schändetest mich vor einer Versammlung von zusammengelaufenem Gesindel! So hast *du* dein Versprechen gehalten!«

Der Pfarrer stand noch immer am Pult und betrachtete seinen Bruder gleichsam aus der Ferne mit einem tiefbetäubten Blick. Ein paarmal, während der Doktor sprach, zuckte es um seinen Mund.

»Warum hast du nicht in dich gehen wollen, Paul? Beuge dich vor Christus, dann wird alles anders werden! Warum willst du fortfahren, dem Allmächtigen zu trotzen? Du redest von der Auflösung im Volk. Ja, das ist die Strafe für unsern Ungehorsam gegen Gott!«

Der Doktor erhob sich.

»Du bist krank, Johannes. Das ist deine Entschuldigung, und deswegen will ich dir noch einmal verzeihen.«

Nach einer Weile saß er in seinem Wagen und fuhr vom Pfarrhof herunter, mit einer Ahnung, daß er zum letztenmal dagewesen sei. Er hatte keinen Bruder mehr. Vielleicht würden Johannes und er, wenn einige Zeit vergangen war, wieder einen Versuch machen, zu einer Art Verständnis zu gelangen; aber er wußte kaum, ob er das wünschen sollte. Der Johannes, den er um seines reinen Herzens willen geliebt hatte, existierte doch nicht mehr für ihn. Es war dem Bruder ergangen wie so vielen seinesgleichen. Sein Götzendienst hatte ihn in einen Werwolf mit zwei Gestalten verwandelt, die so verschieden waren wie Tag und Nacht, die eine so mild und gut und hilfsbereit, wie die andere böse und rachsüchtig war. Und dieser letzten würde er nun in Zukunft wieder und wieder begegnen, wenn er Johannes aufsuchte.

Eine Woche später verkündete Amtsgerichtsmitglied und Sparkassendirektor Jörgen Mosegaard mit erhobenem Kneifer Johannes Gaardbo als den neuen politischen Abgeordneten des Kreises und brachte in singendem Ton ein begeistertes Hoch auf ihn aus. Hinterher führten die Freunde des Pfarrers ihn im Triumph durch die Stadt zu dem volkstümlichen Versammlungsgebäude, wo der Sieg gefeiert werden sollte.

An der Spitze des Zuges, wo ein Musikkorps zu gehen pflegte, schritt ein Chor singender junger Burschen und Mädchen mit einem Kreuzbanner dahin. Das waren die Mitglieder des christlichen Jugendvereins, den Pastor Gaardbo gestiftet hatte, und der Gesang war der Schlachtgesang des Vereins:

»Im Himmel ist mein Vaterland,
und Christus ist mein König!«

Als man an dem überfüllten Gasthof vorüberkam, wo die Enslevsche Partei versammelt war und sich unter großem Lärm, mit vielem Bier über die Niederlage tröstete, strömten die Leute an die Fenster und betrachteten den Zug mit einer mürrischen Mischung von Erstaunen, Neugier und Hohn.

»Enslev soll leben!« rief einer von ihnen über die Köpfe der Singenden hinweg.

Die Antwort bestand in einem Aufbrausen des Gesanges, den nun der ganze Zug mit demonstrativer Kraft anstimmte:

»Im Himmel ist mein Vaterland!«

Die dunklen Tage des Jahres waren jetzt angebrochen. Ein endloser Zug von Wolken zog Tag und Nacht über das Land hin. Woche auf Woche sickerte der Regen herab. In den Kopenhagener Geschäftsvierteln, zwischen den hohen Häusern, brannte den größten Teil des Tages Licht in den Läden und Kontoren. Die Stadt war gleichsam auf den Grund eines trüben Meeres herabgesunken, durch das die Sonne wie ein schläfriger Mond schien. Aber weder die Finsternis noch der teerschwarte Schmutz vermochten das Straßenleben zu ersticken, das sich unverdrossen unter den aufgespannten Regenschirmen und in den kotbespritzten Droschken und Straßenbahnen regte. Man konnte merken, daß man sich dem Weihnachtsfest näherte. In der innern Stadt herrschte ein Gewimmel, in den Läden ein Gedränge, in den Kontoren eine Geschäftigkeit, als wenn alle die fünfhunderttausend Kopenhagener in Bewegung gesetzt seien, um eine Stecknadel zu suchen.

Jytte Abildgaard hatte in der letzten Zeit ihre täglichen Morgenspaziergänge von der Langenlinie nach den Wegen um die Seen herum verlegt. Hier lief sie weniger Gefahr, Bekannten zu begegnen, und sie wünschte vorläufig nicht, daß man sie zusammen mit Karsten From sah, der ihr regelmäßiger Begleiter war. Trotz ihrer vielen früheren Freundschaftsverhältnisse mit Männern war dies das erstemal, daß sie sich auf eigentliche Stelldicheins eingelassen hatte. Sie war deswegen ziemlich nervös, und dies dunkle, regnerische Wetter, das die Spazierwege leer machte, kam ihr sehr gelegen. Unter dem Regenschirm und im Gummimantel fühlte sie sich auch sicherer.

Karsten From war auf seine Weise auch nicht frei von Nervosität. Er, der so glücklich sicher gewesen war, sie endlich in seinem Garn gefangen zu haben, merkte zu seinem Ärger und seiner Unruhe, daß die Rollen im Begriff waren, vertauscht zu werden. Sie war ihm zu klug, zu überlegen. Zuweilen konnte sie ihn mit einem Blick ansehen, der ein unheimliches Gefühl in ihm erweckte, als sei er durchsichtig. Und während alles dessen wuchs seine eigene Verliebtheit auf eine Weise, die seine tiefe Besorgnis erregte.

Eines Tages begann er ein wenig boshaft, sie mit ihrer Unnahbarkeit zu necken. Er sprach wieder von seiner Übereilung vor zwei Jahren und behauptete, daß sie ihm die noch immer nicht verzeihen könne.

»Noch in einer andern Welt werde ich mich der Augen erinnern, mit denen Sie mich *den* Abend anblickten. Es war Ungnade auf Lebenszeit. Ich war nur zweimal mit Ihnen zusammen gewesen, und trotzdem erkühnte ich mich, Ihnen mein Herz zu öffnen. Es war eine Überschreitung von Paragraph 3788 im Gesetzbuch der Konvenienz, das unsre allerliebsten Damen alle an den Fingern herzhählen können.«

»Wollen wir nicht von etwas anderm reden?« sagte Jytte. »Erzählen Sie mir lieber, wie Sie sich gestern abend im Theater amüsiert haben. Das Stück hat ja Erfolg gehabt.«

»Ich war nicht da.«

»Sie waren nicht da? und es war doch eine Premiere!«

»Ich wußte ja, daß Sie nicht kommen würden. Was sollte ich dann dort?«

»Unsinn!... Warum waren Sie nicht da?«

»Weil ich daheim bei mir saß und Grillen fing. Aber Sie können nicht erraten, womit ich mich beschäftigte.«

»Dann ersparen Sie mir die Mühe und erzählen Sie es mir.«

»Ich saß, weiß Gott, da und las in der Bibel. Es war sehr stimmungsvoll und feierlich.«

»Wie kamen Sie nur darauf?«

»Ach, Sie haben mir so oft meine schlechten Angewohnheiten vorgeworfen, nicht wahr? Und nun habe ich mich zu einer gründlichen Umlegung meines Lebenswandels entschlossen. Neulich ging ich hin und hörte diesen jütischen Jüngstengericht-Prediger, der zurzeit hier auftritt. Sie haben gewiß im ›Fünften Junik‹ vor ihm gelesen. Mads Soundso heißt er. Ist *das* ein Kanzelredner! Er predigt von der Hölle und dem ewigen Feuer, so daß man Gänsehaut über den ganzen Körper kriegt. Das ist was andres, als unsre geistlichen Schönredner utan svafvel och fosfor zu hören! Er nennt ohne weiteres seine Zuhörer Kinder des Teufels, und man geht mit dem entsetzlichen Gefühl nach Hause, daß einem Hörner und Schwanz gewachsen sind. Den müssen Sie wirklich hören!«

»Deswegen also saßen Sie gestern abend zu Hause und lasen in der Bibel.«

»Freilich. Übrigens habe ich immer eine geheime Schwärmerei für dieses ehrwürdige Buch gehabt. Es hat mir manch eine schlaflose Nacht verkürzt. Es sind so viele unterhaltende Erzählungen darin, zum Beispiel von Bathseba. Haben Sie die Geschichte wohl jemals mit hinreichender Aufmerksamkeit gelesen?«

Jytte hörte jetzt dem Ton an, daß das Ganze erdichtet war, und im selben Augenblick entsann sie sich auch, daß sie in den Zeitungen seinen Namen mit denen anderer Leute gelesen, die der Premiere des gestrigen Abends beigewohnt hatten. Aber sie war diese Geschichten gewohnt, die er ihr aufzubinden suchte aus lauter Freude am Mystifizieren.

»Ich glaube, ich gebe Sie heute auf,« sagte sie. »Wenn Sie in *der* Stimmung sind, ist es mir unmöglich, ein vernünftiges Wort aus Ihnen herauszubringen.«

»Ich bedauere das – aber Sie haben sicher recht. Trotz allen Jüngstengericht-Prediger – und entzückender Moralpredigerinnen – nehme ich mir die Freiheit, mit einer unverbesserlichen guten Laune durch dies Jammertal zu wandeln. Falls Sie, liebes Fräulein Abildgaard, einmal dasselbe versuchen wollten, würden Sie die erfreuliche Entdeckung machen, daß die Welt ihr Aussehen verändert. Das Paradies blüht noch immer so morgenfrisch rings um uns her, wenn wir es nur selbst wollen. Aber wir Menschen von heute sind im Begriff, die alte Weisheit zu vergessen, daß das Leben zum Genuß geschaffen ist. *Memento vivere*. Dies Wort sollte das heutige Konfirmationsgelübde ablösen.«

»Gestern waren Sie anderer Meinung.«

»Gestern. Verzeihen Sie! Das ist schon so lange her. Was habe ich denn gestern gesagt?«

»Sie sagten, Arbeit sei das einzige, was das Leben erträglich mache. Deswegen wollten Sie mit einem großen, neuen Bilde beginnen, von dem Sie sich viel

versprochen. Haben Sie das schon vergessen?«

»Mit einem Bild –?«

»Ja, es sollte kein bestelltes Porträt sein, sondern eine freie Komposition mit vielen Figuren.«

»Habe ich das wirklich gesagt? ... Ja, wenn der Wind nach Süden her umgeht, verfallende ich zuweilen in melancholische Stimmungen. Habe ich auch von meinen Vorwürfen gesprochen?«

»Nein.«

»Interessiert es Sie, davon zu hören? Ich habe nämlich mehrere.«

»Ist der eine vielleicht Sardanapal?«

»Ja, Sardanapal, von seinem Harem umgeben.«

»Danke schön, das haben Sie mir schon einmal beschrieben,« beeilte sich Jytte, ihn zu unterbrechen. »Und die andern?«

»Die andern? Lassen Sie mich einmal sehen! Ja! Da ist also Frau Bathseba und ihr königlicher Liebhaber in Fackelbeleuchtung. Auch ein ganz malerisches Motiv, nicht wahr? Es sollte eine Apotheose der Liebe werden –«

»Jetzt fange ich an zu verstehen! Also deswegen saßen Sie zu Hause und studierten die Bibel. Nein, das ist wahr, das taten Sie ja gar nicht! ... Jetzt weiß ich bald weder aus noch ein,« sagte sie und wurde wirklich ein wenig verwirrt.

Karsten From, der nach einem Zeichen von Schwäche gespäht hatte, fand die Gelegenheit zu einem neuen Angriffsversuch günstig. Vorher aber hielt er einen Augenblick mit seiner Verfolgung inne, so wie der Habicht, der eine kleine Weile auf den Flügeln ruht, ehe er sich auf die ermattete Taube herabstürzt.

»Übrigens«, sagte er, »habe ich Bathseba aufgegeben. Der Vorwurf ist ein wenig banal, nicht wahr? Und aus Sardanapal mache ich mir im Grunde auch nichts. Das Bild würde auch zu viele kostbare Modelle erfordern. Nein, mein eigentlicher Traum ist, eine Diana zu malen.«

»Was –?«

»Eine Diana. Die ewige Jungfrau der Waldtiefen und ihre Begegnung mit dem armen Aktäon. Das Bild ist mir gleichsam zur fixen Idee geworden. Aber wo soll ich ein passendes Modell für die schöne und grausame Dame finden, für ihre laubbraunen Augen und ihr geheimnisvolles Lächeln?«

Er näherte sich ihr und senkte die Stimme.

»Ich kenne nur eine, die *die* Augen hat. Aber ich wage nicht, den Namen zu nennen. Ich fürchte, wieder mit einem dieser ungnädigen Blicke gestraft zu werden ... so lebensgefährlich für einen leichtsinnigen Aktäon.«

»Dann tun Sie sicher am besten, es zu unterlassen,« antwortete Jytte trocken und zog sich ein wenig von ihm zurück.

Karsten From wurde stumm vor Ärger. Er begriff, daß er wieder einmal das Ziel verfehlt hatte. Das war ein neuer Fehlschuß.

Eine kleine Weile gingen sie beide weiter, ohne etwas zu sagen, während der Regen auf ihre Regenschirme herabtrommelte.

Aber Jytte wollte nun wissen, wie es sich mit diesen künstlerischen Plänen verhielt, von denen er beständig fabelte. Sie fragte, ob er nicht daran denke, wieder solche Bilder mit Motiven von dem Gemeindeanger zu malen, die ihm einstmals so großen Ruhm eingetragen hatten.

Anfänglich wollte er nicht antworten.

»Von dem Gemeindeanger?« höhnte er. »Den grasen ja Karl May und Konsorten ab!... Woher wissen Sie übrigens, daß ich den zuerst entdeckt habe?«

»Ich habe Ihnen ja erzählt, daß ich im Sommer mehrere von Ihren Kollegen in Skagen traf. Sie wünschten alle, daß Sie zu der Freiluftmalerei zurückkehren möchten. Sie sprachen in den höchsten Tönen von Ihren Bildern aus jener Zeit.«

»Ich bin Ihnen natürlich sehr verbunden, verehrtestes gnädiges Fräulein, daß Sie sich meiner künstlerischen Besserung ebenfalls so freundlich annehmen. Ich glaube jedoch, daß ich Ihnen abraten darf, Ihre wohlgemeinten Ratschläge bei meinen Neidern einzuholen.«

Er sagte das mit seinem gewöhnlichen ironischen Narrenlächeln, aber seine Lippen waren weiß.

Jytte hatte freilich geahnt, daß er im geheimen unter der Geringschätzung seiner Kunstbrüder litt, aber dieser bittere Ausbruch kam ihr doch überraschend, und sie bereute, was sie gesagt hatte.

Einen Augenblick später trennten sie sich. Sie waren nach Österbro zurückgekommen, und da der Regen noch immer herabströmte und gerade eine Straßenbahn vorüberkam, entschloß sich Jytte, nach Hause zu fahren.

»Man wird also das seltene Vergnügen haben, Sie heute abend beim Fest zu sehen,« sagte Karsten From beim Abschied.

»Freilich.«

»Beabsichtigen Sie denn auch am Tanz teilzunehmen?«

»Ich weiß es noch nicht. Vielleicht.«

Er zuckte die Achseln.

»Immer vielleicht!... Falls Sie sich entschließen sollten, den Saal mit Ihrer Anwesenheit zu beehren, darf dann eine so untergeordnete Person wie Ihr alleruntertänigster Diener sich der Hoffnung auf einen Tanz hingeben?«

»Vielleicht,« erwiderte sie mit einem Lächeln, indem sie ihm vom Trittbrett des Wagens Lebewohl zunickte.

Sie hatte es als Versprechen gemeint, er aber faßte die Worte und das Lächeln als eine neue geschickte Abweisung auf und entfernte sich in niedergeschlagener Stimmung.

Als er nach Hause kam, ließ er sich auf einen Lehnstuhl vor dem Kamin im Wohnzimmer nieder und gab sich ganz seiner Verzweiflung hin. Was sollte er tun? Wäre da auch nur die allergeringste Hoffnung gewesen, daß sie ihn heiraten würde, so

hätte er sich keinen Augenblick besonnen, seine Junggesellenfreiheit zu opfern, wie hoch und heilig er auch geschworen hatte, sich niemals binden zu lassen. Damals hatte er Jytte Abildgaard nicht gekannt, ahnte nicht, daß eine einzelne Frau eine so unbeschreibliche Macht über ihn gewinnen könne. Selbst der gefürchteten Fessel der Ehe verlieh sie einen ungeahnten Reiz. Aber was half das? Wohlhabende Damen von Jytte Abildgaards Art waren mißtrauisch, und seine Erfahrungen hatten ihm gesagt, daß es leichter für ihn sei, sie zu verführen als sie zu bewegen, ihn zu heiraten. Könnte er nur so weit mit ihr kommen, daß er sie ein einziges Mal küssen durfte! In der Kunst des Kusses hatte ihn die Übung zum Meister gemacht. Noch keine Frau hatte ihm standgehalten, wenn sie erst von dieser für die Unerfahrene so unschuldigen Liebkosung betört war und ihr dunkelsüßes Geheimnis kennen gelernt hatte.

Seine Haushälterin klopfte bescheiden an die Tür und sagte, daß das Frühstück angerichtet sei.

»Der Herr ist doch nicht krank?« fragte sie, als sie ihn sah.

»Ich? Nein! ... Aber mich friert. Es ist kalt hier. Legen Sie noch ein wenig ein!«

Nach dem Frühstück, als er bei dem frisch angezündeten Kaminfeuer in seinem Zimmer saß und sich mit einem Likör zum Kaffee aufkratzte, klingelte es an der Flurtür. Er hörte die Haushälterin öffnen, und dann folgte eine laute Verhandlung da draußen.

Er hatte die Stimme erkannt und schlug sich vor die Stirn.

»Zum Teufel auch!... Frau Bathseba!«

Er hatte sich aus dem Stuhl erhoben, als Frau Merck schon in der Tür zu dem Atelier stand.

»Habe ich es mir nicht gedacht! Warum läßt du dich verleugnen? Komme ich dir vielleicht ungelegen?«

»Allerdings! Ich erwarte jeden Augenblick Oberst Mynster und seine Frau. Der Oberst soll mir zum letzten Male sitzen. Ich bin also leider in Anspruch genommen.«

Sie blitzte ihn mit ihren dunklen Augen an, ging darauf hin und setzte sich auf das Sofa. Die Hände behielt sie in ihrem Muff. Auch den Schleier lüftete sie nicht.

»Darf ich um eine Erklärung bitten?« sagte sie endlich. »Du schickst mir eine Absage nach der andern. Auch am Telefon kann ich dich nicht treffen. Obgleich ich zu den verabredeten Zeiten anklinge, antwortet mir stets deine naseweise Haushälterin. Was hat das zu bedeuten?«

»Liebes Kind, ich habe dir ja geschrieben! Ich habe in diesem Augenblick so viel um die Ohren. Ich habe neue Bestellungen bekommen und muß sehen, daß ich die alten schnell erledige.«

»Aber mit Fräulein Abildgaard spazieren zu gehen, dazu hast du Zeit. Mache dir nicht die Mühe, das zu leugnen. Ich habe euch selbst gesehen. – Sage mir bitte aufrichtig: willst du sie heiraten? Denn in dem Falle will ich das Verhältnis respektieren.«

Karsten From errötete bis an die Haarwurzeln wie ein Konfirmand.

»Ach was! Wie kommst du nur darauf? Davon ist nicht die Rede.«

»Nun – die Rede ist wohl davon. Ich habe es schon als ganz bestimmt erzählen hören.«

»Auf Ehrenwort – das Gerede ist gänzlich unbegründet.«

Frau Mercks Gesicht klärte sich auf. Sie lüftete nun auch den Schleier. Lächelnd lehnte sie sich in das Sofa zurück und streichelte mit der Hand den Platz an ihrer Seite.

»Setz dich ein wenig hierher! Jetzt wollen wir vernünftig miteinander reden. Wir sind doch noch Freunde?«

Karsten From verstand die Absicht, und indem er unwillkürlich einen Vergleich zwischen ihr und Jyttes Wesen anstellte, stieg eine förmliche Wut in ihm auf gegen dies große, unregierliche Weibchen, das ihm so lange schon lästig gewesen war. Jetzt wollte er sie lossein und entschloß sich, kurzen Prozeß zu machen.

»Nun! Warum stehst du da und sagst nichts? So komm doch hierher, Mensch!«

»Verzeih einen Augenblick!« sagte er. »Ich muß Fräulein Svendsen notwendigerweise einen Bescheid geben!«

Er ging an die Tür und drückte auf den Glockenknopf.

Als die Haushälterin eintrat, sagte er zu ihr: »Wenn der Herr Oberst und seine Frau Gemahlin kommen, so führen Sie sie, bitte, *hier* herein!«

Fräulein Svendsen sah erstaunt zu ihm auf, und dann schweifte ihr Blick zu der Dame im Sofa hinüber.

»Hier herein?«

»Freilich.«

»Jawohl!«

»Ich kann nicht unhöflich gegen meine Kunden sein,« erklärte er Frau Merck, als sie wieder allein geblieben waren. »Du mußt entschuldigen, aber es geht nicht an, eine Dame wie die Oberstin in meinem Atelier warten zu lassen.«

Er sah, daß er verstanden war, und genoß die Wirkung. Ihr Gesicht war blaß geworden, und sie erwiderte kein Wort. Mechanisch nahm sie ihr Taschentuch aus dem Muff und strich sich über die Lippen, mit einer Bewegung, die an einen blutdürstigen Panther erinnerte, der sich um den Mund leckt.

»Ja, prachtvoll ist sie!« – dachte er. »Aber ich habe genug von ihr. Sie macht mich schaudern!«

Einen Augenblick später erhob sie sich und ging auf die Tür zu. Aber auf dem Wege dahin blieb sie vor ihm stehen und versetzte ihm mit der flachen Hand eine schallende Ohrfeige.

»Das hast du dafür, mein Junge!« sagte sie und stürmte mit einem erkünstelten Lachen davon.

In der Erregung des ersten Augenblicks hätte sich Karsten From fast über sie gestürzt. Aber als sie fort war, lachte auch er, und zwar mit einem Lachen, das von Herzen kam. Jetzt war er ganz sicher, sie loszusein, und gleich befreiten Vögeln stürmten feine Gedanken zu Jytte Abildgaard zurück.

II

Am Abend fuhr er nach dem »Kasino«, das in diesen Tagen an einen wohltätigen Verein vermietet war. An den vorhergehenden Abenden war hier ein Bazar abgehalten worden, und jetzt sollte das Fest mit einem Sinfoniekonzert und einem kleinen Tanz abschließen. Da Frau Berta Mitglied des Vorstandes war, hatten sie und Jytte sich einer Beteiligung nicht entziehen können.

Karsten From kam absichtlich so spät, daß das Konzert bereits begonnen hatte, als er seinen Hut und Mantel in der Garderobe ablieferte. Er wollte versuchen, sich durch eine Überlistung Gewißheit über Jyttes Gefühle zu verschaffen.

Zu dem Zweck hatte er sich nicht nur einen der vorderen Plätze in der Nähe des Orchesters gesichert, wo er sich bei solchen Gelegenheiten sehen zu lassen pflegte, sondern auch einen Stuhl im Hintergrunde einer Seitenloge genommen, der ihm als verborgener Beobachtungsposten dienen sollte. Hier ließ er sich während der Pause vor dem Scherzo der Sinfonie hinein.

Das Licht der Kronleuchter war gedämpft. Über dem großen Saal lag ein düsteres Halbdunkel. Aber er wußte ungefähr, wo Jytte und ihre Mutter sitzen würden, und er fand sie auch schnell mit seinem Opernglas. Sie saßen ungefähr in der Mitte auf einer der ersten Reihen im Parkett, Jytte in einem neuen Gewand von zarter, grünlich-grauer Farbe. Er sah, daß ihr Gesicht einen ernsten, sinnenden Ausdruck hatte, den er nicht kannte. Überhaupt machte sie einen etwas fremdartigen Eindruck auf ihn, wie sie dasaß, die Hände im Schoß, ohne zu ahnen, daß sie beobachtet wurde. Aber wie schön sie war! Sie gehörte zu den sehr wenigen Frauen, die es vertragen konnten, durch ein Schlüsselloch beobachtet zu werden. Am schönsten war sie in sitzender Stellung, weil sie einen halben Zoll zu klein war. Die klugen Augen und der sanft geformte Busen verliehen ihrer Gestalt diesen jungfrau-mütterlichen Reiz, der an eine von Murillos unschuldigen, aber sehr wissenden Madonnen erinnerten. – Jetzt lehnte sie sich auf ihrem Stuhl zurück, und mit Entzücken sah er, daß ihr Blick gleichsam voll Unruhe nach dem Eckplatz in der ersten Reihe, der leer stand, hinüberschweifte. Er hatte ihr ausdrücklich erzählt, daß er dort sitzen würde. Und nun senkten sich die Augen, der Busen hob sich. Galten ihre Gedanken ihm? Oder hatten die Elfenträume der Musik sie eingefangen? ... Es war ihm, als könnte er sein Leben dafür geben, das zu wissen!

Als die Sinfonie beendet war, wurde das Licht in die Höhe geschoben. Hinterher sollten noch ein paar Sänger auftreten. Um nicht entdeckt zu werden, verließ er schleunigst die Loge.

Es war seine Absicht gewesen, sich jetzt auf seinem Platz im Parkett zu zeigen. Statt dessen aber ging er in den langen Wandelgang vor der Restauration hinaus; und obwohl er immer wieder von den vorübereilenden Dienern angerannt wurde, die eifrig beschäftigt waren, das Büfett für das stehende Souper zu ordnen, blieb er während des letzten Teils des Konzerts da draußen. Er hatte einen entscheidenden Entschluß gefaßt und war ganz aus dem Gleichgewicht. Bei der ersten Gelegenheit wollte er in aller Aufrichtigkeit um Jytte Abildgaards Hand anhalten. Er hatte das Junggesellenleben satt.

Der Auftritt am Nachmittag mit Frau Merck hatte ihm einen endgültigen Widerwillen dagegen gegeben. Er wünschte jetzt, in geordnete Verhältnisse zu kommen und das Wohlsein des bürgerlichen Familienlebens zu genießen. In sozialer Beziehung würde es außerdem sehr viel für seine Zukunft bedeuten, wenn er in eine alte, angesehene Familie aufgenommen werden und eine Geheimrätin als Schwiegermutter bekommen könnte. Wie hochadlig sein eigenes Blut auch möglicherweise war –, er war doch in einer Entbindungsanstalt zur Welt gekommen und in einem Hinterhof aufgewachsen.

Vom Saal her ertönte Beifallsklatschen und darauf das Dröhnen des aufbrechenden Publikums. Einen Augenblick später wälzten sich Scharen von festlich gekleideten Damen und Herren durch die Türen des Theaters und füllten Gänge und Treppen. Dem Programm entsprechend sollte jetzt gegessen werden, und man stürmte die Büfets. In der nun folgenden Stunde herrschte überall das lustigste Gedränge, ein Chaos von weißen Frauenschultern und schwarzen Herrenrücken, von aufgetürmten Frisuren, geschminkten Gesichtern, spiegelblanken Glatzen, Stangenlorgnetts und Kneifern.

Erst nach längerer Zeit vergeblichen Suchens fand Karsten From Jytte und ihre Mutter drinnen in dem »kleinen Saal«, der zu einem Palmengarten mit sommerlichen Bänken und Tischen umgewandelt war. Hier war das Gedränge nicht so groß. Die Stimmung war auch weniger ausgelassen als auf den Gängen und in der Restauration. Neben der Mutter entdeckte er zu seinem Ärger Jyttes Vetter, den Professor Asmus Hagen, dessen unverschämtes Gesicht er nicht leiden konnte.

Sobald er sich im Saal blicken ließ, wurde er von einigen Bekannten eingefangen und an einen Tisch geführt, wo ein paar jüngere Damen saßen. Es war ihm nicht möglich, zu entkommen. Die Gesellschaft erregte sogar ein gewisses unangenehmes Aufsehen infolge ihrer lärmenden Munterkeit.

Jytte, die im Theater infolge seines Ausbleibens wirklich ein wenig unruhig geworden, war jetzt nicht weit davon entfernt, zu wünschen, daß er nicht gekommen wäre. Es war so lange her, seit sie ihn im Gesellschaftssaal gesehen hatte, und der Anblick wirkte verstimmend auf sie. Diese orientalischen Kratzfüße und andere Narrensposen, mit denen er sein dankbares Publikum unterhielt, waren ihr peinlich, und nicht zum wenigsten auf Grund der Anwesenheit von Mutter und Vetter. Trotzdem war sie entschlossen, ihr Versprechen, mit ihm zu tanzen, einzulösen, falls er sie auffordern würde. Sie wußte natürlich sehr wohl, was für ein Gegacker daraus entstehen würde, wenn sie sich an Karsten Froms Arm im Saale zeigte, nachdem sie mehrere Jahre keinen Fuß zum Tanz gerührt hatte. Aber die Verborgenheit, in der sie um der Mutter willen ihr Verhältnis gehalten hatte, war ihr allmählich unerträglich geworden. Dann lieber es dem Klatsch ausliefern.

Ein Herr mit einer Schärpe in den Danebrogsfarben trat jetzt in die Tür und klatschte in die Hände. Dies war das Zeichen zum Anfang des Tanzes, und es folgte ein allgemeiner Aufbruch. Der Strom kehrte in das Theater zurück, wo eine Reihe von Arbeitern in der Zwischenzeit die Stuhlreihen aus dem Zuschauerraum entfernt und den schrägen Boden mit Hilfe eines Mechanismus, der noch aus der Zeit der alten Kasinomaskeraden stammte, geradegelegt hatten. Ein paar Minuten später flog bereits das erste junge Paar zu den brausenden Tönen des Champagnergalopps durch den Saal, während sich die Logen oben und unten mit Zuschauern füllten.

In diesem Augenblick schritt Karsten From mit seinen langen, katzenleichten Schritten auf Jytte zu, blieb ehrerbietig in einiger Entfernung stehen und verbeugte sich.

Jytte erhob sich.

»Aber Kind!... Willst du tanzen?« rief die Mutter mit wildentsetzten Augen und hielt sie am Kleide zurück.

»Ja, ich habe Lust, zu versuchen, ob ich es noch nicht vergessen habe. Bleibe du aber ruhig sitzen, Mutter. Ich bin gleich wieder hier, und dann gehen wir wohl nach Hause?«

Karsten From war selbst ebenso verwundert. Er hatte sich nur verbeugt, um einen erlaubten Vorwand zu haben, sich ihr zu nähern.

»Ich bin ganz verwirrt vor Wonne!« sagte er auf dem Wege zum Ballsaal. »Träume ich, oder bin ich wach? Sie wollen mir wirklich die Ehre erweisen, mit mir zu tanzen?«

»Ich habe es ja versprochen.«

Beim Eingang zum Saal wurden sie von einem der Ballordner angehalten, der sie höflichst ersuchte, bis zum nächsten Tanz zu warten, da das Gedränge augenblicklich zu groß sei. Er wies ihnen Sitzplätze an der Wand an, wo ein Teil von den Stuhlreihen des Theaters angebracht war, und hier setzten sie sich so weit zurück, daß sie einigermaßen unbemerkt sein konnten.

Seiner Gewohnheit gemäß begann Karsten From, Jytte Komplimente über ihre Toilette zu sagen, aber als er eine kleine ungeduldige Falte zwischen ihren Brauen entdeckte, hielt er sofort inne und ärgerte sich über seine Dummheit. Er vergaß beständig, daß sie nicht so war wie andere, daß sie namentlich ganz unzugänglich für Schmeicheleien war. Er hatte einmal geglaubt, daß sie aus Koketterie so außerordentlich gleichgültig in bezug auf ihr Äußeres sei und jede Toilettenkunst verschmähte, zum Beispiel den Pariser Absatz unter dem Schuh, der den fehlenden halben Zoll an ihrem Wuchs erstattet haben würde. Jetzt kannte er sie besser. Sie war zu stolz, um gefallen zu wollen, zu keusch, um locken zu wollen. In ihrem unbefangenen Blick lag keine schlaue Berechnung. Ihr Lächeln, das so spöttisch, aber auch so voll Süße sein konnte, war nicht Komödienspiel, wie so viele annahmen, sondern eine ganz unbewußte Ausstrahlung ihrer innersten Natur, ihrer lockenden geheimnisvollen Frauenseele.

»Wollen Sie mir, bitte, sagen,« fuhr er dann in herabgestimmtem Tone fort, »habe ich mich heute abend versündigt? Sind Sie unzufrieden mit mir? Es war mir, als konnte ich Ihnen das ansehen, als Sie da drinnen mit Ihrer Mutter saßen. Habe ich etwas Verkehrtes getan?«

»Wenn Sie es absolut wissen wollen, so erstaunt es mich, daß Sie Lust haben, immer als Vergnügungsrat für alle Menschen aufzutreten, Es kleidet Sie meiner Ansicht nach gar nicht.«

Karsten From schlug den Blick nieder und schwieg eine kleine Weile.

»Natürlich – Sie haben recht wie immer, und ich will versuchen, mich zu bessern. Aber Sie dürfen nicht schelten. Ich habe mich so unbeschreiblich darauf gefreut, Sie zu sehen. Was sollen wir unglücklichen Menschen auch tun? Falls ich in einen

Gesellschaftssaal käme und versuchen wollte, ganz natürlich zu sein ... so würde ich ein Gefühl haben, als hätte ich keine Kleider am Leibe, und das ist doch eine höchst unangenehme Empfindung. Und außerdem ... was tun Sie selber, liebes Fräulein Abildgaard? Was tun alle unsere Mitgeschöpfe? Nehmen wir nicht alle aus Schamhaftigkeit eine mehr oder weniger durchsichtige Maske vor das Gesicht? Niemand will sich der Welt so zeigen, wie der liebe Gott ihn geschaffen hat. Und kann man einem das im Grunde verdenken? Wie sagt nicht der weise Salomon? Kein Mann entblößt sich außer vor der Geliebten. Das Leben ist eine große Maskerade. Sie, liebstes Fräulein Abildgaard, haben sich als Vestalin verumumt, was ich mit Ihrer freundlichen Erlaubnis eine vortreffliche Idee nennen will. Ich selber bin weniger glücklich in meiner Maskierung gewesen – das räume ich bereitwilligst ein. Für mein bürgerliches Ansehen würde es besser gewesen sein, wenn ich mich zum Beispiel als ernster Mann mit einem bekümmerten Professorenblick unter dem Schlapphut kostümiert hätte. –«

Er entdeckte von neuem die kleine ungeduldige Falte zwischen Jyttes Brauen und hielt augenblicklich inne. Nun hatte er wieder den Mund überlaufen lassen. Diese verdammte Angewohnheit!

Um jetzt von dem Thema fortzukommen, begann Jytte vom Konzert zu sprechen und fragte ihn, warum er es nicht angehört habe. Ihm sei ein großer Genuß entgangen, sagte sie.

Er schüttelte den Kopf und erwiderte, er habe nicht den Mut gehabt, sich einzufinden.

»Was soll das heißen?«

»Ich wußte ja, daß Sie da wären.«

»Nun – und was dann?«

»Ich fürchtete, Skandal zu machen.«

Sie sah ihn an.

»Ich verstehe kein Wort davon.«

»Nein, das tun Sie natürlich nicht, und das Ganze ist ja auch völlig gleichgültig, darum sollen Sie mich auch nicht weiter fragen.«

»Jetzt machen Sie mich ja nur neugierig. Warum sind Sie nicht gekommen?«

»Das habe ich Ihnen ja gesagt. Ich war bange.«

»Bange? Vor wem?«

»Vor mir selbst! ... Was würden Sie gesagt haben, Fräulein Abildgaard, falls ich mitten während eines Pianissimo von meinem Stuhl aufgesprungen wäre und gerufen – nein, in den Saal hinausgeschrien hätte, daß –«

Er hielt inne und beugte sich vornüber, als wolle er den Satz nicht vollenden. Dann aber wandte er ihr sein Gesicht langsam zu und sagte: »Daß ich Sie liebe!«

Mit Jubel sah er, wie eine warme Welle durch ihr Gemüt wogte. Ihr Hals und ihre Wangen glühten. Vergebens bemühte sie sich, ihre Verwirrung mit einem spöttischen Lächeln wegzutäuschen. Und wirklich fühlte Jytte in diesem Augenblick das

Hoffnungslose, sich noch länger von ihrer Verliebtheit fortzulügen oder zu versuchen, ihr zu entfliehen.

Im selben Augenblick kam der Tanzordner zu ihnen und machte sie darauf aufmerksam, daß jetzt ein neuer Tanz beginne, und obwohl Jytte die Lust zu tanzen verloren hatte und sich wünschte, daß sie gehen könne, war sie nun doch gezwungen, sich im Saal zu zeigen.

Es war einer der modernen Walzer, der weniger ein Tanz ist als ein graziöses wiegendes Wandeln, ein schmachtendes Hinschreiten zu gedämpfter Musik, das einer Fortsetzung der Unterhaltung nicht hinderlich ist. Karsten From versuchte sich mit einer Art Entschuldigung wegen seiner erneuten Offenherzigkeit, aber Jytte hörte ihn nicht an. Sie war vorläufig zu aufgereggt und fühlte sich außerdem peinlich berührt durch den Gedanken an die vielen weit aufgesperrten Augen ringsumher in den Logen und an den Klatsch, der jetzt geschäftig sein Werk begann. Vor allem aber dachte sie an ihre arme Mutter, die vor Kummer vergehen würde. Und doch waren da Augenblicke, wo sie das alles vergaß über dem Druck des Armes, der um ihre Taille lag, und über seinen dunkelblauen Augen, die sie nicht sah, deren vertraulichen Blick sie aber während des Tanzes wie ein brennendes Durchrieseln fühlte.

Nachdem sie zweimal im Saal herum getanzt waren, hielt sie inne und verlangte, fortzukommen. Ihr Wesen begann Karsten unruhig zu machen. Sie hatte noch kein Wort zu ihm gesagt. Auch auf dem Wege durch die Gänge konnten sie infolge der vielen Menschen nicht miteinander sprechen. Und nun tauchten Frau Berta und der Professor am Ende des Basarganges auf. Frau Berta war unruhig geworden über ihre lange Abwesenheit, und Jytte eilte schnell auf sie zu, um die Ursache zu erklären.

»Wir konnten nicht zum Tanzen kommen. Der Saal war ganz überfüllt. Aber jetzt fahren wir nach Hause, Mutter, nicht wahr?«

Frau Berta bat ihren Neffen, ihnen einen Wagen zu verschaffen.

Während der Professor fort war, begleitete Karsten From die Damen nach der Garderobe. Ängstlich bewegte er sich um Jytte, um die Erlaubnis zu erhalten, ihr den Abendmantel anzuhelfen, und hinterher begleitete er sie zum Wagen, in der Hoffnung auf ein Zeichen von Gnade oder auf alle Fälle von Verzeihung.

Jytte verstand das sehr wohl, aber die Augen der Mutter ließen sie nicht eine Sekunde los, und sie mußte sich mit einem nichtssagenden Händedruck von ihm verabschieden.

Karsten From kehrte mutlos in den Ballsaal zurück. Es war seine Absicht, sich in den Wirbel zu stürzen, um sich über die Niederlage zu trösten, die er abermals erlitten zu haben glaubte. Aber auf halbem Wege kehrte er um. Er wollte nach Hause.

Einen Augenblick später fuhr er in verzweifelter Gemütsverfassung vom Fest fort.

III

Am folgenden Morgen wurde Jytte mit der ersten Post ein Brief ans Bett gebracht. Sie ahnte sofort, daß er von Karsten From sei. Die Anfangsbuchstaben seines Namens standen auch in Gold auf dem Briefumschlag gedruckt. Es währte eine Weile, ehe sie sich entschließen konnte, ihn zu öffnen. Sie fürchtete, daß sein Ton sie verletzen könnte, und sie war schon im voraus sehr niedergedrückt nach einer schlaflosen Nacht.

Gleich nach ihrer Heimkehr am vorhergehenden Abend war sie zu Bett gegangen, damit die Mutter sie nicht über ihr Verhältnis zu Karsten From ausfragen sollte. Aber die ganze Nacht war sie von den Augen der Mutter verfolgt worden. Mit einem zum Tode betrübten Blick hatten sie sie aus der Dunkelheit angestarrt, so daß sie weinen mußte. Ja, welch ein traurig und unwürdig Ding war doch die Liebe eines Menschen! Obwohl sie gründlich Bescheid über das Leben wußte, das Karsten From geführt hatte, konnte sie nicht umhin, sie mußte ihn lieb haben. Selbst sein Verhältnis zu Frau Merck hatte sie nur noch widerstandsloser seinen Nachstrebungen gegenüber gemacht. – Sie mußte daran denken, was sie so oft von Müttern hatte sagen hören, daß sie die Liebe zu ihren Kindern um so stärker empfänden, je mehr Kummer sie ihnen bereiteten. So trieb ein unbarmherziger Gott sein Spiel mit Menschenherzen! In diesem Augenblick wußte sie kaum, welches Gefühl das stärkere in ihr war, die Zärtlichkeit, die sie für ihn empfand, oder der Haß gegen die Frauen, die ihn früher besessen hatten.

Jetzt las sie den Brief, und es zeigte sich, daß sein Ton weit natürlicher und aufrichtiger war, als sie erwartet hatte, und doch wirkte er sonderbar. Er war augenscheinlich in einer erregten Gemütsstimmung geschrieben und trug den Charakter einer Beichte.

»Mein Unglück ist, daß ich Sie nicht schon längst kennen lernte. Ich will nicht deklamieren, aber Sie dürfen mir glauben, wenn ich Sie versichere, daß ich erst jetzt weiß, was es heißt, jemand zu lieben. Ehe Sie mich verurteilen, denken Sie daran, wie ich der wurde, der ich bin! ... In meiner Kindheit, als ich als Waise in vielen fremden Häusern untergebracht wurde, gewöhnte ich mich früh daran, meine Freuden auf der Straße zu suchen. Das nährte meine Menschenverachtung und zugleich mein Mißtrauen zu anderm Glück als dem Genuß des Augenblicks. Erst als ich Sie kennen lernte, habe ich mich selbst und die Leere meines bisherigen Lebens verstanden, und ich flehe Sie an, mir Ihre Güte zu bewahren und zu glauben, daß es meine ernste Absicht ist, mein Leben zu ändern in der Hoffnung, mich einstmals Ihrer Freundschaft würdig erzeigen zu können. Sie müssen mir auch fernerhin gestatten, Sie zu sehen und mit Ihnen zu sprechen. Ich werde Sie morgen an der gewohnten Stelle suchen, und Sie werden mir nicht den Kummer bereiten, fortzubleiben. Ich habe Ihnen so viel zu sagen.«

Als Jytte dies Selbstbekenntnis zum zweitenmal zu Ende gelesen hatte, drückte sie überwunden den Brief an ihr Herz. »Ja, mein Freund, ich komme! Ich komme!« – Was sie dunkel geahnt hatte, seit sie ihn zum ersten Male gesehen, das wußte sie jetzt. Er war der »Zwillingsbruder«, auf den sie so viele Jahre gewartet hatte. Sie waren von Ewigkeit an füreinander bestimmt wie alle andern Geschöpfe der Erde, die lieben – zwei einsam umherflatternde Nachtschwärmer, die sich bei Sonnenuntergang begegnen und

sich vereinen, ehe die Nacht sie wieder trennte – beide mit demselben friedlosen Dämmerungssinn geboren, der das Licht floh und dem vor der Finsternis graute.

Als sie den Vorhang aufzog, sah sie mit Verzweiflung, daß es in Strömen goß. Außerdem stürmte es so, daß die Leute den Regenschirm wie einen Schild vor sich halten mußten, damit er nicht umkippte. In einem solchen Wetter konnte sie nicht von Hause fortgehen, ohne den Verdacht der Mutter zu erregen.

Während der folgenden Stunde trat sie jeden Augenblick ans Fenster, in der Hoffnung, daß sich das Wetter gebessert habe, und als die Zeit sich näherte, wo sie spazieren zu gehen pflegte, steigerte sich ihre Angst, daß er ihr Ausbleiben mißdeuten könne.

Im letzten Augenblick fiel ihr der Ausweg ein, ihm von einem Geschäft aus zu telefonieren. Schnell zog sie ihren Regenmantel an und erklärte der Mutter, die im Wohnzimmer saß, sie müsse zum Buchhändler hinüber und etwas Briefpapier kaufen.

Er erkannte sofort ihre Stimme im Telephon und sagte: »Darf ich wirklich glauben, daß Sie es sind?«

»Ja, ich habe verhindern wollen, daß Sie hinausgingen und sich in dem schrecklichen Wetter erkälteten.«

»Ich habe mich gerade fertiggemacht. Ich finde nicht, daß das Wetter so schlimm ist.«

»Ja, ich bleibe heute zu Hause.«

»Wann werde ich Sie dann sehen?«

»Morgen, denke ich!«

»Aber es ist so schrecklich lange hin bis morgen.«

Das fand auch Jytte, jetzt, wo sie sich ihm so nahe fühlte. Sie wußte wieder Rat. Ihre Mutter würde heute abend auf der Geburtstagsgesellschaft einer alten Freundin in Frederiksberg sein. Da konnte sie ins Theater gehen, ohne daß ihr irgendwelche Begleitung aufgezwungen wurde, und so verabredeten sie denn, daß From sie nach der Vorstellung draußen vor dem Seiteneingang erwarten und nach Hause begleiten solle.

Am Nachmittag, als das Wetter besser wurde, ging sie in die Stadt und machte einige Besorgungen, um sich die Zeit zu vertreiben. Auf dem Heimwege hatte sie ein kleines Erlebnis. Sie kam mit der Straßenbahn vom Rathausplatz, und bei Højbro stieg ein Herr in den Wagen und setzte sich neben die Tür. Es war Pastor Gaardbo.

Sie hatte schon früher einmal das Unglück gehabt, hier in Kopenhagen auf ihn zu stoßen. Es war im »Magazin du Nord« gewesen. Er hatte an einem Ladentisch in einiger Entfernung von ihr gestanden und sie angestarrt, ohne sie zu grüßen. Es war ganz klar, daß er sich beleidigt glaubte. Sein Blick war ein Donnerkeil gewesen.

Obwohl sie mit abgewandtem Gesicht dasaß, fühlte sie auch jetzt während der ganzen Zeit seinen Blick auf ihr ruhen. Aber sie empfand jetzt nichts weiter dabei als ein rein körperliches Unbehagen. Der tiefe Unwille ihres Innern gegen diesen Mann verwandelte sich in Wonne darüber, daß doch nicht er es war, bei dem sie mit ihrer Liebe gestrandet war.

Um nicht an ihm vorübergehen zu müssen, stieg sie schon am Kongens Nytorv aus, wo die Tür zu der vorderen Plattform des Wagens geöffnet wurde. Während Pastor Gaardbo durch die Bredgade weiterfuhr, ging sie durch die Store Kongensgade nach Hause.

Am Abend im Theater saß sie drei Stunden in sich selbst versunken da, während ein lachlustiges Publikum sich ringsumher ergötzte. Sie hatte einen Platz im Hintergrund des Saales gewählt, und müde, wie sie war von der Gemütsbewegung der letzten Tage, verfiel sie in einen schlummerähnlichen Zustand, in dem sie nicht viel von dem auffaßte, was auf der Bühne vorging. Nachdem sie sich überzeugt hatte, daß Karsten From nicht im Theater war, worüber sie sich freute, saß sie den übrigen Teil des Abends mit dem Operngucker im Schoß da und sammelte sich zu der großen Begegnung. Und so machtlos sie in ihrem halbträumenden Zustand ihren Stimmungen gegenüber war, die wie lose Segel flatterten, bald vor Sehnsucht schwellen, bald wieder zusammenfielen in der alten Angst vor allen Entscheidungen – im innersten Innern war sie ruhig und fest entschlossen.

Als sie nach Beendigung der Vorstellung aus dem Theater kam, fand sie Karsten From schon an der verabredeten Stelle. Sie reichten einander die Hand, und um nicht in den Schwarm vor dem Haupteingang zu gelangen, gingen sie durch den überdeckten Gang hinter dem Theater. Es war stilles Wetter und Mondschein. Auf dem ganzen Wege bis zur Dronningens Tvärgade wechselten sie nur einige Bemerkungen über die Vorstellung und das Publikum. Auch in der Beziehung glichen sie einander, daß sie gleich hilflos waren, wo es sich darum handelte, ihren Gefühlen einen natürlichen Ausdruck zu verleihen. Nach ein paar vergeblichen Anläufen, feierlich zu erscheinen, gab Karsten From den Versuch auf, und Jytte konnte sich ihrerseits nicht entschließen, seinen Brief zu erwähnen, obgleich sie sehr wohl bemerkte, daß er das erwartete und unruhig in ihrem Gesicht nach einem Urteil spähte.

Er schloß ihr die Haustür auf und ging auch mit hinein.

»Wann darf ich Sie wiedersehen?« fragte er da drinnen im Halbdunkel.

»Morgen vormittag.«

»Aber, falls es wieder solch Wetter wird wie heute?«

»So komme ich trotzdem!«

Er küßte ihre Hand und führte sie an sein Herz, und als sie keinen Widerstand leistete, legte er ruhig seinen Arm um sie.

»Dann ist es also wirklich wahr? Sie haben mich ein wenig lieb?«

Seine Lippen berührten ihre Stirn und Wangen, schließlich auch ihren Mund. Sie ließ es geschehen. Mit geschlossenen Augen gab sie sich seiner sanften Liebkosung hin.

Aber nun hörten sie Stimmen droben auf der Treppe, und Jytte eilte hinauf, indem sie ihm mit der Hand winkte.

IV

Am folgenden Tage wurden Jytte und Karsten darüber einig, ihre Verlobung zu veröffentlichen, sobald Jytte mit ihrer Mutter gesprochen hatte. Aber noch am Nachmittag hatte sie keinen Mut zu dem Geständnis gefaßt. Sie saß in der Dämmerung in ihrem eigenen Zimmer und ließ den Kopf schwer auf der Hand ruhen. Unten von der Straße her tönte das Geklingel der Straßenbahnen, und der Widerschein der Lichter da draußen flackerte unruhig an der Decke und den Wänden hin wie Irrlichter.

Der Tag war voller Glück gewesen. Trotz des Regens waren sie und Karsten anderthalb Stunde auf den gewohnten Wegen spazieren gegangen. Karsten hatte den Regenschirm über sie gehalten, und sie waren Arm in Arm gegangen, während sie wie andre Brautpaare bald scherzten und lachten, bald vernünftig über die gemeinsame Zukunft sprachen.

Und doch gab sie sich keinen Illusionen hin. Die Überzeugung, die seit ihrem siebzehnten Jahre in ihr Wurzel gefaßt hatte, daß, wenn sie sich der Liebe hingab, sie sich auch dem Unglück und dem Tode weihte – die war sie nicht losgeworden. Wieder und wieder sagte sie sich selbst, daß es töricht wäre, an ein ewigwährendes Glück zu glauben. Früher oder später würde es auch ihr beschieden sein, als zerzaustes Huhn dazusitzen und ihre Schande unter wohlherzogenen Mienen zu verbergen, oder sich zu Tode zu trauern im Schutz eines trotzigem Lachens, wie die arme Kitty. Aber sie tröstete sich damit, daß es nicht anders geworden sein würde, wenn sie sich in einen andern Mann als Karsten From verliebt hätte. Nicht einmal, wenn es Torben Dihmer gewesen wäre. In dem Fall würde nur sie selbst diejenige gewesen sein, die das Unglück durch ihren unmöglichen Sinn über sie beide herabgerufen hätte. Jetzt führte sie wenigstens keinen andern ins Verderben.

Ach, Torben Dihmer! Unter den Männern, von denen sie sich durch ein Mißverständnis auf dem Wege ihrem Schicksal entgegen hatte aufhalten lassen, war er der einzige, an den sie nicht ohne einen schmerzenden Stich im Herzen denken konnte, und doch wußte sie jetzt klarer denn je, daß sie ihn niemals geliebt hatte. In ihrer frühesten Jugend hatte sie für seine männliche Gestalt geschwärmt. Die Sicherheit, die stets in seiner Nähe über sie kam, die Aufrichtigkeit seines Händedruckes und die Wärme seiner Stimme hatten sie zur Verzweiflung darüber getrieben, daß sie ihn doch nicht so liebte, wie sie es gern wollte. Nie hatte sie sich an seiner Seite willenlos umspannt gefühlt von dem dunklen, wilden Zauber, der die Liebe war.

Aber trotz aller trüben Gedanken, die gleich Aasgeiern über ihrem Glück kreisten, mußte sie oft lächeln, wenn sie daran dachte, wie sie sich zuweilen hatte davor fürchten können, daß der blinde Trieb der Selbsthingebung, der das Glück oder das Unglück andrer Frauen schuf, in ihr schon verblüht sei, Samen geschossen hatte wie eine armselige, schwüle Neugier gegenüber dem großen Mysterium des Lebens. Vor nichts hatte sie sich mehr geängstigt, als daß sie ihre Tage als heiratstolle alte Jungfer enden könne, die gleich den Eunuchen, von denen man las, von einem Liebeshunger verzehrt wurde, der nie befriedigt werden konnte. Sie war in der Beziehung jetzt beruhigt. Jetzt wußte sie auch, was für eine Empfindung es war, in einem Kuß zu vergehen! ...

Plötzlich erhob sie den Kopf. Sie hörte die Mutter ins Wohnzimmer kommen und die Lampe anzünden.

»Arme kleine Mutter, die noch nichts weiß!«

Nach einer Weile erhob sie sich und ging hinein. Nur die rote Schirmlampe war angezündet. Die Mutter saß auf dem Sofa hinter dem Tisch. Gegen ihre Gewohnheit saß sie mit müßigen Händen, fast als ob sie dagesessen und auf die Unglücksbotschaft gewartet habe.

Als Jytte neben ihr niederglitt, wandte die Mutter das Gesicht nach ihr um mit einem fragenden Ausdruck, der ihren Herzschlag stocken machte.

»Mutter!« sagte sie und ergriff ihre Hand. »Ich habe dir etwas zu sagen. Ich weiß, es wird dich betrüben, aber es läßt sich nichts dabei machen. Ich habe mich mit Karsten From verlobt.«

Frau Berta starrte sie unverwandt mit ihrem eigentümlich erloschenen Blick an, ohne etwas zu sagen.

»Nimm es nur nicht so schwer, liebe Mutter! Du siehst ja, daß ich selbst froh bin. So küß mich doch und wünsche mir Glück!«

»Dann ist es also wahr?«

»Ja.«

»Willst du dich denn selbst ins Unglück stürzen, Kind? ... Aber es *kann* nicht wahr sein! Ein Mensch wie Karsten From —«

Jytte schloß den Mund der Mutter mit ihrer Hand.

»Ich weiß alles, was du sagen willst. Du kannst ihn nicht leiden, das hast du mir oft genug gesagt. Aber du kennst ihn nicht. Er ist ganz anders, wie du und alle glauben. Übrigens hast du früher einmal gesagt, du würdest mit jedem Schwiegersonn zufrieden sein, mit dem ich käme, wenn ich nur selbst glücklich wäre.«

»Wie lange, glaubst du, daß dies Glück währen wird?«

»Wie kann man das sagen? Wußtest du das so sicher, als du dich mit Vater verlobtest?«

»Ja.«

Jytte wandte sich ab und schwieg.

Frau Berta zog nun einen Brief aus der Tasche und glättete ihn.

»Lies das da! ... Ich erhielt es heute morgen.«

Der Brief, der mit verstellter Handschrift geschrieben war, duftete nach Verveine. Da stand:

Liebe Frau Geheimrat!

Ob Sie wohl wissen, worüber alle Welt redet, daß Ihre Tochter Karsten Froms Geliebte geworden ist? Ich gratuliere!

Eine Freundin.

Jytte war sich sofort klar darüber, daß der Brief von Frau Merck stammte, deren Parfüm sie außerdem wiedererkannte. Sie las den Brief mit heimlicher Wonne wie eine Siegesnachricht. Sie sagte sich selbst, daß diese Rache ihr erster Triumph über Karsten Froms Verderber war.

»Ich habe dir den Brief nicht zu lesen gegeben, weil ich dir mißtraue,« sagte die Mutter. »Aber ich fand, du solltest wissen, wie man über dich redet.«

»Ich habe dir schon früher gesagt, Mutter – ich kann mich nicht daran kehren, was die Leute sagen. Die Wahrheit ist es doch nie.«

Statt zu antworten; begann Frau Berta von Torben Dihmer zu reden. Sie fragte Jytte, ob sie wisse, daß er jeden Tag zurückerwartet werden könne.

»Aus welchem Grunde fragst du mich danach? Falls du dir Hoffnungen machst, Mutter, will ich dir doch sagen, daß sie völlig zwecklos sind.«

»Ach nein, – das sind sie wohl leider. Aber du sollst doch wissen, wie ich darüber denke. Ich glaube, daß du dich damals auf deine krankhafte Weise aus deiner Liebe zu einem guten und ehrlichen Manne, der dich liebte, herausgegrübelt hast, so wie du dich jetzt in dies Verhältnis zu einem ... einem Menschen hineinphantasiert hast, der dich nur mißbrauchen wird.«

»Mutter, jetzt, glaube ich, hören wir lieber auf! Ich sage dir, du kennst Karsten nicht, und deswegen beurteilst du ihn so, wie du es tust.«

»Nein, ich kenne ihn nicht, und ich sage dir, mein Kind, ich werde niemals Herrn From als meinen Schwiegersohn anerkennen.«

Jytte erhob sich.

»Ja, dann mußt du es sein lassen, Mutter!«

Sie trat ans Fenster, wo sie stehen blieb und in das Getriebe der jetzt ganz abendlichen Straßen hinabsah. Und es wurde totenstill in dem alten Zimmer mit den schweren Mahagonimöbeln, in denen sich das dunkelrote Lampenlicht trübselig spiegelte.

Endlich sagte Frau Berta:

»Einstmals hatte ich drei Kinder, Jytte! Wo Helge seine letzte Ruhestätte fand, weiß niemand von uns.

Aber Ebbe liegt mit Schande in seinem Grabe.«

Jytte wandte sich entsetzt ab.

»Mutter!«

»Ja, hier soll nichts ungesagt bleiben! Aber auch das sollst du wissen, daß ich mich selbst am meisten anklage, weil ich dir und deinen Brüdern eine schwache und schlechte Mutter gewesen bin ... Meine alte Großtante Christine hat recht bekommen. Ich wollte nicht mit Tränen säen. Nun ernte ich meine Strafe.«

Sie erhob sich mit Mühe und ging in ihr Zimmer. Jytte sah ihr mit einem schwermütigen Blick nach.

V

Als Professor Asmus Hagen am nächsten Tage bei seinem Frühstück saß, brachte ihm der Diener eine Visitenkarte.

»Es ist der Herr, der gestern hier war und seinen Namen nicht nannte. Soll ich den Herrn hereinführen?«

Der Professor besah die Karte, und ohne zu antworten, erhob er sich in freudiger Überraschung und eilte, die Serviette in der Hand, auf den Flur hinaus. Ja, da stand er wirklich!

»Endlich! – Du vielgereister Odysseus. Du hast allerdings die Geduld deiner Freunde sehr auf die Probe gestellt! Komm jetzt aber herein! Ich sitze gerade beim Frühstück. Du hast hoffentlich noch nicht gegessen.«

»Freilich – längst, aber ich kann mich zu dir setzen, um dir keine Zeit zu nehmen. An dem Schild da draußen sah ich, daß du in einer halben Stunde Sprechstunde hast. Wir können dann plaudern, während du ißt.«

»Ein Glas Wein wirst du doch trinken,« sagte der Professor, als sie sich gesetzt hatten. »Ich habe einen ganz leichten Madeira, davon kannst du ein Gläschen trinken, ohne daß es dir schadet. Ich übernehme die Verantwortung.«

»Danke, die Verantwortung behalte ich mir lieber selbst vor, und ich bin nicht im geringsten ängstlich.«

»Dazu hast du auch sicher gar keinen Grund. Du siehst ja aus wie der farnesische Herkules! Laß mich jetzt hören. Wann bist du gekommen?«

»Vor drei Tagen. Ich habe dich übrigens schon mehrmals aufgesucht, daher komme ich zu einer so ungelegenen Zeit. Aber ich wußte also, daß du jetzt zu treffen seiest.«

»Ja, ich arbeite wie ein Pferd! ... Aber laß mich nun einmal hören. Du mußt ja eine Menge zu erzählen haben. Ich habe dir mehr als einmal einen neidischen Gedanken hier von dieser Treitmühle aus nachgesandt.«

»Ein klein wenig von der Welt habe ich ja freilich gesehen. Ich bildete mir ein, daß ich in der Beziehung etwas zugute hätte. Aber meine Neugier ist jetzt völlig befriedigt, und ich freue mich, wieder daheim zu sein.«

»Dann also willkommen!« sagte der Professor und hob sein Glas, um mit Torben Dihmer anzustoßen. »Ich glaube, du bist zu einem glücklichen Zeitpunkt gekommen. Ich weiß nicht, wie weit du den unglücklichen Gang der Dinge hier zu Hause verfolgt hast, aber so viel weißt du doch sicher, daß unsere politischen Verhältnisse sich in völliger Auflösung befinden. Wir stehen wahrscheinlich vor großen Ereignissen.«

»Ich habe es gesehen. Ich fand sowohl in London als auch in Berlin dänische Zeitungen. Ein wenig aus der Sache heraus bin ich aber doch gekommen, zum Beispiel, was ist das für ein Pastor Vestrup, dessen sich ›Der Fünfte Juni‹ so warm annimmt? Das ist doch nicht etwa –«

»Ja! Das ist wirklich dein dicker Freund und ehemaliger Seelsorger. Das ist ›Dreckmads‹ in höchsteigener Person. Lieber Freund, weißt du denn das nicht! Er ist die neueste Belustigung der Stadt, und der gräßliche Kerl ist im Begriff, ein wahrer Prophet des Herrn für die Kopenhagener zu werden.«

»Aber ich begreife nicht. Wie kann ›Der Fünfte Juni‹ –«

»Ich sage dir, daß wir uns im Augenblick in der wildesten Anarchie befinden. Tyrstrup hat sich mit der Geistlichkeit verbunden, und als Gegenzug stellt nun Enslev diesen ausgestoßenen Sündenbock mit einem Märtyrerglorienschein um die Hörner dem Volk vor. Übrigens ist der Mann ja gewissermaßen ein Aufrührer. Mit dem Heldenmut des Ignoranten geht er auf seine früheren Amtsbrüder los und schlägt ihnen die Bibel ins Gesicht. Enslev hat wieder seine taktische Meisterschaft bewiesen. Übrigens wird in der allernächsten Zeit eine Generalverhandlung im Reichstag erwartet. Dann bekommen wir wahrscheinlich neue Wahlen – und einen günstigeren Augenblick, auf dem Schauplatz aufzutreten, kannst du dir nicht wählen. Du kommst mit frischen Erfahrungen von beiden Seiten des Atlantischen Ozeans heim, und wir bedürfen offenbar vor allen Dingen neuer Impulse. Tyrstrup und die andern politischen Dilettanten, von denen wir augenblicklich regiert werden, haben die Selbstregierung in Mißkredit gebracht. Mit Enslev ist nicht mehr zu rechnen. Er ist verbraucht. Falls du mir versprechen willst, zu schweigen, kann ich dir anvertrauen, daß er kaum den Winter überleben wird. Tyrstrup ist und bleibt unpopulär. Überall wartet man auf den neuen Mann, den wirklichen Staatsmann, der das gekränkte Staatsschiff wieder auf den rechten Kiel bringen soll.«

Torben Dihmer, der zurückgelehnt dasaß, die Arme auf dem Tisch und die Hände um sein Glas, sagte nach einer kleinen Pause:

»Den Tag wirst weder du noch ich erleben, Asmus!«

»Was soll das heißen?«

»Ich glaube – um im Bilde zu bleiben –, daß wir uns auf einem Seelenverkäufer befinden, der eines schönen Tages mit Mann und Maus zugrunde geht. Und das kann keine menschliche Macht verhindern. Ich finde es im Grunde ganz vernünftig, daß Tyrstrup jetzt die Männer der Kirche ans Ruder kommen läßt. Wenn ihr Ärzte einen Patienten aufgegeben habt, überlaßt ihr ihn ja auch willig dem Trost der Geistlichkeit und dem übrigen Begräbniswesen.«

»Das klingt nicht ermunternd. Willst du mir nicht einmal ganz bilderlos erklären, was du meinst?«

»Ach nein! Das will ich lieber lassen. Es ist – wie du sagst – kein erfreuliches Thema. Heute hast du auch keine Zeit, mich anzuhören. Nach etwas möchte ich dich allerdings noch fragen. Ich habe zufällig von dem Unglück gehört, das deinen Bruder betroffen hat. Verhält sich die Sache wirklich so?«

»Ja leider! Es verhält sich so!«

»Und Storeholt ist verkauft worden?«

»Ja, er hat alles verloren. Auch den Reichstagsitz, bei dem er in Wirklichkeit sein Vermögen zugesetzt hat.«

»Weißt du was, Asmus, es wundert mich, daß du nach dem Erlebnis so eifrig sein kannst, auch mich in den Hexenkessel der Politik zu stecken.«

»Nein, jetzt hör aber einmal! Du willst dich doch nicht mit einem Narren wie John vergleichen?«

»Und warum denn nicht? Wir haben wahrscheinlich denselben törichten Traum von den Segnungen der Gesetzgebung gehabt. Wir haben die allgemeine Einbildung geteilt, daß mit diesem Sicherheitsapparat von Reichsrat und Staatsrat irgend etwas zum Nutzen der Menschen ausgerichtet werden kann.«

»Den Glauben besitzt du selbst also nicht mehr?«

Torben Dihmer schüttelte den Kopf.

»Nein, das Menschenglück läßt sich nicht auf der Maschine fabrizieren.«

»Willst du damit sagen, daß du die Politik aufgegeben hast?«

»Ja.«

»Welche andern Pläne hast du denn?« fragte der Professor nach einer neuen Pause. »Denn irgend etwas hast du doch vor; wenigstens deutetest du das in deinem letzten Billett an.«

»Ich habe ja mein Gut. Da drüben bekomme ich vorläufig genug zu tun. Seit meines Vaters Tode ist es arg vernachlässigt worden. Und wenn ich von der Ausbeute reden soll, die ich von meiner Reise nach Hause bringe, so müßte das wohl in erster Linie sein, daß ich mich meiner jetzt – so wie Jeppe vom Berge – als ›Bauer und Sohn eines Bauern‹ bewußt geworden bin. An einem Abend in New York war ich ganz krank vor Sehnsucht, wieder eigenen Grund und Boden unter den Füßen zu fühlen. Aber das verstehst du wohl nicht.«

Asmus Hagen hatte den Freund mit wachsender Sorge betrachtet. Worauf seine kurzen Briefe ihn vorbereitet hatten, wurde ihm jetzt bestätigt. Er war nur scheinbar der alte Torben Dihmer. Sein Wesen war verändert. Sein Blick war unruhig und das Lächeln ohne Freude.

»Aber es kann doch nicht deine Absicht sein, dich auf Favsingholm vergraben zu wollen. Davon mußt du doch eigentlich genug bekommen haben.«

»Ich weiß nicht ... Ich könnte mir ganz gut denken, daß ich den Rest meines Lebens da drüben auf dem Gute verbrächte, und zwar ohne gerade in Begräbnisstimmung zu geraten. Wenn ich dir meine Ansicht sagen soll, so glaube ich weit eher, daß ich daheim auf Favsingholm eine Empfindung haben werde, als sei ich zur Sonne und zum wirklichen Leben zurückgekehrt von einer Reise nach dem Totenreich ... Sowohl in Europa als auch in Amerika habe ich wirklich sehr oft ein Gefühl gehabt, als befände ich mich auf einer unterirdischen Folterstätte, wo Millionen von ruhelosen Schatten auf der wilden Jagd nach eingebildetem Glück dahinjagten. – Nun, aber, das war ja das Thema, auf das wir uns nicht einlassen wollten. Und nun habe ich auch genug über mich selbst geschwätzt. Laß mich jetzt auch ein wenig von dir hören! Wie geht es dir? Du warst neulich abend auf dem großen Fest im ›Kasino‹.«

»Ja, ich ging einen Augenblick dahin. Woher weißt du das übrigens?«

»Ich war selbst da.«

»Du?«

»Ja. An dem Abend war ich gerade hier angekommen. Der Portier im Hotel hatte Billetts zu verkaufen, und als ich mich ein wenig von der Reise ausgeruht hatte, bekam ich Lust, dahin zu gehen. Mir ahnte, daß mein ganzer früherer Umgangskreis dort bei dieser Gelegenheit Revue passieren würde, und das stimmte auch wirklich.«

»Aber das habe ich ja gar nicht geahnt! Mit wem hast du denn gesprochen?«

»Mit keinem Menschen. Übrigens hat mich auch wohl niemand erkannt.«

»Das ist sehr wahrscheinlich – nach einer vierjährigen Abwesenheit und mit dem haarigen Untergesicht, mit dem du auftrittst!«

»Auf alle Fälle war es mir vergönnt, eine Stunde ganz unentdeckt in einer Loge zu sitzen und dem Tanz zuzusehen. Es war ganz eigentümlich. Ich saß inkognito da und erkannte selbst fast jedes Gesicht.«

»Welchen Eindruck hattest du denn davon?«

»Denselben wie von der ganzen Stadt. Alles scheint mir völlig unverändert und doch so sonderbar neu. Aber das verstehst du wohl auch nicht. – Ich sah übrigens auch einen Schimmer von deiner Cousine. Sie tanzte mit einem blonden Herrn, den ich nicht kannte. Du solltest wohl doch nicht zufällig wissen, wer das war?«

»Freilich, das war Karsten From – der Porträtmaler. Aber er ist vielleicht erst nach deiner Zeit modern geworden.«

»Willst du mir ausnahmsweise eine indiskrete Frage beantworten? Ist dieser Herr der neue – wie soll ich sagen – Freund deiner Cousine? Er sah fast so aus.«

»Ich weiß nichts. Aber da du mich fragst, so kann ich dir ja gern erzählen, daß von einer Verlobung gesprochen wird.«

Torben Dihmer nickte stumm. Er saß noch immer da, die Arme auf dem Tisch, und drehte an seinem halbgeleerten Glas.

»Ein Künstler also. Das hätte ich am wenigsten gedacht. Er sah übrigens eigentlich auch mehr aus wie ein Artist aus dem Zirkus. Ich hätte im Grunde ein ansehnlicheres Ergebnis einer so langjährigen gewissenhaften Prüfung erwartet.«

Der Professor zuckte die Achseln.

»Ich teile den Geschmack meiner Cousine in diesem Falle auch nicht. Sie ist ein wenig unberechenbar. Aber was soll man dazu sagen. Die Liebe hebt die Vernunft auf. Sie erkennt sie einfach nicht an. Das ist wohl gerade ihr Reiz.«

Torben Dihmer nickte wieder.

»Du hast unbedingt recht. Auf diesem einen Gebiete sind wir Verstandesmenschen glücklicherweise noch inkonsequent. – Aber jetzt kommen deine Patienten,« sagte er, als er es draußen klingeln hörte. »Dann will ich gehen. Wir sehen uns bald wieder.«

Der Professor begleitete ihn hinaus. Auf dem Wege bemerkte er, daß der Freund das rechte Bein ein wenig schwer nachzog.

»Du vergißt doch nicht, deine Pillen regelmäßig zu nehmen?« sagte er. »Du weißt doch, daß du es sofort spüren wirst, wenn du dich in dieser Beziehung nur ein paar

Tage vernachlässigst.«

»Ich weiß es,« erwiderte Torben Dihmer ein wenig kurz.

VI

Die Dunkelheit wuchs, und der Regen hielt an. Eines Tages Mitte Dezember fiel der erste Schnee. Er wirbelte von einem rußgeschwärtzten Himmel herab wie große Gänsedaunen und schmolz gleich im Schmutz der Straßen. Aber auf den aufgespannten Regenschirmen, auf dem Verdeck der Droschken, auf den Hutkrempen und Stiefelschnauzen blieb der Schnee liegen, und dieser Vorgeschmack des weißen Winters mitten in dem einförmigen Grau des Herbstes versetzte die Leute in Stimmung. Man rief seine Freunde über die Straße laut an und lächelte Menschen zu, die man gar nicht kannte. In der kleinen halben Stunde, die das Schneegestöber währte, entfaltete sich die munterste Fastnachtsfröhlichkeit vom Rathausplatz bis zum Kongens Nytorv.

Mads Vestrup hatte sein Stübchen in der Knabrostræde verlassen, um Fräulein Susse Frederiksen zu besuchen, die nach ihrem Selbstmordversuch noch im Krankenhaus lag. Wie ein wandelnder Schneemann kam er mit seinem schweren Stock in der Hand über den Nytorv und erregte überall Aufsehen.

Der jütische Erweckungsprediger war eine bekannte Figur in den Kopenhagener Straßen geworden. Man hatte dem »Fünften Juni« einräumen müssen, daß er eine Sehenswürdigkeit war. Überall in der Stadt wurde von ihm gesprochen. Auf den Mittagsgesellschaften wurden seine Äußerungen von Leuten verhandelt, die sich sonst nicht mit Religionsfragen beschäftigten und für die deswegen alles, was er sagte, neu und erstaunlich war. Es waren Gerüchte über verschiedene aufsehenerregende Bekehrungen im Umlauf. So hieß es, daß mehrere junge Künstler und Schriftsteller sich von ihm hätten beeinflussen lassen und sich für eine Rückkehr zum Christentum erklärt hätten.

In der »Lichtputzschere« war es wirklich auffallend leer an den Abenden, an denen Mads Vestrup seine Versammlungen abhielt. Sowohl Karl May als Leif Knudsen, Jörgen Berg und Frau Maja fanden sich regelmäßig im »Elysium« ein, wenn er sprach, und Karl May erregte in dieser Zeit Aufsehen auf den belebten Straßen der Stadt, in einem dunkelbraunen Mantel mit Kapuze, die seiner südländischen Gestalt eine beabsichtigte Ähnlichkeit mit einem italienischen Mönch verlieh. An dem großen Ecktisch des Cafés, der dem Künstlerkreis vorbehalten war, saß an diesen Abenden nur der dicke Möller und strich sich schlaff mit der schwammigen Hand über die Napoleonlocke. Der Abfall der Freunde, die ganze entartete Zeit ärgerte ihn, und in seiner Einsamkeit genoß er sich selbst als tragische Gestalt, als letzten Bohême von Kopenhagen.

Ganz unbeeinflusst von Mads Vestrup war jedoch auch er nicht. Späterhin in der Nacht, nachdem das Lokal geschlossen worden war, entwickelte er, die Hand um sein Glas, dem Kellner Hansen und dem andächtigen Pikkolo eine düstere Lebensphilosophie.

»Das Leben ist nur Schmerz, Hansen! Am besten ist es, gar nicht geboren zu werden. Unter Leiden kommen wir zur Welt, und wir sterben unter Leiden. Der Rest ist Schweigen, Hansen!« – –

Mads Vestrup selbst ging während alles dessen mutlos in der winterdunklen Stadt umher, bedrückt von demselben Einsamkeitsgefühl, das in seiner Studentenzeit zwischen all diesem Fremden schon so schwer auf ihm gelastet hatte. Die Sehnsucht nach Hause konnte ihn bisweilen wie eine wirkliche Krankheit überwältigen. Die endlosen Häuserreihen riefen Angstgefühle in ihm wach, der Magen war schlecht und der Schlaf unruhig. Deswegen wurde auch der Ton in seinen Reden und Aufsätzen immer düsterer und feindseliger gegen das ruhelose und aufgescheuchte Großstadtgewimmel, das in seinen Augen das Leben wie einen dummen Karnevalscherz verbummelte. Samuelsens »Gerichtsposaune« nannten die Leute ihn nicht ohne Grund.

Er ließ sich jedoch nicht durch das Aufsehen, das er in der Stadt erregte, und den Zulauf zu seinen Versammlungen täuschen. Nicht um dergleichen Spektakel zu erregen, hatte ihn Gott hierher gesandt. Täglich erhielt er verschrobene Briefe von Leuten, die ihn einen neuen Messias nannten und sich seine Handschrift oder eine Haarlocke ausbaten. Er hatte Besuch von aufgeputzten Damen, die ihn versicherten, daß er sie bekehrt habe, von vor Eitelkeit strotzenden Dichtern, die großmütig erklärten, den lieben Gott in ihrem nächsten Buch wieder in Gnaden aufnehmen zu wollen. Was war mit solchen Menschen anzustellen? Auch Jörgen Berg war ihm eine Enttäuschung geworden. Während sich der verfahrenere Komponist einbildete, ein wahrer Christ geworden zu sein, war er neugierig erpicht darauf, was das Publikum über seine Bekehrung sagte und was die Zeitungen über ihn schrieben.

Mads Vestrup war in der Hoffnung hierhergekommen, den einen oder den andern von den Toten in dieser Steinwüste auferwecken zu können, aber es schien ihm manchmal, als predige er sie noch tiefer in die Verderbnis hinein.

Zerstreut ringsumher in der unruhigen Schar der Neugierigen, die zu seinen Versammlungen strömten, weil es im Augenblick Modesache in Kopenhagen geworden war, Samuelsens »Gerichtsposaune« zu hören, saßen doch einige stille Andächtige, die sich stark ergriffen fühlten von dem, was sie hörten. Es waren dies Leute aus verschiedenen Kreisen der Gesellschaft; aber sie gehörten nicht zu denen, die ihm hinterher hysterische Dankschreiben und Mittagseinladungen sandten. Ohne daß er etwas davon wußte, wuchs eine kleine Gemeinde um ihn herum auf. Seine eigenartige, tief persönliche Verkündigung machte ihn für mehr als einen des Kreises zu einem wirklichen Propheten.

Daß aus dieser Veranlassung eine gewisse Unruhe in der Kopenhagener Geistlichkeit entstand, ahnte er ebenfalls nicht. Außer im »Fünften Juni« und in ein paar Schmutzblättern wurde sein Name in der Presse nicht genannt. Aber im Hause des Bischofs war man bedenklich geworden, als man von dieser schismatischen Bewegung hörte, die von einem abgesetzten Pfarrer ausging, und man hatte dort ein paar Versammlungen abgehalten, um darüber zu verhandeln, wie die Kirche nötigenfalls dagegen auftreten solle.

Als Mads Vestrup in den großen Krankensaal trat, in dem Susse Frederiksen lag, empfing sie ihn mit einem verlegenen Blick. Die Sängerin hatte zum erstenmal ihr Haar

in Locken geordnet und war überhaupt so geputzt, wie es die Krankenhausvorschrift nur gestattete.

An ihrem Bett saß ein Herr, der im selben Augenblick aufstand, um zu gehen. Es war A. B. D.

»Ja, daß wir uns an diesem traurigen Ort treffen sollen!« sagte der Journalist, der merkwürdigerweise ziemlich nüchtern war. »Ich habe endlich Erlaubnis erhalten, unserer gemeinsamen Freundin einige Neuigkeiten abzuzapfen. Es war auch die höchste Zeit. Unsere vierhunderttausend Leser sind nahe daran, uns den Kopf abzureißen, weil wir noch kein persönliches Interview gebracht haben.«

Die Oberschwester des Pavillons, eine große, blonde Dame mit einem vornehmen Wesen, die an einem der andern Betten beschäftigt gewesen war, trat heran und ermahnte ihn zur Ruhe. Er dürfe nicht so laut sprechen.

Er trat zur Seite und machte entschuldigend einen Kratzfuß mit den Bewegungen eines betrunkenen Mannes, die der alte Saufbold auch in nüchternem Zustand beibehielt.

Erst als er gegangen war, näherte sich Mads Vestrup dem Bett und setzte sich.

»Nie hat man doch Ruhe vor diesen gräßlichen Journalisten,« sagte Susse. »Sie sind so zudringlich und fragen einen über alles mögliche aus. Und ich sagte A. B. D. doch, daß er meinetwegen wieder gehen könne, denn es sei meine bestimmte Absicht, nie wieder aufzutreten.«

Obwohl ihr Mads Vestrup anhören konnte, daß sie die Wahrheit nicht sprach, sagte er doch nichts. Er nahm ein Buch, das auf dem Nachttisch lag, und las den Titel: »Angelika mit den Tigeraugen«. Auf dem buntfarbigen Umschlag sah man einen rasenden Mann, im Begriff, einen Revolver auf eine halbnackte Dame abzufeuern.

»Ist das Ihr Buch?«

»Nein, es gehört Assistenzarzt Hvidt. Er hat es mir geliehen. Er sagt, in der Zeitung hätte gestanden, es sei das beste Buch, das überhaupt geschrieben wäre. Es ist auch schrecklich spannend.«

Mads Vestrup legte stumm das Buch wieder hin. Und nun saß er einige Zeit da, die Arme auf den Knien, und sah zu Boden, während seine einzige Äußerung in dem unfreiwilligen, rollenden Halston bestand, der ihm eigen war.

Währenddessen ließ die Oberschwester einen dreiteiligen Bettschirm vor das Bett stellen, in der unverkennbaren Absicht, ihnen Ruhe für ihre Andacht zu schaffen. Diese Fürsorge überraschte Mads Vestrup, weil dies ein ganz anderer Geist war, als er sonst in der Abteilung herrschte. Er hatte wohl früher schon die vornehme, stattliche Dame bemerkt – Fräulein Mohn hieß sie –, aber er hatte nie mit ihr gesprochen, sie sogar absichtlich gemieden, denn sie war eine dieser großen, üppigen Frauen, die ihn an seinen Fall erinnerten und veranlaßten, die Augen niederzuschlagen.

Zu Susse Frederiksens gelindem Schrecken holte er jetzt die kleine Reisebibel aus der Tasche. Es lag ein Zeichen darin, da wo er ihr zuletzt etwas vorgelesen hatte, und er fuhr dann fort, bis er an die Worte kam: »Wer mir folgt, wandelt nicht in der Finsternis.«

Er hatte nie mit ihr über die Ereignisse gesprochen, die mit ihrem Selbstmordversuch in Verbindung standen. Er wurde selbst nicht gern an den Abend erinnert, weil er sich in einem Gefühlszustand befunden hatte, in den er sonst nur in den bösen Tagen geriet, wenn er vor Zorn oder vor Brunst außer sich war. Er wußte in Wirklichkeit nur wenig davon, was sich ereignet hatte, oder welchen Anteil er an ihrer Rettung gehabt. An Stine hatte er nur geschrieben, er sei behilflich gewesen, ein Menschenleben zu retten.

Fräulein Susse hatte natürlich dieselbe Scheu, an jenen Abend und seine Unheimlichkeit erinnert zu werden. Sie sprach nie ein Wort davon. Und doch konnte er merken, daß ihre Gedanken beständig diese Begebenheit umkreisten und sich auf neugierige Weise mit dem Zustand nach dem Tode beschäftigten. Sie hatte ihm die törichtsten Fragen in bezug auf die Seligkeit und das Paradies gestellt und ihm gestanden, daß ihre Eltern, die eine kleine Soldatenkantine in Christianshavn gehabt, sie wie eine Heidin hatten aufwachsen lassen.

Er erzählte ihr nun ein wenig von seiner eignen glücklichen Kindheit und von seiner frommen Mutter; aber obwohl er mit großer Innigkeit sprach, war Fräulein Susse die ganze Zeit zerstreut. Trotz des Bettschirms hatte sie eine freie Aussicht auf die Tür, und sobald die ging, mußte sie absolut nachsehen, wer da kam. Als einmal einer der jungen Ärzte in seinem weißen Kittel eintrat, begrüßte sie ihn lächelnd, und solange er sich im Zimmer aufhielt, war sie so geistesabwesend, daß Mads Vestrup das Hoffnungslose, fortzufahren, einsah. Er steckte die Bibel wieder in die Tasche und sagte sich selbst mit einem Seufzer, daß es ihm wohl auch nicht gelingen würde, diese arme Menschenseele aus dem Schatten des Todes in die Gnadensonne hinüberzuführen; die Hölle ließ ihre einmal gewonnene Beute nicht los!

Als er sich erhob und Susse seine mutlose Miene sah, bereute sie ihre Gleichgültigkeit. Sie ergriff seine Hand und hielt sie fest, bis er ihr versprochen hatte, recht bald wiederzukommen.

Eine Weile, nachdem er gegangen war, kam die Oberschwester, Fräulein Mohn, an das Bett der Sängerin und fragte nach ihrem Befinden, legte die Kopfkissen ein wenig zurück und sagte dann:

»Wenn ich nicht irre, versprochen Sie Pastor Vestrup, nicht mehr aufzutreten?«

»Hat er das gesagt?«

»Nein, aber es schien mir, als ob ich Sie selber es hätte sagen hören, damals, als Pastor Vestrup kam. Zu dem Entschluß beglückwünsche ich Sie. Jetzt möchte ich Sie nur fragen, ob Sie darüber nachgedacht haben, was für eine Beschäftigung Sie ergreifen wollen, wenn Sie nun entlassen werden?«

Fräulein Susse kam in Verlegenheit über die Antwort. Sie war nicht gewohnt, sich Sorgen um den morgigen Tag zu machen.

»Ich darf Ihnen vielleicht eine meiner Freundinnen empfehlen, die eine große Nähstube eingerichtet hat. Dort werden Sie mit lauter guten und rechtschaffenen Menschen zusammenkommen, an deren Bekanntschaft Sie Freude haben werden.«

Fräulein Susse sah nach der Seite hin. Von dieser Zukunft fühlte sie sich keineswegs angezogen. Sie erwiderte, ihre Eltern hätten seinerzeit so viel geopfert, um sie als Künstlerin auszubilden, deswegen wolle sie am liebsten irgendeine Beschäftigung

ergreifen, in der sie ihre Singstimme nutzbar machen könne. Übrigens glaube sie auch nicht, daß sie mehr versprochen habe, als nicht mehr im Kostüm aufzutreten.

Fräulein Mohn hatte eine eigene Weise, die Augen zu schließen, wenn ihr etwas mißfiel. Es war, als zöge sie einen unsichtbaren Schleier vor ihr Gesicht.

»Haben Sie immer noch nicht gehört, wer es gewesen ist, der an jenem Abend, als Sie hierher ins Krankenhaus gebracht wurden, Ihnen nachgesprungen ist?« fragte sie, nachdem der Schleier wieder gelüftet war.

»Nee – er hat sich nich gemeldet. Das is ganz schnurrig, denn er würde doch sicher die Rettungsmedaille kriegen. Das sagt A. B. D. auch.«

»Wer?«

»Na! der Herr von der Presse, der erst hier war. Er spricht mit so vielen von denen da im Ministerium.«

»Haben Sie nie an die Möglichkeit gedacht, daß es Pastor Vestrup gewesen sein kann?«

Susse hätte beinahe laut aufgelacht.

»Gott! Der! Wie können Sie doch bloß auf so was kommen, Fräulein?«

»Sie haben mir erzählt – aber dessen erinnern Sie sich vielleicht nicht mehr –, daß Sie an dem Abend bei ihm gewesen waren. Pastor Vestrup war auch, soweit ich mich erinnere, der erste, der hierher ins Krankenhaus zu Ihnen kam, sobald Sie Besuch empfangen durften.«

Susses Gesicht hatte einen Ausdruck angenommen, als ob ihre Gedanken auf der Jagd nach einer flüchtigen Erinnerung seien. Aber sie schüttelte energisch den Kopf.

»Nee – wenn er es gewesen wär, warum sollt er es denn nich sagen? Wozu sollt er es woll geheimhalten?«

Fräulein Mohn sah sie fest an.

»Er könnte ja vielleicht seine Gründe dafür haben.«

»Ja, was sollten das woll für Gründe sein? Es is doch keine Schande, ein Menschenleben zu retten. – Aber is es wirklich nich, das kann ich nich glauben.«

Das klang so zuverlässig, daß Fräulein Mohn unwillkürlich ihren Arm streichelte.

»Nun ja, es ist ja eigentlich auch gleichgültig, wer Ihr Retter ist. Er war ja doch nur das Werkzeug einer höheren Macht.«

»Ja,« sagte Fräulein Susse und sah mit einem forschenden und verlegenen Blick zu ihr auf.

Im selben Augenblick vernahm sie die Stimme des Oberarztes draußen auf dem Gang. Die Tür ging auf, und sein Kopf wurde sichtbar.

»Hier ist wohl nichts von Bedeutung?« fragte er Fräulein Mohn. »Ja, dann komme ich morgen wieder.«

Professor Mundt war ein sehr beschäftigter Mann. Außer seinem Hospitaldienst hatte er eine ausgedehnte Privatpraxis zu besorgen. Er war der Vetter des bekannten großen und schönen Hofpredigers, dem er auch in bezug auf Gestalt und würdige Eleganz

glich. Wie der Pfarrer hatte auch er seine Kundschaft in den reichsten Häusern der Stadt, wo er ein Laienbeichtvater für die nervösen Damen der Familien war. Bald saß er als Tröster an dem Lehnstuhl einer melancholischen Etatsrätin; bald unternahm er mit Zartgefühl die Untersuchung an einer allzufetten und hysterischen Großhändlersgattin; bald stand er an einem Totenbett und drückte den Hinterbliebenen teilnehmend die Hand nach dem besten geistlichen Muster. Und so wie sein Vetter, der Hofprediger, beschloß er in der Regel seinen langen und einbringenden Arbeitstag, indem er zu einer Mittagsgesellschaft fuhr, oder er zeigte sich in einem der Theater in Begleitung seiner schönen Gattin, die er jedes Jahr dichter und dichter mit Diamanten übersäte.

In diesem Augenblick befand er sich auf einer verspäteten Visite durch die Abteilungen, flog durch die Gänge mit einem liebenswürdigen Gruß für die Patienten, Volontäre und Krankenpflegerinnen, um nach Verlauf einer Viertelstunde bei Jägermeister Hagen in Pavillon C abzuschließen.

Der verunglückte Politiker und Ehemann war in einer Einzelstube untergebracht, die nach dem Garten des Hospitals hinauslag. Sein Aussehen war sehr verändert. Er ging trübselig umher, gleichsam sein eigenes Gespenst, fahl und mager. Um ihn zu beschäftigen, hatte man ihn dabei angestellt, einen alten Jahrgang des Kopenhagener Adreßbuchs abzuschreiben, eine Arbeit, die ihn weit mehr interessierte, als er eingestehen wollte. Er hatte eine schöne Handschrift und schwelgte in dem Anblick seiner langen Reihen von Namen und Zahlen, die er mit einer Gewissenhaftigkeit und einem Fleiße niedermalte, den er bedauerlicherweise bei keiner früheren Wirksamkeit entwickelt hatte.

Aber sobald er die Feder niederlegte, sank er zusammen und setzte sich hin, um über sein Unglück zu brüten.

»Ich kann nicht begreifen,« sagte er jetzt zu dem Professor, »warum meine Frau nicht kommt. Ich habe doch geschrieben und geschrieben, und sie weiß, daß ich jetzt selbst davon überzeugt bin, daß nicht sie es war, die ich sah. Es war – wie Sie sagen – eine Gesichtsverirrung. Aller Symptome erinnere ich mich jetzt ganz deutlich. Da war das Sausen vor den Ohren, das Herzklopfen und alles andre, was Sie genannt haben. Und ich habe das alles meiner Frau geschrieben. Können Sie sie nicht anklingeln, Herr Professor, und ihr sagen, daß sie nichts mehr von mir zu fürchten braucht? Ich bin jetzt ganz normal. Nicht im geringsten nervös mehr. In der nächsten Woche kann ich nach Hause kommen, nicht wahr?«

»Hoffen wir das!« sagte der Professor. Er saß da und trommelte auf den Tisch mit der einen Hand, an deren Mittelfinger ein Ring mit einem großen blauweißen Stein saß, der bei jeder Bewegung der Hand den Farbenschimmer wechselte wie ein lebendes Menschaugenauge.

»Ich fürchte fast, daß meine Frau krank geworden ist, da sie gar nicht schreibt. Sie erkältet sich so leicht. Wenn ich auf diesen letzten Brief nichts von ihr höre, dann müssen Sie mich gleich nach Hause kommen lassen, Herr Professor. Denn dann ist da etwas nicht in Ordnung.«

»Sagen Sie mir doch, Herr Jägermeister – haben Sie sich in dem Verhältnis zu Ihrer Frau nichts weiter vorzuwerfen als die Übereilung, die Sie hierher führte, und die Sie also jetzt selbst anerkennen?«

Der Jägermeister sah ängstlich zu ihm hinüber, mit einer unsichern Ahnung im Blick.

»Wie meinen Sie?«

»Haben Sie nicht bei andern Gelegenheiten Ihrer Frau mit körperlichen Mißhandlungen gedroht? Einmal sogar mit einer Hundepeitsche?«

Der Jägermeister schlug beschämt die Augen nieder.

»Dann haben Sie mit meiner Frau gesprochen.«

»Sie können also nicht leugnen, daß Sie schon früher versucht haben, Ihre Frau einzuschüchtern?«

»Darüber möchte ich am liebsten nicht sprechen, Herr Professor. Ich habe meiner Frau geschrieben, daß wir jetzt beide die Vergangenheit vergessen wollen. Daß ich als Politiker fertig bin – darin muß ich mich ja finden, nach dem Skandal, den ich gemacht habe. Mir bleibt ja nun nichts weiter übrig, als für mein Heim zu leben. Ein glückliches Familienleben kann einem über viele Enttäuschungen hinweghelfen.«

»Ja, ja, mein lieber Herr Jägermeister!« sagte der Professor und erhob sich. »Es freut mich, Ihre schöne Abschreibearbeit zu sehen. Daß Sie die jetzt nicht vernachlässigen!«

»Wann meinen Sie denn, daß ich nach Hause kommen darf, Herr Professor? In der nächsten Woche, nicht wahr?«

»Hoffen wir das!«

VII

Mads Vestrup saß um die Mittagszeit zu Hause in seiner kleinen dunklen Hinterstube in der Knabrostræde und schrieb einen Brief an seine Frau. Er hatte endlich eine kleine Geldsumme, fünfzig Kronen, zusammengespart, die er ihr zugleich mit dem Brief schicken wollte. Trotz des großen Zulaufs zu seinen Versammlungen brachten ihm diese doch keine großen Einnahmen ein, weil der Eintrittspreis aus Rücksicht auf die arme Bevölkerung, für die sie in erster Linie berechnet gewesen waren, so niedrig angesetzt war. Außerdem hatte der Wirt im »Elysium« ihm eine sehr hohe Rechnung für Beleuchtung und Extrakontrolle geschickt, die er sich zu bezahlen geweigert hatte. Infolgedessen war es zu einem Prozeß gekommen, und er hatte sich ein andres Lokal verschaffen müssen, das beträchtlich teurer war.

Diese neuen Widerwärtigkeiten hatten ihn noch mehr gegen Kopenhagen aufgebracht. Wie seine Bauernnatur in dieser großen Stadt nicht gedeihen konnte, so daß er sich beständig krank fühlte, so verlor auch sein Gemüt mehr und mehr die Widerstandskraft gegenüber den Schickungen des Lebens. Bei der geringsten Veranlassung wallte ein finsterer Zorn in ihm auf, den er nur schwer zu beherrschen vermochte.

Er fühlte selbst, daß seine alten, niedergekämpften Sorgen wieder Macht über ihn gewonnen hatten, und er wünschte sich oft zurück zu seinem freien Wanderleben. Hätte er nur wenigstens Stine und die Kinder bei sich gehabt! Aber wie sollte das möglich sein?

Als er das letztmal zu Hause war, hatte Stine eines Tages seinen Talar vom Boden heruntergeholt, um den Staub und Schimmel herauszuklopfen, und es war aus der harthändigen Weise, wie sie das tat, leicht zu ersehen, daß sie nichts Besonderes dabei empfand. So war sie nun einmal! Er selbst hatte sich nicht wohlgeföhlt, ehe der Talar wieder friedlich auf dem Boden hing. Auch jetzt noch geschah es ihm in mancher Nacht, daß er sich in seinen Träumen selbst vor dem Altar seiner alten Kirche stehen sah und den Gesang der Gemeinde unter dem weißen Gewölbe zu Lehrer Jensens Orgelspiel ertönen hörte. Und wenn er dann erwachte, merkte er, daß seine Wangen naß waren. Jetzt hatte ihn Stine in ihrem letzten Briefe gefragt, ob sie den Talar nicht verkaufen solle. Er sei ja zu keinem Nutzen, schrieb sie. Er hänge da oben unter dem Hahnenbalken wie ein Erhängter und mache die Kinder graulich. Ein umherreisender Händler habe ihr dreißig Kronen dafür geboten und außerdem vier Kronen für jeden der Tollenkragen. Sie wolle dann Torf für das Geld kaufen.

Er konnte sich nicht entschließen, zu antworten. Obwohl er mit Sorge an die harten Winterstürme und an Stines arge Gicht dachte, die in dem alten, undichten Haus schlimmer wurde, umging er in seinem Briefe die Sache, indem er sie bat, die Hälfte des Geldes, das er ihr sandte, zum Einkauf von Torf zu verwenden.

»Und Sorge dafür, daß die Fenster gut verdichtet sind, ehe die Kälte kommt,« schrieb er. »Und halte die Außentür geschlossen, wenn der Wind darauf steht! Das spart auch

Feuerung. Und die kleine Kjesten, die mit Halsschmerzen zu Bett liegt! Sage ihr von mir –«

Im selben Augenblick wurde an die Tür geklopft, und sein Wirt, der alte Schuster, steckte den Kopf herein.

»Sind Sie zu Hause? ... Hier ist ein Herr!«

Ein fremder Mann trat ein und grüßte. Es war Johannes Gaardbo. Mads Vestrup erkannte ihn, noch ehe der andre seinen Namen genannt hatte. Das Blut stieg ihm zu Kopf, und er starrte den jungen Geistlichen mit gieriger Miene an.

»Ich weiß nicht, ob Sie sich entsinnen, daß wir uns schon früher einmal getroffen haben?« begann Johannes Gaardbo. »Es war im Sommer bei der Versammlung im Striger Wald.«

»Ich habe es nicht vergessen.«

»Dann wundern Sie sich vielleicht, mich hier zu sehen?«

»Das tue ich allerdings!«

»Ich verstehe das sehr wohl. Aber ich war durch einige Zeitungsnotizen über Sie irregeleitet. Deswegen wollte ich Ihnen das Wort verweigern. Ich sehe jetzt meinen Irrtum ein, und ich habe das Bedürfnis empfunden, Ihnen einzugestehen, daß ich Ihnen unrecht getan habe. Wollen Sie mir eine Unterredung gewähren, Herr Pastor Vestrup?«

Es war das erstemal seit seiner Vertreibung aus dem Favsinger Pfarrhause, daß sich Mads Vestrup allein mit einem seiner früheren Amtsbrüder befand, und er hatte Mühe, sich zu beherrschen. Trotz Johannes Gaardbos offener Geständnisse blieb seine Haltung gleich abweisend.

»Was wünschen Sie mir weiter zu sagen?« fragte er, als sie Platz genommen hatten.

Johannes Gaardbo begann von Gottes Gemeinde zu sprechen, die aus ihrem langen Schlaf erwacht sei und einer großen und herrlichen Osterzeit entgegengehe. Es gelte jetzt nur, Schulter an Schulter zu stehen. Überall im Lande ertöne das Signal zur Sammlung. Namentlich durch die Jugend gehe derselbe Ruf der Begeisterung wie zur Zeit der Kreuzzüge: »Gott will es!«

»Ich teile nicht Ihre lichte Auffassung von dem Zustand innerhalb der Kirche,« sagte Mads Vestrup, der unter dem Brillenrande verstohlen zu dem jungen Pfarrer hinübergesehen hatte. »Aber ich wünsche nicht, hier näher auf die Frage einzugehen. Darüber habe ich mich ja anderswo schon hinreichend deutlich ausgesprochen.«

»Mit Ihnen über diese Sache zu sprechen, war auch einer von den Gründen, der mich veranlaßte, Sie aufzusuchen, Pastor Vestrup! Ich weiß natürlich sehr wohl, daß wir verschieden über mancherlei Dinge denken und urteilen, aber es ist doch derselbe Gott, dem wir beide dienen; und – was jetzt die Hauptsache sein muß – wir kämpfen gegen denselben ruchlosen Feind. Ich hoffe, Sie werden mir verzeihen, daß ich so offen spreche, aber ich muß die Erlaubnis haben, Ihnen zu sagen, daß viele von uns von ganzem Herzen bedauern, daß Sie von den Verhältnissen in eine so schiefe Stellung zu unserm ganzen kirchlichen Leben gebracht worden sind. An wem hier die größte Schuld liegt, darüber will ich mich nicht äußern, aber ich weiß, daß einflußreiche Männer innerhalb der Kirche den ernstesten Wunsch hegen, ein Verständnis zustande zu bringen

und einem Streit ein Ende zu machen, der nur den Feinden Gottes zur Freude gereicht.«

Mads Vestrup beobachtete ihn wieder mißtrauisch. Was hatte dies zu bedeuten? Er begann zu verstehen, daß der junge Pfarrer und Folkethings-Abgeordnete nicht aus eigenem Antrieb allein gekommen war, und er wußte, daß Pastor Gaardbo schon eine gewisse Rolle in der Hauptstadt spielte, nicht so sehr im Reichstag als in den kirchlichen Kreisen der Stadt, die ihm unter anderm die Leitung des Jugendvereins, des sogenannter »Kreuzheeres«, anvertraut hatten.

Er stellte sich jedoch ganz unbefangen und verhielt sich abwartend Und nun teilte Johannes Gaardbo mit, daß er am vorhergehenden Tage eine Unterredung mit Bischof Abel gehabt habe.

»Der Bischof hat bei dieser Gelegenheit auch von Ihnen gesprochen. Ich sagte ihm nämlich, daß ich ein paar von Ihrer Versammlungen beigewohnt habe, und erzählte außerdem vor unserm frühern Zusammenstoß. Als ich gehen wollte, sagte der Bischof, daß ich um meiner selbst willen zu Ihnen gehen und Ihnen den Grund zu dem Mißverständnis erklären müsse, und er bat mich, Ihnen dann gleich zu sagen, daß er sehr freundlich über Sie denke und gerne einmal mit Ihnen reden wolle.«

»Mit mir? ... Will der Bischof mit mir reden?«

»Ja, er äußerte den Wunsch.«

»Worüber will der Bischof mit mir reden?«

»Das weiß ich nicht. Das heißt, ich habe ja freilich eine Vermutung,« sagte Johannes Gaardbo, indem er sich erhob. »Aber die kann vielleicht ganz verkehrt sein, daher will ich sie lieber für mich behalten. – Sie können den Bischof übermorgen nachmittag um ein Uhr treffen. Wenn Sie der Pförtnerin nur Ihrer Namen nennen, werden Sie sofort hineingeführt werden, und ich kann Sie versichern, daß Sie nur Wohlwollen bei dem alten Manne begegnen werden. Er ist nur liebevolles Verständnis und Hilfsbereithheit.«

Lange noch, nachdem Mads Vestrup allein geblieben war, saß er in Grübeleien versunken da. Die Finsternis brach herein aber er hatte kein Licht angezündet, hatte sich überhaupt nicht gerührt, seit er seinen Gast zur Tür geleitet Auf dem Tisch lag sein Brief nach Hause unvollendet.

Er saß da und brütete über dem Gedanken, daß es der böse Versucher selber sein müsse, der in Gestalt des jungen Pfarrers bei ihm gewesen war. Er sagte zu sich selbst: »Du hast ihn ja lange erwartet!« Hier war er so mutlos umhergegangen und hatte sich so verlassen gefühlt – und da pflegte dieser Tröster der Welt nie fern zu sein. In seinen Träumen war er schon durch Gaukelbilder gelockt, war versucht worden mit der Hoffnung auf eine Genugtuung. Und was konnte der Bischof sonst von ihm wollen? Aber er hatte nicht den Schneetag vor einem Jahre vergessen, an dem er aus dem Favsinger Pfarrhause nach Aarhus fuhr und vor einem andern Bischof einen Kniefall tat in der verzweifelten Hoffnung, den großen Zusammenbruch abwenden zu können. Die Erinnerung an diesen angsterfüllten Tag, die Scham, daß er sich, um Gottes gerechter Strafe zu entfliehen, vor einem Menschen erniedrigt hatte, saß ihm noch wie ein Dorn in der Seele.

»Ach, hätte ich nur Stine und die Kinder hier!« seufzte er und legte den Kopf in seine Hände. »Wie wollte ich über all die Künste des Teufels lachen!«

Am Abend sprach er zum erstenmal im »City-Saal«. Das war ein ganz neues und modernes Lokal mit guter Ventilation, und nicht wenige von den Zuhörern waren infolgedessen unzufrieden mit dem Umzug. Sie entbehrten den niedrigen halbdunklen Saal des »Elysiums«, das muntere Gedränge auf den engen Treppen, den Gestank aus dem Pferdestall unten und die übrigen natürlichen Düfte, die alle miteinander diesen Versammlungen ihre halb humoristische, halb mystische Anziehungskraft für viele der Zuhörer verliehen hatten.

Auf einer der vorderen Stuhlreihen saßen wie gewöhnlich Jörgen Berg und Frau Maja, außerdem Karl May und Leif Knudsen. Am meisten Aufsehen erregte jedoch der exzentrische Dichter Harald Bohse, der sich erst kürzlich in einem Interview zugunsten des Glaubens an eine Vorsehung geäußert hatte, wofür ein paar von den Geistlichen der Stadt ihm öffentlich gedankt hatten, indem sie dafür seine Gedichte lobten.

Mads Vestrup sprach an diesem Abend über die Liebe zu Gott. Es sei keine Kunst, sagte er, in den guten und glücklichen Stunden unsres Lebens Gott zu lieben und seinen Namen zu preisen; ja, es sei auch gar nicht schwer, für die Sorgen und die Entbehrungen und das Leiden zu danken, solange man fühle, daß die Seele erhoben und das Herz bereichert werde. Aber alles dies sei nur Eigenliebe und Selbstsucht, nicht weit verschieden von dem Gefühl, das den bestialischen Wilden veranlaßte, sich auf die Nase niederzuwerfen und die »Geister« in einem Baum oder Stein anzubeten, um als Belohnung dafür ihren Schutz und ihr Wohlwollen zu erlangen. Dahingegen Gott um seiner selbst willen zu lieben, in den dunklen Stunden, wo er sein Antlitz von uns abwandte, ihn zu lieben und ihm zu dienen in der Verlassenheit der Seele, wenn jede Hoffnung in der Nacht des Grabes erloschen schien, seinen Namen zu segnen, wenn wir uns rettungslos unter den Leiden des Kreuzes krümmten, und zu sagen: »Herr, in deine Hände befehle ich meinen Geist!« – das sei die Liebesprobe, die wir bestehen müßten, ehe uns Gott als seine Kinder anerkennen würde.

Er sprach ungewöhnlich ruhig, schwer gedämpft, fast als vergesse er seine Zuhörer und führe eine Unterhaltung mit sich selbst. Es entstand auch mehrmals eine starke Unruhe im Saal. Die Konfekttüten knitterten. Einige junge Menschen fingen an zu miauen, und viele gingen mitten während des Vortrages fort. Nach der Versammlung, während sich der Saal unter großem Spektakel leerte und Mads Vestrup sich in einem kleinen Zimmer hinter der Rednertribüne aufhielt, kam einer der Aufseher mit einer Visitenkarte zu ihm herein.

»Es ist eine Dame,« sagte er in vertraulichem Ton und hielt die Hand an den Mund. »Sie wartet unten im Saal auf den Herrn Pastor.«

Mads Vestrup las den Namen. Elisabeth Mohn stand da. Als er in den Saal hinabkam, ging sie auf ihn zu und reichte ihm die Hand. In seiner Verlegenheit fragte er ein wenig kurz, was sie wünsche.

Mit einem Blick auf den Aufseher, der ihn aus Neugier begleitet hatte, erwiderte Fräulein Mohn, sie könne das nicht gut hier sagen. Sie bat ihn deswegen, ihr die Freundlichkeit zu erweisen, sie an die Straßenbahn zu begleiten.

»Haben Sie vielleicht der Versammlung beigewohnt?« fragte er, als sie auf die Straße gekommen waren.

»Ja, und da meinte ich, ich könnte Ihnen gleich sagen, daß Sie Fräulein Frederiksen nicht mehr im Hospital antreffen würden. Sie ist heute entlassen.«

»Ach so!«

»Sie ist heute nachmittag fortgegangen, und ich glaube leider, daß sie sich entschlossen hat, wieder aufzutreten. Sie hatte gestern Besuch von dem Direktor eines unsrer Vergnügungs-Etablissements – ›die Taverne‹ heißt es, glaube ich – und heute morgen hat sie den Professor gebeten, sie zu entlassen.«

»Das kommt mir nicht überraschend,« sagte Mads Vestrup. »Ich habe gemerkt, woher der Wind wehte.«

»Ich will Ihnen doch versprechen, Herr Pastor, daß ich Fräulein Frederiksen nicht aus den Augen verlieren werde. Wie Sie vielleicht wissen, bin ich Sekretärin der Abteilung des Missionsvereins, der die besondere Aufgabe hat, sich gefallener Frauen anzunehmen. Eine Schwesterabteilung hat die Dienstmädchen unter sich, und eine Brudersektion nimmt sich der Soldaten und anderer junger Leute an, die kein wirkliches Heim in der Stadt haben. Unser Ziel ist, sozusagen ein Netz über die ganze Bevölkerung zu spannen, so daß es uns möglich wird, eine tatsächliche Aufsicht über jeden einzelnen von den vielen einsam gestellten jungen Leuten und Frauen zu führen und sie unter einen guten Einfluß zu bringen. Und – Gott sei Dank! – wir haben allen Grund, mit dem Ergebnis zufrieden zu sein. Im vorigen Jahr konnten wir uns über zweihundertfünfundsiebzig Bekehrungen freuen, und wir werden sicher in diesem Jahr auf über dreihundert kommen. Natürlich haben wir auch Rückfälle zu verzeichnen gehabt, aber im großen und ganzen hat jedes Vierteljahr einen schönen Fortschritt aufzuweisen. Und da ich nun doch über unsere Organisation spreche, könnten Sie sich nicht denken, Herr Pastor, an unserer Arbeit teilzunehmen? Ihre jetzige Tätigkeit kann Sie doch sicher auf die Dauer nicht befriedigen. Ich habe Ihre Versammlungen früher nicht besucht, aber ich hatte heute abend das Gefühl, daß es mehr ein Publikum als ein Zuhörerkreis war, was den Saal füllte.«

»Sie haben leider recht.«

»Wie sind Sie aber auch auf diese verzweifelte Idee gekommen, Herr Pastor? Jeder, der den ›Fünften Juni‹ und seinen Leserkreis kennt, hätte Ihnen das Ergebnis voraussagen können.«

»Wenn ich hier in der Stadt reden wollte, war ich gezwungen, die Handreichung anzunehmen, die sich mir bot. Von anderer Seite wurde mir kein Verständnis entgegengebracht.«

»Ich glaube, daß Sie um Ihrer selbst willen lieber auf die Hilfe hätten verzichten sollen,« sagte Fräulein Mohn, während sich der unsichtbare Schleier einen Augenblick über ihre vornehmen Züge senkte. »Ich weiß nicht, ob Sie von unsern Mittwochsversammlungen gehört haben? Sie werden an verschiedenen Stellen in den Arbeitervierteln der Stadt abgehalten und sind stark besucht. Wir haben im letzten Winter hundertfünfundvierzig Versammlungen abgehalten, mit im ganzen einigen hunderttausend Besuchern. Falls Sie Lust haben, einen Abend dahin zu kommen und

zu reden, glaube ich sicher, Ihnen versprechen zu können, daß Sie willkommen sein werden.«

Verwundert und ein wenig mißtrauisch fragte Mads Vestrup, wer das Wort bei den Versammlungen zu führen pflegte. Als sie eine Reihe von den jüngeren Geistlichen der Stadt nannte, gab er eine ausweichende Antwort.

Sie waren nun an die Haltestelle gelangt, und Fräulein Mohn blieb stehen, um auf eine Straßenbahn zu warten.

»Dann können Sie sich die Sache ja überlegen, Herr Pastor. Ich weiß nicht, ob es richtig ist, was ich neulich bei einer Zusammenkunft im Hause des Bischofs hörte, daß Sie nicht gewußt haben, was für eine Art Blatt ›Der Fünfte Juni‹ ist. Aber ich bin auf alle Fälle überzeugt, daß Sie mehr Freude daran haben werden, bei uns zu reden, als an dem Ort, woher wir jetzt kommen.«

Mads Vestrup hatte die Ohren gespitzt.

»Im Hause des Bischofs –?“

»Ja, Bischof Abel ist mein Onkel. Wir haben mehrmals über Sie gesprochen. Ich habe ihm erzählt, daß Sie häufiger ins Krankenhaus kämen und in welcher Veranlassung. Das interessierte den Onkel sehr. – Haben Sie meinen Onkel niemals besucht? Das sollten Sie tun. Ich glaube, Sie würden mir zugeben, daß *ihn* Ihr Vorurteil gegen die Geistlichen auf alle Fälle nicht trifft. – Aber hier kommt der Wagen. Dann hören wir hoffentlich von Ihnen,« sagte sie mit einem Händedruck, worauf sie mit einer sichern und freien Bewegung, gleichsam geschäftsmäßig, auf das Trittbrett stieg.

Mads Vestrup ging langsam nach Hause durch die mondhellen Straßen. Er befand sich in einer wunderbar erregten Stimmung und sprach zuweilen mit sich selbst, so daß die Leute sich umkehrten und ihm nachsahen in dem Glauben, daß es ein Betrunkener sei. Namentlich durch die Bemerkung von Fräulein Mohn, daß er durch sein Verhältnis zum ›Fünften Juni‹ der Sache des Herrn geschadet habe, sauste ihm fortwährend in den Ohren. Er verstand das nicht. Gottes Wort war doch Gottes Wort, selbst wenn es in der Hölle gepredigt wurde! Daß der Herr seine Arbeit hier in der Steinwüste nicht gesegnet hatte – das war nur allzu wahr. Aber es war doch etwas Merkwürdiges, daß Fräulein Mohn und Pastor Gaardbo ihn genau an demselben Tage und aus demselben Anlaß aufgesucht hatten. Das mußte ja eine Verabredung gewesen sein, und es war sicher am besten, sich in acht zu nehmen.

Als er nach Hause kam, lag da eine Vorladung an ihn von der Vergleichskommission in Veranlassung des Prozesses mit dem Elysiumwirt. Sein Gegner hatte einen Schadenersatz von dreihundert Kronen und außerdem eine unverschämte Bezahlung für Beleuchtung und Kontrolle verlangt. Empört warf er das Papier hin. Hatte man je so etwas gehört! Was war weiter zu tun bei dieser Höllenbrut, als sie mit einem Schlag vor die Stirn niederzuschmettern?

Den ganzen Abend hatte er sich elend gefühlt, hatte Schmerzen im Herzen und ringsumher in den Gliedern gespürt. Jetzt raste ein Fieber in seinem Blut und verwirrte seine Gedanken.

Er ging zu Bett, konnte aber nicht schlafen. Er lag da in der Finsternis und kämpfte mit der Vorstellung, daß es der Bann der Kirche sein könne, der all dies Unglück über sein

Haupt gebracht hatte. War er denn im Irrtum befangen? Hatte er dem lieben Gott Schande gemacht, und war er dafür bestraft worden?

Als er aufstehen wollte, um ein wenig Wasser zu trinken, fühlte er sich plötzlich so matt und krank, als solle er sterben. Er hatte in der letzten Zeit hauptsächlich von Schmalzbrot und Käse mit ein wenig Milchspeisen gelebt, um Stine Geld schicken zu können. Das Herz schlug ihm hohl in der Brust wie in einer Tonne. Während der kalte Schweiß aus allen Poren rann, sank er kraftlos auf das Bett zurück und rief in seiner Angst nach Stine.

Im selben Augenblick erklang die geistliche Melodie der Rathausuhr zu ihm herab. Er wurde gleich ein wenig ruhiger und fühlte sich getröstet. Er faltete die Hände und betete laut unter dem Schallen der Mitternachtsschläge. Aber sobald er aufgehört hatte zu beten, überkam ihn die Angst von neuem schleichend und legte sich wie ein Alpdruck auf ihn. »Habe ich dem lieben Gott Schande gemacht?« fragte er sich selbst in seinen Fieberphantasien, während ihm die Tränen an den Wangen herabrannen. Und plötzlich war es ihm, als sähe er den Teufel den gehörnten Kopf über dem Fußende des Bettes erheben, und als höre er ihn lachen.

Draußen an der andern Seite der Wand lagen seine Wirtsleute im Bett und lauschten. Der satyrköpfige Schuhmacher erwachte regelmäßig einmal mitten in der Nacht, und dann war es ihm, wie so vielen alten Leuten, schwer, wieder einzuschlafen. Aber als der Philosoph, der zu sein er als eine Ehre betrachtete, tröstete er sich mit einer Shagpfeife, die immer gestopft auf dem Tisch neben dem Bett lag. Die Arme unter dem Kopf, lag er da und paffte behaglich in das Zimmer hinaus, das gratis von der Straßenlaterne draußen erleuchtet wurde; und es gehörte allmählich mit zu seiner philosophischen Unterhaltung, dem nächtlichen Rumoren auf der andern Seite der Wand zu lauschen, wenn Mads Vestrup laut mit sich selbst redete oder im Schlaf sprach, während er sich schwer im Bett umdrehte, so daß das ganze Haus erbebe.

»Hör doch!« sagte er zu seiner Frau, die nun auch erwacht war. »Jetzt reitet ihn der Teufel wieder! Heute ist es rein arg! Hör doch mal! Es wird wirklich unheimlich, Mutter! Weiß Gott, ich glaube, der große Kerl liegt da und heult. Ich glaub, ich werd ihm kündigen! Er kann ja nicht ganz richtig im Kopf sein!«

VIII

An demselben Tage, an dem die Zeitungen am Morgen die Mitteilung von Karsten Froms und Jytte Abildgaards Verlobung gebracht hatten, fuhr Asmus Hagen an dem Hotel am Kongens Nytorv, wo Torben Dihmer wohnte, vor. Er hatte doch Lust zu sehen, welche Wirkung diese Nachricht auf den Freund gemacht hatte.

Als er von der Straßenbahn abstieg, sah er, daß um den Zeitungsverkäufer an der Haltestelle Gedränge herrschte, und nach einer Weile stand er selber mit einem Extrablatt des »Fünften Juni« in der Hand da. Hierin waren die Worte zu einer »Vorlage zum Beschluß« mitgeteilt, die Enslev dem Präsidenten des Folkethings eingesandt hatte, und worin Mißtrauen zu der Regierung geäußert und das Verlangen gestellt wurde, sie zu entfernen.

Asmus Hagen steckte das Papier in die Tasche und ging schräg über den Platz auf das Hotel zu. Er fand Torben zu Hause. Der Freund stand vor einem geöffneten Koffer, im Begriff, einige Bücher hineinzulegen.

»Was hat das zu bedeuten? Willst du abreisen?«

»Ja! Wenn du nicht gekommen wärest, hätte ich einen Versuch gemacht, dich einmal im Laufe des Abends zu treffen. Ich fahre morgen nach Hause, nach Favsingholm.«

Asmus zog das Extrablatt aus der Tasche.

»Lies einmal!«

»Das ist ja nur, was man lange erwartet hat,« sagte Torben, als er die Mitteilung überflogen hatte.

»Kann dich das nicht zurückhalten?«

»Weswegen meinst du?«

»Wenn es Enslev gelingt, sich eine nur einigermaßen anständige Minorität zu verschaffen, so bekommen wir sicher neue Wahlen.«

»Setz dich und nimm eine Zigarette und laß uns von etwas anderem reden.«

»Du bist also noch immer gleich unempfänglich. Laß mich dir nur in bezug auf die bevorstehende Entscheidung, gegen die du so gleichgültig scheinst, sagen – mit Enslev fällt das letzte Bollwerk gegen die mittelalterliche Sündflut, die unsere Kultur mitten in ihrer Blüte zu ertränken droht. Mit Tyrstrup wird die Geistlichkeit schnell fertig werden. Er ist ein gutmütiger Züchler, der selbst nicht weiß, wer ihn fährt.«

»Nun ja! Wir werden vielleicht eine Kostümveränderung erleben. Weiter ist es ja doch nichts. Im innersten Innern sehen diese Art Leute ja alle miteinander gleich aus.«

Asmus schwieg bekümmert. Obwohl Torben mit dem Rücken nach dem Licht stand, fiel es ihm auf, wie verändert sein Gesicht im Laufe der letzten Tage geworden war. Die Züge waren schlaff, die Augenlider schwer herabgesenkt.

»Sage mir, Torben – du vergißt doch nicht, deine Pillen regelmäßig zu nehmen? Du weißt ja, es ist durchaus notwendig; daß du das nicht versäumst.«

Die Frage veranlaßte Torben, den Kopf zu erheben. Er sah den Freund im Sofa mit einem scheuen Blick hastig an und errötete. Einen Augenblick stand er in seine eigenen Gedanken versunken da. Dann trat er an Asmus heran, stellte sich neben ihn und legte ihm die Hand auf die Schulter.

»Ich will dir gegenüber ganz aufrichtig sein. Vielleicht ist es das letztmal, daß wir zusammen sprechen. Du hast so viel für mich getan, und wenn ich dir jetzt die Wahrheit eingestehe, wirst du mich schändlich undankbar finden. Siehst du, vor dem Tage an, vor fünf Vierteljahren, als du zu mir nach Favsingholm hinüberkamst – oder wenigstens von dem Tage an, als ich von hier nach Deutschland abreiste –, habe ich ein Scheinleben geführt, von dem ich befreit werden muß. Du wirst das sicher nicht begreifen, und es wird mir auch nicht leicht, es zu erklären. Man sitzt nicht drei lange Jahre da und nimmt Abschied vom Leben, ohne daß dies Spuren hinterläßt. Du kennst doch die Geschichte von dem Mönch, der von einem Zaubervogel in die Ewigkeit hineingesungen wurde, während er schlief. Als er erwachte, waren viele Hunderte von Jahren vergangen, und die Welt war eine andere geworden. Mir ist es gerade umgekehrt ergangen. Ich habe die Welt ganz unverändert gefunden, selbst aber bin ich dreihundert Jahre älter geworden und habe die Fühlung mit meinen Zeitgenossen verloren. Ich gehöre nicht mehr zu euch. Trotz meiner wiedergewonnenen Gesundheit gehe ich umher wie ein etwas unheimliches Gespenst, ein Emeritus, dein ehemaliger Mitmensch, Asmus, der nicht imstande ist, eigentlich etwas bei dem Ganzen zu empfinden.«

»Willst du mit alledem sagen, daß du deine Pillen nicht mehr nimmst? Denn in dem Fall will ich dich doch wissen lassen –«

»Ich weiß es. Aber ich bin also zu der Überzeugung gelangt, daß es zwecklos ist, gegen sein Schicksal ankämpfen zu wollen. Hier in der Welt geschehen keine Wunder. Auch nicht in der Wissenschaft.«

»Ich frage dich noch einmal, ist es deine Absicht, dir selbst ein Unglück zuzufügen? Denn sonst möchte ich dich nur an die Verfassung erinnern, in der ich dich fand, als ich zu dir nach Favsingholm hinüberkam.«

»Die habe ich natürlich nicht vergessen, aber ich sage dir ja, daß ich mich mit meinem Schicksal ausgesöhnt habe. Es ist nun einmal *mein* Schicksal, und – wie es im Trauformular heißt – was Gott zusammengefügt hat, soll der Mensch nicht scheiden. Daraus entstehen nur Enttäuschungen und Unfriede.«

»Ich will nicht mit dir philosophieren. Dazu scheint mir die Sache – offen gestanden – zu ernst, aber ich will dir noch eine Frage stellen, und jetzt mußt du verzeihen, wenn ich ganz gerade heraus zu dir über ein Verhältnis rede, das ich sonst nicht berührt haben würde. Ich begreife nicht, daß du dich von einer Liebesgeschichte so wahnsinnig aus deiner Bahn herausschleudern lassen kannst. Meine teure Cousine ist sicherlich eine sehr anziehende Dame, und ich, der ich euer früheres Verhältnis gekannt habe, begreife deine Bitterkeit sehr wohl. Aber wenn du dich verheiraten willst – was ich dir in hohem Grade empfehlen würde –, so findest du sicher ohne Schwierigkeit einen Ersatz. Es gibt ja, Gott sei Dank, noch eine Menge anderer, höchst liebenswerter Frauen in der Welt außer Jytte. Versprich mir, um unserer alten Freundschaft willen, daß du nur noch vierzehn Tage hier in der Stadt bleiben willst. Suche deine Bekannten auf, stürze dich

ins Gesellschaftsleben, versuche überhaupt, wieder in ein vernünftiges Verhältnis zu dem Dasein zu kommen, und du wirst sehen, wie alle ›Gespenstererscheinungen‹ sich schnell verflüchtigen werden!«

Torben lächelte. Er saß vornübergebeugt da, die Arme auf den Knien, und betrachtete seine Hände. Als Jyttes Name genannt wurde, war ein Zittern durch seine Wangen gegangen.

»Du hast mich mißverstanden, Asmus! Ich habe mich ja gar nicht beklagt. Ich bin im Gegenteil deiner Cousine dankbar für ihren standhaftigen Wankelmut und bitte dich, ihr gelegentlich meinen Gruß zu überbringen. Du sprachst vorhin von dem Zustand, in dem du mich antrafst, als du im letzten Herbst nach Favsingholm kamst. Aber diese Erinnerung schreckt mich nicht mehr. Ein solches Dasein hat auch seine Vorteile. Es macht einen klug in bezug auf mancherlei, was dem Robusten und Geschäftigen verborgen ist. Man entdeckt unter anderm, wie wenig dazu gehört, um einen froh zu stimmen! Ein Vogel, der sich auf das Fensterbrett setzt, eine Staubflocke, die im Sonnenschein dahinsegelt – mehr ist in Wirklichkeit nicht erforderlich; und hat man das einmal verstanden, so beneidet man die nicht, die sich aus Begierde nach Erlebnissen das Leben aus dem Leibe jagen.«

Asmus Hagen, der sich in die Sofaecke zurückgelehnt hatte, betrachtete den Freund schweigend.

»Weißt du wohl noch,« sagte er schließlich, »was ich dir mehrmals gesagt habe, daß du den Keim zu einem Träumer und Schwärmer in dir trügest?«

»Das hast du gewiß von mehreren gesagt, Asmus!«

»In bezug auf dich habe ich also recht bekommen – leider.«

»Meinst du? Da habe ich selbst eine ganz andere Auffassung von meiner Entwicklung. Ich habe ein Gefühl, als sei ich im letzten Jahre aus einem tiefen Schlaf erwacht, ja, zuweilen ist es mir, als sei ich der einzige wirklich Lebende in der Welt. Und warum bist du im Grunde so empört? Du selbst hast dich doch vorsichtig in gehörigem Abstand von dem schwülen Marktgetriebe gehalten. Du empfiehlst mir die Ehe, selbst hast du dich aber nicht verheiratet und denkst auch gewiß nicht daran, es zu tun. Du willst mich absolut in die Politik hineinbringen und mich der Geselligkeit in die Arme werfen, selbst aber bist du mehr als ängstlich, von den Schlachterfäusten der Öffentlichkeit befangert zu werden.«

»Ich habe meinen Platz in der Ambulanz. Die gibt mir vorläufig Beschäftigung genug.«

Torben Dihmer nickte.

»Du hast recht, diesen Gesichtspunkt verstehe ich! ... Ja, das Menschengeschlecht ist krank – wahnsinnig. Alles, wovon ich in diesen zehn Monaten in drei Weltteilen Zeuge gewesen bin, hat mich immer an die unheimliche Rastlosigkeit erinnert, mit der ein Wahnsinniger an seiner eigenen Zerstörung arbeitet. Ich bin überzeugt, daß wir vor einer Weltkatastrophe stehen. Diese ganze hochgespannte Kraftentfaltung, auf die alle Nationen so stolz sind, dies wahnsinnige Produktionsfieber, das keinen natürlichen Bedürfnissen entspricht – das *müssen* die letzten Krampfzuckungen einer zum Tode verurteilten menschlichen Gesellschaft sein. Ich begreife nicht, daß kein anderer das

auf diese Weise empfindet. Einer ist da, ja freilich, das ist wahr, du wirst ihn wohl auch kennen, Asmus? Ein Kreisarzt auf Fünen, Paul Gaardbo.«

»Ja – was ist denn mit dem? Meinst du seine törichten Schreibereien?«

»Töricht? ... Ich finde sie im Gegenteil sehr vernünftig.«

»Ja, natürlich!« unterbrach ihn Asmus und ging erbittert im Zimmer auf und nieder. »Bei einem Quacksalber mußt du ja schließlich stranden! Das verstehe ich jetzt vollkommen! Aber das will ich dir doch noch sagen, Torben, wenn du deine verrückten Selbstmordpläne nicht aufgibst ... ja, es nützt nichts, daß du mich unterbrichst! *Ich* nenne sie so –!«

Torben hatte sich jetzt auch erhoben. Er stellte sich vor den Freund, die Hände auf seinen Schultern.

»Wir wollen nicht in Unfrieden voneinander scheiden. Laß mich dir jetzt noch einen Vorschlag machen! Komme zu mir nach Favsingholm hinüber, wenn ein Jahr verstrichen ist. Zu der Zeit werden wir die Unterhaltung mit mehr Erfolg fortsetzen können.«

»Ein Jahr? Du rechnest mit hohen Zahlen. Zu der Zeit könnte es vielleicht zu spät sein.«

»Nun ja! Dann ist da ein Mensch weniger auf der Welt. Das ist das Ganze!« sagte Torben und wandte sich von ihm ab.

Aber nach einer Weile kehrte er zurück und legte wieder die Hände auf seine Schultern.

»Lebe wohl, Asmus! Ich kann es dir ansehen, daß es dir schwer wird, der Versuchung zu widerstehen, mich für verrückt zu erklären und mich einsperren zu lassen. Darum ist es besser, wenn du jetzt gehst. Ich weiß, daß ich dir Kummer bereite. Aber wenn es dir möglich ist, so bewahre mir ein wenig Freundschaft!«

IX

Um ein Uhr nachmittags stand Mads Vestrup vor der Tür des Bischofshauses und klingelte. Nicht nur aus Beklommenheit zitterte seine Hand, er war auch körperlich so erschlafft, daß es ihm schwer wurde, sich aufrecht zu halten.

Er nannte seinen Namen, und die Pförtnerin führte ihn die Treppe hinauf. Am Ende eines Ganges klopfte sie an eine Tür, und nachdem sie einen Augenblick gelauscht hatte, ließ sie ihn in ein geräumiges Zimmer ein, das von der winterlichen Sonne des Tages erfüllt war, und wo es traulich nach Holzrauch aus einem altmodischen Kachelofen roch.

»Herr Vestrup!« meldete sie.

Zu seinem Erstaunen traf Mads Vestrup nicht den Bischof selbst, den er von den Bildern her kannte, sondern einen andern Mann, der, nach seinem Aussehen zu urteilen, ebenfalls ein Geistlicher war. Er stand am Fenster, den Rücken dem Licht zugewendet, und las einen Brief. Nach einem hastig musternden Blick über den Rand des Briefes ließ er Mads Vestrup eine Weile an der Tür warten.

Endlich legte er den Brief hin und näherte sich mit langen, elastischen Schritten. Es war ein kleiner, zierlicher Mann mit glattrasiertem Gesicht, rotgeränderten Augen und dünnem, graugesprenkeltem Haar, das aus der Stirn zurückgestrichen war. Ein stramm anschließender, schwarzer Anzug und ein weißer Schlips, der über den Rock hinaushing wie ein Bäckchen, verliehen der kleinen, nervösen Gestalt ein Aussehen, das an einen asketischen Jesuitenpater und zugleich an einen Holbergschen Pedanten erinnerte.

»Mein Name ist Stensballe,« sagte er, ohne Mads Vestrup die Hand zu reichen. »Der Bischof ist im Augenblick beschäftigt. Nehmen Sie gefälligst Platz!«

Bei der Nennung des Namens fühlte sich Mads Vestrup wie von einem neuen Schlag getroffen. Stensballe war der im ganzen Lande bekannte Kopenhagener Pfarrer, in dessen Hand alle Fäden der Missionstätigkeit zusammenliefen. Bischof Abel war freilich dem Namen nach der Leiter der Mission, und Stensballe wurde offiziell nur als deren Sekretär genannt, alle aber wußten, daß er die Kraft und die Klugheit in der Leitung war, daß er mit seinem feurigen Sinn der hinsterbenden Glaubensgemeinde in der Hauptstadt neues Leben eingeblasen und den Kampf gegen den Unglauben organisiert hatte. Mit der widerstrebenden Zustimmung des Bischofs hatte er nach überseeischem Muster auch die Reklame und den Marktschwindel in den Dienst des Glaubenskampfes aufgenommen, hatte die viel angegriffenen Andachten mit Lichtbildern, die Gebetsversammlungen mit Teeanrichtungen, Prozessionen durch die Straßen und andern amerikanischen Gottesdienst eingeführt, um Leute für den neuen Kreuzzug zu werben.

Mit erzwungener Höflichkeit wies er Mads Vestrup einen Platz auf dem Sofa an, während er sich selbst an einen Schreibtisch setzte, der mitten im Zimmer stand. Seiner eifrigen Natur wurde es nicht leicht, sich zu verstellen. Er verheimlichte nicht, daß es der Verstand und nicht das Herz war, was ihn überredet hatte, sich mit dem abgesetzten

Pfarrer einzulassen. Obwohl Mads Vestrup nach zwei in der höchsten Seelennot durchwachten Nächten einen bedauernswert mutlosen Eindruck machte, und obwohl das Sonnenlicht unbarmherzig die ganze Verkommenheit seiner Gestalt enthüllte, überwand Pastor Stensballe nicht das Unbehagen, mit diesem ehemaligen Amtsbruder verhandeln zu müssen, der mitten in einem für die Kirche entscheidenden Kampf aufrührerisch gegen ihre Leiter auftrat, nachdem er zuvor durch unsittliches Leben Schande über den dänischen Predigerstand gebracht hatte.

»Ich weiß, daß der Bischof den Wunsch geäußert hat, mit Ihnen zu reden. Ich glaube auch, es wird ihn freuen, daß Sie gekommen sind. Er ist, wie gesagt, im Augenblick beschäftigt, aber er hat mich ermächtigt, Sie mit einem Vorschlag bekannt zu machen, den er Sie unter ernste Erwägung zu nehmen bittet. Den Anlaß hierzu können Sie sich wohl selbst ohne weitere Erklärung sagen. Sie werden übrigens binnen kurzem Gelegenheit haben, den Bischof zu begrüßen.«

Als Mads Vestrup verzagt erwiderte, daß er den Grund zu der Aufforderung des Bischofs nicht kenne und deswegen um nähere Aufklärung bitte, hielt ihm Pastor Stensballe mit heftigen Worten sein Verhältnis zum »Fünften Juni« vor und nannte es einen Verrat gegen den Herrn, dem er doch gleichzeitig zu dienen wünsche.

»Ich begreife nicht, daß Sie nicht einsehen können, welch ein Widerspruch in Ihrem Auftreten liegt. In einem Augenblick, wie es der jetzige ist, gehen Sie dem Manne zur Hand, der sich frech von der Kirche Christi losgesagt hat und täglich durch alle schändlichen Mittel die bösen Instinkte des Volkes gegen sie wachruft.«

Trotz seines Tones zwang sich Mads Vestrup, den Kopf stumm zu beugen. Er hatte selbst seine Verirrung erkannt und sich mit demütigem Sinn zu diesem Bußgang überwunden. Er bat nur noch einmal um Auskunft darüber, was für einen Vorschlag der Bischof ihm machen wolle.

»Sie haben wahrscheinlich von dem neuen großen Tageblatt gehört, das wir vom ersten Januar an herauszugeben beabsichtigen. Wir wünschen, ein Zentralorgan für die dänische Gemeinde zu schaffen, eine Sammlungsstelle auch in dem Verstand, daß wir jeder schicklichen Erörterung der kirchlichen Angelegenheiten Platz einräumen wollen. Nun wollten wir Ihnen den Vorschlag machen, daß Sie, nachdem Sie sich von jedem Verhältnis zu dem »Fünften Juni« losgelöst haben, eine feste Anstellung an unserm Blatt annehmen, wo für ein passendes Arbeitsfeld für Sie gesorgt werden wird, und es ist natürlich die Absicht, daß Sie dafür, wenigstens in der nächsten Zukunft, in ökonomischer Beziehung sichergestellt werden.«

Mads Vestrup war so überrascht, daß er kaum recht merkte, wie enttäuscht er gleichzeitig war. Aber nun nannte Pastor Stensballe die Summe, die man ihm als festes Jahresgehalt zusichern zu können glaube, »mit gegenseitiger Verpflichtung auf zwei Jahre«. Und die Größe der Summe verwirrte ihn ganz. Viertausend Kronen! Hatte er auch recht gehört? Auf zwei Jahre ein reichliches Auskommen gesichert! Die Häuslichkeit wieder hergestellt! Stine und die Kinder in seinen Armen! ... Er saß da mit einem Schwindelgefühl, als hätten sich ihm die Pforten des Himmelreichs wie in einem Traum aufgetan.

Im selben Augenblick ging eine Tür auf, und der Bischof trat aus seinen Privatzimmern nebenan herein. Er war ein großer Mann mit gebeugter Haltung, alt von

Gestalt. Nur sein Gesicht hatte sich merkwürdig frisch erhalten. Mit seinen vollen, roten Wangen und ein Paar taghellen Augen, die durch die Brille von einfältiger Güte leuchteten, glich es einem Kindergesicht.

Sowohl Mads Vestrup als auch Pastor Stensballe hatten sich erhoben. Der Bischof ergriff Mads Vestrups Hand und blieb vor ihm stehen, ohne sie loszulassen, indem er ihm gleichzeitig die andre Hand auf die Schulter legte.

»Ja, ja!« sagte er mit einem Kopfschütteln. »Ich will nicht strenge mit Ihnen ins Gericht gehen. Wenn Sie jetzt zu mir gekommen sind, kann ich es wohl als Zeugnis dafür auffassen, daß Sie selbst erkennen, wie schlecht Sie bisher der Sache des Herrn gedient haben. Jetzt müssen wir sehen, wie wir Ihnen behilflich sein können, Ihre zerrütteten Verhältnisse wieder in Gang zu bringen. Pastor Stensballe hat Ihnen wohl schon mitgeteilt, was wir vorläufig für Sie zu tun beabsichtigen. Mit der Zeit lassen sich vielleicht andre Auswege finden. Der Herr bedarf in dieser schweren Zeit aller seiner Arbeiter. Aber es gilt, die Herde zu sammeln, sie nicht zu zerstreuen. Hüten wir uns davor, Gott zu betrüben! Ein treuer Diener freut sich über die Freude seines Herrn und über nichts andres!«

Mads Vestrups struppiger Kopf sank während der milden Rede des Bischofs tiefer und tiefer auf die Brust herab. Er fühlte den herzlichen Händedruck des alten Mannes, und sein ganzer Körper geriet in eine zitternde Bewegung, die zu beherrschen er nicht einmal einen Versuch machte.

»Gott sei mit Ihnen!« sagte der Bischof, als er seine Ermahnungsrede geschlossen hatte, klopfte ihn auf die Schulter und kehrte in seine Privatzimmer zurück.

Als er fort war, sank Mads Vestrup schwer in das Sofa zurück, die Hände über die Augen, und so saß er lange da, während ihm die Tränen über die Wangen rollten.

Am Fenster stand Pastor Stensballe. Beim Anblick der aufrichtigen Reue des gefallenen Amtsbruders wurde der kleine, nervöse Mann bewegt. Mit seinen langen, elastischen Schritten ging er auf Mads Vestrup zu und sagte in versöhnlichem Ton, daß er die Worte des Bischofs zu den seinen mache.

»Ich bin fest überzeugt, daß diese Begegnung zum Segen werden wird. Glauben Sie das nicht auch selbst?«

Ohne die Hand von den Augen zu nehmen, nickte Mads Vestrup.

Auf der Treppe zu dem Hause am Sankt Annäplatz, wo Enslev wohnte, herrschte in dieser Zeit ein lärmender Verkehr von politischen Vertrauensmännern, die Enslev ringsumher aus dem Lande zu sich berufen hatte. Der mürrische Torwart, der früher einen ruhig lebenden, ausländischen Diplomaten als Bewohner seiner Beletage gehabt hatte, war wütend über diese trampelnden Bauern und laut redenden Provinzbewohner, die den Straßenschmutz mit sich auf die Treppenläufer hereinbrachten. Aber auch ein kleiner pelzgekleideter Herr mit goldenem Kneifer und Zylinderhut hatte seinen Zorn erregt. Das war Zaun, der zu allen Zeiten des Tages, ein Portefeuille unter dem Arm, zur Tür herein- und herausstürzte.

Unter Enslevs politischen Freunden griff eine immer mißmutigere Stimmung um sich. Ihm selbst gegenüber wagte niemand sie zu Wort kommen zu lassen, aber in den Ecken flüsterte man voller Besorgnis über die wachsende Erregung, die seine täglichen Artikel im »Fünften Juni« ringsumher im Lande erweckten. In Kopenhagen glaubte man mit einiger Sicherheit, Anschluß erwarten zu können, aber aus den Provinzkreisen brachte jeder Tag eine neue Hiobspost.

Enslev selbst war fast der einzige Hoffnungsvolle. Er hatte in seinem langen politischen Kriegerleben mehr als einmal die Volksstimmung in einer scheinbar hoffnungslosen Situation besiegt, und er hatte das Vertrauen zu der Macht seines Wortes nicht verloren. Im Gegenteil hatte er sich seit vielen Jahren nicht so aufgelegt gefühlt. Die Wut, die in dem Widerstand enthalten war, den er erregte, war ihm ein Zeugnis davon, daß seine Hiebe durch das tote Fleisch hindurchdrangen, und es war ihm ein Genuß, die Luft um ihn her wieder von dem Lärm des Krieges erfüllt zu hören. Der vertrieb außerdem alle Gespenster des Grabes.

In Wirklichkeit hatte er sich nie freier und glücklicher gefühlt als jetzt, wo er von neuem der eine gegen die vielen geworden war. Er, von dem es hieß, er sei von allen dänischen Staatsmännern derjenige, der die meisten Reden gehalten hatte, war in einer gewissen Beziehung der Stummste im Lande gewesen. Ihm selber schien es, als sei er seit dreißig Jahren stumm gewesen. Als Wortführer einer Partei, die drei Viertel von den Wählern des Landes umschloß, hatte er verschweigen oder verhüllen müssen, was er im innersten Innern fühlte, um den Meinungen aller gerecht zu werden. Jetzt aber hatte er seine eigene Sprache wiedererlangt, und wenn er selbst auch nicht das Ergebnis seines letzten Kampfes erleben würde, so war es ihm doch vor seinem Tode gelungen, seine Seele zu befreien! –

In der hereinbrechenden Dämmerung, nach einem Arbeitstage, der um acht Uhr morgens begonnen hatte, saß er an seinem Schreibtisch, als er plötzlich die Feder hinlegte und sich in den Lehnstuhl zurücklehnte, überwältigt von Müdigkeit. Einen Augenblick später schlief er.

Am Fenster saß Fräulein Evaldsen, die in dieser Zeit ganz aufging in der Fürsorge für ihn und selten das Haus vor spät in der Nacht verließ, wenn es ihr nach vielen Überredungen gelungen war, ihn zu bewegen, daß er zu Bett ging. Sie saß da mit einer

ausgebreiteten Zeitung, aus der sie ihm vorgelesen hatte, während er arbeitete. Es war ihm zur Gewohnheit geworden, die Begleitung einer menschlichen Stimme zu haben, wenn er seine Artikel schrieb, und im allgemeinen hörte er auch zu und konnte mitten während seiner eigenen Arbeit eine Bemerkung machen über das, was gelesen wurde, oder sagen: »Schlage das über! ... Das langweilt mich!«

Obwohl Fräulein Evaldsen sehr wohl sah, daß sein Kopf auf die Brust herabgesunken war, fuhr sie doch mit ihrem Vorlesen fort, verhielt sich aber sonst mäuschenstill, aus Furcht, ihn mit dem Rascheln der Zeitung zu wecken. Es geschah in der letzten Zeit nicht selten, daß Enslev sich so vom Schlaf überwältigen ließ, wenn die Dämmerung herabsank und Ruhe im Hause herrschte. Das währte nur einen Augenblick, und er sah es nicht gern, daß die Freundin es bemerkt hatte.

Jetzt aber richtete er sich auf. Es hatte geklingelt.

»Das ist Professor Bendix,« sagte Fräulein Evaldsen, nachdem sie einen Augenblick gelauscht hatte.

»Bendix? ... Was will der?«

Die Tür tat sich auf, und der Hausarzt trat herein; er war am nämlichen Tage von seiner Auslandsreise zurückgekehrt. Ein stiller und verlegener kleiner Mann mit Vollbart und Brille.

»Was wollen Sie im Grunde von mir?« sagte Enslev. »Mir fehlt ja nichts. Erzählen Sie mir lieber von sich selber und von Ihrer Reise. Sie sind in Italien gewesen, nicht wahr? Haben Rom und Venedig gesehen! Das ist für mich alles noch ein Zukunftstraum. Ein leitender Politiker ist seines Landes Kettenhund. Er kommt selbst niemals über die Tür hinaus.«

Professor Bendix war ein sehr umständlicher Erzähler, und Enslev verlor schnell die Geduld. Er war wirklich selbst nie über die Landesgrenze hinausgekommen. Er hatte kein Bedürfnis gehabt, andere Länder und Völker kennen zu lernen; und selbst seine Landsleute interessierten ihn im Grunde erst, wenn sie Wähler geworden waren. Mit seiner mißtrauischen Natur wagte er außerdem nicht, Freund oder Feind aus den Augen zu verlieren, und hielt sich im Lande aus Furcht vor Verschwörungen und Hinterhalten.

Mitten während der Beschreibung des Professors von einer pompösen Papstmesse in der Peterskirche unterbrach er ihn mit der Frage, was er über die Beschwerde denke, die von seiten der Bevölkerung gegen einen Kreisarzt Gaardbo auf Fünen erhoben worden sei.

»Sie sind ja Vorsitzender des Medizinalkollegiums und werden also die Sache zur Beurteilung erhalten. Wie stehen Sie zu der Frage?«

Professor Bendix wußte noch nichts von der Sache, weshalb Enslev ihn mit ein paar Worten darüber aufklärte, um was es sich handelte.

»Es hat sich übrigens gezeigt, daß es auch hier die geistliche Partei ist, die auf Raub ausgeht. Es wird sicher notwendig sein, das Verhältnis genauer zu untersuchen, ehe ein Urteil gefällt wird. Überhaupt, Herr Professor – Sie haben natürlich dieselbe Erfahrung gemacht wie ich, daß, wenn man erst anfängt, in einer heiklen Angelegenheit aufzuräumen, man immer einen Geistlichen auf dem Grunde verborgen findet. Das

berühmte Wort des französischen Richters: »où est la femme?« bedarf einer Veränderung. Wie man in Familien, wo eine unzuverlässige Katze im Hause ist, sich gleich selbst fragt, sobald ein übler Geruch in der Stube bemerkbar wird, oder wenn von der Sahne genascht ist: Wo ist die Katze? – so sollte man bei jeder Unredlichkeit im öffentlichen Leben stets fragen: Wo ist der Pfarrer?«

Die großen braunen Augen des Professors waren hinter den dicken Brillengläsern noch größer geworden. Er sagte, »daß er sich bei erster Gelegenheit über diese Sache Klarheit verschaffen wolle, die ja also sehr ernst zu sein schien«.

In diesem Augenblick tat sich die Tür auf, und ein Herr glitt unangemeldet herein. Es war Anton Bjerreby, Enslevs Hausfreund, eine schlanke, elegant gekleidete, leicht ergraute Erscheinung von ungefähr fünfzig Jahren mit schönen, aber erloschenen Gesichtszügen.

Professor Bendix verabschiedete sich, und bald darauf wurde zu Tisch gerufen.

Bjerreby, der Wechselmakler war, hatte sich in seiner Jugend ein wenig als dramatischer Verfasser und Journalist versucht, war unter anderm Mitarbeiter am »Fünften Juni« gewesen, in der ersten Zeit des Blattes, als Enslev selbst Redakteur war und die Zeitung fast allein schrieb. Später ging er in eine praktische Tätigkeit über und war jetzt einer der Chefs eines großen Maklergeschäfts. Aber außerhalb seiner arbeitsreichen Kontorzeit war er ein stilvoller Flaneur, der jetzt seit fünfundzwanzig Jahren ein Vorbild für die jungen Müßiggänger der Lebewelt gewesen war. Er war unverheiratet, Hahn im Korbe bei vielen Frauen, daher einer der gesuchtesten Gesellschaftsherren der Stadt, der mit einem lebenswürdigen, aufdringlichen Wesen und einem leicht neckischen Ton eine Munterkeit wachkitzelte, die die Wangen färbte.

Auch Enslevs Verhältnis zu ihm war eine Art weiblicher Verliebtheit in sein elegantes und weltgewandtes Auftreten und seine kühne unbefangene Sprache. Trotz des Altersunterschiedes war der Ton zwischen ihnen halb kameradschaftlich. Bjerreby ging in Enslevs Haus ein und aus, als gehöre er zur Familie, und wenn er ausnahmsweise einmal nicht zu Tisch ausgebeten war, kam er von selbst zu Mittag.

Enslevs Ungeduld äußerte sich nie stärker als bei den Mahlzeiten. Aß er allein, so währte das Mittagessen nicht länger als eine Viertelstunde. Zur Verzweiflung der kleinen Jensen konnte er sich schon nach dem ersten Gericht erheben und sie mit Braten und Dessert stehen lassen. Wenn Bjerreby zugegen war, kam in früheren Zeiten etwas Ruhe über ihn, und sie konnten zusammen eine Menge Wein trinken. Bjerreby war ein unterhaltender Erzähler, und Enslev lauschte seinen offenherzigen Mitteilungen aus dem intimen Kopenhagener Gesellschaftsleben, mit eines alten Eroberers verständnisvollem Aufblitzen im Auge. Aber in letzter Zeit hatte auch Bjerreby seiner Politik dienen müssen, und die Unterhaltung bei Tisch hatte den Charakter gewechselt.

Mitten während der Mahlzeit wurde Redakteur Samuelsen gemeldet. Enslev, der selbst nach ihm geschickt hatte, stand auf und bat die andern, fortzufahren.

Von dem großen Publikum war Samuelsen bisher als Enslevs böser Geist angesehen worden, dessen Schuld es wesentlich war, daß »Der Fünfte Juni« mehr und mehr zum Ärgernis wurde auf Grund seines respektlosen Tones allen bürgerlichen Idealen gegenüber. Samuelsens große Gorillaerscheinung hatte zu dieser Vorstellung

beigetragen, und Enslev hatte seine Rechnung dabei gefunden, das Volk der Wähler in diesem Glauben zu belassen.

Diese vorgespiegelte Rolle als dämonischer Ratgeber des großen Führers hatte Samuelsen früher geschmeichelt, war ihm aber jetzt aus einem bestimmten Grunde lästig geworden. Allmählich, als er sich klar darüber geworden, daß Enslevs Popularität bedroht war, und namentlich nachdem er so geringes Verständnis bei ihm für seine neuen journalistischen Ideen gefunden, hatte er es sich angelegen sein lassen, das Publikum auf den verborgenen Kriegszustand aufmerksam zu machen, der sich zwischen ihnen entwickelt hatte. In derselben Nummer des Blattes, in der Enslev auf der ersten Seite seine Feder über Tyrstrup und dessen kirchliche Hilfskräfte blitzen ließ, konnte zum Beispiel in dem Bericht eines Begräbnisses eine starke Anerkennung für die »schöne und vorurteilslose Rede« irgendeines Geistlichen eingeschmuggelt sein; oder man konnte eine lobende Besprechung irgendeiner religiösen Schrift oder eines kirchlichen Vortrages finden.

Schon ein paarmal früher hatte er aus diesem Anlaß hier antreten müssen, um eine Erklärung abzulegen, und nun hatte er beschlossen, eine lange vorbereitete Bombe springen zu lassen. Nachdem er schweigend angehört hatte, wie ihn Enslev mit Grobheiten überschüttete, erhob er sich und sagte mit unveränderter Liebenswürdigkeit, daß er es nach diesen Äußerungen richtiger finde, seine Stellung bei der Zeitung zu kündigen, da er nicht gegen seine innere Überzeugung handeln könne.

Enslev hätte beinahe laut aufgelacht, als er ihn von seiner Überzeugung sprechen hörte. Es fiel ihm nicht ein, daß die Kündigung ernst gemeint sein könne. Samuelsen hatte früher den Versuch gemacht, seine Pläne bei ihm durchzusetzen, indem er andeutete, daß er »sich ein dankbareres Wirkungsfeld suchen wolle«. Jetzt sah er ihn aber die wollig behaarte Hand in den Rock hineinschieben und einen Briefumschlag herausziehen, der darauf in aller Ehrerbietung auf den Schreibtisch gelegt wurde. Dieser Briefumschlag machte Enslev ein wenig heiß um die Ohren. Er wußte, was die Geschäftsgewandtheit dieses Mannes für ihn bedeutet hatte, und wie unentbehrlich er ihm gerade in diesem Augenblick war.

Er ließ sich jedoch nichts merken, sondern antwortete ruhig: »Ist das die Kündigung? ... Ja, ja, Samuelsen! Bei mir hat ein jeder seinen freien Willen. Wann wünschen Sie auszutreten?«

»Wie Sie sich vielleicht erinnern werden, ist die Kündigungsfrist auf drei Tage angesetzt. Es ist dies eine Bestimmung, die Sie seinerzeit selbst in unsern Kontrakt eingefügt haben, um keinen Augenblick länger an mich gebunden zu sein, ›als es Ihnen paßte‹, – wie Sie ausdrücklich sagten. So bitte ich denn um Erlaubnis, das Blatt übermorgen verlassen zu dürfen.«

Enslev konnte sich noch nicht entschließen, zu glauben, daß es Ernst sei. Samuelsen erhielt Prozente von den Einkünften des Blattes und hatte in den letzten Jahren niemals unter Dreißigtausend Kronen Einnahme gehabt. Eine solche Stelle fand man doch nicht auf der Straße! ... Es mußte etwas dahinter stecken. Aber mit seinem verschlossensten Gesicht sagte er:

»Wie Sie wollen! ... Übermorgen also!«

Samuelsen ging. Aber erst nachdem die Flurtür hinter ihm ins Schloß fiel, gab Enslev den Glauben auf, daß es nur eine Mache sei. Er ergriff seinen Stock und kehrte hastig ins Eßzimmer zurück, wo Fräulein Evaldsen und Anton Bjerreby beim Nachtschisch saßen.

»Jetzt sollen Sie aber etwas Neues hören!« sagte er, sobald er zur Tür hereingekommen war. »Samuelsen hat seinen Platz gekündigt.«

Fräulein Evaldsen wandte sich um und umfaßte mit beiden Händen die Lehne des Stuhles.

»Samuelsen!«

Bjerreby, der mit lässigen Bewegungen einen Nußknacker handhabte und den Teller voll leerer Schalen hatte, sagte auf seine scherzende Weise:

»Dann glaube ich, daß ich Ihnen eine interessante Aufklärung geben kann.«

»Und das wäre?«

»Ich schnappte gestern auf der Börse eine Bemerkung auf, der ich, offen gestanden, keine weitere Bedeutung beimaß. Dazu erschien sie mir zu unwahrscheinlich. Aber sie hat offenbar doch etwas auf sich gehabt.«

»Was ist es denn? Sagen Sie es mir doch, zum Teufel auch! und halten Sie mit dem Spektakel da auf!«

Bjerreby legte den Nußknacker hin und sagte:

»Samuelsen soll Chefredakteur für das neue große Blatt der Geistlichkeit werden.«

Enslev stieß den Stock vor sich auf den Fußboden und neigte sich vornüber.

»Samuelsen!« brüllte er halb lachend. »Sind Sie verrückt, Mensch!«

Aber im nächsten Augenblick huschte gleichsam ein fahler Hauch des Todes über sein Antlitz. Und wirklich schwindelte es ihm einen Moment bei dem Verständnis, daß die klügste aller klugen Ratten sein Schiff verlassen hatte, um sich zu dem Feinde hinüberzuretten.

Bjerreby erzählte nun, was er sonst von der Gründung des Blattes, von der Größe des Aktienkapitals und dem Mitarbeiterstabe gehört hatte.

»Man beabsichtigt offenbar, das Unternehmen als Straßenblatt zu maskieren. Stensballe ist ein mutiger Mann, und es ist sicher keine falsche Berechnung von ihm, daß er Samuelsen kauft. Auf alle Fälle wird das Aufsehen erregen.«

Enslev erwachte aus seinem finstern Grübeln.

»Schweigen Sie jetzt und hören Sie, was ich sagen will! Von morgen an übernehme ich die Redaktion des Blattes. Bei diesem Tausch verliert ›Der Fünfte Juni‹ sicher nicht. Der Redakteurwechsel soll den Telegraphenbureaus noch heute abend mitgeteilt werden, und morgen vormittag um elf Uhr sollen der Redaktionssekretär und die festen Mitarbeiter hier antreten. Zaun muß ich sofort sprechen! Wo er auch ist, er muß in einer Stunde herbeigeschafft werden. Er soll mir einen Mann besorgen, der sich auf farbigen Bilderdruck versteht. Und Sie, Bjerreby, müssen mir auch helfen, einige geschickte Leute zu finden, die es übernehmen können, das Blatt nach amerikanischen Negergeschmack aufzuputzen. Ich will dem haarigen Schurken die Karten aus der Hand schlagen!«

Fräulein Evaldsen und Anton Bjerreby wechselten bekümmerte Blicke über den Tisch, aber sie wußten beide nur zu gut, daß es hoffnungslos war, mit Einwänden zu kommen. Sie hatten eben dagesessen und darüber geredet, daß Enslev in diesen Tagen auf beängstigende Weise an einen alten kranken Adler erinnerte, der mit immer wilderen Flügelschlägen gegen ein Unwetter ankämpft und sich nicht für verloren hält, ehe das Herz bricht.

Fräulein Evaldsen stand sofort auf, um ans Telephon zu gehen. Bjerreby lehnte sich in den Stuhl zurück und sagte:

»Selbstverständlich! Ich stehe ganz zu Ihrer Verfügung!«

II

Vor vollbesetztem Saal und überfülltem Zuschauerplatz wurde die letzte Sitzung des Folkethings vor Weihnachten eröffnet. Es war am kürzesten Tag des Jahres, am 21. Dezember um acht Uhr abends. Oben von der Galerie und von den Logen herab waren alle Operngläser auf den weißen Kopf Enslevs gerichtet, der sich zum ersten Male nach langer Zeit in der Versammlung blicken ließ, die er seit einem Menschenalter beherrscht hatte.

Er saß auf seinem alten Platz, ungefähr mitten im Saal, und blätterte in einigen Papieren.

Vor seiner »Vorlage zum Beschluß« standen ein paar kleine Sachen auf der Tagesordnung, die erledigt werden sollten, ehe das Thing in die Ferien ging. Die Behandlung wurde unter vollkommener Gleichgültigkeit zu Ende geführt, während die Mitglieder überall im Saal in fieberhafter Bewegung waren. Selbst Rektor Bohse saß nicht auf seinem Platz. Jörgen Højbo hatte ihn zu einer Besprechung in einer der Fensterbänke gerufen.

Lehrer Tanning ging im Saal umher und flüsterte den Parteimitgliedern ein Wort ins Ohr.

Als er Aleksandersen verließ, der dastand und mit Johannes Gaardbo sprach, lag ein Schatten der Enttäuschung über den Zügen des Hochschulvorstehers. Um eine weitläufige Debatte zu vermeiden, die vielleicht den Zusammenschluß in Gefahr bringen könnte, hatte man bestimmt, daß nur Tyrstrup Enslevs Angriffe beantworten sollte. Irgendwelche Besorgnis in bezug auf das Ergebnis der Abstimmung hegte man freilich nicht mehr in der Partei, und namentlich war Enslevs Niederlage ganz sicher geworden, nachdem die Vertreter der Arbeiter auf eindringliche Vorstellung von Johannes Gaardbo und andern demokratisch gesinnten Geistlichen beschlossen hatten, »Stimme nicht« zu antworten. Aber man wollte sich nicht damit zufriedengeben, daß Enslevs Mißtrauensvotum schlecht und recht niedergestimmt wurde, man wünschte, daß dies auf eine so nachdrückliche Weise geschehen sollte, daß er in Zukunft ein politisch toter Mann war!

Auf und nieder, an der Wand entlang, ging Gjärup wie ein rächender Geist der Finsternis und rieb unruhig die Fingerspitzen auf dem Rücken aneinander. Wenn er hin und wieder einmal stehen blieb und über den Saal hinausblickte, fiel aus den Glühlampen ein Schimmer auf seine Brillengläser und machte sie weiß wie blinde Augen. Niemand war wirksamer gewesen als er, um diese Reichstagssitzung zu einer Art öffentlicher Hinrichtung zu gestalten. Mochte es sich darum handeln, einen der Anhänger Enslevs zum Abfall zu bewegen oder einen wankelmütigen Parteigenossen mit dem Verlust seines Mandats zu bedrohen, stets hatte er denselben blutdürstigen Eifer gezeigt. Er war es auch, der Samuelsen und Pastor Stensballe zu ihrer ersten heimlichen Verhandlung über den neuen Redakteurposten zusammengeführt hatte.

Während all dieser Unruhe im Saal saß Enslev in unzugänglicher Einsamkeit und blätterte in seinen Papieren. Nickt ein einziges Mal sah er auf. Aber einige Mitglieder,

die sich in seiner Nähe bewegt hatten, versicherten, daß seine Hände zitterten.

Jetzt klingelte die Glocke des Präsidenten, und alle eilten an ihre Plätze. Nach einer Reihe von Abstimmungen, die in zwei Minuten erledigt waren, verlas der Vorsitzende die eingereichte »Vorlage zum Beschluß« und erteilte darauf dem verehrten Mitglied des dritten Wahlkreises aus dem Kopenhagener Amt das Wort. Das war Enslev.

Man sah ihn sich von seinem Platz erheben, und im selben Augenblick war es, als sei er der einzig Lebende in dem ganzen Saal, so lautlos still wurde es. Alle Augen folgten ihm auf seinem schnellen Gang nach der Rednerbühne. Man hörte die dumpfen Stöße des Stockes auf dem Teppich, und in der tiefen Stille vernahm man den Laut unheimlich, geisterhaft. Jetzt aber stand er da oben mit zurückgelehntem Kopf und ließ den Blick langsam über die Versammlung gleiten und darauf zu den Logen und der Galerie hinüber – so wie er das, solange man denken konnte, gewohnt gewesen war.

In diesen Augenblicken fiel es vielen auf, wie stark sein kleines bleifarbenes Gesicht mit der weißen Umrahmung von wolldichtem Haar und Bart in den letzten Jahren von dem Tropfen Zigeunerblut gestempelt worden war, der vor mehr als einem Jahrhundert sich in seine Familie verirrt hatte. Es lag sowohl Wildheit als schlaue Berechnung und finsternes Mißtrauen in diesem Blick, mir dem er gleichsam ein Netz über seine Zuhörer warf, um sie unter die Macht seiner Persönlichkeit einzufangen.

Er war sich selbst ganz klar über seine Stellung. Von dem Augenblick an, wo er den Beschluß der Arbeiterpartei erfahren hatte, wußte er, daß die Schlacht diesmal für ihn verloren war, daß sich sein Heer auf der Flucht befand. Aber trotz der Warnungen aller Auguren war es nicht seine Absicht, den Kampf aufzugeben. Würde er auch selbst nicht den Sieg über den alten Giftdrachen erringen, so sollte doch die Nachwelt mit Dankbarkeit seinen Namen an die endgültige Befreiung des Volkes knüpfen. Und diese erwartungsvolle Stille im Saal, diese Hunderte von unruhig starrenden Augenpaaren wirkten mit einer unwiderstehlichen Macht auf ihn, wie der Anblick des gefüllten Zirkus auf einen alten Toreador.

Er hatte jedoch noch nicht lange gesprochen, als er fühlte, daß er gegen eine Mauer anredete. Oben von der Zuhörergalerie ertönte ein paarmal ein »Bravo«, das den Vorsitzenden veranlaßte, die Glocke zu bewegen, aber aus den dichten Reihen des Saales schlug ihm eine Kälte entgegen, die ihn zuletzt nervös machte. Er sah Lehrer Tanning sich mit einem Lächeln zu seinem Nachbar, Jörgen Højbo, hinüberlehnen und ihm etwas ins Ohr flüstern, und Hochschulvorsteher Aleksandersen, der wie gewöhnlich an einem Pfeiler aufgestellt stand, die Arme über der Brust gekreuzt, zog sich einmal die Aufmerksamkeit zu durch eine kühne Unterbrechung, die gedämpften Beifall erregte. Aus Furcht, seine Leidenschaft nicht beherrschen zu können, falls er ihr die Zügel schießen ließ, tat Enslev, als habe er den Zwischenruf nicht gehört. In scheinbar ruhigem Ton fuhr er fort, die Verwaltung des Ministeriums durchzunehmen, indem er bewies, wie schwach und nachgiebig es sich gezeigt hatte gegenüber den immer anmaßenderen Versuchen der Kirche, sich unter Anrufung der göttlichen Macht zu einem Vormundschaftsrat für das Volk aufzuwerfen.

Er sprach von den beiden großen Übeln, die die Menschheit seit Urbeginn der Zeiten verheert hatten: Tyrannei und Aberglaube. Der Kampf gegen diese beiden zerstörenden Mächte machte in Wirklichkeit die ganze Weltgeschichte aus. Wo sie jede für sich

wirkten, konnten sie gefährlich genug sein; jedoch erst wo sie zusammen auftraten, wurden sie zu dem Unglück, das die Welt für die Menschen vernichtete. Aber auf einer solchen Vereinigung von Despotie und furchtsamem Aberglauben beruhte eine jede organisierte Glaubensgemeinschaft.

»Wir leben in einer Zeit,« sagte er, »wo die gefesselten Todfeinde der Freiheit überall in der Welt wieder die Köpfe zu erheben beginnen und mit blutunterlaufenen Augen ihre Möglichkeiten beurteilen. Jeder, der keine Watte in den Ohren hat, muß hören können, wie von neuem in Finsternis und Verborgenheit böse Ratschläge gegen das Volk und seine Söhne geschmiedet werden. Vernehmen wir nicht schon, wie die Propheten einer neuen Zeit das befreite Menschenleben und seine morgenfrische Kraft und Fülle verdächtigen? Hören wir nicht ihre Dichter Sklaverei und Aberglauben mit schönklingenden Namen umtaufen? – Und wie hat unsere Regierung jetzt diese Gefahr abgewehrt? Ja, indem sie zum ersten Male seit dem Sieg der Demokratie Schule, Wissenschaft und Kunst unter die Oberhoheit eines Kirchendieners gestellt hat! Indem sie überall im Lande – offen und im Verborgenen – unsern Feinden immer größere Zugeständnisse macht!«

Er setzte seine Rede fort mit einem Rückblick auf die Geschichte Dänemarks in den letzten hundert Jahren, um zu beweisen, wie alle früheren Versuche seitens der Kirche, sich die Führerschaft im Lande zu erzwingen, seit Grundtvigs zänkischer Erweckung zu Anfang des Jahrhunderts unmittelbar vor dem Staatsbankrott, der Vorbote des nationalen Zusammenbruches gewesen sei. Sollte dies nicht zu ernstem Nachdenken anregen?

»Man erzählt von vielen alten Schlössern, daß vor einem Unglück stets eine graue Dame, ein schwarzer Ritter oder irgendein Geist aus entschwundener Zeit erscheint, der sich aus seinem Grab erhebt, um eine bevorstehende Katastrophe zu verkünden. Wir hören ja auch Seeleute von dem Klabaوترmann reden, der sich in der Takelage oder am Steuer in Sturm und Nebel zeigt, wenn das Schiff seinem Untergang entgegensteuert. So scheint auch jedes alte Land, wenn man seine Geschichte liest, seinen warnenden Schatten zu haben. Ich gestehe, ich habe es nie als einen Zufall betrachtet, daß im Unglücksjahr 1864 ein Mann im Bischofsornat am Staatsruder stand. Ist es nicht auf alle Fälle ein Symbol? Und sollte uns das nicht als Warnung dienen?«

Während des ganzen Schlusses seiner Rede waren starke Widerspruchsrufe ringsumher im Saal ertönt. Als er von der Rednertribüne herabstieg, entstand Schweigen, und man sah, daß er blaß war.

Lehrer Tønning beugte sich wieder zu Jörgen Højbo hinüber und sagte: »Mit diesem verdeckten Angriff hatte er kein Glück!«

»Nein, es war matt!« erwiderte der alte Bauer und sprach ungefähr das aus, was nicht nur im Saal, sondern auch auf den Zuschauerplätzen die allgemeine Ansicht war. Enslev hatte zum erstenmal sein Kopenhagener Publikum enttäuscht.

Als er zu seinem Platz zurückkehrte, strauchelte er über eine Falte im Teppich. Als aber ein Stenograph, der gerade zurückgetreten war, um ihn vorübergehen zu lassen, ihn ehrerbietig beim Arm packte, sandte er ihm einen wütenden Blick zu, statt zu danken. Niemand wußte besser als er selbst, daß er kein Glück mit seiner Rede gehabt hatte. Während der vergeblichen Anstrengungen, die feindliche Haltung des Saales zu

beeinflussen, hatte er die Herrschaft über seine Gedanken verloren, und allmählich, als er merkte, daß ihn die Eingebung im Stich ließ, war er immer nervöser geworden.

Sobald er auf seinen Platz zurückgekehrt war, scharte sich ein halbes Dutzend seiner Freunde etwas verlegen um ihn, ihm die Hand zu drücken.

Inzwischen hatte der Vorsitzende geklingelt und dem Ministerpräsidenten das Wort erteilt.

Tyrstrup erhob sich von dem Ministertisch, und jetzt geschah etwas Unerwartetes. Im selben Augenblick, als er sich auf der Rednertribüne zeigte, stand Enslev auf und verließ den Saal. Es konnte kein Zweifel über die Absicht herrschen. Es war eine Demonstration, gegen den Mann gerichtet, von dem er sich in ganz besonderer Weise verraten fühlte.

Als einen Augenblick später im Saal verlautete, daß er nach Hause gegangen war, entstand eine große Bewegung. Dem Ministerpräsidenten wurde es unter diesen Verhältnissen schwer, die Aufmerksamkeit des Things zu fesseln, was Enslev auch gerade beabsichtigt hatte. Doch ertönte starker Beifall, als er nach längerer Rechenschaftsablegung für seine Politik mit den Worten schloß, daß das dänische Volk während des langen Freiheitskampfes sowohl geistig als auch materiell über seine Mittel gelebt und Vorschub in bezug auf die Kräfte der Nation genommen habe, weswegen es zurzeit in erster Linie der Ruhe und des Selbstbesinnens bedürfe.

Der Vorsitzende teilte jetzt mit, daß der Wunsch, man möge die Debatte abschließen, laut geworden sei, und nach einer Weile begann man mit der Abstimmung. Diese wurde auf Verlangen der ministeriellen Partei durch Namensaufruf vorgenommen.

Die Mitglieder blieben alle auf ihren Plätzen sitzen, und unter tiefer Stille begannen die Aufrufe. Obwohl der Ausfall von vornherein gegeben war, wurden die Gemüter unwillkürlich feierlich gestimmt, ungefähr so, wie wenn eine Familie in der Neujahrsnacht vereint vor der Uhr steht und den Gang des Zeigers in den letzten Minuten des Jahres verfolgt. Alle fühlten, daß mit diesen Minuten eine alte Zeit verrann, eine Sturm- und Schwertzeit ging ohnmächtig in ihr Grab.

»Nein – Nein – Nein – Ja.«

Es war, als höre man das Ticktack der Ewigkeitsuhr, ehe sie zu schlagen begann.

Als der Vorsitzende das Ergebnis mitteilte, zeigte es sich, daß Enslevs Niederlage noch entscheidender gewesen war, als man erwartet hatte. Nur zwölf Mitglieder waren dem Manne gefolgt, der noch vor wenigen Jahren der fast alleinherrschende Gebieter des Landes gewesen war.

Oben in der Ecke der Galerie, von wo mehrmals während Enslevs Rede »Hört« und »Bravo« gerufen worden war, hub ein Spektakel an. »Nieder mit der Geistlichkeit! ... Es lebe Enslev!« ertönte es von dort oben zusammen mit dem Gellen einer Flöte. Da aber erhob sich Rektor Bohse und brachte mit Donnerstimme ein Hoch auf König und Vaterland aus, das schnell die Revolution auf der Galerie erstickte.

»Die Sitzung ist aufgehoben!« verkündete der Vorsitzende.

III

Laufe des Abends versammelte sich in Enslevs großem Empfangssaal und in den anstoßenden Stuben eine aufgescheuchte Gesellschaft seiner politischen Freunde. Es war eine sehr ungleichartige Versammlung. Da waren Reichstagsabgeordnete und Universitätsprofessoren, Etatsräte und Provinzredakteure, Leute aus allen Rangklassen bis hinab zu dem dicken Möller, dem Anton Bjerreby eine Anstellung beim »Fünften Juni« verschafft hatte, jetzt, wo Samuelsen das Blatt verlassen und mehrere von den geschicktesten Federn mitgenommen hatte. In einer Ecke saß Zaun mit einem weinerlichen Lächeln in seinem verzerrten Gesicht, ganz überwältigt von dem, was geschehen war.

Auch Professor Bendix hatte sich eingefunden, hauptsächlich jedoch in seiner Eigenschaft als Hausarzt. Der kleine braunäugige Mann ging bekümmert umher. Infolge der gewaltigen Kraftanstrengung, die sich sein Patient in der letzten Zeit trotz aller Warnungen geleistet hatte, erwartete er im Grunde jeden Tag die Katastrophe.

Zwischen dieser ängstlichen und ratlosen Schar ging Enslev mit aufrechter Haltung umher und tat seinem Gesicht Gewalt an, um den Ekel und die Verachtung zu verbergen, die er immer für seine Freunde empfand. Schließlich stand er unter dem Kronleuchter und hielt eine kurze Rede an »seine Kondolenten«, wie er sie spöttisch nannte. Er dankte der kleinen Schar, die ihn bei der Abstimmung nicht im Stich gelassen hatte, und sagte: »Zwölf ist eine heilige Zahl. So viele hatte auch Christus! Ich will das als gute Vorbedeutung betrachten. – Aber jetzt gute Nacht, meine Herren! Ich habe meine Zeitung zu besorgen und muß nun an meinen Schreibtisch.«

Auf dem Wege zum Arbeitszimmer wollte ihn erst Fräulein Evaldsen und hinterher Bjerreby aufhalten. Sie wurden beide barsch abgewiesen. Dahingegen schickte er nach Professor Bendix, der die Treppe schon hinabgekommen war.

Enslev saß zurückgelehnt im Schreibtischstuhl, als der Arzt eintrat.

»Sie sehen mich so erschreckt an, Professor Bendix! Setzen Sie sich! Ich will Sie nicht lange aufhalten. – Und lassen Sie mich direkt auf die Sache losgehen. Wie Sie sich vielleicht erinnern, ist es jetzt drei Jahre her, als wir unsere eingehende Unterredung über meine Krankheit hielten. Ich fragte Sie, ob Sie glaubten, daß eine Operation das Übel heben oder doch auf die Dauer ihm abhelfen könne. Als Sie mir auf Grund meines Alters von dem Versuch abrieten und mich mit dem statistischen Material bekannt machten, gab ich den Gedanken auf und zog mich aus dem politischen Leben zurück. Ich bin seitdem nicht jünger geworden. Trotzdem frage ich Sie, Herr Professor, wollen Sie mich operieren, wenn ich Sie von jeder Verantwortung entbinde? Ich kann nicht weiter arbeiten, wenn diese ewige Drohung über meinem Haupte schwebt. In den letzten vier Monaten habe ich siebenundzwanzig Tage in meinem Bett zugebracht. Und in der nächsten Zeit werden Forderungen an mich gestellt werden, die die Kraft von zwölf Männern erheischt. Die politische Arbeit eines halben Jahrhunderts ist zerstört und muß neu geschaffen werden – und ich habe niemanden, der mir helfen kann. Jetzt kennen Sie meinen Wunsch. Ich weiß, daß die Möglichkeit für einen glücklichen Ausfall

sich seit damals in keiner Beziehung gebessert hat. Aber Sie stehen ja in dem Ruf, eine glückliche Hand zu haben, Herr Professor. Und vielleicht gilt die Statistik nur für Tölpel.«

Um nicht die Wahrheit sagen zu müssen, bat sich der Professor Bedenkzeit aus. Er wolle sich gern mit Professor Asmus Hagen beraten, der Enslev ja nun so lange behandelt hatte.

»Ich gebe Ihnen Frist bis morgen,« sagte Enslev, »aber nicht länger! Ich kann alles ertragen, nur keinen Aufschub!«

Ohne hierauf zu antworten, fragte der Professor, ob er ihm nicht ein Schlafpulver verschreiben solle.

»Nach diesem sehr anstrengenden Tage würde es für alle Fälle gut sein, wenn Sie richtig ausschlafen könnten.«

»Ausschlafen werde ich schon früh genug. Ein Mann in meiner Stellung, Herr Professor, muß sich daran gewöhnen, den Schlaf zu entbehren, sonst reicht das Leben nicht aus. An dem Tage, an dem ich fortgehe, ist das Volk ohne Vormund. Glauben Sie nicht an die Redensart von einem Volkswillen! Ein Volk ist immer sorglos wie ein Kind. Wenn man nicht mit ihm herumtummelt und mit ihm spielt, fällt es in seinen Naturschlaf zurück und erwacht in Ketten.«

In diesem Augenblick hörte man unten vom Platz her Hurrarufe. Extrablätter hatten das Ergebnis der Reichstagsversammlung in der Stadt verbreitet, und auf eine gemeinsame Eingebung hin hatten sich ein paar hundert Menschen vor Enslevs Fenstern versammelt, um gegen die Abstimmung zu protestieren, indem sie ihm eine Huldigung darbrachten.

»Enslev soll leben! ... Nieder mit Tyrstrup! ... Hurra! Hurra! Hurra!«

Er lauschte. Dieser Klang, diese Hurrarufe – die Musik seines Lebens – verwandelten ihn. Seine Augen strahlten, und er mußte seine Bewegung fortlächeln.

Anton Bjerreby steckte im selben Augenblick den Kopf durch die Tür.

»Sie werden sich wohl zeigen müssen, Enslev! Die Leute da draußen wollen Sie durchaus sehen.«

Er erhob sich sofort.

Aus dem Empfangszimmer, wo es jetzt leer und dunkel war, führte eine Tür auf den Balkon hinaus. Der große Kronleuchter wurde wieder angezündet, und Fräulein Evaldsen kam mit seinem Pelz gelaufen. Aber aufgeregt, wie er war von den Hurrarufen, schob er sie beiseite und wollte so, wie er ging und stand, auf den Balkon hinaus. Bjerreby mußte sich ihm in den Weg stellen, um ihn zu zwingen, den Pelz anzuziehen. Als die Türflügel aufgeschlagen wurden und die Menge da draußen seine Gestalt in dem ausströmenden Licht erblickte, brach unter dem sternenhellen Frosthimmel ein Jubel los. Der ganze Platz vor dem Hause war jetzt schwarz von Menschen. Aus allen anstoßenden Straßen waren Leute herbeigeströmt. Man schwenkte mit den Hüten und wehte mit Taschentüchern. Aber es wurden auch einzelne Pfuirufe laut, und irgendwo mitten in den Volksmassen hatte eine Prügelei angefangen.

»Enslev soll leben! ... Nieder mit Tyrstrup! ... Nieder mit den Schwarzröcken!«

Er erhob die Hand, und als man begriff, daß er reden wolle, wurde es im selben Augenblick so stille, daß man seine Stimme über den ganzen Platz vernehmen konnte.

»Ja, nieder mit allem, was die Sonne verdunkeln will! Nieder mit den Mächten der Finsternis, die sich jetzt zusammenschleimen, um den Siegesgang der befreiten Menschheit über den Erdball zu hemmen! Nieder mit der lichtscheuen Drachenbrut, die von neuem aus den Ecken herauswatschelt und unter einer sorgenvoll ernsten Maske ihren Haß verbirgt und ihre Schadenfreude sättigt! Die Schandtät, die heute abend begangen ist, ist ein Ruf an alle, die es noch wert finden, zu kämpfen und zu leiden für das Recht, unter den Verhältnissen des freien Mannes zu leben. Laßt uns den Helden des Tages ihren Triumph nicht neiden! Der Gedenkstein, den die Geschichte einstmals über diesen Sieg errichten wird, soll ein Schandpfahl werden. Ich baue auf die Jugend! Sie wird sich nicht betrügen lassen. Die schöne Erde, die frei im Sternengewimmel schwebt, gehört *uns*, und wir erkennen keines fremden Gewalttäters Recht über unser Leben an. Wir lieben unser sturmumraustes Land, unsere gemeinsame Lust und Sorge und Ehre, und wir wollen es schirmen als Erbeigentum für die ungeborenen Geschlechter! ... Es lebe die Freiheit! Es lebe Dänemark! Es lebe Dänemark, das Land der Freiheit!«

IV

An einem sonnigen Tage Anfang Januar fuhren Jytte und ihr Verlobter nach dem Rathaus. Als sie eine halbe Stunde später wieder herauskamen, waren sie vermählt. In dem schönen Wetter fuhren sie nach dem Frederiksberger Garten hinaus, wo sie frühstückten. Am nächsten Tage wollten sie nach Italien reisen und bis auf weiteres in Gargnano, einer kleinen Stadt am Gardasee, wohnen, in die sich Jytte auf ihrer ersten Reise nach Italien verliebt, und die sie sich schon damals zum Liebesversteck für ihre Flitterwochen ausersehen hatte.

Im übrigen hatten sie eine Wohnung in Grönningen gemietet. Da sie aber den ganzen Winter fortbleiben wollten, hatten sie noch keinen Haushalt eingerichtet.

Sie waren beide gleich ungeduldig gewesen, alles für die Hochzeit zu ordnen. Für Jyttes Person hatte dies seinen Grund namentlich in ihrem Verhältnis zu der Mutter gehabt, das ihr jeden Tag daheim zur Qual machte. Aber auch die mehr oder weniger zudringliche Empörung oder das lächelnde Mitleid, das ihr von den meisten ihrer Bekannten erwiesen wurde, hatte ihr das Leben in der Stadt unerträglich gemacht. Und dann war da außerdem dies ganze politische Treiben, an dem sowohl sie als auch Karsten keinen Anteil nahmen, diese unfaßliche Erregung, die sie das ganze Leben hindurch verfolgte und ihr schon in der Kindheit ein Gefühl der Verlassenheit gegeben hatte.

Noch einen andern Grund hatte sie, sich fortzusehnen, einen Grund, den sie niemand anvertraute, auch Karsten nicht. Obwohl sie mit Bestimmtheit wußte, daß Torben Dihmer abgereist war, erblickte sie ihn überall, und wenn sie sich auch schnell von ihrem Irrtum überzeugte, so versetzte sie dies doch in schlechte Laune.

In dem Verhältnis zu der Mutter war übrigens gerade in der letzten Zeit eine Veränderung eingetreten. Am Weihnachtsabend war Karsten bei ihnen gewesen, und die Mutter hatte bei der Gelegenheit zum erstenmal richtig mit ihm gesprochen. Als er gegangen war, wanderte sie eine kleine Weile schweigend im Zimmer auf und nieder, darauf legte sie die Hände auf Jyttes Kopf und küßte sie. Nun hatten sie und Karsten sich ihrerseits den Wünschen der Mutter, die nächsten Freunde der Familie zu einer Mittagsgesellschaft zu versammeln, gefügt. Es war sonst ihre Absicht gewesen, die Hochzeit ohne alle Festlichkeiten zu begehen und gleich nach der Trauung abzureisen. Aber solche heimliche Hochzeit war Frau Bertas altmodischen Gefühlen zuwider.

Nach dem Frühstück machten sie einen Spaziergang in Söndermarken, und als die Dämmerung hereinbrach, fuhren sie nach der Dronningens Tvärgade zurück, wo Frau Berta sie zum Nachmittagstee erwartete. Hier trennte sich das junge Paar zum letztenmal mit einem stillen Händedruck.

Um sieben Uhr kamen die Hochzeitsgäste, und ungefähr um dieselbe Zeit hielt eine Droschke vor dem Hause in Grönningen, in dem sich die Wohnung der Neuvermählten befand. Eine große Dame in kostbarem Pelzwerk stieg aus. Von der Straße gelangte man gleich auf den Treppengang. Ohne von jemand gesehen zu werden, ging sie ins

Haus hinauf. Als sie das dritte Stockwerk erreichte, machte sie vor einer Tür ohne Namensschild halt.

»Hier muß es sein,« dachte sie und schellte. Im selben Augenblick hörte sie jemand die Treppe von den Mansardenwohnungen herunterschleichen. Schnell zog sie ihren dichten Schleier vor das Gesicht und blieb stehen. Es war eine ältere, einfach gekleidete Frau, die vielleicht da oben auf der Lauer gestanden hatte.

»Wollen Sie mit jemand sprechen?« fragte sie oben vom Treppenabsatz herunter.

»Sie wissen wohl nicht, ob hier ein Herr From wohnt?«

»Ja, der wohnt hier, aber Herr From ist nicht zu Hause. Er hat heute Hochzeit.«

»Ist denn aber kein Mädchen da? Warum wird nicht geöffnet?«

Die Frau kam interessiert einige Stufen weiter herunter.

»Da ist kein Mädchen. Ich habe die Aufsicht über die Wohnung. Die Herrschaft reist morgen ins Ausland. – Gnä' Frau wollen am Ende ein Geschenk bringen?«

»Freilich. Kann ich hineinkommen?«

»Ja, das geht am Ende an,« sagte die Frau und zog einen Schlüssel aus der Tasche unter der Schürze.

Von den Zimmern waren nur die Wohnstube und die Schlafstube ganz in Ordnung. Im Eßzimmer waren die Wände noch leer. Gemälde und eingerahmte Skizzen standen in mehreren Reihen am Paneel entlang auf dem Fußboden. Aber der Anblick des Wohnzimmers mit seiner Blumenfülle war festlich.

Die fremde Dame sah sich flüchtig um und ging durch die ganze Wohnung, ohne ein Wort zu sagen.

Die Frau folgte verständnislos.

»Entschuldigen Sie, daß ich frage,« sagte sie, als sie auf den Flur zurückgekommen waren, »haben gnä' Frau aber nicht vergessen, das Geschenk dazulassen?«

Frau Merck – denn sie war es – zog ein Perlmutterportemonnaie aus der innern Tasche ihres Pelzmantels und gab der Frau zwei Kronen.

»Das ist für Sie, und dann brauchen Sie ja nicht zu erzählen, daß jemand hier gewesen ist.«

»Ach so! Ich bedanke mich auch vielmals, gnä' Frau. Hier sind übrigens auch mehrere gewesen, die auch bloß aus Neugier gekommen sind. Meistens Leute hier aus dem Hause, natürlich.«

»Wann erwarten Sie Ihre Herrschaft heute abend?«

»Ich soll Schlag halb elf unten in der Haustür sein, sagte der Herr, und gnä' Frau ihr Handgepäck raufragen.«

Frau Merck, die nun alle die Aufklärungen erlangt hatte, die für ihre Rache erforderlich waren, verabschiedete sich.

Fünf Minuten nach halb elf hielt das junge Paar in einem eleganten Wagen vor der Tür. Eine gewöhnliche Droschke mit Jyttes Koffern folgte. Die Frau stand bereit, sie zu empfangen, und als alles hinaufgetragen war, blieben die Neuvermählten allein.

Jytte war in weißer Seide und sah wunderschön aus. Ihr Mann folgte ihr, wo sie ging und stand, mit dem Ausdruck eines göttlich Besessenen. Als sich Jytte in einem der niedrigen Lehnstühle im Wohnzimmer niederließ, setzte er sich auf eine der Stuhllehnen und beugte sich über sie. Sie saß halb abgewandt da, die Ellbogen auf ein Kissen gestützt. Der Abschied von der Mutter und dem alten Heim hatte sie stärker bewegt, als sie erwartet hatte. Und Karsten wurde ihr plötzlich so fremd hier in diesem fremden Zimmer mit dem schweren, betäubenden Blumenduft.

»Bist du traurig über irgend etwas?« fragte er.

Sie schüttelte den Kopf, veränderte aber ihre Stellung nicht.

Er begriff, daß er störte, und ging von ihr. Als sie aber seine Enttäuschung bemerkte, streckte sie die Hand nach ihm aus.

»Warum gehst du?« fragte sie.

Er kam sofort zurück und glitt auf das Wolfsfell zu ihren Füßen nieder.

»Darf ich hier sitzen?«

»Ja.«

»Und meinen Kopf in deinen Schoß legen?«

Sie nickte.

»Jetzt bin ich dein Page, Königin Jytte. Befiehl über mich! Wenn du sagst: ›Geh!‹ – so verschwinde ich in der Luft wie eine Wolke. Und wenn du sagst: ›Komm!‹ dann bin ich im selben Augenblick bei dir als dein demütiger und verliebter Hofnarr.«

Sie beugte sich über ihn und strich ihm über das Haar.

»Dann bist du jetzt glücklich?«

»Unendlich! Unsagbar! ... Und du?«

Sie nickte. –

Eine halbe Stunde später kam ein Mann durch die stille Straße geradelt und machte halt vor dem Hause. Mit einer Taschenlaterne untersuchte er die verschiedenen Reihen von Glockenknöpfen neben der Tür, und als er den gefunden hatte, der zu der Wohnung der Neuvermählten gehörte, drückte er darauf.

Erst als er mehrmals geklingelt hatte, wurde in den Zimmern da oben Licht sichtbar.

Karsten From, in einen chinesischen seidenen Schlafrock gehüllt, öffnete ein Fenster und beugte sich hinaus.

»Was ist da los? Wer ist da?«

»Sind Sie Herr From?«

»Ja.«

»Hier ist ein Eiltelegramm.«

Ein Eiltelegramm! – dachte er. Das muß ja etwas Ernstes sein. Welch ein Unglück! Aber in dem Nachtgewand konnte er nicht herunterkommen und die Tür aufschließen. Da kam ihm der Einfall, dem Mann den Haustürschlüssel hinunterzuwerfen, und nachdem er im Schlafzimmer gewesen war, um Jytte zu beruhigen, stand er nun mit dem Telegramm in der Hand da und beförderte den Boten schleunigst zur Tür hinaus.

Und dann war es nichts weiter als ein Glückwunschtelegramm. »Herzlichen Glückwunsch von vielen Freunden.« Er zerknüllte das Papier voller Wut.

Aber kaum eine Viertelstunde darauf kam wieder ein Mann durch die Straße geradelt, machte vor dem Hause halt und untersuchte die Glockenknöpfe an der Tür. Er mußte noch mehrmals klingeln und ließ endlich den Knopf nicht wieder los. Endlich wurde ein Fenster im dritten Stockwerk aufgerissen, und Karsten From brüllte hinab: »Was ist da los? Wer ist da?«

»Sind Sie Herr From?«

»Ja.«

»Ein Eiltelegramm.«

»Scheren Sie sich zum Teufel mit Ihrem Telegramm!«

Das Fenster wurde zugeschlagen.

In der folgenden Stunde wiederholte sich diese Alarmierung mit einem Zwischenraum von je zehn Minuten, und da nicht geöffnet wurde, versammelte sich allmählich ein kleiner Auflauf vor der Haustür. Die andern Bewohner des Hauses wurden schließlich von dem Spektakel geweckt und guckten hinaus, um zu sehen, was da los war.

Bei der Abreise des Brautpaares am nächsten Vormittag wurden sie von vielen lustig lächelnden Gesichtern aus den Fenstern und von den Altanen herab begleitet, Karsten From war beschämt und verwirrt. Jytte war tief verschleiert. Mehr als je sehnte sie sich danach, fortzukommen, – weit fort von ihres Mannes und ihrer eigenen Vergangenheit.

V

Am ersten Weihnachtstag hatte Enslev infolge von Fieber zu Bett gehen müssen. Der Aufenthalt auf dem offenen Balkon an jenem Abend, als er zu der Menge sprach, hatte ihm eine starke Erkältung zugezogen, und Professor Bendix fand hierin einen begründeten Vorwand, um die verabredete Operation aufzuschieben. Aber am Neujahrsabend fand er Enslev bedenklich entkräftet von dem Krankenlager und dem Fieber, und da sich auch zugleich Zeichen von dem Aufflackern der Schmerzen zeigten, entschloß er sich, einzugreifen, um einen zu qualvollen Abschluß zu verhindern.

Am nächsten Tage wurde Enslev in einem Krankenwagen nach seiner Privatklinik überführt, um operiert zu werden. Der Zustand wurde so weit wie möglich geheimgehalten. Nach der Operation wurde eine beruhigende Erklärung ausgegeben. Aber schon am nächsten Tage wußten alle, daß es der Tod war, und an den folgenden Abenden wanderte die ganze Stadt nach dem Vestre Boulevard, wo die Klinik lag. Bis spät in die Nacht war die Straße schwarz von Menschen, die stumm dastanden und zu den Fenstern hinaufsaßen, hinter denen der alte Streiter des Volkes seinen letzten Kampf auskämpfte.

In seinen klaren Augenblicken begriff Enslev selbst, daß es vorbei war. Aber um ihn von Schmerzen zu befreien, ließ ihn der Professor fast immer in einem Morphiumschlummer liegen, währenddessen er jedoch von einem häßlichen Alpdruck gequält wurde. Während seine Umgebung den Eindruck hatte, daß er tief und traumlos schlief, jagte unaufhörlich ein chaotischer Strom von unheimlichen Bildern durch seine Seele, Reihen von tiefen Kellern mit allem möglichen ekelhaften Abfall, endlose Eisenbahnzüge in rasender Fahrt, Dampfschiffe, voll von Menschen mit lächerlichen oder häßlich verzerrten Gesichtszügen.

An dem Abend, ehe er starb, war er einige Stunden bei vollem Bewußtsein und konnte auch ein wenig sprechen. Fräulein Evaldsen war beständig bei ihm. Aber stets fragte er nach Bjerreby, wenn er irgend etwas sagen wollte.

Einmal sagte er zu ihm: »Sie haben mir vor einiger Zeit die Frage gestellt, ob ich zufrieden sei mit dem, was ich ausgerichtet habe. Darauf will ich antworten – und Sie sollen meine Worte beachten! –: ich übergebe mein Lebenswerk ohne Sorge dem Urteil der Geschichte. Daß die neue Volksregierung das Land nicht in ein Reich der Küstergewalt verwandelt hat, das wird die Nachwelt mir einstmals zur Ehre anrechnen.«

Er lag eine Weile still mit geschlossenen Augen da und begann dann von seinen Eltern zu reden, die ebenso wie seine ganze Kindheit in dem alten jütischen Schmiedeheim seine Gedanken offenbar beständig beschäftigten.

»Sie besaßen die große Langmut mit dem Leben. Die habe ich nicht geerbt. Das hat wohl auch sein Gutes gehabt. Nur nicht für mich selbst.«

Nach einer Weile fügte er hinzu, als sei es die Antwort auf eine Frage: »Für Menschen meiner Art gibt es kein Glück. Wir sind so wie die Aussätzigen zur Einsamkeit verurteilt.«

Bjerreby antwortete, er habe doch immer viele ergebene Freunde und treue Anhänger gehabt. Da aber schlug er die Augen auf, mit einem Anflug der alten Wildheit im Blick.

»Ja! Und für jeden aufrichtigen Freund dreißig falsche! ... Daß ich ein klein wenig klüger war als die Menge, das wurde mein Schicksal. Haß und kleinlicher Neid haben mich durch das Leben verfolgt, so treu wie mein eigener Schatten ... haben mir das Leben von Jugend an vergiftet. Das ist die Wahrheit über mein großes Glück!«

Draußen in dem Wartezimmer neben dem Flur saß Zaun. Der treue kleine Mann war während der ganzen Zeit der erste gewesen, der sich hier am Morgen einfand, um zu hören, wie die Nacht vergangen war, und wieder und wieder im Laufe des Tages war er gekommen, um seine Dienste anzubieten. Er hatte noch immer gehofft, daß er zu Enslev hereingerufen würde, um Abschied von dem Manne zu nehmen, der in seinen Augen fast mehr war als ein Mensch. Aber Enslev hatte keine Fremden sehen wollen.

Er saß da und wartete auf die letzten Nachrichten aus dem Krankenzimmer, als einer der Klinikdiener hereinkam und die letzten Abendzeitungen auf den Tisch legte. Trotz seiner tiefen Niedergeschlagenheit durchzuckte ihn sofort eine große Unruhe bei dem Anblick der Zeitungen, und nicht lange widerstand er der Versuchung, hineinzugucken und zu sehen, was für Nachrichten dort standen von dem großen Brand in New York, von dem Musette-Prozeß in Paris, von der Ministerkrise in Portugal, von dem Riesenbankrott der Londoner Firma Blackburne, von den drei verbrannten Kindern in Frankfurt, von dem Gräberfund in Toulouse, dem Droschkenstreik in Wien, dem verschwundenen englischen Reisenden in Jerusalem, und von den Hunderten von andern Begebenheiten ringsumher in der Welt, die er mit so lebhaftem Interesse verfolgte.

Aber nun kam Professor Bendix, von seinem Assistenten begleitet, herein. Der Professor setzte sich hin, um das Abendbulletin für die Zeitungen zu schreiben.

»Noch immer keine Besserung?« fragte Zaun beklommen.

»Nein – da ist keine Hoffnung.«

Späterhin, in der Nacht, während Fräulein Evaldsen und Bjerreby zusammen mit einer Krankenpflegerin bei Enslev wachten, veränderte sich plötzlich sein Gesicht während des Schlafes. Der wachhabende Arzt wurde sofort geholt. Auch Professor Bendix wurde schnell herbeigerufen. Aber noch ehe er kam, hatte der Todeskampf begonnen. Ohne zum Bewußtsein zu erwachen, lag Enslev in einem Morphiumschlummer, der im Laufe von ein paar Stunden unmerklich in die ewige Ruhe überging.

Es brannte nur eine schwache Flamme über dem Kopfende des Bettes. Auf einem Stuhl am Fußende saß Bjerreby mit schwermütig gesenktem Kopf. Hinter ihm stand Zaun, der die ganze Nacht im Wartezimmer geblieben war und nun Erlaubnis erhalten hatte, hereinzukommen. In seiner jüdischen Scheu vor dem unbedeckten Kopf hielt er den Hut halb vor sein verwachtes und verweintes Gesicht.

Fräulein Evaldsen saß mit geschlossenen Augen da und hielt die Hände im Schoß, wie ein Grabdenkmal, das die Trauer darstellt. Bis zuletzt hatte sie gehofft, daß ihr Freund das Bedürfnis empfinden würde, ihr in einem einsamen Augenblick die Hand zu drücken und der Zeit ihres Glückes zu gedenken. Aber beständig richtete er das Wort an Bjerreby, und seiner Fürsorge übergab er, woran sein Herz noch gierig hing, seinen

Ruf und die Unsterblichkeit seines Namens. Er hatte früh ihre Liebe auf dem Altar seines Molochs geopfert. Bis zu dem letzten Augenblick seines Lebens vergaß er sie jetzt über seine Feinde. Aber sie hatte das vorausgesehen! Er hatte immer ein schwaches Gedächtnis für die Hingebung gehabt, die ihm im Leben entgegengebracht wurde, wohingegen jede Widerwärtigkeit, jede geringfügige Kränkung sich mit unauslöschlicher, steinerner Schrift in seine Erinnerung eingrub. Und doch hatte sie ihn lieben müssen! Und sie wußte, daß sie ihn immer lieben müsse. Bis zu ihrer letzten Stunde würde sie vor seinem Andenken knien.

Gegen Morgen, als man die ersten Wagen unten auf der Straße hörte, erklärte Professor Bendix nach einer Untersuchung, daß der Tod eingetreten sei. Kurz darauf glitten auch die Augenlider des Toten in die Höhe.

Obwohl Enslevs Tod an vielen Orten im Lande als eine Befreiung empfunden wurde, fühlte man in diesen Tagen, daß er ein König für sein Volk gewesen war. Selbst Pastor Stensballes neues Blatt wagte nicht, sein Andenken auf kränkende Weise anzugreifen. In einem klugen und beherrschten Artikel wurde anerkannt, daß er etwas von der Fähigkeit des großen Staatsmannes besessen hatte, mit der Menschenmasse zu arbeiten, wie ein begnadeter Künstler mit seinem Ton; da es aber nicht Gottes Geist gewesen, der ihn leitete, sondern der Geist des Trotzes und des Ungehorsams, hatte er sein Land in Auflösung und Verfall gebracht und war schließlich von seiner eigenen Partei verlassen worden.

»So starb denn dieser einstmals so mächtige und vergötterte Mann einsam und verlassen. Was sich jetzt um seinen Namen scharen wird, sind nur Schatten.«

Am Beisetzungstage war ganz Kopenhagen auf den Beinen, und Tausende von Menschen folgten seinem Sarge, als er aus seiner Wohnung nach dem Königlichen Reithaus überführt wurde, wo eine große Trauerfeier abgehalten wurde. Voran im Zuge ging das gesamte Ministerium, dann folgten die Mitglieder des Reichstags, unter denen den Zuschauern namentlich Gjärup auffiel, der während der ganzen Zeit das Taschentuch vor den Mund hielt, um zu verbergen, daß er weinte. Alle Straßen, durch die der Leichenzug kam, waren auf Kosten der Stadt ausgeschmückt. Mit vollen Ehren geleitete die Hauptstadt des Landes ihren letzten Häuptling aus einer heroischen Zeit zur Ruhe.

Aber zwei Tage später veranstaltete die Mission als Demonstration ihren ersten großen kirchlichen Aufzug. Er zog singend durch die Stadt, mit Musikkorps, Bannern und kräftigen Aufrufen, und erinnerte viele von den erstaunten Kopenhagenern an die Verfassungszüge der Vergangenheit, als Enslev in den Tagen des Freiheitskampfes mit seinen Scharen nach Söndermarken hinauszog. Jetzt ging Pastor Stensballes äbtlich gekleidete kleine Gestalt an der Spitze des Zuges, und Johannes Gaardbos Kreuzheer mit seinen frischen, jungen Männern und Mädchen beschloß ihn.

In taktfestem Marsch und mit siegessichern Stimmen sangen sie den Schlachtgesang des Heeres:

Im Himmel ist mein Vaterland,
Und Christus ist mein König.

An einer Straßenecke stand A. B. D. Carlsen und betrachtete sie gaffend durch seinen Kneifer. Er war seinerzeit selbst im Zuge dahinmarschiert, das Feuer des Kampfmutes auf den Wangen, wo jetzt der Spiritus glühte. Und er entsann sich eines Wortes von Mads Vestrup aus jener berühmten Sommerversammlung im Striger Walde, wo er als Berichterstatter des »Fünften Juni« zugegen gewesen war:

»Beefsteak auf eine andere Weise!«

Schon Mitte März, einen Monat früher als ursprünglich bestimmt war, kehrten Jytte und Karsten From von ihrer Hochzeitsreise zurück. Der Grund war, daß Enslevs politische Freunde zu einem Wettbewerbe um ein Erinnerungsbild von dem verstorbenen Häuptling eingeladen hatten, und Karsten From hatte sich entschlossen, daran teilzunehmen. Das Gemälde sollte einen monumentalen Charakter tragen, sollte eine Episode aus der Geschichte des Freiheitskampfes verherrlichen, mit Enslev als Mittelfigur. Es war die Absicht, ihm einen bevorzugten Platz in dem neuen Reichstagsgebäude zu schaffen, und außer der Ehre waren da dreißigtausend Kronen zu erkämpfen.

Jytte hätte am liebsten das Reiseleben noch lange fortgesetzt. Sie fühlte sich so glücklich verwirrt während ihres planlosen Umherstreifens von Stadt zu Stadt. Die Eindrücke jagten einander zu Tode, und die Gedanken durften schlafen. Aber sie hatte früher so oft versucht, Karsten From anzuspornen, sich zu einer ernstesten künstlerischen Aufgabe zu sammeln, daß sie nicht gut Einspruch erheben konnte. Er selber war außerdem eigentümlich erpicht auf die Sache.

Eine der ersten Bekannten, die ihr nach der Heimkehr begegnete, war eine Dame, die sie am allerwenigsten in Kopenhagen zu treffen erwartet hatte, nämlich Meta. Eines Nachmittags begegneten sie sich an der Haltestelle der Straßenbahn, nur wenige Schritte von ihrer Haustür entfernt.

Es herrschte auf beiden Seiten einige Verlegenheit bei dem Wiedersehen. Diese äußerte sich in bezug auf Jytte in einer etwas übertriebenen Munterkeit. Meta wünschte ihr Glück zu ihrer Verheiratung, und Jytte erwiderte:

»Danke, ja, jetzt habe ich auch meine Schuldigkeit getan!«

Indessen dachten sie beide an ihre letzte Begegnung im Sommer auf Storeholt, wo sie in Unfrieden voneinander geschieden waren, weil Jytte dem Schwager der Freundin nicht die Aufmerksamkeit hatte erweisen wollen, ihn zu heiraten.

»Und jetzt bist du nach Kopenhagen gekommen, um dich ein wenig zu lüften?« sagte Jytte.

»Ich? Nein, wir wohnen hier.«

»Hier in der Stadt! Was soll das heißen? Wie ist das zugegangen?«

»Wir sind vor anderthalb Monaten hierhergezogen.«

Das kam so mutlos heraus, und Jytte entdeckte nun, daß die Freundin – die früher so frische und freimütig lächelnde Matrone – auffallend verändert war. Wie ihre ländliche Winterkleidung sich nicht gut in dem Frühlingslicht sehen lassen konnte, so machte auch sie selbst einen verschossenen und verkommenen Eindruck.

»Was ist nur einmal geschehen?« fragte Jytte, indem sie unwillkürlich die Hand auf ihren Arm legte.

»Ach, das ist eine lange Geschichte! Das kann ich dir hier nicht erzählen.«

Im selben Augenblick wurde die elektrische Bahn an der Straßenbiegung sichtbar. Jytte schob jedoch ihren Arm in den der Freundin und führte sie beiseite.

»Du mußt mir sagen, was los ist. Oder bist du vielleicht noch böse auf mich?«

»Nein, böse bin ich dir nicht, und dazu habe ich auch gar keinen Grund. Aber es ist zu umständlich, um es zu erklären.«

»Weißt du was, jetzt gehen wir zu mir hinauf. Ich wohne hier, gleich um die Ecke. Du mußt doch auch sehen, wie es bei mir aussieht, nicht wahr?«

»Das muß ich für ein andermal zugute haben. Sie erwarten mich daheim. Ich bin in der ganzen Stadt nach einer Waschfrau herumgelaufen.«

»Aber es ist hier gleich um die Ecke, hörst du! Wenn du vor meinem Mann bange bist, so kannst du ganz ruhig sein. Den triffst du nicht. Er ist in seinem Atelier, und das hat er im Innern der Stadt. Du sollst eine Tasse siedendheißen Tee haben. Das wird gut tun bei diesem Hundewetter.«

Meta ließ sich überreden. Sie war unglücklich und empfand das Bedürfnis, sich jemand anzuvertrauen. Nach einer Weile befanden sie sich in Jyttes hübscher Wohnstube, umgeben von dem Überfluß von Blumen, mit dem ihr Mann sie noch immer überschüttete. Vor dem grünen Fayenceofen standen ein paar große Lehnstühle. Nachdem Jytte die Freundin gezwungen hatte, abzulegen, nahmen sie hier in dem Wärmeschein des geöffneten Ofens Platz.

Schon auf dem Wege dahin hatte Meta ihr Herz erleichtert und von der Verfolgung erzählt, die ihren Mann aus Jerve fortgetrieben hatte.

»Paul hatte schließlich keine bezahlenden Patienten mehr, und von dem Gehalt eines Kreisarztes konnten wir nicht leben, so groß wie die Familie jetzt ist! Die Bewohner taten auch alles mögliche, um seine Absetzung zu erreichen. Du ahnst nicht, wie boshaft die Leute waren. Es blieb uns nichts anderes übrig, als fortzuziehen. Das Ganze wurde im Laufe eines Tages beschlossen. Du kennst ja meinen Mann. Wenn er sich etwas in den Kopf gesetzt hat, soll es auch sofort ausgeführt werden. Ich hatte kaum eine Woche Zeit, um das Haus zu bestellen und zu packen.«

»Aber ich verstehe nicht!« sagte Jytte. »Was tat denn dein Schwager – der Pfarrer? Er hat ja einen so großen Einfluß auf die Bevölkerung da drüben. Und nun ist er obendrein Reichstagsabgeordneter des Kreises geworden. Der hätte doch etwas ausrichten können!«

Meta sah sie ein wenig beschämt von der Seite an.

»Mein Schwager und mein Mann haben sich erzürnt.«

»Ach so!«

»Mein Schwager ist so verändert, seit Paul damit begonnen hat, seine Ansichten zu veröffentlichen. Er findet, daß es eine Frechheit von ihm ist. Sie haben ja nicht dieselben Ansichten über Religion. Wenigstens meint Paul, daß das der Grund ist. Und ich weiß wirklich auch nicht, was es sonst sein sollte. In der letzten Zeit haben wir uns gar nicht mehr gesehen.«

»Verzeihe, Meta, wenn ich ein wenig triumphiere! Du mußt zugeben, daß du im letzten Sommer sehr empört über mich warst, weil ich meinen Zweifel in bezug auf die

Vorurteilslosigkeit deines Schwagers hegte! Entsinnt du dich noch unsers kleinen Scharmützels?»

»Freilich! und du kannst mir glauben, ich habe manches Mal an dich gedacht. Mein Mann sagt auch, daß du schließlich doch die Klügste von uns allen gewesen bist. Es ist natürlich eine große Enttäuschung für uns gewesen, das wirst du begreifen, und wenn ich ehrlich sein soll, so möchte ich am liebsten nicht über meinen Schwager sprechen.«

»Ja, lassen wir ihn nur ruhen!« sagte Jytte. »Sage mir aber doch – wo wohnt ihr jetzt?»

»Wir haben draußen in Nørrebro gemietet. Paul meinte, es könne nichts nützen, wieder eine Landpraxis zu suchen, nach all den Lügengeschichten, die in den Zeitungen da drüben über ihn geschrieben sind. So etwas geht gleich durch alle Provinzblätter. Von dem früheren Ort, wo wir waren, mußten wir ja auch fort, weil die Leute fanden, daß mein Mann ihnen nicht genug Medizin verschrieb.«

Jytte nickte zerstreut. Sie saß vornübergeneigt, die Hände um das Knie gefaltet, und war in Gedanken versunken, während sie die Augen der Freundin ansah. Es wunderte sie, daß sie früher nicht beachtet hatte, wie schön sie waren, sondern immer nur einen Blick für den unschönen Mund gehabt hatte. Es war dieselbe tiefe, edelsteinblaue Farbe, die auch ihres Mannes Augen hatten. Und doch glichen sie Karstens Augen gar nicht, weil der Ausdruck ein anderer war. Und es war wohl mehr der Unterschied als die Ähnlichkeit, was ihre Gedanken beschäftigte.

»Wie sonderbar es doch mit uns beiden ist!« sagte sie schließlich. »Weißt du noch, wie wir uns in Storeholt begegneten? Ich wußte nichts weiter von dir, als daß du in der jütischen Heide säßest und Grillen fingest – und dann tauchtest du plötzlich als Frau des Kreisarztes in Jerve auf! Natürlich habe ich seitdem dich mir immer in deiner hausmütterlichen Majestät drüben in eurem lustigen Hause vorgestellt –, und nun sitztest du Ärmste hier mitten in dem Getriebe, so wie wir andern, und stürzt in der Stadt herum, um eine Waschfrau zu suchen.« »Das habe ich mir selbst auch vor nur drei Monaten nicht träumen lassen, das kannst du mir glauben! Es tut mir fast am meisten leid der Kinder wegen. Vorläufig sind sie ja entzückt über all das Neue, was sie sehen. Sie sitzen den ganzen Tag am Fenster und sehen nach der Straßenbahn aus. Für meinen Mann wird es natürlich nicht leicht werden. Er hat bisher nur ein Dutzend Patienten gehabt, und das bißchen, was er durch seine Artikel in Zeitschriften verdienen kann, verschlägt ja nichts. Aber es wird schon kommen.«

»Und du selbst, Meta? Wie geht es dir? Davon sprichst du gar nicht.«

»Ach, mit mir ist es etwas anderes! Ich habe meine Wirtschaft zu besorgen. Ich wünsche nur, daß wir hier bleiben dürften. Aber wenn Paul keine Praxis bekommt, sind wir ja gezwungen, noch weiter fortzureisen. Dann müssen wir auswandern.«

»Liebe Meta – daran denkt ihr doch nicht?»

»Freilich! Was sollen wir auch tun? Paul hat Verwandte in Australien, und er meint, daß ihm das vielleicht behilflich sein kann, da drüben seinen Weg zu machen. Wir haben auch gehört, daß da Mangel an ordentlichen Ärzten sein soll, und ein gewissenhafter und tüchtiger Arzt ist mein Mann. Es ist schändlich, etwas anderes von ihm zu sagen!«

Jytte war wieder einen Augenblick in ihre eigenen Gedanken versunken.

»Australien! Ach ja ... warum im Grunde auch nicht Neu-Seeland, nicht wahr? Ich bin immer ein wenig verliebt in den Namen gewesen. Ich finde, er klingt so verheißungsvoll. Und dann ist das alles so herrlich weit weg.«

»Ja, ich danke! Ich bleibe doch am liebsten in der Heimat,« begann Meta. Im selben Augenblick aber schreckte sie der Klang einer Uhr auf, die schlug. »Nein, jetzt *muß* ich nach Hause, Jytte!«

Sie erhielt jedoch keine Erlaubnis zu gehen, ehe sie die Wohnung gesehen hatte. Jytte faßte sie unter den Arm und führte sie in den Zimmern umher bis hinaus in die Küche und die Speisekammer, wo sie sich übrigens selbst fast ebenso fremd fühlte wie die Freundin.

Auf dem Rückwege legte Meta den Arm um Jyttes Taille und sagte: »Dann bist du also wirklich jetzt glücklich?«

»Ja, das bin ich!«

»Dein Mann verzieht dich wohl ordentlich?«

»Warum glaubst du das? – Aber das tut er übrigens, und ich habe auch nichts dagegen. Wir passen überhaupt ausgezeichnet zueinander. Das wundert dich, nicht wahr? Ich kann noch dein entsetztes Gesicht sehen, als du ihn auf Storeholt trafst! Aber ich kann dir anvertrauen, daß ich von *deinem* Mann auch gerade nicht bis in den Himmel entzückt war, als ich ihn zum erstenmal sah. Das geht dann ja gerade auf!«

Meta wußte hierauf nichts zu erwidern und schwieg deswegen. Es war ihr ganz unbegreiflich, daß sich Jytte mit diesem Narren von Mann glücklich fühlen konnte, und die Versicherung klang auch nicht gerade sehr glaubwürdig in ihren Ohren. Aber Jytte war ein Rätsel, das wohl niemals jemand ergründen würde.

Jytte dachte einen Augenblick daran, eine Vertrauensfrage an die Freundin zu richten, über etwas, worüber mit ihrer Mutter zu sprechen sie sich nicht hatte entschließen können. Neulich morgens, als sie aufstand, hatte sie sich plötzlich elend gefühlt. Und als sie in den Spiegel sah, war sie weiß wie ein Gespenst gewesen. Am Tage darauf wiederholte sich dies, und sie war seither in einer fast unerträglichen Spannung umhergegangen. Als es schließlich soweit war, konnte sie sich doch nicht überwinden, sich Meta anzuvertrauen, weil sie ihrem Mann noch nichts gesagt hatte; Karsten legte keinen Wert auf Kinder. Aus dem Grunde hatte sie nichts sagen wollen, ehe sie ihrer Sache völlig sicher war.

»Das ist wahr!« rief Meta aus, als sie mit ihrem Mantel im Wohnzimmer stand. »Das muß ich dir doch erzählen ... Kennst du einen Gutsbesitzer Ditmer ... oder Dihmer oder wie er sonst heißen mag?«

Jytte wandte sich hastig nach ihr um mit einem spähenden Blick.

»Ja. Warum fragst du danach?«

»Jetzt sollst du einmal hören! Es war einmal diesen Herbst daheim bei uns in Jerve. Da kam ein fremder Herr aus Odense gefahren und wollte mit meinem Mann sprechen. Paul war gerade nach dem Armenhaus hinübergewandert, um nach einem Patienten zu

sehen, und ich mußte dann dasitzen und Herrn Dihmer oder Ditmer ... oder wie er nun heißt, unterhalten.«

»Jetzt im letzten Herbst?« fragte Jytte gespannt.

»Nein, warte mal ... es muß im Dezember gewesen sein. Denn ich entsinne mich, es interessierte ihn so sehr, daß ich meinen Pfefferkuchenteig am Ofen stehen hatte. Das habe er nicht gesehen, seit er ein Kind war, sagte er. Er war übrigens so gemütlich. Wir plauderten natürlich über die Gegend da drüben, und er erzählte dann, daß er seinerzeit viel in Storeholt verkehrt habe. Er kannte deine ganze Familie, auch deine Mutter und dich. Und soweit ich verstanden habe, war er auch umhergefahren und hatte sich die alten Stätten angesehen. Er war ein großer Mann mit dunkelblondem Vollbart. Entsinnst du dich seiner dann?«

»Ja, aber du hast dich selbst unterbrochen. Herr Dihmer wollte mit deinem Mann sprechen, sagtest du.«

»Freilich! Ich dachte natürlich, er suche ihn als Arzt auf. Er sah auch ganz darnach aus. Aber dann wollte er Paul nur begrüßen, weil er gelesen hatte, was Paul geschrieben hat. Hinterher saßen sie da und redeten über zwei Stunden miteinander, und ich habe meinen Mann seit Jahren nicht so angeregt gesehen. Aber du kennst ihn also. Was ist er im Grunde für ein Mensch?«

»Ja, er ist Gutsbesitzer, – hat ein Gut irgendwo in Jütland.«

»Favsingholm – ja, das erzählte er. Er war gerade auf dem Wege dahin. Aber warum ist er so in allen Weltteilen umhergestreift? Ein ganzes Jahr war er nicht zu Hause gewesen. Das ist doch sonderbar für einen so kranken Mann.«

»Kranken Mann? ... Herr Dihmer ist einmal krank gewesen, aber nun soll er vollständig gesund sein. Übrigens hat mein Vetter, Professor Hagen, ihn kuriert.«

»Er sah aber wirklich krank aus. Das fand Paul auch. Und es lag so etwas Ernstes und Stilles über ihm, als wenn er selbst wisse, daß er nicht lange mehr leben könne.«

In diesem Augenblick kam das Mädchen mit dem Tee herein, der endlich fertig geworden war. Aber Meta bat inständig, jetzt gehen zu dürfen, und Jytte hielt sie nicht länger zurück.

»Willst du dich nicht auch anziehen?« fragte Meta. »Du warst ja im Begriff, auszugehen.«

»Ach nein, jetzt bleibe ich lieber zu Hause. Es weht ein so kalter Wind. Du mußt bedenken, ich komme direkt aus Neapel.« –

Als die Freundin gegangen war, stand Jytte lange im Erker und sah in Gedanken versunken über die Bäume von Grönningen hinab. Sie mußte an eine Bemerkung in einem der Briefe denken, die die Mutter ihr während der Reise geschrieben hatte. In einer Nachschrift hatten die mystischen Worte gestanden, daß »es leider eine ernste Wendung mit Torben Dihmer zunehmen scheine«. Da sie wußte, daß ihre Ehe noch immer ein Kummer für die Mutter war, so hatte sie sich nicht entschließen können, um nähere Aufschlüsse zu bitten. Aber nun war die Erklärung die, daß er wieder krank geworden war. Asmus' Wunderpillen hatten dem armen, verfolgten Mann auf die Dauer nicht helfen können! ...

Als Karsten nach Hause kam, saß sie wieder in einem der großen Lehnstühle vor dem Ofen. Es hatte zu dunkeln begonnen. Ein wenig fröstelnd, wie sie war und es namentlich in der Dämmerstunde wurde, hatte sie einen Schal über die Schultern geworfen, einen weichen, seegrasgrünen Seidenschal, das letzte Geschenk ihres Mannes.

Sie streckte die Hand nach ihm aus, als er hereinkam.

»Ich habe mich nach dir gesehnt!« sagte sie.

Der galante Ehemann beugte sich über ihre Hand und küßte sie ehrerbietig. Zuvor aber war sein Blick suchend durch die Zimmer geflogen, und er betrachtete sie ein wenig mißtrauisch.

»Die Gnädige hat ihr Versprechen doch vergessen. Ich habe mit Ungeduld auf den feierlich angekündeten Besuch gewartet.«

»Ich war auch auf dem Wege zu dir, mein Freund! Aber ich habe selber Besuch bekommen.«

»Das kam mir ja so vor. – Wer war das glückliche Menschenkind, wenn ich so frei sein darf, zu fragen?«

»Ja, kannst du raten? Eine große Überraschung!«

»Eine Dame oder ein Herr?«

»Eine Dame.«

»Schön?«

»Ja, *ich* finde sie schön. Aber ich habe es übrigens nicht immer getan. Du hast sie im Sommer in Storeholt getroffen. Es ist meine alte Schulgefährtin Meta ... Frau Gaardbo ... die Frau des Kreisarztes da drüben. Erinnerst du dich ihre, dann?«

»Ja, jetzt, wo du es sagst. Aber was soll das heißen, das du sie schön nennst. Sie war ja eine ganz gewöhnliche Dorfmadame.«

»Dann hast du ihre Augen nicht beachtet. Falls du einmal bei Auftrag erhältst, eine Madonna zu malen, könntest du sie als Modell gebrauchen. Sie hat fünf Kinder geboren und hat doch einen so unschuldigen Blick wie ein zwölfjähriges Mädchen.«

»Das klingt freilich interessant. Fünf unbefleckte Empfängnisse, das ist, weiß Gott, ein Rekord! – Aber um über etwas anderes zu sprechen,« sagte er und ging mit seinen langen, nervösen Schritten durch das Zimmer. »Hast du die Zeitungen heute gelesen?«

»Nein.«

»Dann weißt du also nicht, daß Karl May sich nur auch zum Wettbewerb gemeldet hat. Das wird mit Pauken und Trompeten in allen Blättern verkündet. Von wievielen haben wir jetzt schon gehört? Es können nicht weniger als acht, neun Stück sein. Das wird allmählich ein lebhaftes Rennen.«

»Aber ist denn Karl May Porträtmaler?«

»Er ist alles, Schatz! Du entsinnst dich vielleicht, daß er im vorigen Jahr als genialer Bildhauer auftrat. Es war ein ganz gewöhnliches Stück Töpferarbeit, das jeder nicht ganz tölpelhafte Lehrjunge ihm hätte nachmachen können. Aber seine Freunde in der

Presse – ein Schreihals wie der dicke Möller zum Beispiel – bauschten das zu einer Weltbegebenheit auf, und die Leute gingen wie gewöhnlich aufs Glatteis. – Ja, Karl May, der ist klug!«

»Na ja, Karsten, laß ihn jetzt! Sage mir, bist du noch immer zufrieden mit deinem Atelier?«

»Ja – das Licht ist gut. Morgen bin ich mit der Einrichtung fertig, und übermorgen fange ich an.«

»Dann komme ich hin! Ganz bestimmt! Ich will' dich den ersten Pinselstrich tun sehen.«

»Die Gnädige soll Erlaubnis haben, ihn selber zu tun. Mit höchsteigener Hand sollst du die Leinwand einweihen. Und dann wollen wir ausnahmsweise einmal abergläubisch sein und zu den Göttern beten, daß uns *das* Glück bringen möge.«

»Setz dich ein wenig zu mir, mein Freund! Du gehst so unruhig umher,« bat Jytte.

Während die Dämmerung wuchs, saßen sie Hand in Hand und plauderten beim Licht der glühenden Koksstücke, die einen immer stärkeren Feuerschein über das Zimmer verbreiteten.

Jytte saß auf die Seite gelehnt da, mit halbgeschlossenen Augen, und sah ins Feuer hinab.

»Sage mir doch, Karsten,« sagte sie einmal nach einer längeren Pause. »Glaubst du, daß es heutzutage noch Menschen gibt, die an unglücklicher Liebe sterben? Ich meine nicht, wenn sie sich in einem Anfall von Verzweiflung oder Eifersucht das Leben nehmen, davon liest man ja jeden Tag. Aber glaubst du, daß es Leute geben kann, die von Liebe verzehrt werden wie von einer tödlichen Krankheit?«

»Dafür will ich doch auf alle Fälle ein ärztliches Attest haben. Wie kommst du übrigens auf diesen sonderbaren Gedanken?«

»Ach,« sagte sie, »es ist eine Geschichte, die Meta von da drüben auf Fünen erzählt hat.«

»Der Besuch dieser Dame hat dich offenbar interessiert. Worüber habt ihr gesprochen?«

»Hauptsächlich über ihre eigenen Angelegenheiten. Denke dir, sie wohnt jetzt hier in der Stadt. Ihr Mann konnte da drüben nicht fertig werden. Er ist ein sonderbarer Wirbelkopf, der überall anstößt und der über alles so verschrobene Ansichten hat. Jetzt wohnen sie draußen auf Nörrebro, in der Nörrebrogade selbst. Stelle dir das vor!«

»Ja, beneidenswert ist das gerade nicht. Aber höre jetzt, Jytte. Um von etwas weniger Betrüblichem zu sprechen. Heute abend wird ›Die Sturmschwalbe‹ und ›Napolik‹ gegeben. Das ist ein guter Abend. Ich schlage vor, daß wir da hingehen.«

Jytte drückte ihm die Hand.

»Ein andermal, Karsten. Ich bin heute ein wenig müde.« »Aber wir könnten doch wenigstens hingehen und das Ballett ansehen. Das kann doch nicht anstrengend sein.«

»Weißt du was, ich finde, du solltest allein hingehen. Du hast es nötig, dich ein wenig zu lüften. Dann übe ich inzwischen an meinem Rondo, damit ich bald so weit bin, es dir

vorspielen zu können.«

»Ach, Unsinn! Du weißt recht gut, daß ich nicht von dir gehe!« sagte Karsten verstimmt.

Sie waren schon mehrere Tage wieder in der Heimat gewesen und weder ins Theater noch in ein Konzert gegangen, weil Jytte nicht hinauszutreiben war. Er selbst hatte sich während der ganzen Reise ganz besonders auf den Augenblick gefreut, wo er sich zum ersten Male mit ihr im Parkett zeigen würde. Für den Waisenhausjungen, der ihm noch immer anhing, war es noch ein gleichsam märchenhafter Traum, daß er mit Minister Abildgaards Tochter verheiratet war.

Jytte erhob sich jetzt, um hineinzugehen und sich zu Tisch umzukleiden. Sie hatte das Mädchen ins Eßzimmer kommen und mit dem Decken beginnen hören.

Als sie seine unzufriedene Miene sah, legte sie den Arm um seinen Hals und streichelte ihm die Wange.

»Bin ich eine unmögliche Frau für dich? ... Du mußt es dir nicht so sehr zu Herzen nehmen. Es soll schon besser werden.«

Er wurde sofort besänftigt, schwach wie er noch immer ihren Liebkosungen gegenüber war, mit denen sie freilich auch nicht verschwenderisch umging. Nach einer dreimonatlichen Ehe war sie noch gleich scheu in ihrem Liebesverhältnis zu ihm. Beständig mußte er ihre Zärtlichkeit von neuem erobern, und seine eigene Verliebtheit hatte sich infolgedessen zu einer wilden Anbetung gesteigert.

Er sah ihr entzückt in die Augen.

»Du Wunderschöne! ... Wie ich dich liebe!« sagte er, und der affektierte Mann konnte so etwas so merkwürdig natürlich sagen, als fände er erst mit solchen Worten seine richtige Sprache.

Jytte aber mied seinen Blick, während sie stumm und gleichsam mitleidig ihm über das Haar strich.

II

Doktor Gaardbo hatte sich an dem äußersten Ende der Nørrebrogade niedergelassen, dem »Mastdarm Kopenhagens«, wie man die Straße wegen ihres bullernden Wagenverkehrs hinaus zu den Abfallplätzen der Stadt zu nennen pflegte. Er hatte eine kleine Vierzimmer-Wohnung gemietet, die außerdem in einer recht jammervollen Verfassung war, da er sie ohne Frist übernommen hatte.

Als Meta nach Hause kam, merkte sie, daß etwas mit ihm nicht in Ordnung war. Beim Abendbrot war er stumm und rührte die Speisen fast nicht an. Sie begriff nicht, was geschehen sein konnte. Mit Ausnahme einer Nachmittagsstunde, als er in der Stadt gewesen war, um ein Buch von der Bibliothek zu holen, hatte er wie gewöhnlich den ganzen Tag zu Hause gesessen, um auf Patienten zu warten, die nicht kamen.

Nach Tische ging er sofort in sein Zimmer, und sie hörte, wie er sich schwer in seinen Stuhl fallen ließ.

Nach einer Weile ging sie zu ihm hinein. Da saß er am Schreibtisch, die Hände um den Kopf.

»Ist dir etwas Unangenehmes begegnet, Paul?«

»Ja. Aber mache die Tür zu! Es hat keinen Zweck, daß die Kinder es hören.«

»Aber was ist es denn?«

»Du weißt, ich war in der Bibliothek, um das Buch zu holen. Als ich über Højbro ging, begegnete ich Johannes. Er wohnt ja da in der Nähe.«

»So – was sagte er denn?«

»Nichts, du! Er ging vorüber, als sei ich Luft.«

»Und du bist sicher, daß er dich gesehen hat?«

»Es war unmöglich anders. Wir kamen auf demselben Bürgersteig gegangen. Als er mich bemerkte, sah ich auch, daß er schräg über den Fahrweg gehen wollte, aber im selben Augenblick kam eine Straßenbahn über die Brücke. Da ging er an mir vorüber, die Augen auf das Pflaster gesenkt.«

»Ach – pfui!«

»Ich wandte mich um und sagte: ›Guten Tag, Johannes!‹ – Ich weiß nicht, ob er es gehört hat. Jedenfalls ging er weiter.«

»Wie häßlich ist doch so etwas!« sagte Meta.

»Und wenn man dann bedenkt, daß er das selbst Frömmigkeit nennt! Aber nun wissen wir also, was wir von ihm zu erwarten haben. Wir existieren nicht mehr für ihn, und das ist vielleicht auch das beste für beide Teile.«

»Das glaube ich auch ganz bestimmt. Seit du mir das Schreckliche mit Rosalie erzählt hast, habe ich es fast nicht ertragen können, an Johannes zu denken. Ich träume noch des Nachts von ihr. Und jetzt *mußt* du ihm ihren Brief schicken, Paul. Tue es noch heute abend! Hörst du!«

»Ich weiß nicht recht –«

»Ich sage dir, Paul, du kannst es nicht verantworten, den Brief zu behalten. Hauptsächlich um Johannes' willen. Er hätte längst erfahren müssen, was er auf sein Gewissen geladen hat.«

»Aber wenn es ihn nun tötet?«

»Dann wäre das nur eine gerechte Vergeltung. Das süßeste und fröhlichste junge Mädchen hat er zu Tode gequält. Und jetzt geht er an seinem eigenen Bruder vorüber, ohne ihn kennen zu wollen. Wie nennst du das?«

»Johannes ist ein armer verhexter Mensch. Aber sprechen wir jetzt nicht mehr über ihn. Er ist so, wie er ist, und zu retten ist er nicht.«

Er zog seinen Überzieher an, um sich nach dem kranken Kind eines Arbeitmannes umzusehen, das augenblicklich sein einziger Patient war.

»Ich werde gleich einen Spaziergang machen,« sagte er. »Erwarte mich nicht zu bald zurück.«

Metas bekümmerte Augen folgten ihm bis an die Tür. Armer Paul! – dachte sie. Sie wußte, daß er hier in Kopenhagen den Verlust des Bruders noch stärker empfand als in Jerve, weil er hier überall an ihr Zusammenleben in der Studentenzeit erinnert wurde, wo sie gemeinsam in der Regenz ^{F1} gewohnt und so unzertrennlich gewesen waren, daß die Kameraden sie die Siamesischen Zwillinge nannten. –

Doktor Gaardbo hatte seiner Frau nicht erzählen wollen, daß er nach »Bethesda« zu gehen beabsichtige, wo während der Fastenzeit jeden Abend große Erbauungsversammlungen unter Pastor Stensballes tatkräftiger Leitung abgehalten wurden. In der Zeitung hatte er gesehen, daß sein Bruder heute abend einer der Redner sein würde. Deswegen wollte er dahin. Obwohl er rechtzeitig kam, war der große Saal bereits überfüllt. Er mußte in eine der Seitengalerien hinaufgehen, wo er im letzten Augenblick einen Sitzplatz auf der hintersten von einigen stufenförmig erhöhten Bankreihen fand. Wenige Augenblicke später war auch der Gang hinter ihm gedrängt voll von Menschen.

Sobald Johannes auf der Rednertribüne erschien, machte sich eine gewisse Unruhe in dieser zusammengepackten Menge bemerkbar, die nichts sehen konnte. Namentlich waren da ein paar ältere Damen, die sich höchst unglücklich hin und her drängten, in der Hoffnung, ein Guckloch zu dem Redner hinab zu finden. Man mußte sie schließlich ermahnen, um Ruhe zu schaffen. Johannes Gaardbo war eigentlich kein beredter Mann. Im Vergleich zu der Gewandtheit, mit der Pastor Stensballe und andre von den bekannten Erweckungspredigern der Stadt mit dem Evangelium auftrumpften, war seine Rede schlicht und einfach. Wenn er trotzdem schon einer der beliebtesten Kanzelredner der Hauptstadt geworden war, namentlich unter den Frauen, so hatte er dies seinem schönen und männlichen Äußern zu verdanken und der ländlichen Treuherzigkeit, die in seinem ganzen Auftreten lag.

Er hatte den Text zu dem 13. Kapitel aus dem Ersten Brief Pauli an die Korinther gewählt, die berühmte Lobpreisung der Liebe: »Und wenn ich weissagen könnte und wüßte alle Geheimnisse und alle Erkenntnis, und hätte allen Glauben, also daß ich Berge versetzte, und hätte der Liebe nicht, so wäre ich nichts. Und wenn ich alle meine

Habe den Armen gäbe und ließe meinen Leib brennen, und hätte der Liebe nicht, so wäre es mir nichts nütze. Die Liebe höret nimmer auf, sie verträget alles, sie glaubet alles, sie hoffet alles, sie duldet alles. Nun aber bleibt Glaube, Hoffnung, Liebe, diese drei; aber die Liebe ist die größte unter ihnen.«

Während die Versammlung in tiefer Stille andächtig seinen Worten lauschte, die in all ihrer Schlichtheit durch die Innigkeit des Vortrags ergriffen, saß sein Bruder oben auf der Galerie und kaute an seinem Bart. Falls es ihm möglich gewesen wäre, hinauszukommen, so hätte er sich entfernt, um nicht in Versuchung zu geraten, über den Saal hinauszurufen: »Hört ihn nicht an! Er ist ein Heuchler!«

Und das war Johannes! Ein Scheinheiliger! ... Aber nein! Das konnte nicht möglich sein! Johannes wußte selber nicht, daß er dort in der Gewalt aller bösen Mächte stand und segnete! Er war ein unzurechnungsfähig Besessener, der nicht mehr den Unterschied zwischen Lüge und Wahrheit kannte und ihn nicht kennen wollte aus Angst, den Höllenbrand in der Seele zu löschen, den er seinen Glauben nannte ...

Nachdem Johannes geredet hatte, erhielten ein paar andere Geistliche das Wort, aber er hörte sie nicht, sah sie nicht einmal. Seine Augen waren ununterbrochen auf den Bruder gerichtet, der auf der ersten Stuhldreihe zwischen einigen Herren und Damen Platz genommen hatte, die ihn alle mit herzlichem Händedruck empfingen. Er sah ihn diesen fremden Menschen brüderlich zulächeln, gewahrte wieder in seinem Gesicht diesen fast verklärten Ausdruck, der einstmals seine eigene Freude gewesen war.

»Werwolf! ... Werwolf, Johannes!« rief er ihm in Gedanken zu.

Pastor Stensballe beschloß die Versammlung mit einem ermahnenenden Aufruf. Der Siegesgang des Evangeliums dürfe nicht unterbrochen werden. Er bitte deswegen eindringlich, daß man die verschiedenen Sammlungen der Gemeinde nicht vergessen möge.

»Wir haben noch viele hunderttausend Kronen nötig. Und wir müssen sie haben – und sollten wir sie stehlen!« rief der eifrige kleine Mann munter über die Versammlung hinaus, die mit einem verständnisvollen Lächeln antwortete.

Dann sang man noch ein geistliches Lied, worauf sich der Saal langsam unter Orgelgebraus und dem Rasseln der Geldbüchsen leerte.

Doktor Gaardbo folgte dem Strom hinaus. Als er auf der ersten Stufe der hohen Treppe nach der Straße hinab stand und den mächtigen Wagenpark überblickte, der die Straßen zu beiden Seiten anfüllte, und worunter sich viele vornehme, herrschaftliche Fuhrwerke mit strahlenden Laternen und Dienern in Livree befanden, mußte er an seines Oheims Warnungsruf von dem Reich, der Macht und der Ehre denken, die durch einen Verrat in die machtgierigen Greisenhände der Kirche zurückkehren würden.

Mitten in dem Gedränge auf der Treppe entdeckte er Großhändler Söholm, der an dem Arm seines Dieners mühselig die Stufen herunterstolperte. Der fauststarke Börsenräuber hatte seinen Übermann gefunden. Der Tod hatte ihn wie einen verfallenen Wechsel mit einem *sine mora* gestempelt. Seine linke Seite war gelähmt, der ganze Mann ein zusammengebrochenes Wrack, das einen doppelt jammervollen Eindruck an der Seite des fetten und lächelnden Dieners machte.

Hinter dem Großhändler erblickte er eine seiner Töchter, Fräulein Cäcilie, die in einer prachtvollen Frühlingstoilette à la Silberfasan eigentümlich von den vielen kirchlich gekleideten Frauen abstach und offenbar nicht geringes Ärgernis unter ihnen erregte. Ihre Anwesenheit erinnerte ihn daran, was er schon in Jerve gehört hatte, daß Johannes eine Art Hauskaplan in dem Söholmschen Millionärheim geworden sei.

Statt direkt nach Hause zu gehen, machte er einen Umweg rund um die Seen. Er wollte Meta nicht wieder mit seiner schlechten Laune quälen.

Es war Mondschein. Ein gefleckter Wolkenhimmel leuchtete silbern über der Stadt. Das Wasser in den Seen war nervös unruhig nach dem Sturm am Tage. Es plätscherte gegen die steinerne Umrandung, und das Licht der Laternen aus den Brücken versenkte sich gleich schimmernden Feuersäulen darin. Wie gut er dieses Bild kannte aus jener Zeit, wo Johannes und er des Abends hier hinausgingen, nachdem sie bei der Petroleumlampe gesessen und sich die Köpfe glühheiß studiert hatten! Mit Sturmesschritten gingen sie um alle drei Seen herum, während sie ein Lied vor sich hinsummten. Es war fast wie ein Märchen, jetzt daran zurückzudenken.

Ganz so wie damals begegnete er mehreren zärtlichen Liebespaaren, aber auch allerlei einsamen Wanderern wie er selber. Und er dachte daran, daß die meisten von ihnen wohl so aussehen könnten, als wenn auch sie hier gingen und über den Verlust eines Bruders oder eines Freundes trauerten, der von dem schwarzen Schlammstrom der Leidenschaft verschlungen oder fortgewirbelt war. – Ach ja! Es brütete zurzeit ein Fluch über der Menschheit, die hektisch blühte wie ein Baum mit einer Krankheit in der Wurzel. Nicht die naturbestimmten Leiden, sondern alle möglichen selbstgeschaffenen Plagen und selbstverschuldeten Sorgen zehrten an ihrer Kraft und machten das Leben für so viele öde.

Als er nach Hause kam, schliefen die Kinder. Auch das Mädchen war zu Bett gegangen. Meta saß allein an ihrer Nähmaschine. Er erzählte, wo er gewesen war, und berichtete auch über seinen Eindruck von der Versammlung. Von Johannes sprach er nur wenig.

»Und ist hier niemand gewesen?« fragte er.

»Nein. Wie ging es denn dem kleinen Mädchen des Arbeiters?«

»Ein wenig besser.«

Er sah sie verstohlen von der Seite an. Meta hatte die Lampe näher gerückt, um besser bei ihrer Arbeit sehen zu können. Das Licht fiel scharf auf ihr Gesicht, und mit Besorgnis gewahrte er, wie all die Unruhe und die Entbehrungen, die sie ihm so gern fernhalten wollte, sie in den letzten Tagen angegriffen hatten. Sicher kehrten ihre Gedanken oft zurück zu ihrem schönen Heim in Jerve, das sie so sehr geliebt. Nie aber sprach sie von ihrem Kummer. Ohne Klage saß sie in diesen fremden, sonnenverlassenen Stuben, zwischen häßlichen, zerstörten Wänden, voller Nagellöcher und Spuren von den Bildern der früheren Bewohner, saß hier mit der Aussicht, daß der Hunger im Laufe von ein paar Monaten Einlaß in ihr Haus gewinnen würde.

Er setzte sich hin und verfiel in Gedanken, die Hand unter der Wange.

»Bethesda!« sagte er, als Meta einen Augenblick ihre Maschine anhielt, um eine Falte zu legen. »Das war ja der Name eines Teiches in Jerusalem. ›Am Schafstor.« Entsinnt

du dich der Erzählung noch? Von Zeit zu Zeit kam ein Engel aus der Wolke herab und rührte das Wasser an, so daß es heilende Kraft erhielt. Sieht man nicht die ganze Szene leibhaftig vor sich? Ein Gewimmel von Krüppeln und Kranken, die ringsumher am Ufer sitzen und auf die Stunde des Wunders warten. Und alle stürzen sie wie ein Haufen Besessener jedesmal heran, wenn eine neugierige Fische schnauze die Wasserfläche kräuselt. Das ist ein Bild aus der Geschichte der Menschheit durch alle Zeiten. So haben wir Jahrtausende lang dageessen und nach einer zauberhaften Handreichung in Gefahren und Not ausgespäht, die wir bald von den Geistlichen, bald von der Wissenschaft oder der Gesetzgebung erwarteten. Und trotz aller Enttäuschungen fährt das Volk fort, sich von dem ersten besten Stichling narren zu lassen, der aus dem Schlamm aufsteigt und den Wundermacher spielt.«

Er stand auf, ging hin und schlang den Arm um Meta. »Mütterchen! Ich hätte mich als Zauberer maskieren und Hokuspokus zu den Leuten sagen und sie nasführen sollen. Dann wäre ich so wie Johannes von meinen Zeitgenossen geliebt und nach dem Tode als Wohltäter gepriesen worden. Und du, mein Schatz, ja, wie war es noch? – habe ich dir nicht einmal das berühmte Königreich mit goldenen Bergen versprochen? Das pflegen wir Männer zu tun. Und nun sitzt du Ärmste hier und nähst dir die Augen rot.«

Sie streichelte ihm die Wangen.

»Du hast mehr gehalten, als du versprochen hast. Wie es uns auch ergehen mag, – ich freue mich, daß du so bist, wie du bist.«

1. Eine aus dem Mittelalter stammende Stiftung, Freiwohnungen für Studenten.

III

Jytte kam aus dem Atelier ihres Mannes und war auf dem Wege nach der Dronningens Tvärgade, um bei ihrer Mutter einzusehen, der sie täglich einen Besuch machte. Sie hatte diesmal ein besonderes Anliegen. Lydia Bentsen hatte sie am Vormittag angeklingelt. Sie hatte in einer Zeitung gesehen, daß Karsten und sie nach Hause gekommen waren. Und nun wollte Lydia sie absolut auf einen improvisierten Ausflug mithaben in Gesellschaft von ein paar andern Freundinnen und einigen bekannten Herren. Man wollte nach dem Tiergarten hinausfahren und in der ›Eremitage‹ frühstücken, »und dann können wir ja immer sehen, was wir nachher unternehmen«. Obwohl auch Karsten eingeladen war, hatte Jytte sofort nein gesagt, worauf Lydias Ton ein wenig unangenehm geworden war. Sie neckte sie mit ihrer Tugendhaftigkeit und fragte, ob vielleicht die Geschichte mit »dem armen Dihmer« sie so erschreckt habe. Da hatte Jytte sofort abgeklingelt.

Aber nun wollte sie gründlichen Bescheid darüber haben, wie es sich mit Dihmer verhielt. Etwas mußte da ja vorliegen, und die Mutter war die einzige, die sie fragen wollte.

In der Bredgade begegnete ihr Generalkonsul Kolding und Frau. In feierlichem Tempo schritt das üppige Ehepaar Arm in Arm dahin, der Generalkonsul wie gewöhnlich den maschinengeschorenen Kopf unbedeckt, Frau Natalie in Sibyllenstil mit breitrandigem Hut, von dem ein dichter schwarzer Schleier wie eine Mamille über Rücken und Schultern herabhing. Es war ein förmlicher Aufzug.

Jytte wäre gern unerkannt vorbeigeschlüpft, aber das Känguruhlächeln des Generalkonsuls leuchtete schon aus der Ferne von Wiedersehensfreude. Sie wurde gezwungen, stehen zu bleiben und Glückwünsche in Empfang zu nehmen und verschiedene neugierige Fragen zu beantworten.

Frau Natalie legte schließlich die Hand gleichsam segnend auf ihren Arm und sagte: »Ich kann es Ihren Augen ansehen, kleine Frau, daß Sie noch nicht zu unsern Freunden gehören. Habe ich nicht recht?«

»Wie meinen Sie, Frau Kolding?«

»Ich entbehre die wahre, strahlende Lebensfreude im Blick.«

»Ach – Sie denken an das Wellersche System.«

»Nein! Nein!« rief der Generalkonsul mit Angst in der Stimme und sah verstohlen zu seiner Frau hinab. »Du großer Gott haben Sie denn den großen Streit nicht verfolgt? Wir haben vollständig mit den Wellerianern gebrochen. Meine Frau hat in unserm Blatt Weller den Handschuh hingeworfen und der verderblichen Lehre den Krieg aufs Messer erklärt. Wissen Sie das wirklich nicht?«

Jytte entschuldigte sich damit, daß sie erst vor wenigen Tagen aus dem Ausland zurückgekehrt sei, und diese Aufklärung beruhigte offenbar die prophetische Frau, auf deren Wangen die Farbe der Gesundheit und der Lebensfreude einen Augenblick der Blässe des Todes gewichen war.

Nach einer Weile nickte die Dame gnädig Lebewohl, ohne Jytte die Hand zu geben.

Jytte traf die Mutter zu Hause. Sie setzte sich, behielt aber ihre Jacke an. Diese Besuche in dem alten Heim bestanden in der Regel aus hastigen Visiten. Obwohl die Einsamkeit der Mutter und die beängstigende Veränderung, die mit ihrem Aussehen vorgegangen war, Jytte oft bewegten, sich selber anzuklagen, konnte sie dennoch in »der alten Stube« keine Ruhe mehr finden. Es wirkte auch herabstimmend auf sie, die Mutter hier Tag für Tag auf demselben Sofaplatz zu sehen, dies unendliche Strickzeug zwischen den ruhelosen Händen. Es war, als sitze sie da und warte ergeben auf den nächsten Donnerschlag des Schicksals.

Dazu kam noch etwas anderes, das für Jytte die Unterhaltung zu einem vorsichtigen Tasten zwischen Nesseln machte. Schon vor der Hochzeit hatte Karsten behauptet, ihre Mutter besuche die Erbauungsversammlungen in »Bethesda«, wo einer seiner Bekannten sie wiedererkannt haben wollte, obwohl sie einen dichten Schleier vor dem Gesicht gehabt habe. Damals glaubte Jytte es nicht. Jetzt aber machte die Mutter selbst kein Geheimnis mehr aus ihren religiösen Sorgen. Auf ihrem Nachttisch lag in der Regel irgendein geistliches Trostbuch, und statt des »Fünften Juni« hielt sie die neue Zeitung der Geistlichkeit. Ein paarmal hatte sie Jytte auch religiöse Traktate und ähnliche Drucksachen aufgedrängt, die sie sie mit nach Hause zu nehmen und im stillen Kämmerlein zu lesen bat.

Jytte erzählte von ihrer Begegnung mit Generalkonsul Koldings und fragte, was für ein großer Streit es sei, von dem sie gesprochen hatten.

»Ach, so genau kann ich dir das auch nicht sagen. Ich habe den Unsinn nicht gelesen. Die Leute sind ja ganz hysterisch geworden von all dem Gerede von Licht und frischer Luft und Bratäpfeln am Morgen und ich weiß nicht was. Neulich in der Straßenbahn hörte ich eine alte Zierpuppe versichern, die Luft auf dem Harsdorffswege sei gar nicht zu vergleichen mit der auf dem Amalienwege. Sobald sie an die Ecke komme, sagte sie, fühle sie einen Druck vor der Brust, als müsse sie ersticken. So was ist ja zum Lachen und zum Weinen.«

»Wovon handelt denn aber der Streit?«

»Ich weiß es nicht. Aber es gibt ja wirklich ganz vernünftige Leute, die Frau Natalie als eine Wohltäterin der Menschheit betrachten. Man sollte es nicht für möglich halten. Aber dies Systemgefasel ist im Begriff, für viele Menschen heutzutage eine Religion zu werden. Sie haben ja keine andere.«

Um das Gesprächsthema zu wechseln, begann Jytte von ihrem Mann zu erzählen, der sich in seinem neuen Atelier eingerichtet und zu arbeiten angefangen habe.

»Es ist so vergnüglich, zu merken, wie beschäftigt er ist. Er hat nicht einmal Zeit, zum Frühstück nach Hause zu kommen. Er läßt sich einige Speisen aus einem Restaurant schicken. Ich sehe ihn den ganzen Tag nicht.«

»Glaubst du eigentlich, daß dein Mann in dem Wettbewerb siegen wird?« fragte die Mutter.

»Ach ja, wer sollte sonst siegen? Karl May vielleicht. Der könnte auch der einzige sein.«

»Ja, Karl May. Er ist ja ein sehr angesehener Künstler. Ein Genie – sagen die Leute.«

»Hm. Aber zeichnen kann er nicht. Darin muß ich Karsten recht geben, und Porträtmaler ist er auf jeden Fall nicht, und darauf kommt es hier ja an. Deswegen kann er ja aber sehr wohl vorgezogen werden, und es sollte mir für Karsten leid tun, wenn er die große Arbeit vergebens machte. Ich denke namentlich an das Geld. Aus Ehrgeiz sich anzustrengen, hat wirklich keinen Wert.«

Hierzu sagte Frau Berta nichts, und Jytte, die während der ganzen Zeit dagesessen und darüber nachgedacht hatte, wie sie ihre Frage nach Torben Dihmer einleiten sollte, begann nun der Mutter von Meta und ihrem Mann und dem Besuch zu erzählen, den Dihmer ihnen in Jerve gemacht hatte.

Es war das erstemal seit ihrer Verlobung, daß sein Name zwischen ihnen genannt wurde. Frau Berta sah überrascht von ihren Stricknadeln auf, und als Jytte ihren fragenden Augen begegnete, beschloß sie, angriffsweise zu Werk zu gehen, um kein Mißtrauen zu erregen.

»Was meinstest du eigentlich damit, was du mir einmal über Dihmer schriebst, – daß es eine traurige Wendung mit ihm genommen habe? Ist er wieder krank geworden?«

»Dann weißt du also nichts?«

Jytte fühlte, wie ihr das Herz stehen blieb.

»Was?«

»Daß Dihmer geisteskrank geworden ist.«

»Geisteskrank?«

»Ja, das ist Asmus' Ausdruck über ihn. Ich habe mein Wissen von ihm.«

Jyttes aufgeschreckte Gedanken jagten umher nach einem Stützpunkt.

»Ich begreife es nicht. Davon hat Meta kein Wort erwähnt. Sie sagte nur, Dihmer habe etwas elend ausgesehen.«

»Ach, diese Art Krankheit kann man den Leuten ja auch nicht immer gleich ansehen.«

»Wie äußert es sich denn?«

»Ich glaube in fixen Ideen. Aber ich habe Asmus nicht näher danach gefragt. Und offen gestanden, Jytte, ich meine, wir beide sollten nicht weiter auf dies Thema eingehen.«

»Warum schriebst du mir denn so, wie du es tatest? Du mußt doch eine Absicht damit gehabt haben.«

»Die hatte ich auch. Ich fand, du dürftest nicht ganz unvorbereitet sein. Es wird ja ziemlich viel über die Sache geredet, und ich glaube, sein Unglück geht vielen zu Herzen.«

»Dann spricht man wohl auch in dieser Verbindung von mir? Schließlich schiebt man wohl mir die Schuld zu?«

»Das habe ich nicht gesagt.«

»Denn du weißt ja recht gut, Mutter, daß du selbst Dihme merkwürdig verändert fandest. Und du entsinnst dich doch auch daß er sich schon nach vierzehn Tagen

getröstet hatte, als wir miteinander gebrochen hatten – oder wie man das nun nennen will.«

»Nun ja, darüber wollen wir, wie gesagt, nicht mehr reden Hoffentlich ist es etwas Vorübergehendes. Das glaubt Asmus wohl auch. Sein Schicksal würde sonst zu grausam sein.« –

Als Jytte nach Hause gekommen war, setzte sie sich an ihren Flügel, um zu üben. Aber das Spiel vermochte ihre Gedanken nicht zu fesseln, und nach einer Weile ging sie ans Telephon und klingelte Asmus an.

Zuerst fragte sie nach einer ihrer Bekannten, die vor einiger Zeit in seiner Klinik gelegen hatte. Dann scherzte sie ein wenig mit ihm in Anlaß ihrer Begegnung mit Generalkonsul Koldings, wovon sie ihm erzählte.

»Ist es wahr, daß Frau Natalie im Begriff ist, eine neue Religion zu stiften?« fragte sie.

»Nun ja, – sie reformiert auf alle Fälle die Wellersche Religion nach den besten konfessionellen Mustern. Ich weiß nicht, ob sie es ausdrücklich erklärt hat, aber man soll wohl ihre kalten Fußbäder am liebsten als eine Art Taufe auffassen, die zu neuer Glückseligkeit wiedergebirt.«

»Aber sie soll ja viele Anhänger haben, sogar unter recht vernünftigen Leuten.«

»Denkst du an die beiden Vettern Hildebrandt – den Etatsrat und den Professor?«

»Was ist es mit denen?«

»Die waren beide eifrige Wellerianer. Jetzt spricht der eine nicht mehr mit dem andern, weil der Professor Frau Natalie ein verschrobenes Frauenzimmer genannt hat.«

»Das ist ja genau so wie in andern Religionen,« sagte Jytte »Aber sage mir, Asmus – wie geht es Dihmer? Ich höre, er ist wieder krank geworden und lebt zurückgezogen auf seinem Gut so wie früher. Verhält es sich wirklich so?«

»Ja – er hat einen Rückfall bekommen,« erwiderte der Arzt in verändertem Ton. »Wer hat dir das erzählt?«

»Unter andern hat Mutter davon gesprochen.«

»Unter andern! ... ach so! Falls man erzählen sollte, daß seine Kur fehlgeschlagen hat, so muß ich protestieren. So verhält es sich nicht.«

»Ist es denn nicht seine alte Krankheit?«

»Freilich, das kann man wohl sagen. Torben hat aus irgendeinem Grunde die Welt in den verkehrten Hals bekommen, und das hat natürlich Einfluß auf seinen Zustand.«

»Aber du glaubst doch, daß er sich erholen kann? Mutter sagte, du meintest, es sei nur etwas Vorübergehendes.«

»Hoffentlich. – Ich habe dir übrigens einen Gruß von ihm zu bestellen.«

»Einen Gruß von wem?« fragte Jytte, die nicht glaubte, daß sie ihn richtig verstanden habe.

»Ehe Dihmer von hier abreiste, bat er mich, dir und Tante gelegentlich seinen Gruß zu bringen. Er sprach von euch beiden mit der größten Freundlichkeit.«

Jytte wagte jetzt nicht mehr, weitere Fragen zu stellen, und bald darauf klingelte sie

ab.

Die übrige Zeit des Nachmittags verbrachte sie in einer Sofaecke mit einem Kissen unter dem Nacken. In Gedanken verlebte sie ihre letzte Begegnung mit Dihmer – nicht den eigentlichen Unglückstag selbst, wo sie so nervös und erregt gewesen, daß sie sich kaum entsann, was geschehen war – sondern den Abend vorher: das erste Wiedersehen mit seinen Überraschungen. Da war namentlich eine bestimmte Erinnerung, die sie im verflossenen Jahr beständig verfolgt hatte. Es war der Augenblick nach Tisch im Hotel, wo sie zusammen mit ihrer Mutter und Herrn von Auen in der überfüllten Halle gesessen und ein wenig unruhig geworden war, weil Dihmer sie verlassen hatte. Da stand er plötzlich in der Tür zu einem der Lesezimmer, mit einem Schimmer über dem Gesicht, als komme er aus einer fremden Welt ...

Sie richtete sich auf, als sie ihren Mann den Schlüssel in die Flurtür stecken hörte.

Einen Augenblick später saß Karsten neben ihr auf dem Sofa und nahm ihre Hand.

»Hast du je ein solches Wetter gesehen! Der liebe Gott schüttet seine Winterbetten tüchtig aus! – Aber Liebste, hast du denn gar nicht gesehen, daß es schneit?« sagte er, als Jytte sich nach dem Fenster umwandte. »Was hat denn die gnädige Frau beschäftigt?«

»Ach, ich habe hier gesessen und ein bißchen geschlummert.«

»Deine Hände sind so kalt.«

»Ja, ich glaube, mich friert. Aber wir wollen es schnell warm bekommen.«

Sie trat an den Ofen, und sobald sie den Rücken gekehrt hatte flogen Karstens Augen mißtrauisch im Zimmer umher.

Bei Tisch sprach er davon, daß es jetzt wohl für sie an der Zeit sei, an ihre Bürgerpflichten zu denken und ein paar Mittagsgesellschaften zu geben. Es könne sonst den Anschein haben, als wollten sie sich ganz in die Traulichkeit des häuslichen Lebens begraben ...

»Wen gedenkst du denn einzuladen?« fragte Jytte.

»Vor allen Dingen natürlich deine Mutter.«

»Und wen sonst noch?«

»Deinen Vetter – den Professor.«

»Und dann?«

»Laß mich einmal sehen ... Bjerreby zum Beispiel.«

Jytte sah überrascht auf. Sie wußte, daß Karsten den Menschen nicht ausstehen konnte. Er war ihm wohl einmal bei einem Hahnenkampf um eine Frau in die Quere gekommen. Im selben Augenblick aber dachte sie daran, daß Bjerreby der eigentliche Urheber zu dem Enslev-Bild war und in dem Richterkomitee saß

»Und wen sonst noch?«

»Kannst du nicht selbst jemand vorschlagen?« fragte Karsten.

»Am liebsten ein paar Herren, dann könnten wir die eine Gesellschaft zu einem Herrenmittag machen.«

»Ich weiß in diesem Augenblick niemand. Nenne du deine.«

»Nun ja. Was sagst du zu dem dicken Möller?«

»Wer ist das?«

»Franz Möller – der Schriftsteller.«

»Aber der ist ja ein vollständiger Lump, wie du selbst gesagt hast.«

»Ach – ja. Achtzehn Karat ist er sicher nicht. Aber er ist doch immerhin zu zeigen. Ich glaube, es wird dir Vergnügen machen, ihn kennen zu lernen.«

»Sage es doch lieber ganz offen, Karsten! Du glaubst, daß er nützlich sein kann. Ist er nicht Journalist?«

»Ja. Und er ist in die Redaktion des ›Fünften Junik‹ eingetreten. Er ist sogar eine der führenden Federn des Blattes geworden. – Die Gnädige geruht zu lächeln.«

»Ich? Nicht im geringsten.«

»Es hilft nun auch nichts. Wer an dem Tanz teilnehmen will, muß auch die Musik bezahlen. Sieh nur Karl May an! Er muß auch in *der* Beziehung ein Künstler up to date. Er hat sein Nachrichtenwesen in Ordnung. Er kann nicht von hier nach Roskilde reisen, ohne daß die gesamte Kopenhagener Presse die Trommel rührt. Und glaubst du, daß er die Honneurs gratis hat? Aber das kommt wieder – wie der Bauer sagte, als er seine Schweine fütterte. Seine Bilder sind berühmt, noch ehe sie gemalt sind. Wenn er überall als Genie ausgerufen wird, hat das seinen Grund – weil er bezahlt, was es kostet.«

»Aber hat es denn einen Wert, ihm das Vergnügen zu neiden?« Karsten zog beide Schultern bis an die Ohren hinauf, und sein Gesicht nahm einen melancholischen Ausdruck an.

»Schritt halten – oder krepieren! Diese Losung gilt auch in der Welt der Kunst, ma chère.«

»Ja, du hast sicher recht, wie immer. Früher glaubte ich ja freilich, die Künstler seien ein Zigeunervolk, das in seiner eigenen Welt lebte und dem lieben Gott die Sorge für den morgigen Tag überließ.«

»Ja, die Illusion müssen wir bei dem Publikum erhalten.«

»Das habe ich jetzt auch begriffen. Aber sage mir doch – ist ›Der Fünfte Junik‹ überhaupt ein Blatt, das noch gelesen wird? Ist es nicht vielmehr jetzt dies neue Blatt – das Priesterblatt, wie sie es nennen?«

»Vorläufig führt ›Der Fünfte Junik‹ wohl noch an, auf jeden Fall hier in Kopenhagen. Und wo es sich um Enslevs Angedenken handelt, wird die Ansicht seines eigenen Blattes natürlich ganz besondere Bedeutung haben. Ich bin also dafür, daß wir Franz Möller einladen. Das wird dem Kerl schmeicheln, und wenn du dich nur ein wenig liebenswürdig gegen ihn zeigen willst, kannst du den ganzen Dicksack um deinen kleinen Finger wickeln.«

Jytte hatte den Standpunkt eingenommen, sich nach ihrem Mann in allem zu richten, was seine künstlerische Zukunft betraf. Er sollte keinen berechtigten Grund haben, ihr Vorwürfe zu machen, falls er in der Beziehung Enttäuschungen erlitt. Im übrigen hatte sie bemerkt, daß er seit ihrer Heimkehr auf eine etwas lächerliche Weise angefangen

hatte, besorgt über sein bürgerliches Ansehen zu wachen. Sie hatte ein Gefühl, als trüge er sich mit dem Gedanken, eine Rangperson zu werden. Er hatte eines Tages ganz offen erklärt, daß es ihn schmeichle, die erhöhte Achtung zu spüren, mit der er als Schwiegersohn der Geheimrätin Abildgaard begrüßt werde, und daß das Enslev-Bild für ihn das Sprungbrett werden solle, das ihm vor der Nase von Karl May und seiner ganzen Bande Aufnahme in die Akademie verschaffen solle.

Nach Tisch, als sie ins Wohnzimmer zurückgekehrt waren, nahm Jytte wieder ihren Platz in der Sofaecke ein. Sie hatten auf Karstens Wunsch die Sitte eingeführt, in Gesellschaftstoilette zu Tisch zu erscheinen. Dann konnten sie ohne Vorbereitung gleich nach dem Mittagessen ins Theater oder in ein Konzert gehen.

Als das Mädchen den Kaffee gebracht hatte, ließ sich Karsten auf dem Wolfsfell zu Jyttes Füßen nieder. Hier war sein Lieblingsplatz in dieser Schäferstunde, wo alle Lampen mit Ausnahme einer rotgelben Ampel über dem Blumengarten im Erker ausgelöscht waren. Sein Nacken sank zur Ruhe auf ihr Knie, während seine Hand das seidenbekleidete Bein streichelte. Aber Jyttes Gedanken waren heute in Favsingholm.

»Bei diesem Wetter kann es wohl nichts nützen, dich mit dem Orchesterkonzert zu locken. Aber was meinst du, wenn wir eine kleine musikalische Unterhaltung hier bei uns arrangierten? Du spielst dein Rondo, das du mir schon so lange versprochen hast, und hinterher gebe ich in aller Bescheidenheit ein paar Nummern zum besten.«

»Den letzten Teil des Programmes finde ich vorzüglich. Mich mußt du aber entschuldigen, Karsten. Ich habe in den letzten Tagen keine Zeit zum Üben gehabt. Aber singe du nun!«

»Wenn die Königin befiehlt!«

Er strich zärtlich mit der Hand über den schlanken Spann. Aber als er das Kleid in die Höhe heben wollte, um das spitzenumrandete Knie zu küssen, hielt sie ihn zurück.

»Ich mag das nicht, Karsten,« sagte sie sehr bestimmt. »Sei nun lieb und geh und hole deine Laute.«

Er erhob sich mit einem halb verlegenen, halb gereizten Lächeln, ging in sein Zimmer und blieb ziemlich lange fort.

Als er mit dem Instrument zurückkam, warf er sich in einen der beiden großen Stühle vor dem Ofen und fragte nachlässig, was er singen sollte.

»Wähle selbst, mein Freund! ... Nur nicht das von dem Tambourmajor. Das ist so gewaltsam, und ich habe ein wenig Kopfschmerz.«

»Was darf man denn der Patientin bieten? Jung Helga in dem grünen Wald?«

»Ach, das ist so furchtbar melancholisch!«

»Ja, dann weiß ich wirklich nicht. Gegen meine französischen Kabarettlieder hast du ja im Interesse der Moral Einspruch erhoben. Es ist wirklich nicht leicht, den Geschmack der Gnädigen zu treffen.«

»Dann singe, was du selber willst! Ich will dir keine Schwierigkeiten machen.«

Er stimmte die Saiten.

»Da fällt mir ein ... ich habe ja etwas Neues. Ein englisches Volkslied. ›Der Abschied‹ heißt es. Das ist freilich auch ein wenig traurig, aber die Musik ist gut.«

Nach einem Vorspiel, das ohne Übergang in die Melodie überglied, sang er mit seinem schönen Baß, der merkwürdig groß und tief war im Vergleich zu seiner Stimme, wenn er sprach:

»Margrete! Ich habe gebaut auf dein Wort.
Ich war so sicher, so selig verblendet.
Nun scheide ich von der geliebten Braut,
Die sich von mir so treulos gewendet.
Lebwohl, Margrete!

Wohl nie war ein Mann so treu wie ich.
Ich liebte dich sinnlos, ach, dir galt mein Sehnen!
Doch du betrogst mich mit Lügensinn,
Mit falschem Lächeln und heuchelnden Tränen.
Lebwohl, Margrete!

Lebwohl, denk manchmal zurück an den Freund,
Der den Frieden gefunden im Schattenlande,
Der lieber verweilt in der Toten Reich,
Als ohn' dich an des Lebens sonnigem Strande.
Lebwohl, Margrete!

Lebwohl, mein Lieb, mein Schmerz, meine Qual!
Reich zum letzten Kuß mir den Mund, den süßen!
Und ich will dich segnen, geliebte Maid!
Will flüstern, wenn schon die Augen sich schließen:
Lebwohl, Margrete!«

Das düstere Nachspiel, in dem man gleichsam ferne Kirchenglocken vernahm, endete mit einem gebrochenen, wilden Klang. Als Karsten aufsaß, um Jytte zu fragen, wie ihr das Lied gefallen, erschrak er über ihre plötzliche Blässe. Sie saß mit zurückgelehntem Nacken da und hatte die Augen geschlossen.

»Liebste – was hast du nur? Bist du krank?«

Statt zu antworten, legte Jytte den Kopf auf ihren Arm.

Karsten erhob sich langsam. Einen Augenblick stand er stumm da, die Hand auf der Stuhllehne, und betrachtete sie. Dann näherte er sich ihr mißtrauisch.

»Fehlt dir etwas? Oder was hast du? ... So antworte doch!«

Er packte sie an der Schulter.

»Ach Karsten ... ich bin guter Hoffnung!«

Es folgte ein langes, verlegenes Schweigen.

»Glaubst du wirklich? ... Es ist wohl nur eine Einbildung?«

»Nein, nein, nein! ... Ich weiß es ganz sicher ... es ist zum Verzweifeln!«

Obwohl Karsten fast jedes andere Geständnis vorgezogen haben würde, versuchte er doch, ein paar ermunternde Worte zu sagen.

Da aber erhob sich Jytte heftig.

»Du meinst ja nicht ein Wort von dem, was du sagst!« rief sie und ging in ihr Schlafzimmer.

Karsten folgte ihr nicht. Die Laute in der einen Hand, stand er da und strich sich mit der andern über die Haarwellen der Stirn. Das Unglück, dem er seit ihrem Hochzeitstage mit Angst und Beben entgegengesehen hatte, war nun eine Tatsache. Er hatte sich bisher trunken in der Glückseligkeit der Ehe herumgetummelt, wie ein Schaf im Buchweizenfelde. Und nun diese Donnerbotschaft! Wirklicher Familienvater zu werden! Sein Heim in eine Ammenstube mit Kindergeschrei, Saugflaschen und Geruch von Windeln verwandelt zu sehen! ... Jytte, seine Königin, dahinwatscheln zu sehen mit einer Figur wie eine Rokokokommode! ...

IV

Doktor Gaardbo und Meta saßen eines Abends lange über ihre gewohnte Schlafenszeit da und sprachen über ihre bedrohte Zukunft. Der Doktor hatte noch immer keine Praxis, und es mußte eine Entscheidung getroffen werden.

Als sie spät in der Nacht endlich zur Ruhe kamen, war der Beschluß gefaßt. Sie wollten das Land verlassen und ihr Glück in Australien versuchen. Durch den Verkauf ihres Hausrats, meinten sie, sich das erforderliche Reisegeld verschaffen zu können, und im übrigen besaß der Doktor zusammen mit seinem Bruder eine Hypothek, – den Nachlaß ihres sparsamen Vaters.

Am nächsten Morgen setzte er Meta in Erstaunen, indem er erklärte, daß er an einem der nächsten Tage zu Johannes gehen wolle, um ihm Lebewohl zu sagen.

»Auf die Weise kann ich die Sache mit dem Verkauf der Hypothek auch am besten ordnen,« sagte er. »Sonst kommt zu viel Schreibung dabei heraus.«

»Das mußt du ja machen, wie du selber willst, Paul. Eins will ich dir aber sagen, *mich* kriegst du nicht mit dahin. Und wenn Johannes uns einen Gegenbesuch machen sollte, dann kann ich nicht an mich halten, dann sage ich ihm offen ins Gesicht, was er auf seinem Gewissen hat.«

»Da will ich verhindern, daß er kommt. Aber das hat wohl übrigens keine Not.«

»Ich begreife dich nicht, Paul! Man kann nicht klug daraus werden, wie eigentlich dein Verhältnis zu Johannes ist. Erst treibt er seine Braut zur Verzweiflung, und nun jagt er seinen einzigen Bruder aus dem Lande – ja, schüttele du nur den Kopf, aber es verhält sich so, wie ich sage! Seit dem Tage, als du ihm auf der Straße begegnet bist und er dich nicht kennen wollte, hast du keine Ruhe mehr gehabt. Das habe ich wohl gemerkt.«

»Du weißt, ich betrachte Johannes als einen kranken Mann. Ich glaube im Grunde, daß er oft selber unter seinen Zwangsvorstellungen leidet. Auf alle Fälle will ich nicht reisen, ohne ihm das letzte Lebewohl gesagt zu haben. Und nun sprechen wir nicht mehr von ihm. Ich will jetzt nach der Lloydagentur gehen und mich nach einer Schiff Gelegenheit erkundigen.«

Am Tage darauf suchte er den Bruder auf, traf ihn aber nicht zu Hause. Da schrieb er einen Brief, erzählte, daß er sich entschlossen habe, auszuwandern, und gab eine Zeit an, wo er ihn wieder aufsuchen würde.

»Es wird natürlich weder Meta noch mir leicht, von der Heimerde aufzubrechen,« schrieb er. »Aber man hat also hier keine Verwendung mehr für mich, und nach der Dornenkrone des Märtyrers juckt mir die Stirn nicht. Die Torheit unserer Mitmenschen soll uns unser Dasein nicht vergiften. Und – offen gestanden – nicht zum wenigsten um der Kinder willen hat es etwas Verlockendes für mich, ganz von vorn in einem neuen Erdboden anzufangen, wo ich für meine Person mit dem Bewußtsein leben kann, daß ich niemand von denen, die um jeden Preis Bedeutung haben wollen und sollen, mehr zur Last fallen werde.« –

Pastor Gaardbo wohnte zur Miete bei ein paar älteren Damen im drittem Stockwerk eines Hauses am Schloßkanal. Er hatte hier zwei sonnige Zimmer mit einer Aussicht, wie man ihresgleichen in der ganzen Stadt nicht wieder fand. Seinen Fenstern gerade gegenüber lag die Schloßkirche mit der grünen Kuppel, und rechts sah man auf den kleinen Heringsmarkt beim Assistenzhause herab und auf die stille, tote Kanalpartie zwischen dem Prinzenpalais und Thorwaldsens Grabdenkmal. Links aber hatte er den Schloßplatz mit der Reiterstatue, und zwischen der Holmenskirche und der Börse erschloß sich ein weiter Blick über die Kanaleinfahrt mit ihren Schiffsmasten und alten Speichergiebeln. Ganz hinten in diesem lebhaften Hafengebilde – hoch über dem Nebelmeer der Tiefe – ragte luftig wie ein Traum der Turm der Erlöserkirche mit der goldenen Kugel auf, die an klaren Tagen wie eine Sonne am Himmel leuchtete.

Doch nicht um dieser Aussicht willen hatte Johannes Gaardbo hier seine Wohnung gewählt, sondern wegen der zentralen Lage des Hauses. Er war ein vielbeschäftigter Mann. Im Reichstag ließ er sich freilich nur blicken, wenn vorauszusetzen war, daß über kirchliche Angelegenheiten verhandelt werden würde, oder wenn das besondere Interesse seines Wahlkreises seine Anwesenheit erheischte. Der Gemeindegemeindearbeit opferte er alle seine Gedanken; und obwohl es von ihm hieß, er sei ein Modeprediger für die Damen der guten Gesellschaft geworden, beschäftigte ihn in erster Linie jetzt wie ehemals die Samaritertätigkeit der Kirche. In den allerärmsten Arbeitervierteln trieb er am liebsten seine Mission. Von keiner noch so dunklen und unheimlichen Hinterhaustreppe, von keiner noch so elenden Kammer ließ er sich abschrecken, wo es galt, einem Menschen, der in Not war, den Trost der Kirche zu bringen. Sein Tag war ein ewiges Wandern. Am Abend sprach er in der Regel in irgendeiner Versammlung. Hinterher konnte er wieder an einem Krankenbett sitzen und, eine fieberfeuchte Hand zwischen den seinen, ein Gebet sprechen. Die Nachtbummler der Stadt kannten ihn sehr wohl, wenn er gegen Morgen mit seinen schnellen Schritten von einer Nachtwache an dem Sterbebett eines Armen durch die Straßen gegangen kam. –

Johannes Gaardbo öffnete dem Bruder selbst, als dieser klingelte. Er empfing ihn mit einem stummen Händedruck, der nicht ohne Herzlichkeit war, worauf sie in das Zimmer hineingingen.

Beider Wesen war gedämpft und trug das Gepräge einer erkünstelten Rücksichtnahme. Als sie Platz genommen hatten, fragte der Pfarrer freundlich nach Meta und den Kindern, sprach darauf eine Weile über das unruhige Wetter, berührte aber mit keinem Wort die Reisepläne des Bruders. Als dieser sie schließlich selbst erwähnte, verstummte er sofort und schlug die Augen nieder.

Der Doktor verstand die Absicht sehr wohl. Wenn Johannes – trotz seiner Verschämtheit – nicht den leisesten Versuch machte, ihn zum Bleiben zu überreden, so geschah das, weil er in dieser Landesverweisung die gerechte Strafe des Himmels erblickte. Er beschränkte sich dann darauf, von der Hypothek zu sprechen. Und als der Pfarrer erklärte, daß er es für das richtigste halte, die Verhandlung dieser Sache in allen Stücken einem Rechtsanwalt zu überlassen, geriet die Unterhaltung ins Stocken.

In diesen Augenblicken, während der Lärm eines vorüberfahrenden Arbeitswagens die Stille im Zimmer noch mehr hervorhob, beschloß der Doktor, einen letzten Versuch zu machen, sich mit dem Bruder auszusprechen. Er wollte nicht fortreisen, ohne das

äußerste Mittel gewählt zu haben, um den alten Johannes von den Toten aufzuerwecken.

Als der Wagen vorübergefahren war, sagte er:

»Da ist noch etwas anderes, worüber ich gern mit dir reden möchte, ehe ich abreise. Wenn du hörst, um was es sich handelt, wirst du mir freilich vorwerfen, daß ich dir die Wahrheit so lange verborgen habe. Das war vielleicht auch verkehrt von mir, aber ich kann dich versichern, daß meine Absicht die beste gewesen ist.«

Der Pfarrer, der dagesessen und nervös an einem Buch herumgefingert hatte, erhob bei diesen Worten den Kopf und wartete auf die Fortsetzung, ohne zu dem Bruder hinüberzusehen, der an der andern Seite des Tisches saß.

»Es handelt sich um Rosalie,« sagte der Doktor. »Über sie muß ich mit dir sprechen.«

Als der Name seiner verstorbenen Braut genannt wurde, wandte der Pfarrer das Gesicht ab, wie jemand, der eine Gefahr ahnt.

»Was hast du über Rosalie zu sagen?«

»Ich habe dir etwas zu erzählen, Johannes, und du mußt darauf vorbereitet sein, daß es dich sehr betrüben wird. Du weißt wohl noch, daß ich an Rosaliens Todestag nach Kolding gerufen wurde, und daß ich zusammen mit dem alten Distriktsarzt Hansen die Leichenschau vornahm. Aber du weißt nicht, und du hast nicht wissen können, daß unsere Erklärung über das Unglück nicht ganz korrekt war. Auf alle Fälle war sie nicht vollständig. Das wußten wir damals, als wir sie ausstellten, freilich selber nicht. Erst hinterher – ja, Johannes, jetzt mußt du ganz ruhig sein –, erst hinterher fielen mir Aufklärungen in die Hände, die leider jeden Zweifel ausschlossen, daß –«

Der Pfarrer hatte sich langsam erhoben. Er war leichenblaß geworden und stützte sich mit der Hand auf den Tisch.

»Was beabsichtigst du mit all dem, was du mir da erzählst? Willst du sagen, daß Rosaliens Tod kein Unglücksfall war?«

Ein unheimlicher Gedanke schlug in den Doktor nieder und machte ihn verstummen: Er hat es gewußt!

»Warum schweigst du?« rief der Pfarrer wie ein Mensch in äußerster Not.

»Es verhält sich so, wie du sagst, Johannes. Es war kein unfreiwilliger Tod.«

»Und worauf begründest du deine schändliche Vermutung?«

»Ich fand einen Brief in Rosaliens Kleidertasche, in dem Kleid, das zusammen mit ihren andern Kleidungsstücken im Badehaus hing. Da der Brief keine Aufschrift trug, erbrach ich ihn, aber ich hatte noch nicht viele Zeilen gelesen, als es mir klar wurde, daß es ein Abschiedsgruß an dich war. In ihrer niedergedrückten und verwirrten Gemütsverfassung hatte sie vergessen, deine Adresse auf den Brief zu schreiben. Von dem Augenblick an, wo ich das begriff, las ich natürlich nicht weiter, und auch sonst hat niemand den Brief gelesen. Aber die paar Zeilen, die ich also versehentlich gesehen habe, erzählten mir die Wahrheit. Wenn ich sie dir verschwieg, so wirst du meine Gründe wohl verstehen. Ich wußte ja, wie innig du und Rosalie einander liebte, trotz aller Widersprüche. Sie hat in einer plötzlichen Gemütsverwirrung gehandelt, jedenfalls in einer unglückseligen Übereilung. Sie hatte am Morgen einen Brief von dir bekommen,

nicht wahr? Du hattest ihr darin Vorwürfe gemacht, weil sie seit längerer Zeit nicht zum Abendmahl gegangen war. Das ist wohl die äußere Veranlassung gewesen. Was übrigens ihren Brief betrifft, so liegt er versiegelt daheim bei mir, und kein anderer Mensch als Meta und ich wissen von seinem Vorhandensein. Meta habe ich sogar erst kürzlich zu meiner Mitwissenden gemacht, denn ursprünglich hatte ich gedacht, daß ich um deinetwillen das Geheimnis mit mir ins Grab nehmen wollte. Jetzt werde ich dir den Brief schicken, sobald ich nach Hause komme.«

Der Pfarrer war auf den Stuhl niedergesunken und hatte das Gesicht in den Händen verborgen. Und plötzlich brach er zusammen, mit einem Schluchzen, einem Stöhnen voller Kummer und Schmerz, so dumpf und wild wie das eines zu Tode verwundeten Tieres.

Obwohl der Doktor jetzt nicht im Zweifel darüber war, daß der Bruder die Wahrheit in bezug auf den Tod seiner Braut geahnt und mit seiner beängstigenden Fähigkeit, die Augen vor der Wirklichkeit zu verschließen, seinen Verdacht vor sich selbst verborgen hatte, so erfaßte ihn doch das tiefste Mitleid. Dies unbeherrschte Weinen ging ihm zu Herzen, so daß sich auch seine Augen mit Tränen füllten.

Er ging schließlich zu ihm hinüber und legte ihm die Hand auf die Schulter. Aber bei seiner Berührung sprang der Pfarrer auf und schrie:

»Geh weg von mir! Du bist es ... Du trägst die Schuld an dem Tod meines armen kleinen Mädchens! Ja, jetzt sollst du die ganze Wahrheit hören. Rosalie wuchs glücklich heran in einem guten, christlichen Heim, aber du verwirrtest ihren Sinn mit deiner gottlosen und frechen Rede und triebst sie zur Verzweiflung! Ihr Tod kommt über dich! Gott wird sich in Gnaden über sie erbarmen um ihrer Jugend willen. Die Hoffnung werde ich niemals aufgeben! Dich aber wird der Allmächtige fürchterlich strafen, Paul!«

Der Doktor bewahrte seine Ruhe.

»Jetzt spinnst du dich in eine neue Einbildung hinein, Johannes. Du weißt sehr wohl, daß Rosalie dasselbe liebevolle kleine Mädchen blieb, das sie immer gewesen war, in religiöser Beziehung hielt sie sorglos, ohne viel nachzudenken, an ihrer Kinderlehre fest. Du selber aber warst ein anderer geworden. So verhält es sich. Lies nun aber ihre eigene Erklärung! Und möchte sie dich lehren, in Zukunft vorsichtiger mit denen umzugehen, die dich lieb haben. Mit diesem Wunsche will ich dir Lebewohl sagen, Johannes! Wir werden einander jetzt nicht wiedersehen, und das ist nur gut. Du hassest mich, und ich habe nur Mitleid für dich. Uns hat das böse Schicksal unserer Familie getroffen. Das Unglück haben wir mit dem besten Willen nicht abwenden können. Wahrscheinlich werden wir für ein Verbrechen gestraft, das in der dunklen Vergangenheit unserer Familie begangen wurde. Denke ein wenig darüber nach! Für mich hat in diesem Gedanken etwas Versöhnendes gelegen.«

V

Ein Bauernwagen mit ein Paar winterlich zottigen Pferden und einem Doktorstuhl hinten darauf bog von der Landstraße nach Favsingholm ab. Auf dem Stuhl saß Doktor Mikkelsen aus Randers in einen Pelz versunken, so daß man nicht viel mehr als die Brille von ihm sehen konnte. Er war draußen gewesen, um einem zu Schaden gekommenen Arbeiter im Dorf den Kopf zusammenzunähen, und wollte nun gleich einmal auf dem Schloß einsehen.

Freilich waren nicht viele Tage vergangen, seit er zuletzt dagewesen, und der kranke Gutsbesitzer äußerte selten ein großes Entzücken, ihn zu sehen. Aber diesmal konnte er sich Hoffnung auf einen freundlichen Empfang machen, weil er eine Mitteilung brachte, die ihn wohl erfreuen würde.

Auf der Diele wurde er von der Pflegerin empfangen, die erzählte, daß sich der Gutsbesitzer nach den Ställen hinüber begeben habe.

»Dann will ich auf ihn warten,« sagte er und ließ sich in Torben Dihmers eigenes Zimmer führen, das außer der Eßstube und ein paar Schlafzimmern noch immer der einzige bewohnbare Raum in dem großen, verfallenen Hause war.

Während der stelzbeinige Mann sich mit dem Rücken gegen den warmen Ofen stellte und ein frischgebügeltes Taschentuch auseinanderfaltete, um seine Brille zu putzen, stand die Pflegerin, ein junges, brünettes Mädchen mit hübschen Zügen, abwartend auf der andern Seite des großen Mitteltisches, die Hände auf einer Stuhllehne.

»Wie finden Sie, Fräulein Hecht, daß es geht? Haben sich seither keine Anfälle von Atemnot gezeigt? Kein Herzkrampf?«

»Nein. Ich finde, daß sich in den letzten Tagen ein Fortschritt bemerkbar gemacht hat. Gestern ist Herr Dihmer mit dem Förster hinausgefahren, um Bäume zum Fällen auszusuchen. Er war fast drei Stunden fort, dann war er aber auch sehr müde, als er nach Hause kam.«

»Ja, hm! Das ist doch immerhin ein Ergebnis. Das sind die Kampferinatmungen, die ich neulich verordnete. Sie wissen vielleicht, Fräulein Hecht, daß Herr Dihmer früher von Professor Hagen behandelt worden ist. Das wurde eine Enttäuschung. Er wandte eins dieser ausländischen Präparate an, von denen man jetzt so viel hört. Anfänglich sah es ja aus, als könne es das Wunderbare ausrichten, aber die Wirkung hielt sich nicht. So geht es ja im allgemeinen mit diesen Sachen.«

Die junge Pflegerin sah auf die Spitze ihres Schuher herab, mit dem sie verlegen Figuren auf den Teppich zeichnete. Sie konnte sich nicht entschließen, zu verraten, daß ihr Patient sich geweigert hatte, die Kampferdämpfe zu nehmen, geschweige denn, daß er den Doktor einen alten Quatschkopf nannte.

»Wie ist es denn mit Herrn Dihmers Stimmung? Ist er sehr schwierig? Hat er viele unvernünftige Einfälle?«

»Nein – ich finde im Gegenteil, daß Herr Dihmer merkwürdig geduldig ist. Er klagt nie. Gestern hörte ich ihn zu Architekt Schmidt sagen, daß er sich seit seiner Jugend nie so

sorglos gefühlt habe wie jetzt.«

»Das sind die Kampferinatmungen. Sorgen Sie dafür, daß er sie regelmäßig nimmt! Wie geht es mit dem Appetit?«

»Das ist ein wenig verschieden. In den letzten Tagen war der Appetit übrigens sehr gut.«

»Sagen Sie mir doch, Fräulein Hecht, Herr Dihmer befolgt doch streng mein Verbot, Kaffee oder jegliche Spirituosen zu sich zu nehmen?«

»Herr Dihmer trinkt zuweilen ein wenig Wein. Den will er nicht entbehren, sagt er.«

»Hm! Ja, er ist ein widerspenstiger Patient ... Man merkt ihm an, daß er aus einer alten Pferdehändlerfamilie stammt. – Nun. Aber eigentlich schwierig im Verkehr ist er also nicht?«

»Nein.«

»Sie haben überhaupt keinen Grund gehabt, mit dem Aufenthalt hier unzufrieden zu sein?«

»Nein, ganz und gar nicht.«

»Dann haben Sie Glück gehabt, Fräulein Hecht! Wie lange sind Sie jetzt hier gewesen? Bald vier Wochen, nicht wahr? Ja, dann haben Sie wirklich Glück gehabt. Sie wissen vielleicht, daß es die vorige Pflegerin nicht länger als acht Tage ausgehalten hat. Herr Dihmer hatte während der ganzen Zeit kein Wort mit ihr gesprochen. Er konnte ihr Gesicht nicht ausstehen – erzählte er mir nachher. Eine andere war nur vier Tage hier. Aus demselben Grunde – nehme ich an.«

Wie um das Erröten zu verbergen, das plötzlich ihr eigenes schönes kleines Gesicht färbte, senkte Fräulein Hecht den Kopf und begann von neuem, die Linien in dem Muster des Teppichs mit der Spitze des Schuhs nachzuziehen.

Im selben Augenblick hörte man einen Wagen vor der Haustreppe vorfahren.

»Entschuldigen Sie – das ist Herr Dihmer,« sagte sie und eilte hinaus.

Während der Doktor wartete, ging er, eine Melodie vor sich hinsummend, in dem großen, dunklen Zimmer mit dem verschossenen Teppich und der rauchgeschwärzten Decke umher. Neugierig untersuchte er, was auf dem Tische lag, darunter einen alten Folianten in Schweinsledereinband, mit dem Titel »Der Zauberkundige in Cordova«. Es war dies dasselbe Buch, das Asmus Hagen bei seinem Besuch vor anderthalb Jahren gesehen und zu seinem Erstaunen voller Anmerkungen von Torbens Hand gefunden hatte.

Auch Doktor Mikkelsen stutzte.

»Was ist denn dies hier? Herr, du meines Lebens! Ist er jetzt Magier und Sterndeuter geworden?... Ja, er ist verrückt!«

Auch einige halb aufgerollte Arbeitszeichnungen beschnüffelte er eifrig. Aber nun hörte er die Stimme des Gutsbesitzers draußen.

Als Torben Dihmer in der Tür erschien, eilte er hinzu, um ihm über die Türschwelle hinüberzuhelfen.

»Danke. Ist nicht nötig!« sagte Torben und ging langsam, aber ganz sicher ohne Stütze eines Stockes auf einen Stuhl am Tische zu.

Die Pflegerin folgte ihm mit einem Kassenbuch, das sie auf das Schreibtischbord legte.

»Setzen Sie sich, bitte, Herr Doktor. Haben Sie wieder etwas in dieser Gegend zu tun gehabt? Denn hoffentlich haben Sie nicht meinetwegen den langen Weg hier hinaus gemacht.«

»Ja, – auch Ihretwegen, Herr Dihmer,« antwortete der Doktor und machte darauf eine Pause, bis Fräulein Hecht das Zimmer verlassen hatte. »Ich bringe Ihnen eine Nachricht, die Sie gewiß erfreuen wird.«

»Eine Nachricht! und obendrein eine erfreuliche! Was kann das nur sein?«

»Sie haben mich einmal gebeten, Ihnen Auskunft über Ihre frühere Pflegerin, die alte Schwester Barbara, zu verschaffen. Ich glaubte im Grunde, sie sei vom Erdboden verschwunden, aber nun, neulich, traf ich sie, weiß Gott, an einem Krankenbett hier in der Heide.«

»Dann lebt sie also noch, die Alte!«

»Ja, mit ihren achtzig Jahren hat sie also wieder angefangen, Nachtwachen zu übernehmen.«

»Ahnte es mir doch! So ist sie! Sie muß für andere leben oder sich zum Sterben legen! Haben Sie ihr erzählt, daß ich nach Hause gekommen bin?«

»Ja, sie bat mich, Sie zu grüßen.«

»Und wie geht es ihr denn?«

»Scheinbar war sie ganz unverändert. Falls es wirklich Ihre Absicht ist, die alte Person bei passender Gelegenheit wieder zu nehmen, so steht sie gewiß zu Diensten.«

Torben Dihmer wandte ihm seine halb zugewachsenen Augen zu. »Sie haben mit Fräulein Hecht gesprochen. Will sie vielleicht fortgehen?«

»Nein, davon hat sie nichts gesagt. Aber Sie haben sich seinerzeit über ihre Jugend beklagt, und es war ja auch ein arger Mißgriff von dem Bureau, sie hierher zu schicken, da ich, Ihrem Wunsche gemäß, ausdrücklich eine ältere Pflegerin verlangt hatte, die sich in ein zurückgezogenes und einförmiges Leben finden könne.«

Torben Dihmer ließ den Blick sinken und seine Hand durch den Bart gleiten.

»Ich will mir die Sache überlegen,« sagte er und sprach nicht weiter davon.

Als der Doktor gefahren war, ging er zu seinem Frühstück hinein, das er immer allein einnahm. Beim Mittagessen, um sechs Uhr, hingegen hatte er gern Gesellschaft. Außer der Pflegerin waren da der Inspektor, der Verwalter und der Molkereivorsteher zugegen, zuweilen auch Architekt Schmidt, wenn er von Randers herüberkam, um mit ihm über die Instandsetzung des Gutes zu beraten. Am Abend pflegte Fräulein Hecht bei ihm im Zimmer zu sitzen und ihm vorzulesen, da seine Augen geschwächt waren, so daß er nicht gut bei künstlichem Licht arbeiten konnte. Zuweilen spielten sie eine Partie Besigue, oder sie half ihm das Archiv des Gutes ordnen.

Die junge, dreiundzwanzigjährige Brünnette, die durch ein Mißverständnis in sein Haus gekommen war, hatte sich hier allmählich unentbehrlicher gemacht, als es ihm eigentlich lieb war. Sie war die anspruchsloseste kleine Person, die er je gekannt hatte, und mit Sorge dachte er daran, was aus ihm werden sollte, wenn sie einmal fortging.

Aber nun war also die alte Barbara gefunden!

Nach dem Frühstück ging er in den Park hinab, in dem er zu dieser Zeit regelmäßig ein paar Mittagsstunden in einem Zelt verbrachte, das an einem geschützten und sonnigen Platz errichtet war und ein kleines Zimmer mit Tisch und Korblehnhühlen enthielt.

Davor lag ein großer Rasenplatz. Durch einen breiten Aushau an der einen Seite war da eine Aussicht über die Wiesen bis an die bewaldeten Höhen hinter dem gegenüberliegenden Ufer der Förde. Der Abstand betrug reichlich zehn Kilometer, aber man konnte deutlich die roten Mauern von Stövinggaard vor dem Walde sehen und bei klarem Wetter sogar die Fenster zählen.

In seiner Kindheit war diese ungeheure Wiesenfläche ein unbewohntes Land gewesen, eine steppenartige Öde. Jetzt waren da draußen sowohl Häuser als Anpflanzungen, und dem Aushau gerade gegenüber stand einer der kleinen treppengiebligen Mauersteintürme eines Hochspannungswerks, der aussah wie ein Ableger der Kirchen in der Gegend. Dahingegen war die reiche Vogelwelt früherer Zeiten fast verschwunden, diese großen Scharen von Möwen und Seeschwalben, die damals über Favsingholm schwärmten, so daß er glaubte, sie seien dort ebenso heimisch wie die Tauben und Hühner. Mit einem Lachen wie junge Mädchen, die der Schulstube entronnen sind, schwebten sie auf die Pflugäcker vor dem Hofe nieder, oder sie zogen in der entgegengesetzten Richtung hinaus zu ihren Brutplätzen in der Fördenmündung. Jetzt kam nur hin und wieder einmal eine einsame Möwe hoch in der Luft in stummem Fluge dahergesegelt – als fliehe sie geschlagen fort von dem Liebeskampf da draußen.

Während Torben in einem der Stühle des Zeltes ausruhte, ging Fräulein Hecht in der Nähe umher, um zur Hand zu sein, falls er ihrer bedürfe. Wenn er sie da draußen auf dem Rasenplatz entdeckte, wo sie nach den ersten Blumen des Frühlings suchte, folgten ihr seine Augen und genossen wehmütig den Anblick ihrer gesunden Jugend. In ihrer schwarzen Pflegerinentracht, den Kopf von einem weißen Schleier umwunden, der mit breiten Enden auf den Rücken herabhing, erinnerte sie an eine junge klösterliche Novize.

Das junge Mädchen hatte hin und wieder ein wenig von ihren persönlichen Verhältnissen verraten. Sie war in einer Kleinstadt geboren und hatte wohl eine schwere Kindheit gehabt. Wahrscheinlich deswegen war sie so dankbar für jede Freundlichkeit, die ihr erwiesen wurde. Aber es lag auch etwas in ihrem Wesen, was vermuten ließ, daß ihr Herz an einer frischen Wunde litt, die im Augenblick bewirkte, daß sie sich einsam in der Welt fühlte.

Am Tage, nachdem Doktor Mikkelsen dagewesen war, gingen sie wie gewöhnlich die große Gartentreppe hinab, wobei Torben ein wenig gestützt werden mußte.

»Wissen Sie wohl, wen ich heute erwarte?« fragte er.

»Erwarten Sie Besuch, Herr Dihmer?«

»Ja, aber Sie können nicht raten, wer es ist?«

»Nein, wenn es nicht Architekt Schmidt ist.«

»Er ist es nicht.«

»Dann vielleicht der Pfarrer?«

»Nein, der kommt wohl nicht wieder.«

»Ja, dann weiß ich wirklich nicht. Denn sonst ist ja niemand hier gewesen.«

»Es ist Björn Hamre.«

»Der Dichter?«

»Der Fabulist und Rabulist – ja. Sie wissen, er hält augenblicklich Vorträge hier in der Gegend. Sie haben mir neulich selbst von seiner letzten Versammlung drüben in Mellerup vorgelesen.«

»Dann kennen Sie ihn also, Herr Dihmer?«

»Ja, ein wenig. Und nun können Sie also den berühmten Aufrührer selbst kennen lernen. Er ist übrigens keineswegs der Menschenfresser, zu dem er von vielen gemacht wird. Er verzehrt nur sich selbst, wie die meisten von dieser Art Leute.«

Über die Veranlassung des Besuches sagte er nichts. Er kannte Björn Hamre aus seiner Jugend im »Aprilverein«, und der Dichter hatte ihm jetzt einen empörten Brief gesandt in Veranlassung seines Verhältnisses zu dem Landarbeiterbund der Umgegend. Ohne auf den Ton des Briefes zu achten, hatte er ihn mit einer Aufforderung zu einer persönlichen Zusammenkunft beantwortet.

Nachdem er in seinem Zelt Platz genommen hatte und in eine Decke gehüllt worden war, wollte Fräulein Hecht sich wie gewöhnlich entfernen, um nicht zu stören. Aber Torben bat sie, zu bleiben, und zu diesem Zweck hielt er ihre Hand ein wenig länger, als es gerade nötig war, fest, um sie verstehen zu lassen, daß sie sich setzen solle.

»Ich möchte gern mit Ihnen über etwas reden. Sie sollen mir sagen, wie lange Sie glauben, daß Sie es noch hier auf Favsingholm aushalten können.«

Er sah, daß die Frage sie erschreckte.

»So lange, bis Sie keine Verwendung mehr für mich haben, Herr Dihmer.«

»Freilich! So lautet Ihre Vorschrift, das weiß ich sehr wohl. Aber daran kehren wir uns nicht. Ich will nicht, daß Sie auch nur einen einzigen Tag länger hier bleiben, als Sie selbst mögen. Sehen Sie, Fräulein Hecht, ich bin auch einmal jung gewesen. Dem Kalender nach ist es sogar gar nicht so sehr lange her. Deswegen kann ich mir selbst sagen, daß Sie es aus die Dauer ein wenig langweilig hier zwischen lauter alten Menschen wie Inspektor Hansen, Architekt Schmidt und dem Verwalter finden müssen. Gar nicht zu reden von mir selbst. Wird Ihnen die Zeit nicht furchtbar lang?«

Sie schüttelte den Kopf.

»Nun ja, ich nehme Ihnen also jetzt das Versprechen ab, Fräulein Hecht, daß Sie es mir ganz offen sagen wollen, sobald Sie nicht mehr hier sein mögen. Wollen Sie mir hierauf feierlich Ihre Hand geben?«

Er reichte ihr die Hand über den Tisch, der zwischen ihnen stand, und sie legte stumm und verlegen die ihre in die seine, indem sie sich voller Ehrerbietung ein wenig von ihrem Stuhl erhob.

Im selben Augenblick hörten sie jemand kommen. Blitzschnell wie ein Wiesel schlüpfte Fräulein Hechts Hand in ihren Schoß zurück, während Torben sich ärgerlich umwandte, um zu sehen, wer da kam.

Es war die Mamsell, die Björn Hamre meldete.

»Der Herr sagt, er werde erwartet.«

»Es verhält sich so. Bitten Sie ihn, so freundlich zu sein und sich hierher zu bemühen.«

Nach einer Weile vernahm man Schritte. Ein vierschrötiger Mann, der auf Bauernmanier den Stock weit vor sich her hielt, näherte sich bedächtig über den Kies.

Torben war aufgestanden, um seinem Gast entgegenzugehen.

Es war eine ganze Reihe von Jahren her, seitdem die ungefähr gleichaltrigen Männer einander gesehen hatten. Björn Hamre blieb stehen wie vor die Brust geschlagen beim Anblick von Torbens verheerter Erscheinung. Er selbst war ein schöner Mann mit lebhaften Farben, ein wenig klein von Wuchs, aber frisch und kräftig. Unter dem breiten Hutrand saßen ein paar schöne und treue Augen, die vor kindlicher Selbstfreude strahlten.

Nachdem Fräulein Hecht vorgestellt war und sich zurückgezogen hatte, gingen die Herren ins Zelt hinein.

»Nehmen Sie, bitte, Platz. Sie entschuldigen wohl, daß ich es mir bequem mache. Ich bin zurzeit ein wenig Patient.«

»Ich habe davon gehört. Es ist hoffentlich nichts Ernstes?«

»Ach nein, ich habe nur meine Lebensgewohnheiten ändern müssen. Viel andres bedeuten unsre Krankheiten ja überhaupt nicht. Aber von mir wollten wir ja nicht reden, Herr Hamre! Sie haben in Ihrem Briefe Rechenschaft von mir gefordert über mein Verhältnis zu dem Landarbeiterbund hier. Sie machen mir Vorwürfe, daß ich an demselben Tage, an dem die große Agitationsversammlung in Favsing abgehalten wurde, ein etwas altmodisches Fastnachtsfest für die Leute hier auf dem Gut veranstaltet habe.«

»Ja, es erstaunte mich sehr, das zu hören. Ich hatte das eigentlich nicht von einem früheren Gesinnungsgenossen erwartet. Denn es konnte ja nur als Demonstration aufgefaßt werden.«

»Das war es auch, und ich will Ihnen lieber gleich sagen, daß ich die Absicht habe, bei der ersten Gelegenheit die Demonstration zu wiederholen, zum Beispiel am Johannisabend, falls wirklich für diesen Abend eine neue Versammlung auf dem Sandhügel vorbereitet ist. Soviel ich weiß, erzählten die Zeitungen, daß Sie selbst einer der Redner sein würden. Ich lade an diesem Tage zu einem Hochsommerfest hier in der Gegend ein, und ich kann Sie versichern, daß es auch bei dieser Gelegenheit weder an guter Bewirtung noch an reichlicher Tanzmusik fehlen soll.«

Björn Hamre, der den Hut auf den Tisch gelegt und in seinem üppigen Dichterhaar gewühlt hatte, bekam wieder gleichsam einen Schlag vor die Brust. Er sah Torben mit aufrichtiger Betrübniß an.

»Sagen Sie mir, Herr Dihmer – was ist eigentlich der Grund, daß Sie uns so ganz verlassen haben? Ich glaube, das wird bittere Gefühle in weiten Kreisen erregen. Ich für meine Person kann Ihnen erklären, daß ich niemals den Abend im ›Aprilvereink‹ vergessen werde, als ich Sie zum ersten Mal reden hörte. Es war so schön, zu denken, daß ein Mann wie Sie – einer der größten Grundbesitzer des Landes – jetzt auch Fürsprecher für die Kleinen und Benachteiligten in der menschlichen Gesellschaft geworden war. Das gab so reiche Verheißungen für die Zukunft. Und als ich im vorigen Jahre in den Zeitungen von dem mustergültigen Altersheim las, das Sie auf Ihre Kosten hier in Favsing eingerichtet hatten, – ach, da war es mir, als werde es hier im Lande so hoch bis zum Himmel hinauf. Es war, als höre man die erste Lerche über der im Banne des Winters liegenden Erde tirilieren.«

In der zuverlässigen Herzlichkeit, mit der seine Worte ausgesprochen wurden, lag etwas, das trotz der hohen Töne Eindruck auf Torben Dihmer machte und ihn veranlaßte, mit einem Bekenntnis zu antworten.

»Ist es Ihnen jemals vorgekommen, Herr Hamre, daß Sie von einem Fest etwas früh aufbrechen mußten und dann spät in der Nacht wieder dahin zurückgekehrt sind? In dem Fall wissen Sie, wie sonderbar fremd man sich zwischen denselben Menschen fühlt, mir denen man noch vor wenig Stunden so kameradschaftlich dagesessen hat. Man kommt von draußen aus der nächtlichen Stille herein und begreift nicht gleich, ob man selber es ist oder ob es die andern sind, die sich in der Zwischenzeit verändert haben. Man sieht nur die Gebärden und die Schminke und hat ein Gefühl, als sei man in ein unheimliches Maskenfest hineingeraten. Sehen Sie, das war mein Fall, und ich habe den Entschluß gefaßt, mich in aller Stille zu drücken. Eine andre Antwort auf Ihre Frage kann ich Ihnen nicht geben, und die befriedigt Sie wahrscheinlich nicht.«

Björn Hamre hatte wieder seinen Hut auf den Kopf gesetzt. Der Stock stand zwischen seinen Beinen aufgefplant, und die beiden wettergebräunten Hände ruhten darauf.

»Sie haben Ihre eigenen Umgangskreise vor Augen gehabt, Herr Dihmer. Und natürlich – die Zustände dort müssen bei jedem rechtlich denkenden Menschen Ekel und Abscheu erregen. Das ist sicher und gewiß. Aber Sie äußerten einmal – und das Wort habe ich nicht vergessen –: jetzt habe der Reichtum seit Jahrtausenden die Welt beherrscht und sie verdorben. Jetzt müsse die Errettung von dem armen Manne ausgehen.«

»An dem Worte halte ich auch jetzt noch fest.«

»Dann müssen Sie verzeihen. Dann begreife ich Ihr Auftreten noch weniger.«

»Ja, das ist ganz erklärlich. Sie können dem Reichtum ja nicht verzeihen, daß er reich ist, während ich mich zu der alten Lehre bekenne: Je mehr Geld, um so mehr Plagen.«

»Ja, das Sprichwort kenne ich auch. Das ist der Seufzer der überfüllten Bäuche. Aber nicht in diesem Sinne haben Sie damals die Worte gebraucht, die ich erwähnte.«

»Ach nein, ich gebe gern zu, daß ich den Aberglauben meiner Zeit geteilt habe. Ich habe über die alten Goldmacher in ihren Hexenküchen gelächelt, aber unsere eigenen

Eldoradoträume ernst genommen. – Doch darüber wollten wir eigentlich nicht reden. Wissen Sie, Herr Hamre, daß Ihre Freunde hier in der Gegend mir gedroht haben, Favsingholm über meinem Kopf anstecken zu wollen? Ich bin gerade nicht bange, daß sie im buchstäblichen Sinne Ernst aus der Drohung machen werden, aber deswegen könnten sie mir doch die Hölle heiß genug machen. Ich habe zum Beispiel die Absicht, in diesem Sommer mit großen Umbauten hier auf dem Gut zu beginnen, nun höre ich aber, daß man versuchen will, mich zu boykottieren, so daß ich keine Handwerker bekommen kann. Und nun wollte ich Sie fragen, Herr Hamre, ob Sie Ihre Freunde nicht zu der Ansicht bringen können, daß ich ein Mensch bin, der nur in Frieden zu leben wünscht, und daß ich außerhalb der Grenzen Favsingholms ihren Bestrebungen keinen Strohalm in den Weg legen will.«

»Es tut mir leid, Herr Dihmer, aber bei dem Standpunkt, den Sie eingenommen haben – und also auch einzunehmen gedenken –, wird es schwer genug sein, mich selbst von Ihrer friedlichen Gesinnung zu überzeugen, geschweige denn die andern. In dem Kampf zwischen arm und reich, der der Kampf des Jahrhunderts werden wird – in dieser endgültigen Weltenabrechnung vor dem großen Völkerfrieden –, in dem hat niemand das Recht, sich zu drücken. Wer nicht mit uns ist, der ist wider uns. Und nach der Losung müssen wir handeln.«

»Aber wer ist reich und wer ist arm?« sagte Torben nach einer Pause. »Alle wirklichen Güter des Lebens erhalten wir gratis. Um was können wir einander da beneiden? Die Sonne scheint auf uns alle herab, und der Tod geht ja auch nicht an der Tür des armen Mannes vorüber. Und welchen Wert hat denn alles übrige? Sie haben dem Gott der Zeit nicht richtig auf den Zahn gefühlt, Herr Hamre! Denn sonst würden Sie sicher nicht den Mut gehabt haben, Ihre Freunde in den Raubtierrachen zu treiben. Als ich vor einigen Monaten von einer langen Reise zurückkehrte, wurde mir klar, daß der kleine dänische Kätner mit seiner einzigen Kuh und seinen vier Hühnern der glücklichste Mensch der Welt ist.«

»Ja, von den Fenstern des Reichtums aus macht die Armut so einen idyllischen Eindruck.«

»Ach ja! Wir idealisieren ja gerne das Glück, das wir verloren haben.«

Björn Hamre gab es auf, zu antworten. Es war ihm klar geworden, daß die Gerüchte über Torben Dihmers geistigen Zustand nicht aus der Luft gegriffen waren. Die Krankheit hatte sich auf das Gehirn des armen Mannes geschlagen und sein Gemüt verfinstert.

Aber nun begann Torben selbst von seinem mißglückten Altersheim zu reden, das er mit so großen Kosten zu einem Musterheim gemacht hatte, mit Badezimmern, Wasserklosetts und einem bibliotheksartig ausgestatteten Lesezimmer. Ein paar von den alten Leuten gingen dort noch mit mißvergnügten Mienen auf dem Hof umher, aber der größte Teil hatte Reißaus genommen wie aus einer Strafanstalt.

»Ich war übrigens von einem Manne gewarnt, der es später zu einer gewissen Berühmtheit gebracht hat. Ich meine Mads Vestrup. Er war seinerzeit Pfarrer hier in Favsing. Ich weiß nicht, was jetzt aus ihm geworden ist. Aber im ›Fünften Juni‹ las ich einmal im Winter ein paar von den Reden, mit denen er in Kopenhagen so großes Aufsehen erregte. Der merkwürdige Mann gehört ja einer entschwundenen Zeit an und

redet eine mittelalterliche Sprache, aber – das verstehe ich jetzt – der innerste Sinn seiner Worte hat ewigwährende Gültigkeit. Sie selbst werden die gleiche Erfahrung machen, Herr Hamre, wenn Sie einmal Ihren Idealstaat in die Wirklichkeit übertragen: eine Erdhütte und ein Kohlgarten, das ist das verlorene Paradies der Menschheit. – Sie haben wohl gelesen, was Anton Bjerreby kürzlich über seine letzten Gespräche mit Enslev auf dem Totenlager mitgeteilt hat. Es schneidet einem ins Herz, zu denken, daß dieser Mann dem Leben mit so bitteren und gehässigen Worten Lebewohl sagen mußte. Kann seine Lebenstragödie Sie nicht abschrecken? Enslev war ja auch eine Art Moses, der das Volk aus der Sklaverei führen wollte, indem er einen Wolfsappetit auf das Leben in ihnen weckte. Vielleicht haben wir nie einen göttlicheren Willen hier im Lande gehabt als den seinen, solange er noch jung und begeistert war. Jetzt sehen wir als Ergebnis des Befreiungswerks eine Schar Unglücklicher, die sich an dem Leben überfressen haben und Ekel vor sich selbst und andern empfinden. Überall in der Welt begegnen wir Menschen, die von Überdruß am Dasein erfüllt sind und doch nicht genug davon bekommen können, die das Leben hassen und verfluchen und sich gleichzeitig mit all ihren Wünschen und Hoffnungen daran klammern.«

Björn Hamre fand es noch immer zwecklos, die Diskussion mit dem kranken Mann aufzunehmen, und Torben, dem jetzt der Grund seines Schweigens klar wurde, verstummte nun selbst auch. Obwohl er sich allmählich daran gewöhnt hatte, von seiner Umgebung als verrückt betrachtet zu werden, stimmte es ihn doch jedesmal traurig, wenn er von neuem diesem vollkommenen Mangel an Verständnis bei Leuten begegnete, mit denen er früher einer Ansicht gewesen war. Und er hatte Björn Hamre immer hoch gestellt als einen begnadeten Dichter, als Freiluftsänger, aus der Rippe des Volkes herausgeschnitten, frisch und stark und üppig wie die Natur in seiner ostjütischen Heimat.

Die Unterhaltung erstarb nach und nach. Torbens Blick folgte eine Weile Fräulein Hecht, die wie gewöhnlich draußen auf dem Grasplatz umherging und nach Blumen suchte, und es fiel ihm auf, daß ihr Wesen sich verändert hatte. Scheinbar ging sie in ihre eigenen sorglosen Gedanken verloren, aber die Art und Weise, wie sie hin und wieder die Hand prüfend über den Gürtel hinführte, oder schnell die Enden des Schleiers auf den Rücken zurückschlug, plauderte aus der Schule und verriet, wie sehr Björn Hamres Anwesenheit sie in Anspruch nahm.

»So haben Sie also jetzt den großen Dichter gesehen,« sagte er zu ihr, als sie bald nach der Verabschiedung des Gastes ins Haus gingen. »Er ist ein schöner Mann, nicht wahr?«

»Ja, das ist er wohl.«

Es klang gleichgültig, aber Torben war mißtrauisch geworden und fand, daß der Ton nicht ganz echt war.

Am Abend, als sie ihm in seinem Zimmer bei dem Ordnen des Archivs zur Hand ging, brachte er absichtlich wieder die Rede auf den Dichter, und aus den Fragen, die sie an ihn richtete, glaubte er zu verstehen, daß sie noch stark von dem Besuch in Anspruch genommen war. Als sie ihm später aus der Zeitung vorlas, war es ihm auch, als strauchle sie häufiger als sonst über die Worte, weil sie ihren eigenen Gedanken nachgehungen hatte.

Er sagte sich, der Zauber ist gehoben. Ihr Sehnen hat über die Klostermauer gelugt. Eines Tages wird es darüber hinausstürmen, zurück zur Welt, und sie von hier fortführen. Das war ja nur, was er erwartet und auch selber gewünscht hatte, um nicht in ein neues Liebesabenteuer hineingeführt zu werden, das gleich entwürdigend für beide Teile war. Aber er hatte sich so daran gewöhnt, dies kleine, stille Wesen Tag und Nacht um sich zu haben, und er wußte, daß er sich noch einsamer und greisenhafter fühlen würde, wenn er nicht mehr den Anblick ihrer jungen Gesundheit hatte, um sich daran zu verjüngen.

Am nächsten Tage hielt er sich fast ausschließlich in seinem Zimmer auf, ohne jemand sehen zu wollen, und bei Tisch, wo der Inspektor, der Verwalter und der Molkereivorsteher wie gewöhnlich zugegen waren, wurde fast gar nicht gesprochen. Die drei Männer, die längst mit diesem plötzlichen Umschlag in Torbens Stimmung vertraut waren, taten, als bemerkten sie es nicht. Fräulein Hecht dagegen war sehr unglücklich und begriff nicht, was hier vor sich ging.

Nach Tische rief er sie zu sich herein und bat sie freundlich, Platz zu nehmen. Er sagte, er habe wohl über das nachgedacht, worüber er gestern mit ihr gesprochen, daß das Leben hier auf Favsingholm auf die Dauer zu trübselig und einförmig für sie werden müsse. Vielleicht fühle sie es selber noch nicht. In Wirklichkeit aber bedürfe sie sicher einer Veränderung.

»Sie müssen lieber fortreisen, Fräulein Hecht! Sie haben in jeder Beziehung Ihre Pflicht getan und mehr als das, aber ich habe nicht ins Recht, Ihre Geduld zu mißbrauchen. Habe ich Ihnen nicht von einer alten Wartefrau erzählt, die vor einem Jahr aus dem Asyl drüben verschollen war? Die habe ich jetzt gerade wiedergefunden, so daß ich nicht in Verlegenheit komme. So ein altes Inventar paßt besser für die Verhältnisse hier.«

Das junge Mädchen hatte ein paarmal mit einem aufgescheuchten Blick zu ihm hinübergesehen. Das bestimmte ihn, die Qual für sie beide kurz zu machen.

»Gehen Sie jetzt hinein und packen Sie Ihren Koffer, dann werde ich dafür sorgen, daß der Wagen morgen vormittag vor der Tür hält! Aber sie müssen spätestens um halb neun hier fortfahren, um den Schnellzug zu erreichen.«

Draußen auf dem Gang lief Fräulein Hecht der Mamsell in die Arme, die beim Anblick ihres Gesichtes entsetzt in die Worte ausbrach: »Mein Gott, Sie sind doch nicht krank?« Das junge Mädchen antwortete, sie habe Zahnschmerzen, und eilte auf ihr Zimmer, das Taschentuch vor den Mund haltend.

Am nächsten Tage um die Mittagszeit saß Torben wieder vor seinem Zelt. Über seinen Knien lag eine ausgebreitete Zeitung, die er zur Zerstreuung mitgebracht hatte, in die er aber nur hin und wieder einen Blick warf. Er saß fast die ganze Zeit in den Stuhl zurückgelehnt da und starrte mit seinen halbgeschlossenen Augen vor sich hin. Fräulein Hecht, die zur festgesetzten Zeit abgereist war, hatte beim Abschied einen Augenblick an seiner Brust geweint. Er hatte den verschämten Mund des kleinen Wesens gegen den seinen gefühlt, und ihre feuchten Wimpern hatten seine Wange gestreift. Aber es war ja kein Unglück für ein junges Mädchen, einen alten Methusalem geküßt zu haben. Wenn sie nun, in kürzerer oder fernerer Zukunft, am Arm eines Bräutigams dahinwandelte, würde sie bei der Erinnerung an ihre Verirrung lächeln. Aber

er konnte es sich selbst nicht verzeihen, daß er sich von neuem in das Netz von zehntausend winzig kleinen Lügen, die man weibliche Unschuld nennt, hatte hineinlocken lassen, am allerwenigsten, daß er wieder angefangen hatte, Asmus' Wunderpillen zu nehmen, um seine männliche Kraft wieder zu gewinnen. Verständiger war er nicht geworden!

Die Luft wogte von Sonnenlicht. Irgendwo in seiner Nähe saß eine Meise in einem Baumwipfel und schrie ihre Frühlingsfreude mit einer unverdrossenen Eintönigkeit hinaus wie ein Handwerker, der bei seiner Arbeit pfeift. Weit da draußen auf den Wiesen glitt ein dreimastiger Schoner langsam mit vollen Segeln dahin. Es war wie eine Luftspiegelung – ein Wüstenbild. Auf Grund der Entfernung konnte man den Stromlauf nicht sehen, deswegen sah es so aus, als ob das Schiff mit seinen vielen gefüllten Segeln über die Wiesenfläche selbst dahinschwebte.

Seine Augen schlossen sich. Halb im Traum, halb wach, führten ihn seine Gedanken nach Ägypten, nach Indien, nach Jerusalem und andern fernen Stätten, die er auf seiner Reise besucht hatte. Schließlich befand er sich auf einer schwindelnd hohen steinernen Treppe, die zwischen südländischen Gartenmauern im Zickzack einen Berg hinaufführte. Die Stufen waren hoch, und Jytte, die ihm folgte, bedurfte oft einer Handreichung. Vor ihnen her ging Frau Berta. Infolge der Biegungen der Treppe ward sie ihnen zuweilen unsichtbar, und gerade als sie auf einen solchen Augenblick warteten, erwachte er mit einem Ruck und mußte wegen des wilden Pochens seines Herzens nach Luft schnappen.

Er sah sich um. Über dem Rasenplatz flimmerte das Licht. Die Meise schaukelte sich noch da oben in dem Baumwipfel und setzte den Sonnenschein in Musik. Er war nur ein paar Minuten abwesend gewesen.

»Ja, hier ist gut sein!« dachte er und atmete tief aus.

Als sein Blick wieder in die Zeitung fiel, sah er eine Notiz mit der Überschrift »Doktor Gaardbo«. Er wurde aufmerksam. Nachdem er sie gelesen, schlug er empört mit der Hand auf die Armlehne des Stuhles.

»Der ehemalige Kreisarzt in Jerve auf Fünen, der von seiner ärztlichen Tätigkeit her unvoreilhaft bekannte Doktor Gaardbo, hat in der angesehenen überseeischen Agentur P. C. Christensen für sich und seine Familie Fahrkarten nach Australien bestellt. Daher kann man wohl vermuten, daß Herr Gaardbo beschlossen hat, seinem undankbaren Vaterland den Rücken zu wenden, und daß jener ferne Weltteil in Zukunft mit seinen eigentümlichen Heilmethoden beglückt werden soll.«

Sein Besuch in Jerve vor vier Monaten war ihm seither oft als die einzige gute Erinnerung erschienen, die er von seiner weitschweifenden Erdumseglung heimgebracht hatte. Das kleine fünensche Doktorheim mit dem glücklichen Familienleben stand vor seiner Erinnerung wie eine Oase aus blühender Wirklichkeit mitten in einer wüstengrauen, chaotischen Gespensterwelt. Und nun sollte auch dieser kleine sprudelnde Lebensquell getrübt werden!

Draußen auf dem Kies wurden Schritte vernehmbar. Es war der Architekt Schmidt aus Randers, der der geplanten Instandsetzung von Favsingholm vorstehen sollte.

Torben empfing ihn freundlich, befand sich aber noch lange unter dem Bann seiner eigenen Gedanken. Statt die mitgebrachten Zeichnungen des Architekten zu besichtigen, sprach er bitter über das moderne Inquisitionstribunal, das man die öffentliche Meinung nannte, und über die Presse, die den Pranger, die Brandmarkung und die übrige mittelalterliche Tortur wieder eingeführt hatte.

»Schadenfreude ist ja eine eigentümlich menschliche Lust, die wir mit keinem andern Geschöpf der Welt teilen, und sie ist wohl die häßlichste von allen Leidenschaften. Man kann wirklich oft berechtigten Grund haben, darüber zu trauern, daß man als Mensch geboren wurde und nicht als Hyäne oder Tiger oder irgendein verhältnismäßig gutmütiges Tier zur Welt kam. Wie denken Sie darüber, Herr Architekt?«

Aber der Architekt starrte gekränkt auf seine unbeachteten Zeichnungen nieder und sagte bittersüß: »Sie müssen mir gestatten, Ihnen die Antwort schuldig zu bleiben.«

VI

Jytte saß in Hut und Mantel neben dem Bett ihrer Mutter und erzählte von einer kleinen Herrengesellschaft, die ihr Mann am vorhergehenden Abend in Anlaß des Besuches eines norwegischen Journalisten und Kunstkritikers gegeben hatte, der nach Kopenhagen gekommen war, um die Frühlingsausstellung zu sehen. Außer dem Ehrengast seien noch zwei dänische Herren dagewesen, deren Namen Jytte aus Schamgefühl verschwieg. Der eine war nämlich der dicke Möller, den Karsten mit etwas, was er Freundschaftsprioritäten nannte, an sich geknüpft hatte; der andre war ein jüngerer Kopenhagener Kunsthändler, der offenbar auch einen Anteil an Möller hatte und ihn deswegen nicht gern aus den Augen ließ.

Aus Rücksicht auf den ausländischen Gast hatte sich Jytte auf Karstens Wunsch viel Mühe mit der Anrichtung gemacht. Da war ein Überfluß an kalten Gerichten, Salaten und Gelees und andern Leckerbissen aufgetischt worden. Um die Mutter aufzuheitern, die durch ein mehrtägiges Krankenlager sehr niedergedrückt war, versicherte sie, daß der Abend äußerst wohl gelungen gewesen sei.

Die Wahrheit war jedoch, daß das Ganze ein häßliches Erlebnis gewesen war, an das sie am liebsten nicht zurückdachte. Zuerst hatten die Gäste über eine Stunde auf sich warten lassen, und als sie endlich kamen und man zu Tisch ging, zeigte es sich, daß sie eben von einem soliden Mittagessen aufgestanden waren. Acht Tage lang hatten sie die Stadt zu Ehren des norwegischen Gastes abgegrast und hatten alle Orte, wo gut gegessen wurde, abgesucht, mit dem unverkennbaren Ergebnis, daß sie im Augenblick nicht einmal den Geruch von Essen mehr ertragen konnten. Als das warme Gericht erschien – ein Spargelpudding mit gerührter Butter –, wurde namentlich der dicke Möller kreideweiß im Gesicht, so daß sie ernstliche Besorgnis hegte, ihm könne übel werden.

Im übrigen hatten sie sich redlich bemüht, den Anstand zu wahren, auf alle Fälle, bis der Dessertwein erschien und später die Whiskyflaschen auf den Tisch kamen. Als sie sich bald nach Mitternacht zurückzog, saß Möller mit einer Haut über den Augen da wie ein Frosch, während der Norweger angefangen hatte, ein wenig unangenehm zudringlich ihr gegenüber zu werden.

Heute morgen hatte Karsten sich ihr gegenüber wegen des Auftretens seiner Gäste entschuldigt. Als sie ihn fragte, ob es wirklich notwendig sei, daß sie dieser Art von Leuten ihr Haus öffneten, hatte er wie gewöhnlich mit einem bedauernden Achselzucken geantwortet.

»Aber nun muß ich gehen, Mutter!« sagte Jytte und trat an den Spiegel, um ihren Schleier zu binden. »Ich will noch einmal bei Meta eingucken. Du weißt wohl, daß sie auswandern wollen. Das tut mir so schrecklich leid für sie.«

Daß sie auch noch ein andres Anliegen bei ihrer Freundin hatte, davon erwähnte sie nichts. Aber sie hatte beschlossen, jetzt Ernst daraus zu machen und Meta ihren Zustand anzuvertrauen, um sich bei ihr Rat und Aufschluß zu holen.

»Das tut natürlich auch mir leid,« sagte Frau Berta, als Jytte wieder an das Bett trat. »Bist du aber sicher, daß deine Freundin nicht ein wenig schuld daran hat, daß es ihrem

Mann so elend ergangen ist? Sie hätte ihrem Schwager helfen sollen, den verrückten Menschen zur Vernunft zu bringen. Aber wenn ich dich recht verstanden habe, hat sie nur Öl ins Feuer gegossen.«

»Das hat sie getan, weil sie behauptet, daß der Schwager hauptsächlich ihrem Mann bei der Bevölkerung da drüben geschadet hat.«

»Kann deine Freundin wirklich an einen solchen Klatsch glauben, dann zeigt das am deutlichsten, wie verblendet sie geworden ist.«

»Ja, liebste Mutter, du hast nun einmal deine Liebe auf Pastor Gaardbo geworfen, und das kannst du ja auch gerne tun. Ich kenne ihn jedoch auch ein klein wenig, und ich versichere dir, wenn ich zwischen ihm und dem andern wählen sollte – ich würde den Doktor mit all seiner Verrücktheit wählen.«

Im selben Augenblick wurde an die Tür geklopft. Das Mädchen kam herein und meldete: »Der Herr Professor!«

»Meinetwegen brauchst du nicht zu gehen,« sagte Asmus Hagen zu Jytte, die ihm guten Tag und Lebewohl zu gleicher Zeit gesagt hatte. »Ich komme heute nur, um einen Besuch zu machen.«

»Ich muß doch gehen. Ich stand gerade auf dem Sprung ... Lebe wohl, liebe Mutter!«

»Lebe wohl, mein Kind, und grüße Frau Gaardbo von mir! Sage ihr, ich dächte mit der größten Teilnahme an sie und ihre große Kinderschar und wünschte ihnen alles Gute für die lange Reise.«

Als er den Namen gehört, hatte der kleine Professor aufgehört.

»Frau Gaardbo?« sagte er. »Falls ihr dieser Dame in Anbetracht der bevorstehenden Auswanderung kondolieren wollt, so könnt ihr euch die Mühe sparen. Aus der Reise wird wohl nichts werden – wenigstens vorläufig nicht.«

»Weswegen?« fragten beide Damen.

»Doktor Gaardbo hat ein Anerbieten für eine Anstellung hier im Lande gefunden, und zwar ist es kein anderer als unser gemeinsamer Freund Dihmer, der ihn da drüben auf seinem Gut anstellen will.«

»Dihmer!« rief Frau Berta aus, während Jytte, die die Hand bereits auf dem Türdrücker hatte, sich unwillkürlich wieder einen Schritt näherte.

»Es ist wahrscheinlich eine Art Stellung als Gutsarzt, die er übernehmen soll,« fuhr Asmus Hagen fort. »Ich habe mein Wissen von einem Doktor Mikkelsen in Randers, mit dem ich früher in Bezug auf Dihmer korrespondiert habe. Er ist bis dahin sein Hausarzt gewesen, daher ist es leider ausgeschlossen, daß hier ein Mißverständnis vorliegen kann.«

»Warum sagst du leider?«

»Weil ich es allerdings lieber gesehen hätte, wenn Herr Gaardbo auch im buchstäblichen Verstand mein Antipode geworden wäre. Namentlich beklage ich aber die Sache um Dihmers willen. Er hat sich hier mit einem verrückten Mann verbündet, der in diesem Augenblick den allerunvorteilhaftesten Einfluß auf ihn gewinnen kann.«

Und ich freue mich um Metas willen!« sagte Jytte und warf herausfordernd den Kopf in den Nacken. »Es ist übrigens lächerlich, wie alle Menschen geneigt sind, andre als verrückt zu betrachten ... als reif fürs Irrenhaus!«

»Meiner Erfahrung nach ist das auch eine Betrachtung, die auf die meisten Fälle paßt.«

»Trotzdem will ich jetzt hinausfahren und Meta Glück wünschen.«

sagte Jytte. »Auch von dir, Mutter! ... Also lebt wohl, alle beide!«

Als sie gegangen war, setzte Asmus sich an das Bett der Tante, und es folgte ein kurzes Schweigen.

»In einem guten halben Jahre können wir dir wohl zur Großmutterwürde Glück wünschen, Tante Berta!«

»Glaubst du das?«

»Hat Jytte nicht davon gesprochen?«

»Nein, aber ich habe selbst meine Vermutungen. Sie ist in den letzten Tagen so nervös erregt gewesen.«

»Es unterliegt wohl keinem Zweifel. Aber darüber solltest du dich freuen. Es wird sicher gut für Jytte sein, wenn sie ein Kind bekommt.«

»Das ist auch meine Hoffnung,« sagte Frau Berta mit ihrer bekümmerten Stimme und verfiel wieder in ihre eigenen Gedanken.

Als Jytte auf die Straße herunterkam, merkte sie sehr wohl, daß die Freude, die sie gleich anfangs im Interesse der Freundin empfunden hatte, nicht ohne Stachel war. Absichtlich aber vermied sie es, sich genauere Rechenschaft über die Ursache des Schmerzes abzulegen. Dahingegen gab sie einer plötzlichen Lust nach, Karsten in seinem Atelier zu überraschen, ehe sie nach Nørrebro hinausfuhr.

Sie traf ihn mit seinem Wettbewerbsbilde beschäftigt, das gute Fortschritte machte. Er hatte die historische Reichstagsszene gewählt, in der Enslev mit seiner Rede das letzte konservative Ministerium stürzte. Schon Ende Mai sollten die Skizzen eingeschickt werden, daher hatte er nicht viel Zeit zu vergeuden. Jytte streichelte ihm die Wange und lobte ihn. Sie wußte selbst nicht, ob sie, weil sie ihn jetzt mit andern Augen ansah, auch seine Kunst anders beurteilte als früher. Aber es schien ihr, daß es ihm geglückt war, sich von seinen früheren leeren Wirkungsmitteln zu entfernen.

Sie erzählte, daß sie aus der Dronningens Tværgade komme und Asmus Hagen dort getroffen habe. Die Neuigkeit, die der Vetter gebracht hatte, verschwieg sie jedoch, aus Scheu, Dihmers Namen zu nennen.

Der Besuch währte im ganzen nur fünf Minuten, und als sie fortging und Karsten sie fragte, ob sie jetzt nach Hause wolle, antwortete sie mit einem Ja.

Sie traf Meta mit den Kindern allein daheim. Ihr Mann war vor ein paar Tagen nach Favsingholm gefahren, um sich die Verhältnisse anzusehen. Bei dem Anblick des glückstrahlenden Gesichtes der Freundin war Jytte nicht weit davon entfernt, zu bereuen, daß sie hinausgefahren war.

»Ich weiß das Ganze schon,« fiel sie ihr gleich in die Rede. »Mein Vetter hat aus der Schule geplaudert. Er kennt den Arzt da drüben. Laß mich aber einmal hören – was ist die Absicht damit?«

»Ja, du kannst mir glauben, wir haben beide große Augen gemacht!« sagte Meta, als sie sich in ihres Mannes Zimmer eingeschlossen hatten, um Ruhe vor den Kindern zu haben, die in den kleinen Zimmern umherschwirrten wie aufs Schwärmen erpichte Bienen in einem Bienenkorbe. »Anfangs wußten wir gar nicht recht, was wir von dem Anerbieten denken sollten. Es klang ja ein wenig wunderbar. Aber heute morgen hatte ich einen Brief von Paul. Er schreibt, die Sache ist in Ordnung, und er ist entzückt über alles da drüben. Wir werden in einem Hause wohnen, das früher Verwalterwohnung war. Es wird jetzt zu einer Art Altersheim benutzt, aber es soll ganz verändert werden. Höre mal, was er schreibt.«

Sie zog den Brief aus ihrer Kleidertasche.

»Gleich gestern abend hatte ich die entscheidende Unterredung mit Dihmer. Wir sind schnell einig geworden. Er sagte, es sei sein Gedanke, Favsingholm zu einer Art Arche Noah zu machen, die eine kleine Schar Menschen errettet durch die Sündflut tragen solle, und dazu wünscht er also meinen Beistand. Ich plumpse mit andern Worten gerade in die Wirksamkeit hinein, von der ich immer geträumt habe, an die ich aber kaum mehr zu glauben wagte, seitdem mich Johannes im Stich ließ. Jetzt erhalte ich hier unerwartet einen andern Mitarbeiter, der zugleich einer der reichsten Männer des Landes ist.«

»Aber ich begreife nicht,« sagte Jytte. »Hier in der Stadt wird erzählt, daß Gutsbesitzer Dihmer in letzter Zeit Schaden an seinem Verstand erlitten hat.«

»Das hat wohl nicht viel zu sagen. Paul behauptet immer, wenn man die Nase nicht genau so putzt wie andre, gerät man gleich in Verdacht, daß bei einem irgendwo eine Schraube los ist.« »Du sagtest doch selbst, daß er einen etwas sonderbaren Eindruck machte, als er euch in Jerve besuchte.«

»Ja, er ist krank. Es ist etwas mit dem Herzen, schreibt Paul. Er soll übrigens sehr viel lebhafter geworden sein und hat so vielerlei vor. Aber sein Aussehen hat sich freilich sehr verändert.«

»Er wird sich sicher erholen, das sollst du sehen,« sagte Jytte. »Das hat gewiß keine Not.«

»Das müssen wir ja hoffen! Jetzt sollst du ein paar Bilder von dem Gut sehen.«

Meta zog ein paar Photographien aus dem Briefumschlag. Es waren ungefähr dieselben, die Torben Jytte und ihrer Mutter an jenem goldenen Morgen in Italien gezeigt hatte. Da war die Hauptfassade des Schlosses, durch die klosterartig gewölbte Einfahrt gesehen, eine Partie vom Park, ein Bild vom Waldessaum und die Aussicht über die Förde, die Torben mit einer Wärme gepriesen hatte, die sie damals verstimmte.

»Das sieht ja alles sehr vielversprechend aus. Wann werdet ihr dahin ziehen?«

»Das weiß ich nicht bestimmt. Aber zum Sommer sicher. Dann mußt du uns besuchen. Du siehst so aus, als wenn es dir gut tun würde, um die Zeit ein wenig auf die Weide zu kommen und Kräfte zu dem großen Ereignis zu sammeln. Ich irre mich doch nicht?«

Jytte erleichte und antwortete nicht auf die Frage. Sie begann schnell von andern Dingen zu sprechen, und nach einer Weile verabschiedete sie sich.

Während der langen Fahrt nach der Stadt hinein mit der Straßenbahn saß sie fast immer mit geschlossenen Lidern da. Sie empfand einen Ekel vor sich selbst, so daß es ihr schwarz vor den Augen wurde. Es war so lächerlich wahnsinnig, sich eingestehen zu müssen, daß sie eifersüchtig auf Meta war! Wenn sie daran dachte, daß die Freundin in Zukunft Favsingholm ihr Heim nennen sollte, daß Dihmer ihr täglicher Verkehr werden würde, vielleicht ihr guter Freund, der mit ihren Kindern an der Hand umherging, dann war sie nahe daran, zu wünschen, daß es zu der Reise nach Australien gekommen wäre, und daß die Freundin und ihre ganze Familie sich schon auf dem Wege dahin befänden. So ein Wespennest war ihr Herz!

Als sie auf dem Kongens Nytorv den Straßenbahnwagen verließ und schräge über den Marktplatz ging, um nach der Haltestelle der Österbro-Straßenbahn zu gelangen, kam ein Lastfuhrwerk in ruhiger Fahrt unten vom Nyhavn heran und kreuzte ihren Weg. Im selben Augenblick flammte eine böse Lust in ihr auf, sich vor die großen Pferde zu werfen und sich unter ihren schweren Hufen totstampfen zu lassen. Das Ganze war nur ein Nu – ein wildes und blutiges Aufblitzen. Aber in diesem kurzen Augenblick hatte sie das Schaudern des Todes wie einen befreienden Schwindel empfunden.

Auf dem Wege durch die Bredgade sah sie zu ihrer Überraschung, daß in ein paar Läden schon Licht angezündet war. Die Zeit war ihr davongelaufen. Es machte sie ein wenig ängstlich, daran zu denken, daß Karsten nach Hause gekommen sein könne. Sie befürchtete seine Eifersucht, die sie schon auf der Hochzeitsreise ein paarmal ernstlich erschreckt hatte. Und doch war er selber keineswegs ein Heiliger geworden.

Zur Beruhigung ihres Gewissens beschäftigte sie sich in Gedanken mit einem Abend im Theater in Mailand; wo eine Dame in die Seitenloge trat, eine große, tief ausgeschnittene Messalina, in einem kurzärmeligen schwarzen Samtkleid. Karsten wurde plötzlich so merkwürdig lang im Rücken, und sie sah, daß ihn ein Kälteschauer durchrieselte. Sie hatte das nicht vergessen. Und die Erinnerung an diesen Augenblick tröstete sie oft über ihre eigene Schwäche.

Als sie nun nach Hause kam, sah sie seinen Rock und Stock im Flur, und als sie ins Zimmer trat, stand er da, die Hände in der Seite und empfing sie mit Schweigen.

Sie nickte ihm im Vorübergehen zu. Er folgte ihr mit den Augen und fragte, als sie sich aufs Sofa setzte: »Woher kommst du? ... Du siehst so merkwürdig erregt aus.«

»Wenn du in dem Ton mit mir sprichst, Karsten, bekommst du keine Antwort. Das weißt du.«

Sie hatte sich erhoben und ging auf die Schlafzimmertür zu. Da aber stürzte er sich über sie und packte sie an beiden Handgelenken.

»Wo bist du gewesen? Du sagtest ja, du wolltest nach Hause?«

»Wenn du mich nicht augenblicklich losläßt, so rufe ich das Mädchen.«

Die Blitzstrahlen aus ihren Augen brachten ihn zur Besinnung. Er ließ sie los, und als sie in die Schlafstube gegangen war, schritt er eine Weile im Zimmer auf und nieder mit beschämter Miene wie ein bestrafter Schuljunge.

Plötzlich blieb er stehen und spitzte die Ohren. Aus der Schlafstube vernahm er ein Schluchzen.

Er war sehr unglücklich. Es war das erste Mal, daß er Jytte weinen hörte. – Leise öffnete er die Tür und ging dann auf den Zehenspitzen an das Bett, wo Jytte lag, das Gesicht in das Kopfkissen gepreßt. Dieser Anblick machte ihn ganz verzweifelt. Er sank neben ihr auf die Knie.

»Nimm es doch nicht so schwer, Jytte! Ich bitte dich wirklich so vielmals um Entschuldigung. Du weißt ja, daß es mir nie im Ernst einfallen kann, dir zu mißtrauen. Wenn ich so verrückt werde, so hat das nur seinen Grund darin, daß ich dich so wahnsinnig liebe.«

Um sich zu vergewissern, hatte er ihre Hand ergriffen, und als sie sie ihm nicht entzog, preßte er sie entzückt an seinen Mund. Mit Liebkosungen und einschmeichelnden Worten suchte er sein Unrecht wieder gutzumachen und sie zum Lächeln zu bewegen. Er wußte nicht, daß sie in einsamer Verzweiflung über sich selbst und ihr vergeudetes Leben weinte.

VII

An einem der hohen Palaisfenster in seinem Zimmer saß Großhändler Söholm trübselig zusammengesunken in seinem Rollstuhl, grau im Gesicht, unrasiert und mit eigelben Überresten von seiner Morgenmahlzeit in den Mundwinkeln. Unter den schweren Lidern, wovon das eine fast ganz geschlossen war, bewegten sich die Pupillen unruhig hin und her wie Tiere in einem Käfig. Die hündische Furcht in seiner Seele machte sie dunkel und unnatürlich groß, trotz der Sonnenflut, die auf ihn herabströmte.

Am vorhergehenden Abend, als der Diener Rasmussen ihm die Zeitung vorlas, war er ernstlich erschüttert worden durch die Notiz, daß der kürzlich verstorbene P. Christian Jörgensen, ein unbedeutender Fettwarenhändler in der Vestergade, der Mission hunderttausend Kronen – über die Hälfte seines Vermögens – hinterlassen hatte.

Er hatte freilich selbst ein paarmal im Laufe des Winters die Kirche mit Gaben bedacht. Aber bei dieser Mitteilung schwankte seine Überzeugung, daß seine Abrechnung mit dem lieben Gott stimmte, und nach einer sorgenvollen Nacht hatte er Pastor Gaardbo jetzt telephonisch bitten lassen, zu ihm zu kommen.

Der Diener Rasmussen, der während seiner Krankheit zu einer Art Privatsekretär erhöht worden war, stand am Schreibtisch und verteilte die erledigte Morgenpost in die verschiedenen Räume in den Regalen über dem Tisch. Der kranke Großhändler kam nicht mehr in sein Kontor, aber durch das Telephon leitete er noch das Geschäft, und von seiner gelähmten Zunge gingen beständig Befehle aus, die über die Welt hinausflogen und gleich Raubvögeln sich auf ihre Beute niederstürzten.

»Haben Sie mit Pastor Gaardbo selbst gesprochen, Rasmussen?«

»Nein, der Herr Pfarrer war ausgegangen. Eine von den Damen war am Telephon.«

»Dann kommt er heute vormittag wohl nicht mehr?«

»Ja, sie erwarte ihn jeden Augenblick, sagte sie.«

Großhändler Söholm sank in seine aufgescheuchten Gedanken zurück, und es entstand wieder ein längeres Schweigen.

Einen Augenblick später schellte es.

»Da haben wir Seine Hohehrwürden,« sagte der Dienersekretär mit spöttischer Überlegenheit.

»Hält sich Fräulein Cäcilie im Salon auf?« fragte Herr Söholm.

»Ja.«

»Hat meine Tochter schon Toilette gemacht?«

»Ich glaube ja. Soll ich den Herrn Pfarrer vielleicht dort hineinführen?«

»Tun Sie das! Sagen Sie ihm, ich stünde gleich zur Verfügung.«

Aber im selben Augenblick glitt die Tür zu der Vorhalle in die Wand, und Johannes Gaardbo trat ein.

Es war Herrn Söholms Absicht gewesen, der Kirche weitere zwanzigtausend Kronen zu schenken, aber das bloße Erscheinen des Geistlichen beruhigte ihn, so daß er sich gleich entschloß, die Summe auf die Hälfte zu beschränken. Und als er den Pfarrer gebeten hatte, Platz zu nehmen, fand er, daß auch fünftausend Kronen eine runde Summe sei, durch die er sich beruhigt fühlen könne.

Er äußerte jetzt Johannes Gaardbo gegenüber die Sache und bat ihn, die Mitteilung dem Vorstand des Kirchenfonds zu überbringen.

»Mit den früheren fünftausend und den ersten zehntausend werden es also im ganzen zwanzigtausend Kronen,« sagte er, wie um sich gegen eine irrtümliche Eintragung in das große Hauptbuch des Himmels zu sichern.

Johannes Gaardbo dankte ohne Begeisterung. Er hätte am liebsten das Geld als unwürdige Gabe zurückgewiesen, aber er wußte, daß er in diesem Punkt mit der Leitung der Mission, insbesondere mit Pastor Stensballe, nicht übereinstimmte.

Großhändler Söholm, der sich jetzt vollkommen getröstet fühlte, begann von seiner bevorstehenden Reise nach einem Badeort in Südfrankreich zu erzählen, von wo er völlig geheilt zurückzukehren erwarte. Seine Töchter Cäcilie und Konstanze sollten ihn begleiten, wohingegen die Jägermeisterin zu sehr von ihren vielen öffentlichen Ämtern in Anspruch genommen war, namentlich von den Vorbereitungen für die große Fächerausstellung, die im Mai eröffnet werden sollte. Die ganze Reise solle in einem Salonwagen vorgenommen werden. In Berlin werde Konstanzens Verlobter, Herr von Biebermarck, sich ihnen anschließen, und nach der Heimkehr wolle man die Hochzeit des jungen Paares auf Storeholt, der Morgengabe für die Tochter, feiern.

»Wenn Sie Lust haben, die Reise mitzumachen, so ist gratis Platz im Wagen für Sie. Bitte schön! Frankreich soll ja ein Land mit allerlei Sehenswürdigkeiten sein.«

Johannes Gaardbo hörte ihm kaum zu. Diese beständigen gleich fruchtlosen Besuche wurden ihm mehr und mehr zur Qual, und daß sowohl Herr Söholm wie auch die Familie unverkennbar darauf warteten, daß er sich eines Tages als Freier für Fräulein Cäcilie entpuppen würde, machte ihm den Aufenthalt in dem prahlenden Millionärheim nicht weniger bedrückend. Jeder Gedanke an eine Ehe war für ihn selbst eine Entweihung geworden. Jetzt mehr denn je war Rosalie feine Ewigkeitsbraut.

Mit der Gewißheit von ihrer fürchterlichen Verirrung, die ihm geworden, hatte sich die Treue für ihr Andenken ihm zur Liebespflicht gesteigert, der er um ihrer Seelen Seligkeit willen nicht treulos werden durfte. Sein ganzes Leben sollte fortan den Gebeten um ihre Wiedervereinigung in dem Reich der Herrlichkeit gewidmet sein.

Als er sich erhob, fragte Herr Söholm, ob er nicht hineingehen und seine Damen begrüßen wolle. Aber er entschuldigte sich und sagte Lebewohl.

Mit der Straßenbahn fuhr er in die Stadt und stieg beim Kultorv aus, wo das neue Blatt der Mission seine Schriftleitung hatte. Als Leiter des Kreuzheeres ließ er von hier aus regelmäßig seine »Tagesbefehle« ergehen.

In einem großen Hause, das der Kopenhagener Witz »die Sakristei« getauft, hatte sich das Blatt – »Der Werkeltag« hieß es – nach amerikanischem Muster mit marktschreierische Bilderreklamen in allen Fenstern wie eine Menagerie eingerichtet. Der Klüngel von untergeordneten Mitarbeitern, der die Räume der Schriftleitung füllte,

trug keineswegs ein evangelisches Gepräge. Es war die gewöhnliche, flotte Bruderschaft der Zuhälter der Literatur und der havarierten Talente, die aus der Oberfläche einer Großstadt in den Reporterstuben der Zeitungen zusammenfließen, wie das Spülwasser in einem Kloakenbrunnen. Im übrigen aber wurden die Spalten des großen Blattes hauptsächlich von schreiblustigen Pfarrern und Pfarrerrfrauen ringsumher im Lande und von einigen jungen Dichtern der neuen seraphischen Schule, mit dem Erzengel Harald Bohse an der Spitze, gefüllt.

Pastor Stensballe ließ sich nie in der »Sakristei« blicken, sondern leitete das Blatt durch geheime Verfügungen von seinem Kontor im Bischofshause aus und überließ es dem Redaktionssekretär, einem Kandidaten der Theologie, die Aufsicht über den täglichen Stoff zuführen. Samuelsen vertrat den »Werkeltag« der Öffentlichkeit gegenüber, und in Wirklichkeit war es auch dieser geriebene Mann, dem nichts heilig war außer dem Abonnementsprotokoll, der dem Blatt seinen Stempel verlieh und für dessen Verbreitung sorgte. Gleich einem Tierbändiger hielt er den großen Mitarbeiterstab mit seiner Liebenswürdigkeit in Schach, ohne es sie merken zu lassen. Sowohl Pastor Stensballe als die andern Geistlichen tummelte er nach seinem Willen und ließ sie durch den Reif springen zum Ergötzen des Publikums. In einem Raum, der nach einem dunklen Hofplatz hinauslag, saß ein einsamer Mann, an einem Tisch, der mit Zeitungen überschwemmt war. Es war Mads Vestrup. Er hatte das Amt bekommen, die täglich einströmende Provinzpresse zu lesen und alle Mitteilungen auszuschneiden, die das Gemeindeleben betrafen. Von zehn Uhr vormittags bis vier Uhr nachmittags saß er hier gefesselt wie ein Sträfling in seiner Zelle – »Simson in der Tretrmühle« nannte ihn Karl May, der sich als Zeichner des Blattes hatte anstellen lassen.

Die selbständigen Artikel, die er hin und wieder für die kirchliche Beilage des Blattes schrieb, wurden auf höheren Befehl regelmäßig unterdrückt, in welcher Veranlassung es ein paarmal zu einem heftigen Zusammenstoß zwischen ihm und Samuelsen gekommen war. Der Redakteur hatte jedoch den naiv aufbrausenden Mann mit seinem Lächeln schnell gezähmt. Mads Vestrups zunehmende Schwäche, die Angst, sein sicheres Auskommen wieder zu verlieren, machten ihn wehrlos. Er war eine niedergebrochene Kraft.

Das Zimmer, das ihm überlassen war, diente als Durchgang von den Schriftleitungsbureaus zu der Setzerei des Blattes. Jedesmal, wenn jemand hineinkam, hob er den schweren, jetzt ganz ergrauten Kopf und starrte den Betreffenden mit einem großen, fernen und schwermütigen Blick an.

Johannes Gaardbo vermied es immer soweit wie möglich, durch dies Zimmer zu gehen, wenn er sich dort aufhielt. Er fühlte sich unangenehm berührt durch den Anblick des in den Bann getanen Pfarrers und seiner Erniedrigung. Er hatte auch einmal mit Pastor Stensballe über dies Verhältnis gesprochen und ihn gebeten, Mads Vestrup wenigstens in dem Blatt zu Worte kommen zu lassen. Stensballe aber hatte erklärt, man dürfe der Gemeinde kein Ärgernis antun, und man könne Mads Vestrup selbst vorläufig auch keinen größeren Dienst erweisen, als wenn man ihn und sein Vergehen soweit wie möglich in Vergessenheit bringe.

Johannes Gaardbo beugte sich vor der Urteilskraft seines älteren Amtsbruders. Er sah sehr wohl die Notwendigkeit der Disziplin und Kirchenzucht ein, wo es galt, den Sieg zu sichern. Aber jedesmal, wenn er notgezwungen durch Mads Vestrups dunkles

Zimmer ging und seinem großen, fernen Blick begegnete, sträubte sich etwas in seinem Gewissen, und unwillkürlich begrüßte er dann den so hart gezüchtigen Mann mit Ehrerbietung.

VIII

Mads Vestrup wohnte mit seiner Familie draußen auf Amager, hart an der Grenze zu dem offenen Lande. Er hatte hier in einer neubauten Villa das dreizimmerige Dachgeschoß gemietet. Der Besitzer der Villa, der im Erdgeschoß wohnte, nannte sich Ingenieur. Er hatte sich als Röhrenleger und Betongießer von unten heraufgearbeitet und war jetzt in seinen älteren Tagen ein wohlhabender Mann geworden, der zwei von den großen Mietskasernen für arme Leute in Sundby besaß, einen goldenen Kneifer trug und nicht wenig stolz war auf die Ergebnisse seines Lebens. Er sprach immer begeistert von Amerika, wo er sich in seiner Jugend die Hände flach gearbeitet hatte, und von woher er zurückgekommen war mit dem Griff, sich durchzuzwingen wie ein Brecheisen. Amerika war für ihn das Musterland, wo ein Mann lernte, auf eigenen Füßen zu stehen und seine Mitmenschen praktisch einzuschätzen nach der Anzahl von Pferdekräften, denen ihre Leistungen entsprachen.

Da waren zwei Kinder, ein Sohn und eine Tochter, von denen der Sohn Geschäftsmann war und den sozialen Ehrgeiz des Vaters geerbt hatte. Er war ein verschlossener, arbeitseifriger, korrekt gekleideter junger Mann, mit einem stechenden, wachsamem Blick, der an das mißtrauische Schielen des Rennpferdes vor dem Start erinnert.

Mads Vestrup ging soweit wie möglich Vater und Sohn aus dem Wege. Er war immer menschenscheuer geworden und konnte sich kaum mehr entschließen, die Augen vom Boden zu erheben, wenn er jemand begegnete, weil ihn der Anblick ihrer Selbstfreude empörte. Auf den Straßen erregte sein sonderbares Äußeres noch immer eine gewisse Aufmerksamkeit unter den Leuten, aber da waren nicht mehr viele, die wußten, wer er war. Seit »Der Fünfte Juni« nicht mehr von ihm sprach und keine Bilder mehr von ihm brachte, und da sein eigenes Blatt ihn niemals erwähnte, war er schnell vergessen über den vielen andern Namen, die Samuelsen, der dicke Möller und die übrigen Eintagsgeschichtschreiber in Umlauf setzten.

Ganz verlassen von seinem ehemaligen Zuhörerkreis war er jedoch nicht. In einem ehemaligen Mangelkeller in Christianshavn hielt er ein paarmal wöchentlich Erbauungsversammlungen für die treue kleine Schar von Kleinhandwerkerfamilien und jungen bäuerischen Studenten, die seine Gemeinde bildeten. Aber auch in seinen Reden spürte man jetzt die gebrochene Kraft und die schwelende Lichtschnuppe. Einsamkeit, Entbehrungen und Reue hatten ihn mürbe gemacht. Er fühlte sich immer krank. Trotz seiner Freude über die Wiedervereinigung mit Stine und den Kindern wurde er beständig schwächer. Am Sonntagnachmittag machte er jedoch regelmäßig einen Ausflug mit der ganzen Familie, und jetzt, wo der Frühling gekommen war, nahmen sie den Freßkober mit und zogen ins Land hinaus, nach dem Königshain oder nach Dragør. Das waren die glücklichsten Stunden in der Woche für sie alle. Auch Stine war mit dabei, obwohl sie jetzt so hüftenschief geworden war, daß sie sich auf einen Stock stützen mußte und beim Gehen mit dem Oberkörper schlingerte wie ein Schiff bei Seegang. Irgendwo, mitten auf einem Felde oder an einem Grabenrande, wurde das

Butterbrot ausgepackt, und hinterher erhielten die Kinder Erlaubnis, herumzulaufen und zu spielen.

Aber so recht frei ums Herz wurde Mads Vestrup auch hier draußen in der Natur nicht mehr. Wie warm auch die Sonne auf ihn herabschien und wie prächtig die Lerche auch über ihm sang, er konnte sich niemals frei machen von dem Gedanken an die Sünde in der Welt und an die ewige Verdammnis. Er war früher so gern dagesessen und hatte ganz stille gelauscht, wenn die Natur sprach, weil er sich in solchen Augenblicken gleichsam in die Ewigkeit eingelassen fühlte. Jetzt hörte er nur den Waldgott und sein bocksfüßiges Gefolge durch die Stille trampeln und die Menschen mit ihrem heidnischen Lachen locken. Jetzt verschloß er am liebsten dem Vogelgesang und dem Blättergesäusel das Ohr, um geistlichen Melodien in seinem eigenen Innern zu lauschen. Selbst in diesen seinen besten Stunden, von Frau und Kindern umgeben, konnte ihn ein bitterliches Sehnen ergreifen nach der endlichen Befreiung von dem Staube und der Wunsch, alle seine Lieben mit sich fortführen zu können von Sünde und Kummer und all den bösen Lüsten dieser Welt.

Eines Tages auf dem Rückwege von dem Zeitungsbureau, als er in dem Straßenbahnwagen an Holmensbro Platz genommen hatte, sah er vor sich auf der Bank ein allerliebstes junges Mädchen, das ihm freundlich zunickte. Es war die Tochter seines Hauswirts, Fräulein Grete Randböl.

Neben ihr saß ein großer junger Mann, den er auch von der Treppe daheim zu kennen glaubte. Er machte einen sonderbaren Eindruck, wie er dasaß, die Arme auf den Knien, und den Kopf hängen ließ. Als das junge Mädchen ihm einmal einen Puff mit dem Ellbogen gab, grunzte er wie ein Trunkener.

An der Haltestelle, wo sie alle drei aussteigen mußten, wurde er als ihr Verlobter vorgestellt, und Mads Vestrup sah nun, daß es ein ungewöhnlich schöner junger Mann war mit ein paar guten und starken Augen, die gar nicht zu seinem schläfrigen Wesen paßten.

»Studieren Sie?« fragte er ihn, als sie zusammen den Weg hinabgingen.

»Ja-ah!« antwortete er.

Es klang wie ein verzweifelter Eselsschrei. Mads Vestrup erschrak förmlich.

»Mein Verlobter ist Jurist,« beeilte sich Fräulein Grete zuzusagen. »Er geht morgen in den ersten Teil seines Examens.«

»Ach so!«

An der Gartenpforte vor der Villa verabschiedete sich Mads Vestrup, und bald darauf ging auch Fräulein Grete hinein, während ihr Verlobter in die Stadt zurückkehrte, um zu studieren. Der junge Mann – Kjeld Borgen hieß er – war nicht gern gesehen in der Villa »Alexandra«. Ingenieur Randböl und seine Frau, denen sonst alles so wunderbar glückte, waren verzweifelt über diesen Schwiegersohn, der freilich aus guter Familie war, der aber, statt sich seinem Studium zu widmen, die Zeit vergeudete, indem er auf der Flöte spielte, Kaninchen züchtete und dergleichen Narrenstreiche mehr vorhatte. Er war ein wilder Schoß aus der großen jütischen Familie, über die Enslev Glanz verbreitet hatte. Jetzt hatten sie beschlossen, daß die Verlobung aufgelöst werden solle, falls er auch diesmal durch das Examen fiel.

Mit einem seiner jammervollen Eselsschreie warf sich Kjeld Borgen eine halbe Stunde später in den Stuhl vor seinem Arbeitstisch, wo ein aufgeschlagenes Kollegienheft in schräger Stellung lag, mit einem Buch zur Stütze wie ein Grabstein. Dahinter stand die ganze ernste Reihe der Gesetze und Verordnungen des Dänischen Reiches in dreißig Bänden.

Er wollte die ganze Nacht studieren. Aber ehe er begann, zog er seine Tischschublade heraus und entnahm ihr seine Flöte, und bald darauf saß er an dem offenen Fenster, den Rücken gegen den einen Rahmen gestemmt und die Füße gegen den andern. Er wohnte hoch oben im fünften Stockwerk, und vor ihm lag die ganze Stadt in rötlichem Nachmittagsnebel. Mit Mund und Herz spielte er eine seiner Lieblingsmelodien. Es war das schwermütige »Liebste, warum ist betaut dein Auge?«

Er hatte in der letzten Zeit oft hier oben gesessen und ein wahres Verlangen gehabt, sich auf die Straße hinabzustürzen, um diesem ganzen Jammer ein Ende zu machen und den Leichenträgern die Treppen zu ersparen. Hätten ihn seine Eltern doch nur ein Handwerk erlernen lassen, als er fünfzehn Jahre alt war! Dann wäre er jetzt sein eigener Herr gewesen und hätte sich mit Grete verheiraten können. Aber als Sohn des Polizeidirektors würde er die ganze Familie entehrt haben, wenn er nicht Student geworden wäre. Grete erging es genau so wie ihm. Sie wünschte nur, von Hause wegzukommen, wo der Vater jeden Tag seinen Vortrag über Amerika hielt und die Mutter immer schalt. Sie hatten einmal ernstlich darüber geredet, dem ganzen Krempel den Rücken zu kehren und nach Südamerika oder einem andern fremden Land zu entfliehen, wo er sich als Cowboy ernähren konnte. Grete war eine tüchtige kleine Person, die überall in der Welt ein Heim schaffen würde. Sie war häuslich wie ein Spatz, stets zur Hand und immer guter Laune.

Er hielt mit dem Spielen inne. Draußen auf dem Gang hatte das Telephon geklingelt. Es war Grete.

»Bist du es, Kjeld? ... Ach, hier ist ein großes Unglück geschehen!«

»Was ist es denn?« fragte er erschreckt.

»Pastor Vestrup ist gestorben.«

Er war beinahe im Begriff, zu sagen: »Ach, nichts weiter!« – besann sich aber und fragte, wie das nur zugegangen sei. Sie hätten ja vor kaum einer Stunde noch mit ihm gesprochen.

»Es ist in diesem Augenblick geschehen. Das Ganze währte keine zwei Minuten. Mutter saß am Fenster und sah, daß er aus dem Hause ging, um einen Spaziergang zu machen. Aber in der Gartenpforte kehrte er um, und es war Mutter, als ob er so merkwürdig schwankte. Einen Augenblick später kam die kleine Lise herabgestürzt und fragte, ob wir nicht ein paar Hoffmannstropfen hätten, ihr Vater sei plötzlich so krank geworden. Ich lief selbst mit der Flasche hinauf, aber da war er schon tot. Er saß auf dem Stuhl, den Kopf auf die Brust gesenkt wie ein Vogel.«

»Ach, wie traurig!«

»Ja, es tut mir so schrecklich leid für die Familie. Sie sind ganz untröstlich. Gott weiß, was jetzt aus ihnen werden soll! Du weißt doch, daß er wegen irgend etwas Schlimmem sein Amt hat niederlegen müssen. Das ist gar nicht zu begreifen, denn er war im

Grunde so prächtig. Und jeden Morgen und Abend sangen sie geistliche Lieder. Aber ein merkwürdiger Mann war er ja.«

»Wie geht es dir selbst?« fragte Kjeld jetzt. »Hast du sonst irgend etwas erlebt?«

»Nein! Und du?«

»Nein. – Hatte deine Mutter mich gesehen?«

»Ja, aber es war doch gut, daß du nicht mit hereinkamst. Mutter ist heute wie ein kochender Kessel. Ich glaube, sie und Vater haben irgend etwas mit uns vor. Ihre Augen verfolgen mich überall. Hast du angefangen zu arbeiten, Kjeld?«

»Ich habe mich gerade hingesezt. Aber es nützt wohl nicht. Alles dreht sich mir im Kopfe, als sei ich vierzehn Tage lang Karussell gefahren.«

»Steck du den Kopf in die Waschschüssel, dann werden einem die Gedanken klar.«

»Den Rat hat mir dein Bruder auch gegeben. Aber es gehört mehr dazu –«

»St! Jetzt kommt Vater nach Hause!« –

Am Tage darauf erwähnten die meisten Blätter der Stadt den Todesfall mit gleichgültigen Worten. Auch »Der Werkeltag« opferte Mads Vestrups Nachruf nicht mehr als das Allernotdürftigste. »Der Fünfte Juni« brachte die Mitteilung unter der Überschrift »Die Gerichtsposaune gestorben«, als handele es sich um eines der komischen Originale der Straße. Viele von denen, die vor kaum einem halben Jahre sich auf der schmalen Treppe des »Elysiums« hatten halbtot drücken lassen, um ihn hören zu können, mußten jetzt nachdenken, ehe es ihnen klar wurde, wer er war.

Außerdem hatten die Blätter am selben Tage lange Abhandlungen gebracht in Anlaß eines andern Todesfalles, der die Stadt ungleich mehr interessierte und ein guter Neuigkeitsstoff war. Großhändler Söholm wurde auf den sechs schweren Nullen seiner Millionen im Triumph in das Pantheon des Volkes gefahren. »Der Werkeltag« konnte gleichzeitig mitteilen, daß er Pastor Stensballe an sein Sterbebett gerufen und dem Kirchenfonds hunderttausend Kronen geschenkt habe. –

Von einer entlegenen Kirchhofskapelle aus wurde Mads Vestrup einige Tage später in aller Stille beerdigt. Zum letztenmal versammelte sich seine kleine Gemeinde, im ganzen wohl fünfzig Menschen, die, traurig bewegt, Platz um seinen armselig geschmückten Sarg nahmen. Die Rede wurde von einem jüngeren Pfarrer gehalten, der dem Andenken des verstorbenen Amtsbruders Schonung zu erzeigen glaubte, indem er sich so kurz wie möglich faßte.

Im Hintergrunde der Kapelle, nur von wenigen gekannt, saß Johannes Gaardbo. Auch er war stark bewegt. Er war nicht gekommen, um zu reden, und trug deswegen kein Ornat. Er hatte sich absichtlich nicht als Vertreter der Kirche hier einfinden wollen, die Mads Vestrup verkannt und verstoßen hatte. Er hatte in diesen Tagen von neuem alles durchgelesen, was der Verstorbene seinerzeit im »Fünften Juni« geschrieben hatte, und er saß da mit einem Gefühl von Scham über das Unrecht, das die Kirche wiederum gegen einen ihrer besten Söhne begangen hatte. Wenn er sich entschlossen hatte, hier nicht das Wort zu ergreifen, so geschah das, um den Frieden in der Gemeinde zu wahren. Jede anerkennende Äußerung hatte leicht als Demonstration aufgefaßt werden können.

Auf dem langen Wege von der Kapelle bis zum Grabe wechselten alte und junge Männer unter Mads Vestrups Freunden beim Tragen des Sarges ab, und es lag etwas rührend Feierliches in der behutsamen Weise, wie sie ihn auf die Schemel setzten, wenn sie Ablösung halber haltmachen mußten. Man konnte merken, daß es etwas ihnen Liebes und Heiliges war, was sie hier zu Grabe trugen.

Gleich hinter dem Sarge ging Frau Stine, umgeben von ihren Kindern, und den Beschluß des Gefolges machte eine weinende Frau in brandroter Bluse und Quäkerhut. Es war Susse Frederiksen. Die alte Sünderin, die nach einem erneuten Umhertummeln zwischen dem Tingeltangel und dem Hospital jetzt in der Heilsarmee gelandet war, hatte während all dessen nie den Mann vergessen, der in den Tagen ihrer Erniedrigung ihr als einziger von allen mit Liebe entgegengetreten war. Als der Gesang des geistlichen Liedes am Grabe begann, hörte man ihre helle Stimme aus all den andern heraus. Sie stand in ihrer Soldatenuniform auf dem Erdhügel hinter dem Grabe und begleitete den Gesang mit Griffen in eine Gitarre. Es war Mads Vestrups Lieblingslied, das man sang – er hatte es sie selbst einstmals gelehrt:

In mein Herz fällt heller Schein,
Ich ließ ja die Sonne ein!
Hab des Lebens Quell gefunden,
Hab den Tod ganz überwunden.

Ein paar Tage später fand Großhändler Söholms Begräbnis von der Frauenkirche aus statt, wo alles, was die Geschäftswelt an Standespersonen besaß, erschienen war, mit den Vertretern der Börse an der Spitze. Es war dies eins der größten Trauerfeste, mit geblendeten Fenstern, mit Lichtern in den Kronen, florumwundenen Kandelabern, schwarz ausgeschlagenen Wänden und zwei Trauermarschällen in dress vor dem Sarge. Der vergötterte Heldentenor der Oper war engagiert, um ein Lebewohl zu singen, und ein großer Damenchor hatte eine Konzertnummer einstudiert: »Halleluja! Halleluja! Christus ist erstanden!«

Zwischen einigen Predigern im Ornat, die hinter dem Blumenhügel des Sarges saßen, befand sich auch Johannes Gaardbo. Es war das erstemal, daß er an einem solchen theatermäßig in Szene gesetzten Kirchenfest teilnahm, und er fühlte sich sehr wenig wohl dabei. Als Pastor Stensballe als erster Redner hinter den Sarg trat und den Verstorbenen als leuchtendes Vorbild für die junge Generation pries, mächtig in seiner Handelskraft und demütig in seiner Christlichkeit, war er ganz empört, und ihn erfaßte eine solche Unruhe, daß er nicht stille sitzen konnte. Er mußte an Mads Vestrup denken, der in seiner leidenschaftlichen Sprache die offizielle Kirche den Vorhof zur Hölle genannt hatte, wo noch den heidnischen Götzen geopfert werde. Barg diese Rede nicht ein bitteres Wahrheitskorn unter der Übertreibung? War dies nicht wirklich eine Anbetung des Mammons in des Herrn eigenem Hause, in der Hauptkirche des Landes selbst?

»Halleluja! Halleluja!« jubelte der Frauenchor oben auf der Galerie, als Stensballe seine Rede beendet hatte. Es klang in seinen Ohren wie der Ruf weintrunkener Bacchantinnen, und sein Herz blutete.

Als der Chor geendet hatte, war die Reihe an ihm, zu reden, und nun geschah etwas, was er sich selbst hinterher nicht erklären konnte. Statt die Trostesrede an die Hinterbliebenen zu halten, auf die er sich vorbereitet hatte, begann er daran zu erinnern, wie Christus beim Anblick des entheiligten Tempels von heftigem Schmerz ergriffen wurde und die Tische der Wechsler und die Stühle der Taubenkrämer umstieß. Er hatte den Heldentenor erblickt, der jetzt den Platz des Damenchors eingenommen hatte, wo er sich in Frack und weißer Halsbinde zur Schau stellte und mit sichtbarer Ungeduld darauf wartete, seine Stimme von neuem erschallen zu lassen. Er hatte außerdem gesehen, wie bald der eine, bald der andere unten in der Kirche nach der Galerie hinauf sah, um zu erfahren, was die nächste Nummer des Programms zu bieten habe, und ihn erfaßte eine Wut, die er nicht zu zügeln vermochte. Das Gefühl von Schuld, das sich seit Mads Vestrups einsamem Tode in ihm geregt hatte, jagte ihm die Schamröte auf die Wangen und legte ihm Worte auf die Lippen, die Unruhe rings in der Kirche erweckten, nicht zum mindesten unter den Geistlichen. Er sprach von Christi unsichtbarer Gegenwart und schloß kühn mit der Frage, ob nicht Grund vorliege zu der Furcht, daß des Herrn Gericht über das Gemeindeleben der Jetztzeit mit den Worten aus dem entheiligten Tempel lauten würde:

»Es stehet geschrieben, mein Haus ist ein Bethaus, ihr aber habt es zur Mördergrube gemacht.«

Als er, nachdem er ein Gebet gesprochen, wieder auf seinen Platz zwischen Pastor Stensballe und einem andern Kopenhagener Pfarrer zurückkehrte, zog der letztere unwillkürlich seinen Talar ein wenig an sich, und Stensballe sah mit strenger Miene gerade vor sich hin in die Luft.

Aber nun erschienen die Leichenträger. Oben auf der Galerie schob der Sänger die Brust vor, und einen Augenblick später schallte es mit schmelzender Stimme durch den Kirchenraum:

»Le ... be wohl! Le ... be wohl! Lee ... e ... be wohl!«

IX

An einer sommerhellen Nacht, Anfang Juni, fuhr Doktor Gaardbo mit seiner Familie über das Kattegat auf dem Wege nach Favsingholm. Als das Schiff um Sonnenaufgang die Einfahrt zur Förde erreichte, waren der Doktor selber und seine beiden ältesten Kinder schon auf Deck. Sie standen am Achtersteven und sahen zurück auf die ruhige Meeresfläche, auf der sich der breite, scharf abgegrenzte Kielwasserstreif des Schiffes wie ein unendlicher Landweg dahinwand. Auf einer Sandbank lagen ein paar Seehunde und nahmen in dem ersten Morgenschimmer ein Sonnenbad.

Vor einer Fährstelle in der Fördemündung hielt das Schiff an und setzte einen Passagier an Land. Und nun dampfte es mit drei Fischerbooten in die Förde hinein. Auch einige große Seevögel folgten dem Schiff ein Stück landeinwärts.

Als sie sich Favsingholm näherten, wurde Meta aus der Kajüte herausgeholt, wo sie zusammen mit dem Mädchen die drei jüngsten Kinder hatte besorgen müssen. Hinter den großen Wiesen erhob sich das Land mit steilen Ufern, und hier kamen nun die roten Mauern von Favsingholm am Fuße einer waldbekleideten Hügelkuppe zur Erscheinung. Der Doktor zeigte und erklärte, und Metas Eindruck war der allerbeste. Wie gut und friedlich sah es hier aus! Paul hatte ausnahmsweise wirklich nicht übertrieben. Diese blumengeschmückten Wiesen mit dem weidenden Vieh und den stolzierenden Störchen – es war ein glücklich verborgener Winkel der Welt, der Erlaubnis erhalten hatte, seit dem Morgen der Zeiten unberührt dazuliegen.

»Nun, was sagst du denn?« fragte der Doktor.

»Ja, Paul! Ich stehe hier und denke, daß wir jetzt doch wohl in eine neue Welt gekommen sind.«

»Freilich, und dabei ist alles so wunderschön heimisch,« sagte er.

Er dachte an die Einfahrt zur Koldinger Förde und an die Heimfahrten in der Studentenzeit zusammen mit Johannes auf einem billigen Deckplatz. Diese helle Nacht auf dem Meer und der Anblick der grünen Wiesen veranlaßten ihn von neuem, in Gedanken einen Ruf nach dem Bruder auszusenden, den er im Reich der Schatten zurückgelassen hatte.

Jetzt tauchte Randers vor ihnen unter seinen hohen Hügeln auf. Die Einfahrt verengte sich mehr und mehr. Der Bug des Schiffes schob während der Fahrt fast die ganze Wassermasse vor sich her in einer blanken Welle, die sich über das Ufer wälzte und unter dem Achtersteven gleich einem schäumenden Wasserfall zurückströmte.

Als das Schiff am Bollwerk anlegte, hielt da ein Stuhlwagen aus Favsingholm auf der Brücke und ebenfalls ein Arbeitswagen für das Gepäck. Anderthalb Stunden später fuhren sie auf den Schloßplatz ein.

Torben Dihmer stand selbst oben an der Treppe und hieß sie willkommen.

Ogleich Meta auf die Veränderung vorbereitet war, die seit dem Herbst mit seinem Äußern vorgegangen, erschrak sie doch anfangs ein wenig. Auch die Kinder waren ganz benommen. Sie mußte ihnen einen Puff in den Rücken geben, um sie zum

Gutentagsagen anzutreiben. Torben aber ließ sich nicht länger von der Verlegenheit beeinflussen, die die Leute zu befallen pflegte, wenn sie ihn zum erstenmal in seiner jetzigen Verfassung sahen. Er streichelte den Kindern die Wangen und lächelte.

Nach einer Weile versammelten sich alle um den festlich gedeckten Frühstückstisch, wozu auch der Inspektor und der Verwalter eine Einladung erhalten hatten. Torben war in allerbesten Laune und erzählte unter anderm von den großen Umbauten, die bevorstanden, und die sich wahrscheinlich über ein paar Jahre erstrecken würden. Da namentlich das Hauptgebäude einer Instandsetzung bedürfe, sei es seine Absicht, sich für diese Zeit eine Höhle im Walde einzurichten, wo gerade eine alte Försterwohnung freistand.

Nach Tische führte er seine Gäste ein wenig im Park umher. Aber da er müde geworden war, überließ er es dem Inspektor, sie in ihr neues Heim hinüber zu begleiten.

Die frühere Gutsverwalterwohnung war ein langes, niedriges Gebäude, dessen eines Ende die letzten Überbleibsel des verunglückten Altersheims beherbergte. Zu dem Hause gehörte ein großer Obstgarten, der in diesen Tagen ein einziges Blumenzelt war. Eine Zauntür führte direkt in den Wald – oder in »die Wälder«, wie man dort in der Gegend sagte, weil es ursprünglich drei gewesen, die im Laufe der Zeit zusammengewachsen waren. Die westlichste und höchste dieser Waldwellen, die durch Schluchten mit hüpfenden Bächen getrennt wurden, hieß der Hochwald, und hier oben am Saume lag das kleine, rotgetünchte Försterhäuschen, das Torben sich zur zeitweiligen Wohnung ausersehen hatte.

An den folgenden Tagen waren Meta und ihr Mann beschäftigt, ihr Heim einzurichten, und sie sahen nichts von Dihmer. Der Doktor mußte auch einen Tag nach Randers fahren, um Einkäufe in Verbandstoffen und dergleichen zu machen, und hier wurde er in dem Kontor der Apotheke einem älteren Herrn vorgestellt, der während des Besuchs erschien, was offenbar nicht ganz zufällig geschah. Es war Doktor Mikkelsen.

Als die beiden Kollegen dann später zusammen die Straße eine Strecke hinabgingen, äußerte sich Herr Mikkelsen mit Überlegenheit über seinen früheren Patienten auf Favsingholm.

»Es ist hoffentlich Ihrer Aufmerksamkeit nicht entgangen, daß Gutsbesitzer Dihmer unzurechnungsfähig ist,« sagte er und erzählte von der Ursache eines plötzlichen Rückfalles, so wie er sie selbst neulich durch ein Telefongespräch mit Asmus Hagen erfahren hatte. »Der Mann *will* ein Wrack sein. Sein ganzer trauriger Zustand ist selbstverschuldet. Er gehört in Wirklichkeit in eine Irrenanstalt.«

Trotz der offenbaren Feindseligkeit machten die fachlichen Aufschlüsse, die er mitteilte, einen recht überzeugenden Eindruck auf Paul Gaardbo, der während seines Besuches hier im März selbst einmal Dihmer gegenüber ein etwas unsicheres Gefühl gehabt hatte. Es war an einem Tage, als dieser ihm einige sehr sonderbare Aufzeichnungen vorgelegt hatte, mit denen er das Vorhandensein einer telepathischen Verbindung zwischen gewissen Bewegungen im Weltenraum und den Funktionen seines eigenen Organismus hatte beweisen wollen. Mit Sorgfalt waren diese Aufzeichnungen auf quadriertem Papier gebucht, wo gleichzeitig graphische Darstellungen der Bewegung der Planeten am Himmelsraum, des Zu- und Abnehmens

des Mondes und der Sonnenflecke, der Veränderung im Barometerstand, der Windstärke, des Feuchtigkeitsgrades der Luft usw. eingezeichnet waren.

So sehr er sich auch verwundert hatte, sah er damals in Dihmers merkwürdigem Aufgehen in diese Sachen nur einen unschuldigen Hang, sich mit Schnurpfeifereien zu beschäftigen. Jetzt fiel plötzlich ein grelles Licht auf seine verschiedenen Sonderbarkeiten, und je mehr er auf dem Heimwege darüber nachdachte, um so ernster schienen sie ihm zu sein.

In niedergeschlagener Stimmung kehrte er nach Favsingholm zurück.

Meta stand auf der Trittleiter und hängte Gardinen auf. Er erzählte ihr, was er gehört hatte, und die Mitteilung wirkte auf sie wie ein Erdbeben. Sie mußte sich auf die Leiter niedersetzen.

»Dann hat Jytte doch wieder recht gehabt! Weißt du wohl noch, sie sagte, in Kopenhagen halte man ihn für geisteskrank? Was sollen wir nur einmal machen?«

»Ich muß natürlich Klarheit über das Verhältnis haben. Ich will heute abend noch zu ihm hinübergehen.«

Torben hatte den größten Teil des Nachmittags in seinem Zimmer verbracht. Jetzt in der Dämmerung saß er in einer der tiefen Fensternischen und sah den westlichen Himmel hinter den Bäumen des Parkes flammen. Ihm war ein wenig trübselig zumute, wie er das zu werden pflegte, wenn der Tag schwand und die lange Nacht mit Schlaflosigkeit oder bösen Träumen seiner harrte. Aber er liebte es, des Abends hier zu sitzen und den Untergang der Sonne und das langsame Verblässen der Farben zu verfolgen. Vertraut wie er war mit dem Gedanken, daß sein eigenes Leben vor dem nächsten Morgen ausgeblasen sein könne, wie ein Licht, das im Zugwind steht, hatte er sich daran gewöhnt, so zu leben, als wenn jeder Tag sein letzter sei. Deswegen wurden alle Augenblicke so voller Bedeutung.

Als die alte Barbara erschien und den Doktor meldete, bat er sie, ihn hereinzuführen. Gleichzeitig beauftragte er sie, eine Flasche von seinem eigenen Wein aus dem Keller zu holen.

»Guten Abend, Herr Doktor!« grüßte er angeregt und bat seinen Gast, in dem andern der beiden Lehnstühle, die in der Fensternische standen, Platz zu nehmen. Barbara brachte einen kleinen Tisch, den sie zwischen sie stellte, und nach einer Weile erschien die matronenhafte Haushälterin mit einem Teebrett, auf dem eine langhalsige Flasche und zwei dunkelgrüne Römer standen.

Paul Gaardbo sah mit Verwunderung diese Vorbereitungen zu einem Trinkgelage, aber er verhielt sich abwartend und fragte nach Dihmers Befinden.

»Ich höre, Sie sind heute nicht in den Ställen gewesen. Sie sind doch nicht elend gewesen?«

»Nein, ich habe allerlei im Hause zu kramen gehabt. Ich bekam heute morgen einen Brief von Architekt Schmidt. Er steht mit seinen Handwerkern bereit und verlangt, daß die Arbeit in der nächsten Woche begonnen wird. Jetzt bin ich nahe daran, die ganze Geschichte zu bereuen, denn ein wirklich heimisches Gefühl hier im Hause bekomme

ich ja doch nie wieder. Nach einem solchen Aufräumen in einem alten Heim werden die Erinnerungen für eine Reihe von Jahren friedlos. Nun – man soll ja auch dafür sorgen, daß man sein Heim nicht zu einem Friedhof macht.«

Er hatte, während er sprach, die Gläser vollgeschenkt. Die Hand zitterte ein wenig, und er mußte sich über den Tisch beugen, um sehen zu können.

»Sie trinken doch ein Gläschen leichten Wein?«

»Danke schön – können Sie aber so etwas vertragen?«

»Ich finde, ich bin nicht in der Lage, auf diesen kleinen Genuß zu verzichten. Wenn der Kuchen verzehrt ist, tröstet man sich mit den Krumen. – Aber kosten Sie jetzt einmal den Wein!«

Er trank selbst langsam die Hälfte seines Glases, während Paul Gaardbo gleichgültig einige Schlucke heruntergoß.

»Was sagen Sie dazu?«

»Ja, er schmeckt gut.«

»Jetzt sollen Sie die Geschichte des Weines hören. Sie kennen sicher dem Namen nach die alte Universitätsstadt Freiburg im Breisgau. Sie liegt in Baden, am Fuße des Schwarzwaldes und ist meiner Meinung nach eine der schönsten Städte nördlich der Alpen. In der Umgegend wächst die beste Traube Süddeutschlands. Ich bin, nachdem ich mein Examen hierzulande bestanden hatte, dort auf die Universität gegangen, um Nationalökonomie zu studieren. Es war eine ganz lustige Zeit. Ich gewann unter den Studiengenossen ein paar gute Freunde. Eines Tages, auf einem Ausflug in die Berge, kauften wir gemeinsam die Jahreseernte eines Weinberges. Es wurde drolligerweise ein ganz gutes Geschäft. Und diese Flasche ist also propre cru!«

Er erhob den Römer gegen das Licht. Der Schein der Abendröte draußen brach sich in den gewölbten Seiten des Glases und färbte den goldenen Wein, so daß der Pokal mit Blut gefüllt erschien, wie der heilige Gral.

»Sehnen Sie sich nicht danach, wieder hinauszukommen und zu reisen?«

»Nein, wozu doch nur! Kann ich es besser haben als hier? Wozu soll man überhaupt reisen? Entweder fühlt man sich zufrieden, wo man ist, oder nirgends in der Welt. Seit ich selbst nach Hause gekommen bin, finde ich es so lächerlich, nach Erlebnissen in der Welt umherzujagen, und ich begreife jetzt, weshalb diese Globetrotter die langweiligsten Menschen von der Welt sind. Ich kann noch des Nachts vor Schrecken erwachen, wenn ich geträumt habe, daß ich wieder in einen Eisenbahnwagen eingeschlossen worden bin, wo vier fremde Menschen von ihren Zeitungen auffahren, wie wilde Tiere von einem Knochen. Noch schlimmer aber ist es, wenn solche Zeitungsleser hinterher ein Gespräch mit einem anfangen, um ihre dumme Allwissenheit auszukramen.«

Der Wein hatte ihn redselig gemacht, und er fuhr fort:

»Ich will Ihnen übrigens erzählen, wie ich mich selbst von solcher Fliegelust kuriere. Wenn mir das Gut hier zu sehr zum Gefängnis wird, mache ich es so, wie es mein Großvater getan haben soll, wenn er der Welt überdrüssig war. Ich bleibe in meinem Bett liegen und ziehe die Decke über die Ohren – ›in den Bau gehen‹, sagt man vom

Fuchs. Nach Verlauf von ein paar Tagen stehe ich auf, und siehe da, es ist alles neu geworden, wie es in der Heiligen Schrift heißt. Ich sehe meine Stube wieder mit einem Gefühl, als kehre ich von einer neuen Weltumsegelung zurück.«

Er hatte die Flasche genommen und die Gläser von neuem gefüllt.

»Aber geht das auch an?« fragte Paul Gaardbo.

»Was?«

»Ich bin ja freilich noch nicht als Ihr Arzt angetreten, aber ich muß doch sagen, daß es sicher nicht gut für Sie sein kann, Wein zu trinken.«

»Das weiß ich sehr wohl; aber um offen mit Ihnen zu reden, Herr Doktor, möchte ich Ihnen sagen, daß ich keine große Gefahr laufe, indem ich mich über die Rücksicht auf meine Gesundheit hinwegsetze. Es ist mir nicht so viel geblieben, daß ich es der Mühe wert halte, Staat damit zu machen.«

»Ich glaube, Sie irren.«

»Das mag sein. Aber lassen Sie mich gestehen, daß meiner Auffassung nach die große Anstrengung, die sich die Menschen im allgemeinen machen, um die Gesundheit zu bewahren, etwas Tragisches hat; das Leben bringt doch den meisten von uns mehr Kummer als Freude! Als Arzt müssen Sie natürlich anders über die Sache denken, aber ich sage Ihnen im voraus, es nützt nichts, daß Sie mich ausschelten.«

»Ich verstehe Sie gewiß nicht richtig. Falls Sie gesund werden könnten, würden Sie sich doch wohl nicht weigern, die nötigen Verhaltensmaßregeln zu ergreifen?«

Torben, der das Glas wieder an den Mund geführt hatte, ersah auf einmal aus seinem Ton, daß er sich auf irgendeine Weise Aufklärungen von Asmus Hagen verschafft haben mußte, und verstimmt setzte er das Glas nieder, ohne zu trinken.

»Ich möchte Sie bitten, sich keine Sorgen um meine Gesundheit zu machen, Herr Doktor. Ich wünsche, Ihnen das ein für allemal gesagt zu haben; ich habe mein eigenes Wohlbefinden, und ich beneide niemand um seine Gesundheit. Es liegt nicht der geringste Grund vor, mich zu bedauern. Ich fühle mich glücklicher denn je in meinem früheren Leben, und was die Zukunft anbetrifft, so bin ich zufrieden, wenn sie mir keine andere Veränderung bringt, als die unvermeidliche. So wie ich hier lebe, kann ich trotz meiner Krankheit ein alter Mann werden. Aber ich kann auch im Laufe einer Stunde sterben. Das weiß ich alles, und ich habe mich mit beiden Möglichkeiten vor Augen eingerichtet.«

Als Paul Gaardbo nicht antwortete, schwieg auch Torben eine kleine Weile, während er in die Dämmerung des Parkes hinaussah.

»Könnte man es den Menschen überhaupt abgewöhnen, sich Hoffnungen zu machen, dann wäre gewiß der ärgste Fluch von ihnen genommen. In dem Punkt glaubte ich mich übrigens im Einverständnis mit Ihren eigenen Anschauungen. Sollte ich eine Überschrift über das Tor von Favsingholm sehen, wenn es einmal in seiner neuen Gestalt fertig steht und die Zufluchtsstätte geworden ist, die mir vorschwebt, dann sollten es die oft verkannten Worte werden: ›Beim Eintritt hier laßt alle Hoffnung fahren.‹ Denn doch erst, wenn man den beschwerlichen Gast zur Tür hinausgesetzt hat, kehren Friede und Glück in ein Haus ein.«

Die alte Barbara kam herein, um die Lampe anzuzünden. In dem Zimmer war es jetzt ganz dunkel. Nach einer Weile erhob sich Paul Gaardbo. Er ging in einer wunderbar erregten Gemütsstimmung nach Hause. Er hatte ein Gefühl, als habe er mit dem einsamsten Menschen der Welt gesprochen.

»Nun?« fragte Meta, die mit Unruhe auf seine Rückkehr gewartet hatte. »Müssen wir reisen?«

»Nein! Doktor Mikkelsen hatte doch nicht recht. Ich verstehe es jetzt. Dihmer hat sich mit seinem Unglück abgefunden und wartet nur auf den Tod.«

»Dann brauchen wir also nicht abzureisen, Paul?«

»Nein, nein! Im Gegenteil! Wir müssen versuchen, ob wir ihm nicht in seiner großen Einsamkeit ein wenig Aufmunterung verschaffen können. So denkt er gewiß auch selbst.«

X

Nach der ersten Sommerwärme zog die wohlhabende Gesellschaft Kopenhagens aufs Land. Die Stadt entfaltete sich in der Sonne wie eine blühende Schlingpflanze, schoß Ranken an allen Eisenbahnliesen entlang und setzte Knospen an jeder Station an. Gleich Elfen in flatterndem Spinnenwebflor schwebten die tonangebenden jungen Damen auf Rädern durch den Wald, gefolgt von ihren Kavalieren, oder sie setzten den Flirt des Winters in Badeanzug und Wachstummütze am Seestrand fort. Orthodoxe Sonnenanbeter und Meeranbeter lagerten sich in paradiesischer Nacktheit am Strande unter dem moralischen Schutz irgendeines »Systems«, und auf einer Landzunge am Issefjord hatten die Heiligen der letzten Tage, die sogenannten »Krabbler«, sich niedergelassen. Sie waren Anhänger eines kürzlich erstandenen Gesundheitspropheten, der die Ursache allen Kummers und Elends des Lebens in dem aufrechten Gang des Menschen erblickte. Um das Paradies zurückzugewinnen, müsse man sich wieder auf allen vieren bewegen, jedenfalls einige Stunden des Tages. Die innern Organe erhielten in dieser Stellung ihre natürliche Lage, der Blutumlauf werde befreit, und das Ergebnis sei ein ungeahntes Wohlsein. Da namentlich die überfetten, von ihrem Körper beschwerten Personen sich von dieser neuen Lehre angezogen fühlten, war es eine Volksbelustigung geworden, zu den Zeiten des Tages, wo die Gemeinde in ihren braunen Sackgewändern gleich einer Schar Riesenkröten an der Erde herumkrabbelte, nach der Landzunge hinauszuwallfahrten.

Auch Karsten und Jytte zogen Mitte Juni aufs Land.

Das Ergebnis des Wettbewerbes über das Enslev-Bild war kurz zuvor veröffentlicht worden und hatte Anlaß zu einem mächtigen Aufruhr in der Presse gegeben. Wie gewöhnlich hatte Karl May das Feuer angefacht. Er hatte den Einfall gehabt, den großen polnischen Führer als vierzehnjährigen Jungen vom Lande darzustellen, der in armseligem Konfirmationsanzug, mit einem Kleiderbündel und einem Stock, auf der Wanderung von der Heimat in die Welt hinaus begriffen ist, deren Eroberer er werden sollte. Die Figur war in sitzender Stellung, auf einem Grabenrande an einem einsamen Heidewege angebracht, und mit brutaler Wirkung war der verkrüppelte Fuß in den Vordergrund des Bildes hinausgestreckt. Aber der Ausdruck in dem bleichen Antlitz des schwächlichen Knaben, die brennende Unruhe des Blickes, gleichsam eine Widerspiegelung des Sturmhimmels über der öden Landschaft, waren genial erfaßt und versöhnten mit dem Frechen und Unsaubern in der Ausführung.

Auf Grund von Karl Mays Mitarbeiterschaft am »Werkeltag« hatte das Zensurkomitee ihn indessen von vornherein außer Betracht gelassen. In der beschlußnehmenden Versammlung handelte es sich um die Wahl zwischen Karsten Froms Folkethings-Interieur mit seinem virtuosenmäßig behandelten Raum und vielen flott eingesetzten Porträts, und dann dem tüchtigen, aber konventionell aufgefaßten Bilde eines älteren, angesehenen Künstlers, das Enslev als Ministerpräsident darstellte. Der Ausfall der Abstimmung wurde eine entschiedene Mehrheit für Karstens Bild, für das man sich in Reichstagskreisen stark interessiert hatte, wegen des Schimmers von Idealität, den er über die Züge der porträtierten Herren zu legen verstanden hatte. Selbst Gjärup hatte

einen engelhaften Blick hinter der Brille erhalten. Im »Fünften Juni« hatte außerdem der dicke Möller seine Pflicht getan und die Stimmung zugunsten des Bildes bearbeitet. Er, Karl Mays ehemaliger Freund und Bewunderer, hatte täglich mit der Schläfrigkeit der Impotenz kleine giftige Bemerkungen über ihn ausgespritzt und bei einer besonderen Gelegenheit mit wirkungsvoller Wut Rache genommen, weil Karl May im Frühling, als Jörgen Berg in eine Nervenklinik kam, ihm Frau Maja vor der Nase weggeschnappt hatte.

Jyttes Menschenverachtung erhielt in diesen Tagen in einer Weise Nahrung, die ihre ganze Trübseligkeit wachrief. Gleich als die Blätter die Mitteilung von dem Ausfall gebracht hatten, strömten Glückwünsche und Blumen bei ihnen ins Haus, sogar von Menschen, von denen sie wußte, daß sie Karsten im geheimen entgegengearbeitet hatten. Alle Blätter des Landes brachten sein Bildnis mit einer ausführlichen Lebensbeschreibung, und Leute aus ihrer Bekanntschaft, die sie seit ihrer Ehe kaum hatten grüßen wollen, kamen quer über die Straße, um sie mit Komplimenten zu überschütten, und dieser Chor von Gratulanten, diese untertänige Bewunderung des Erfolges machten sie beschämt.

Am meisten aber war sie fast über Karsten selbst erstaunt. Obwohl niemand besser als er Bescheid wußte, wie der Sieg errungen war, stieg ihm all dieser Weihrauch zu Kopf. Sogar die bezahlten Lobpreisungen des dicken Möller waren ihm ein Genuß, als seien sie das Urteil eines höchsten Gerichts. Sie mußte in diesen Tagen oft an ihren alten Freund Professor Ole Knudsen denken. Sein sarkastisches Wort von dem journalistischen Eselsregiment, unter dem die Welt seufzte, und das die Bevölkerung ärger terrorisierte als die Despoten der Vergangenheit, erhielt hier von neuem eine Bestätigung.

Aber jetzt war ihr auch der Anblick der Menschen ganz unerträglich geworden. Am allerliebsten wäre sie in irgendeinen fernen Winkel geflohen, um dort das große Ereignis abzuwarten, das bevorstand. Aber infolge von Karstens Arbeit und gleichzeitig aus Rücksicht auf ihre Mutter, die immer kränkelte, mußten sie in der Nähe von Kopenhagen bleiben.

Einen guten Teil ihrer Reizbarkeit schrieb sie übrigens ihrem Zustand zu. Aber was war das auch für eine wahnsinnige Weltordnung, die die Frauen Eindrücken gegenüber so wehrlos machte, gerade zu einem Zeitpunkt, wo ihr Gemüt gegen die Sturmstöße der Stimmungen geschützt sein und in stiller Erwartung ruhen sollte? Konnte man sich darüber wundern, daß die Menschen mit allerlei Unglückskeimen in sich geboren wurden, wenn die Schwangerschaft die Mütter krankhaften Gefühlen und abnormen Gelüsten preisgab, die die Seele mit Ekel erfüllten?

Sie hatten das Wohnhaus auf einem kleinen Bauerngehöft gemietet, das auf offenem Felde nördlich vom Furesee lag, nicht weiter von der Bahnstation entfernt, als daß sie leicht zur Stadt kommen konnten. Da waren nur drei kleine Stuben, aber es gehörte ein guter Garten zum Hause mit einer hohen Hecke nach der Landstraße hinaus.

Regelmäßig jeden zweiten Nachmittag fuhr sie zur Stadt, um sich nach ihrer Mutter umzusehen, die trotz ihrer Schwäche in diesem Sommer nicht aufs Land wollte, weil sie nicht mehr nach Storeholt kommen konnte. Hinterher pflegte sie zu ihrem Mann ins Atelier zu gehen, von wo sie zusammen nach Hause fuhren.

Schon seit längerer Zeit hatte sie mit Unruhe und Spannung auf das erste Lebenszeichen ihres Kindes gewartet, und jetzt eines Vormittags, als sie im Garten saß, stutzte sie infolge eines eigentümlich leisen, weichen Gefühls in der linken Seite. Von dem Augenblick an, als es ihr klar wurde, daß dies das Kind war, das sich in seinem Ewigkeitsschlaf regte, wurde ihr Verhältnis zu ihm ein anderes. Was bisher mehr ihre Gedanken als ihre Gefühle in Bewegung gesetzt hatte, wurde erst jetzt in all seiner Unfaßlichkeit zu einer wahren Wirklichkeit für sie. Sie hatte ein Kind! Tief in ihrem Schoß schlief ein unschuldiges kleines Wesen, das jetzt zum Leben erwachte und schon nach ihrer Zärtlichkeit verlangte.

Eines Tages überraschte sie ein Brief ihres Veters, des Jägermeisters, der auf Kosten seines Bruders in einer Pension auf dem Lande untergebracht worden war. Seine Ehe war aufgelöst, er selbst für unmündig erklärt, aber jetzt teilte er ihr auf drei schön geschriebenen Seiten mit, daß er endlich das Glück gefunden, indem er sich mit der jüngsten der beiden Schwestern, die das Pensionat besaßen, verlobt hatte.

»Marianne Wamberg ist vierunddreißig Jahre alt und befindet sich mit andern Worten in dem für Frauen allerschönsten Alter. Sie ist sowohl in bezug auf das Äußere als auch auf das Innere ein Engel. Durch Fleiß und Sparsamkeit haben sie und ihre Schwester sich von unten heraufgearbeitet, offen gestanden aus dem dienenden Stande, und ich kann mit gutem Gewissen sagen, daß ›Sophienlust‹ in diesem Teile des Landes das Pensionat ist, das sich des besten Rufes erfreut. Selbst arbeite ich im Garten und beschäftige mich übrigens mit allem, was vorkommt. Falls Du und Dein Mann einmal in diese Gegend kommen solltet, müßt Ihr wirklich bei uns einsehen. Ihr werdet zwei Turteltauben treffen, die von dem Leben gelernt und begriffen haben, daß eine gute Verdauung, körperliche Arbeit und Liebe das einzige ist, was den Menschen glücklich machen kann; alles andere ist Eitelkeit und Narrenstreiche.«

Als Karsten den Brief gelesen hatte, brach er in ein Gelächter aus und machte den Vorschlag, daß sie dem jungen Brautpaar ihre Glückwünsche persönlich bringen wollten. Obwohl Jytte keinen Gefallen an seiner Heiterkeit fand, ging sie auf den Vorschlag ein. Sie war wirklich ein wenig neugierig geworden, und eines Tages, als das Wetter gut war, machten sie sich auf den Weg.

Sie fuhren mit der Bahn nach Holbäck und von da in einem altmodischen Mietwagens mit einem Pferdegespann weiter ins Land hinaus. Sie kamen durch mehrere Dörfer, und der Anblick der vielen rotwangigen Kinder machte Jytte verstummen. Unwillkürlich ergriff sie Karstens Hand.

Sie hatte am Morgen einen langen Brief von Meta bekommen, die auf ihre gründliche Weise über ihr neues Heim, ihren Mann und ihre Kinder berichtete. Obwohl auch allerlei von Dihmer darin stand, hatte sie den Brief nur ganz flüchtig gelesen und ihn nachher verwahrt. Die Vergangenheit beschäftigte sie nicht mehr. Jetzt nahmen die kommenden Tage alle ihre Gedanken in Anspruch. Die Zukunft wogte auch jetzt vor ihrem innern Blick gleich einer sommerlichen Landschaft in unruhig wechselnder Beleuchtung.

Nach einer Fahrt von einer guten Stunde bogen sie von der Landstraße ab. Der Kutscher zeigte mit der Peitsche auf ein villenartiges Gebäude in einiger Entfernung und erklärte, daß es das Pensionat »Sophienlust« sei.

Ein Mann mit aufgekrempeelten Hemdsärmeln und einem Flicker auf dem Hinterteil der Hose stand vor der Einfahrt und sägte Holz. Bei dem Geräusch des Wagens wandte er sich um. Es war der Jägermeister. Als er sie erkannte, ließ er mit einem Freudengebrüll die Säge fallen.

»Nein, seid ihr es, Kinderchen!« rief er mit seiner unkonfirmierten Stimme. »Das ist wirklich hübsch von euch. Steigt doch herab vom Wagen. Steigt doch herab! Jetzt will ich Marianne rufen. Wie gut du aussiehst, Jytte! Komm in meine schweißigen Arme, Base!«

Ohne die geringste Verlegenheit über seine Kleidung, sein unrasiertes Gesicht oder sein ganzes heruntergekommenes Dasein zu zeigen, half er ihnen vom Wagen herab und führte sie hinein.

In seiner Stube, die hinter dem Küchengang lag, machte er ausdrücklich darauf aufmerksam, daß alle Möbel ihm selbst gehörten. Da waren außer dem Bett ein kleiner Waschtisch, ein Kleiderschrank, ein paar Stühle und ein Klapp Tisch. Das war alles, was er von den Herrlichkeiten Storeholts behalten hatte.

»Kommt jetzt einmal her und betrachtet meine Aussicht!« sagte er, nachdem er einen Rock angezogen hatte, der die geflickte Hose bedeckte. »Ist das hier nicht herrlich? Diesen Blick den Hügel hinab bis an den Wald – ich gäbe ihn nicht für eine Million her. Wenn ich nachmittags hier am Fenster sitze und eine Pfeife rauche, fühle ich mich vollkommen zufrieden. Ich beklage mich durchaus nicht. Natürlich war es nicht zum Totlachen für einen Mann mit meiner Vergangenheit, als unheilbarer Idiot erklärt zu werden. Ihr habt es doch gelesen? Es hat ja in allen Blättern gestanden, mit vollem Namen und Titel und dem Ganzen. Aber was sollte ich machen? Ich *hatte* ja Skandal gemacht. Außerdem lag da eine ärztliche Erklärung vor, und wie schon die alten Griechen sagten: Gegen die Wissenschaft kämpfen selbst die Götter vergebens! – Aber wo bleibt Marianne nur einmal?«

Er ging an die Tür und rief hinaus: »Aber Misse, wo bleibst du denn? Wir dürsten alle nach deinem Anblick!«

Sobald er ihnen den Rücken zuwandte, hatten Karsten und Jytte einander einen Blick zugeworfen. Aber als Karsten eine komische Grimasse schnitt, runzelte Jytte die Stirn.

Eine kleine, braungelockte Dame mit schönen und lebhaften Augen erschien in der Tür. Dort blieb sie einen Augenblick stehen, während sie mit lächelnder Verlegenheit über ihre Schürze strich. Endlich faßte sie Mut und trat ein. Der Jägermeister stellte sie vor, und mit einem drolligen kleinen Knicks nahm sie Jyttes und Karstens Glückwünsche entgegen.

Nachdem sie sich ein paar Minuten im Zimmer aufgehalten hatte, während welcher sie die Fremden zu einer Tasse Kaffee im Garten zusammen mit den Pensionären einlud, zog sie sich wieder mit einem kleinen Knicks zurück.

»Nun?« rief der Jägermeister, »was sagt ihr jetzt? Ist sie nicht süß? Wilhelmine ist es natürlich nicht, aber ich habe wirklich keinen Grund, den Tausch zu bereuen. Wir sind schon wie eine kleine Familie und arbeiten ausgezeichnet zusammen. Meine Schwägerin hat hauptsächlich den inneren Haushalt in Händen, und Marianne hat die Küche unter sich. Augenblicklich haben wir vierzehn Pensionäre, und sie sagen alle,

daß man nirgends so gut bereitete Kost im Verhältnis zu dem Preise bekommt. – Aber Wilhelmine ist es natürlich nicht.«

Er öffnete die Tür, um seine Gäste in den Garten hinauszuführen. Plötzlich aber schloß er sie wieder und sagte mit gesenkter Stimme: »Ihr habt wohl gesehen, daß Wilhelmine *doch* bei der Eröffnung der Fächerausstellung präsiert hat, und daß sie auch die Königin empfangen hat? Aber das habe ich mir gleich gedacht! Was die Dame will, das setzt sie durch, so oder so. Und ihr könnt mir glauben, sie hat sich großartig gemacht! Das stand auch in den Zeitungen. Ein kaneelbraunes Kreponkostüm von Wundt & Svendsen. Und jetzt ist mein ehemaliger Schwiegervater auch gestorben und hat der Mission Hunderttausend vermacht. Ich sage prost Mahlzeit!«

Draußen im Garten saßen die Pensionäre schon um den Kaffeetisch. Am Tischende präsierte ein ehemaliger Kaufmann aus der Provinz, der ebenso wie der Jägermeister – und aus ähnlichen Gründen – zu den Stammgästen des Hauses gehörte. Die übrigen waren größtenteils jüngere Menschen, die ihre Ferien hier zubrachten. Karstens Künstlername, der gerade durch das Land geflogen war, hatte Aufsehen erregt. Auch Jytte interessierte, als man erfuhr, daß sie die Tochter des Ministers Abildgaard sei.

Das ältere Fräulein Wamberg empfing die Gäste mit vielem Anstand und übernahm die Vorstellung. Sie war eine üppige Dame, die an ihre Schwester erinnerte, so wie ein Weißkohlkopf an eine Rose.

Anfangs herrschte feierliches Schweigen, neugieriges Ausspähen und kleinstädtische Verlegenheit – bis eine breitrückige Kopenhagener Volksschullehrerin, die gewohnt war, der humoristische Mittelpunkt der Unterhaltung zu sein, die Zigarre aus dem Munde nahm und rief:

»Ach, Herr Johansen, seien Sie doch mal so schieläugig und lassen Sie den Zucker hier herunterrutschen!«

Das war ein Treffer. Die feierliche Stimmung explodierte, und Gelächter ergoß sich über den Tisch.

Wie in den meisten Sommerpensionaten hatte sich die Ferienstimmung bei der Jugend in allerlei lustigen Einfällen ausgelöst. So war man darauf verfallen, die Namen umzutauschen, und um die Lustigkeit zu erhöhen, hatte man den Damen die Namen der Herren gegeben und umgekehrt. Besagter »Herr Johansen«, den die Volksschullehrerin angeredet hatte, war in Wirklichkeit eine junge, silberblonde Dame, nicht im geringsten schieläugig, dahingegen von seltener Schönheit.

Plötzlich ertönte ein Ruf von dem untersten Tischende, wo die Jugend ihren Platz hatte. Alle sprangen auf und begannen aus Leibeskräften in die Luft zu blasen.

»Ein Freierbrief! ... Ein Freierbrief!«

Eine Blütendaune segelte durch die Luft über den Tisch hin, und diesen Sendboten des Schicksals galt es, sich vom Leibe zu halten, wenn man nicht in den Verdacht geraten wollte, heimlich verliebt zu sein. Die ganze Gesellschaft verschwor sich offenbar gegen »Herrn Johansen«, namentlich alle Herren waren eifrig bemüht, die Daune ihr zuzublasen. Sie wehrte sich tapfer und bekam einen puterrotten Kopf vor Verlegenheit und Anstrengung. Schließlich floh sie über den Rasenplatz, und der ganze Schwarm folgte ihr.

Der bankrotte Kaufmann aus der Provinz und der Jägermeister, der, den Arm um Marianne geschlungen, dasaß, ermunterten die Verfolger durch lustige Zurufe. Auch Karsten war ein interessierter Zuschauer. Er hatte sofort die schöne, junge Dame bemerkt und wurde jetzt verdächtig lang im Rücken, während er mit den Augen ihre schlanke Gestalt in dem Kampfgetümmel verfolgte.

»Wir wollen aufbrechen, Karsten!« flüsterte Jytte, die von vornherein die stürmische Munterkeit verstimmt hatte. »Ich fühle mich nicht wohl.«

Eine Viertelstunde später befanden sie sich auf dem Heimwege.

So wie auf der Ausfahrt saß Jytte meist in Gedanken versunken da, während Karsten nervös eine Zigarette nach der andern rauchte. Vor dem Aufbruch aus »Sophienlust«, als Jytte einen Augenblick von den Schwestern Wamberg entführt wurde, die ihr absolut Haus und Garten zeigen wollten, hatte er Gelegenheit gehabt, ein paar Worte mit dem jungen »Herrn Johansen« zu wechseln, dessen wirklicher Name Fräulein Sölling war. Er hatte erfahren, daß sie in Kopenhagen wohnte und Turnlehrerin an einer der großen Mädchenschulen war.

»Um deinen Vetter brauchen wir uns ja keine Sorge mehr zu machen,« sagte er, als sie eine Strecke gefahren waren. »Der ist offenbar in seinem Element. Es ist ja wirklich ein Idyll aus dem Irrenhause.«

»Ja, es gibt noch glückliche Naturen,« sagte Jytte, die wieder an Meta und ihre Kinder dachte. Sie sah die Freundin da drüben in ihrem Garten mit Dihmer sitzen, der jetzt offenbar auch zur Ruhe gekommen war und sich zufrieden fühlte. Meta hatte von einem großen Johannisfest geschrieben, zu dem er alle Bewohner des Gutes eingeladen hatte, und wo bis an den sonnenhellen Morgen lustig auf den Wiesen getanzt worden war. Sie begriff das nicht. Aber es war gut, daß sie in Zukunft nicht mehr mit Gewissensbissen an ihn zu denken brauchte.

XI

Als Jytte einige Tage später zu ihrer Mutter hineinfuhr, fand sie sie wieder im Bett. Frau Berta sah schlecht aus und trug eine merkwürdige Gleichgültigkeit für alles zur Schau, womit Jytte sie zu ermuntern suchte. Dahingegen begann sie plötzlich und ohne allen Anlaß von Jyttes Vater und den Brüdern zu sprechen.

»Wo glaubst du, daß sie jetzt weilen?« fragte sie.

In dem Kabinett, wo die Mutter sie nicht hören konnte, klingelte Jytte Asmus Hagen an.

Asmus wußte sehr wohl, daß seine Tante Krebs hatte und daß der Zustand hoffnungslos war, aber wie die meisten Ärzte betrachtete er seine Patienten und ihre Angehörigen als unmündige Kinder, die mit leeren Worten hingehalten werden mußten, wenn sie ernste Fragen stellten. Als Jytte ihm sagte, daß es wirklich notwendig sei, etwas Ernstes zu tun, um die Mutter wieder gesund zu bekommen, versicherte er, daß kein Grund zu irgendwelcher Besorgnis vorliege.

Jytte aber war ängstlich geworden, und am nächsten Tage fuhr sie schon am Vormittag in die Stadt, um zu hören, wie die Nacht verlaufen war.

Zu ihrem Erstaunen empfing das Mädchen sie mit dem Bescheid, sie könne nicht in das Zimmer gehen, der Herr Pfarrer sei da ...

»Der Pfarrer?«

»Ja, er kommt um diese Zeit jeden Vormittag hierher. Frau Geheimrat hat gesagt, sie will nicht gestört werden, solange der Herr Pfarrer da ist.«

»Nun ja, dann komme ich später wieder. Ich habe auch noch ein paar Besorgungen zu machen,« sagte Jytte und wollte gehen, als plötzlich eine böse Ahnung in ihr aufstieg.

»Was für ein Pfarrer ist das?« sagte sie. »Wissen Sie, wie er heißt?«

»Ja, es ist Pastor Gaardbo.«

»Wie lange pflegt er hier zu sein?«

»Das ist ganz verschieden.«

»Ist es lange her, seit er gekommen ist?«

»Eine halbe Stunde.«

»Dann will ich doch lieber warten,« sagte sie und ging hinein.

Von dem Mann wollte sie sich nicht vertreiben lassen. Vielleicht hatte er sie obendrein gehört, und er sollte doch nicht glauben, daß sie ihn aus irgendeiner Furcht mied.

Sie setzte sich ins Wohnzimmer und nahm eine Zeitung. Die Tür zur Schlafstube der Mutter war geschlossen, aber sie konnte ihn deutlich da drinnen sprechen hören.

Einmal im Frühling, kurz nach ihrer Heimkehr von der Hochzeitsreise, war sie ihm wieder in der Straßenbahn durch die Bredgade begegnet; und so wie das letztmal

hatte er dagesessen und sie von dem andern Ende des Wagens finster angestarrt, ohne zu grüßen. Es war ihr nun eine Befriedigung, daran zu denken, daß die Sachlage ihn diesmal zwingen würde, wenigstens höflich zu sein.

Nach einer kurzen Wartezeit tat sich die Tür zum Schlafzimmer, auf, und Johannes Gaardbo trat von dort herein.

Sie sah, daß eine leichte Röte über seine Wangen huschte, als er sie bemerkte. Im übrigen aber schien er nicht überrascht. Er war offenbar darauf vorbereitet gewesen, daß sie sich einmal hier begegnen würden.

Er blieb stehen und grüßte, näherte sich ein paar Schritte und sagte: »Ich finde, es geht Ihrer Frau Mutter heute besser. Mit Gottes Hilfe wird sie bald wieder in Gang kommen.«

Jytte antwortete nur mit einem Neigen des Kopfes, worauf er sich wieder verbeugte und ging.

Jytte blieb zurück mit einem unsicher« Gefühl, das durch sein verändertes Wesen veranlaßt war. Es hatte eine gewisse Befangenheit in seiner Haltung gelegen. Außerdem hatte es so ausgesehen, als erwarte er, daß sie ihn auffordern würde, Platz zu nehmen. Was führte er im Schilde? Trotz seiner Miene glaubte sie nicht an seine Verzeihung. Der Mann konnte sicher nicht vergessen.

Als sie in das Schlafzimmer kam, lag die Mutter mit der Hand unter dem Kinn da, als schlafe sie. Erst als Jytte fast bis an das Bett gelangt war, schlug sie die Augen auf.

»Bist du es?« sagte sie schwach und sah sie wie aus der Ferne an.

Jytte setzte sich auf den Rand des Bettes, aber es lag eine Welt zwischen ihren Gedanken, und die Unterhaltung geriet schnell ins Stocken. –

Um ein erneutes Zusammentreffen mit Pastor Gaardbo zu vermeiden, wiederholte Jytte ihre Vormittagsbesuche nicht, und da der Zustand der Mutter sich in der folgenden Zeit ein wenig zu bessern schien, während sie selbst sich auf allerlei Weise arg beschwert fühlte, schränkte sie überhaupt ihre Fahrten in die Stadt ein.

Eines Tages erhielt sie zu ihrer Überraschung Besuch von dem dicken Möller. Der asthmatische Mann kam geradeswegs aus der Stadt in einem Automobil gefahren und war sehr enttäuscht, Karsten nicht zu treffen. Er erklärte, er habe ihn mehrmals im Laufe des Tages vergeblich im Atelier aufgesucht, weswegen er geglaubt habe, Karsten sei vielleicht der Hitze wegen zu Hause geblieben. Da es sich um eine sehr wichtige Sache handele, bat er, ihm zu sagen, wo er ihn finden würde. Jytte konnte sich nicht entschließen, zu gestehen, daß sie es nicht wußte, und kam mit Ausflüchten. Nicht mit einem Wort hatte Karsten erwähnt, daß er nicht wie gewöhnlich im Atelier sei. Aber er hatte gewußt, daß sie heute nicht in die Stadt kommen würde; das hatte sie ihm ausdrücklich am Morgen gesagt.

Als sie am Abend bei Tische saßen, fragte sie, wie es ihm in der heißen Stadt ergangen sei; ob er bei der Hitze habe arbeiten können?

»Großartig! Ich habe geschuftet wie ein Sklave!«

Jytte fühlte gleichsam einen Schlangenbiß im Herzen und ward still. Dann erzählte sie von Möllers Besuch, und obwohl Karsten auf die natürlichste Weise lächelte, glaubte sie

ganz bestimmt zu bemerken, daß er nervös wurde.

»Viermal ist das Untier bei mir gewesen,« sagte er. »Ich kenne ja sein Klingeln, aber ich wollte ihn nicht einlassen.«

»Warum nicht?«

»Du weißt ja recht gut, weswegen er kommt. Und jetzt finde ich, weiß Gott, daß ich genug in diese Whiskytonne hineingegossen habe.«

Jytte ließ sich einen Augenblick durch die Erklärung beruhigen. Aber noch nach Tische, als sie draußen im Garten saßen, bebte ihr Herz, und da Karsten sich offenbar anstrebte, witzig zu sein, um sie in gute Laune zu versetzen, fragte sie sich selbst: »Betrügt er mich?«

Sie hatte diese Eifersuchtsdramen, die Eheleute vor aller Welt Augen aufführten, immer gleich entwürdigend für beide Teile gefunden und sich selbst gelobt, daß die Tragikomödie ihres Veters ihr zur Warnung dienen sollte. Vor nicht gar langer Zeit hatte ihr außerdem eine frühere Freundin, Jenny Brammer, mit zornglühenden Wangen anvertraut, daß sie mit Hilfe eines Nachschlüssels den Schreibtisch ihres Mannes geöffnet habe, um Beweise für seine Treulosigkeit zu erlangen. In ihrem Haß gegen ihn hatte sie ihr intimstes Zusammenleben preisgegeben, und zwar mit einer Roheit, daß Jytte sie bitten mußte, zu schweigen. Zwei Tage später aber erhielt sie einen strahlend glücklichen Brief von ihr mit der Erklärung, das Ganze sei ein Mißverständnis gewesen.

Am nächsten Morgen, als Karsten sich in die Stadt begab, stand Jytte dessenungeachtet hinter der Schlafstubengardine verborgen und folgte ihm mit wachsamen Augen durch den Garten. Und es wollte ihr scheinen, daß sein Gang schneller war als sonst, und daß er diese witternde Haltung hatte, die sie nur allzu gut kannte.

Den ganzen Vormittag ging sie gequält umher, und nach dem Frühstück entschloß sie sich, früher als sonst in die Stadt zu fahren und ihn im Atelier zu überraschen.

Als sie mit Hut und Umhang im Zimmer stand, hörte sie ein Automobil draußen auf dem Wege halten. Sie dachte sofort, daß es wohl wieder der dicke Möller sei. Aber als sie Asmus Hagen durch den Gang heraufkommen sah, durchzuckte sie eine Angst.

Sie eilte hinaus.

»Es ist doch nichts mit Mutter?«

»Jetzt mußt du nicht erschrecken,« sagte Asmus. »Ich war zu einem Patienten hier in der Nähe gerufen, und da meinte ich, daß ich doch gleich bei dir einsehen und dich wissen lassen wollte, daß deine Mutter heute gegen Morgen einen Anfall von recht argen Unterleibsschmerzen gehabt hat. Ich habe ihr ein paar Striche Morphinum gegeben, daher muß sie jetzt lieber Ruhe haben. Du kannst aber gern hineinfahren und dich nach ihr umsehen, wenn du nur nicht zu lange bleibst.«

Auf dem Wege in die Stadt ließ er sie allmählich verstehen, daß der Zustand ernst sei. Daß die Krankheit Krebs war, sagte er jedoch nicht, und auch Jytte nannte das Wort nicht, aus Furcht, daß ihre dämmernde Ahnung bestätigt würde.

Sie fand die Mutter stark geschwächt nach den Qualen der Nacht. Die Arme lagen ohnmächtig auf der Decke ausgestreckt, und nur mit Mühe hob sie die Augenlider. Den

stärksten Eindruck auf Jytte machte jedoch der angstvoll spärende Blick, mit dem die Mutter Asmus' und ihre eigene Verstellung zu durchdringen suchte, und der Ausdruck von Müdigkeit und Lebensüberdruß, mit dem sie das Gesicht abwandte, als Asmus sie munter versicherte, daß sie bald wieder in Gang sein werde.

Eine ältere Pflegerin, die der Vetter geschickt hatte, hielt sich im Krankenzimmer auf. Sie ging mit ihm hinaus, als er sich verabschiedet hatte, und Mutter und Tochter blieben eine Weile allein.

Jytte hatte sich auf den Rand des Bettes gesetzt und die Hand der Mutter ergriffen.

»Was glaubst du, daß mir fehlt?« fragte die Mutter, sobald die andern gegangen waren.

»Du hast dich wohl erkältet, liebe Mutter!«

»Hat Asmus nichts gesagt?«

»Nicht zu mir.«

»Ach nein, ich soll wohl bis zuletzt betrogen werden.«

Die Augenlider schlossen sich, und nun wandte sie sich wieder ab. Jytte wollte sie gern trösten, wußte aber nicht, was sie sagen sollte. Und jetzt schlug die Uhr im Wohnzimmer und erinnerte sie an Karsten. Eine Unruhe befiel sie. Es war fünf. Falls sie sich Hoffnung machen wollte, ihn noch zu treffen, ehe er nach dem Bahnhof ging, konnte sie nicht länger hier bleiben. Sie überlegte, ob sie ihn von hier aus anklingeln sollte, aber auf die Weise würde sie nur erfahren, ob er im Atelier war, nicht, ob er Besuch hatte.

Als die Pflegerin zurückkam, entschloß sie sich, zu gehen. Asmus hatte sie ja auch davor gewarnt, die Mutter zu ermüden.

Frau Berta sah auf und fragte verwundert: »Willst du schon wieder nach Hause?«

»Nein – aber nun mußt du Ruhe haben, liebe Mutter. Ich fahre zu Karsten und komme dann in ein paar Stunden wieder.«

Sie traf ihren Mann, eifrig beschäftigt, vor seiner mächtigen Leinwand und wurde mit einer Unbefangenheit begrüßt, die sie beschämt machte. Und als sie jetzt von ihrer Mutter erzählte und von den quälenden Gedanken, die sie sich über den Charakter ihrer Krankheit machte, befiel sie die Erschlaffung nach den Gemütsbewegungen der letzten vierundzwanzig Stunden wie eine Ohnmacht. Sie brach in ein nervöses Weinen aus und mußte sich auf sein Ruhebett legen. Karsten erschrak. Er kam mit kölnischem Wasser, um ihre Schläfen zu baden, und seine verfahrenere Fürsorge rührte sie, so daß sie ihm in Gedanken herzlich Abbitte tat wegen ihres häßlichen Verdachtes.

Nun währte es nicht lange, bis Jytte an den Veränderungen in dem Gesicht der Mutter sehen konnte, daß es zum Tode ging. Als sie den Vetter fragte, bestätigte er es auch, indem er erklärte, daß eine Operation wegen des Sitzes der Geschwulst nicht vorgenommen werden könne. Dahingegen tröstete er sie damit, daß die Mutter kaum lange leiden werde.

Das ging jedoch nicht in Erfüllung. Langsam, im Laufe vieler Wochen, löste sich Frau Berta auf, und der Tod ersparte ihr seine Daumenschrauben nicht.

Jytte hielt sich während dieser ganzen Zeit hauptsächlich in der Stadt auf, und es ließ sich nicht vermeiden, daß sie und Pastor Gaardbo einander hin und wieder in den Zimmern der Mutter begegneten. Sie begrüßten einander jedoch nur im Vorübergehen. Jytte verließ das Krankenzimmer immer, wenn sie ihn klingeln hörte. Aber es gab auch Stunden, wo sie ihn mit Ungeduld erwartete und dankbar war für den Trost, den er der Mutter brachte. Während Frau Bertas schwersten Leiden war seine Nähe fast das einzige, was ihr ein wenig Ruhe verschaffen konnte. Aber wie sonderbar verändert war er auch! In diesem stillen Mann mit dem scheuen Wesen konnte sie oft schwer jenen stolzierenden Dorfapostel wiedererkennen, den sie in Storeholt getroffen und dessen Blick ihr noch vor kurzem mit einem so boshaften Verlangen, zu demütigen, entgegengeleuchtet hatte. Was konnte nur einmal geschehen sein?

Jeden Tag gegen Abend kam Karsten und holte sie ab. Unangenehm berührt von dem Medizinergeruch und den Klagelauten, die aus dem Schlafzimmer drangen, schlich er verlegen in seinem pfirsichfarbenen Sommeranzug umher und war ungeduldig, fortzukommen.

Allmählich, als das Zerstörungswerk rings im Leibe der Mutter fortschritt und das Morphinum seine Macht über die Schmerzen verlor, lebte Jytte in einem Fieber, das sie aus einer Gemütsbewegung in die andere warf, so daß sie zuweilen fürchtete, den Verstand zu verlieren. Sie hatte noch nie einen Menschen sterben sehen. Ihr Vater war wie von einem Blitz mitten unter seiner Arbeit zu Boden geschlagen worden, und dem Bruder Ebbe war sie wenige Stunden, ehe er sich das Leben nahm, auf der Straße begegnet. Es war bisher auch mehr der Jammer des Lebens als der des Todes gewesen, der sie beschäftigt hatte. Aber was sie in diesen Tagen erlebte, weckte einen stummen Schrei in ihr, einen Schrei des Grausens und der Rache gegen die dunklen Mächte, die ihre Mutter so schändlich leiden ließen, ehe sie aus einem Dasein erlöst wurde, das sie schon im voraus übel gelohnt hatte für alle ihre Aufopferungen. Sie fühlte ihre eigenen Lebensquellen einfrieren, als sie sah, wie der beste und liebevollste aller Menschen Tag für Tag auf der Marterbank des Todes dalag, Glied für Glied zerrissen wurde, gleichsam zur Belustigung eines wahnsinnigen und bluttrunkenen Gottes.

Trotz des schönen Wetters waren sie und Karsten jetzt wieder in die Stadt gezogen, um der Mutter näher zu sein. Bei dem zunehmenden Dunkel der Abende hielt sie es nicht länger aus vor Grauen draußen auf dem Lande, wo sie auch kein Telephon hatten. Dazu kam, daß sie wieder mißtrauisch in bezug auf Karsten geworden war, weil sie eines Tages ein silberblondes Frauenhaar auf einer seiner Jacken fand. Obwohl sie sich in dieser Zeit unwillkürlich gegen alle Eindrücke wehrte, die ihr Gemüt noch mehr aus dem Gleichgewicht bringen konnten, klingelte sie ihn regelmäßig ein paarmal am Tage an, um zu erfahren, ob er im Atelier war. Sie hatte sich nicht entschließen können, ein Polizeiverhör vorzunehmen. Sie wollte sich nicht der Gefahr aussetzen, ihre Eifersucht zu verraten. Aber sie mußte beständig an ein paar Worte denken, die ihre Mutter früher ihr gegenüber häufig wiederholt hatte, daß in dem Verhältnis zu den Frauen die meisten Männer Gelegenheitsdiebe seien. Und nun gar Karsten, der einstmals ein »Professional« gewesen war! Beständig sah sie das schöne Fräulein Sölling vor sich, das sie auf Sophienlust getroffen und dessen Haar genau dieselbe blonde Farbe gehabt hatte.

Karsten seinerseits war sehr zufrieden mit seiner verfrühten Rückkehr in die Stadt, obgleich er auch hier in Verlegenheit war, was er mit seinen Abenden anfangen sollte. In den Theatern konnte er sich unter den obwaltenden Umständen nicht blicken lassen, ohne Anstoß zu erregen, und noch mehr würde ein Besuch im Tivoli oder im Zirkus den guten Ton verletzen, den zu wahren er sich sehr angelegen sein ließ.

Aber alle diese Selbstentsagung übte unverkennbar einen Einfluß auf seine Laune aus. Wenn er nach der Arbeit des Tages aus dem Atelier heimkehrte und Jytte unzugänglich und finster in der Sofaecke sitzen sah, wurde er selbst melancholisch. Nach Tisch setzte er sich in sein Zimmer, rauchte Zigaretten oder blätterte in einem Buch, während er gähnte, so daß der Stuhl zitterte.

»Gehst du fort?« fragte Jytte immer, wenn er in sein Zimmer hineinging.

Blieb er aber bei ihr, so hatten sie einander nichts zu sagen. Es war nur die Einsamkeit, vor der ihr graute, wenn er sie verließ. In Wirklichkeit sah sie ihn am liebsten nicht, denn er ging so unruhig im Zimmer umher wie ein mondsüchtiger Kater und bemühte sich offenbar zu deutlich, eine schicklich betrübte Miene aufzusetzen.

Frau Bertas Zustand war jetzt derart, daß ein Abschluß jeden Tag erwartet werden konnte. Es war Wassersucht hinzugetreten, und um dem Herz und den Lungen Platz für ihre Funktionen zu schaffen, mußte das Wasser eines Tages abgezapft werden. Drei gefüllte Eimer wurden aus dem Schlafzimmer getragen, ehe die Atemnot gehoben war.

Als Karsten an diesem Tage in der Dämmerung nach Hause kam, fand er Jytte auf dem gewohnten Sofaplatz. Ihr Aussehen beängstigte ihn. Es lag etwas Unheimliches, Versteinertes über ihr. Er setzte sich still neben sie und ließ die Hand behutsam über ihren Arm hinabstreichen.

»Kann denn die kleine Frau gar nicht mehr ein bißchen lächeln?« fragte er.

Gleichsam als erwache sie, lehnte sie überwältigt den Kopf an seine Schulter und schloß die Augen.

»Ich finde, das Ganze ist so trostlos,« sagte sie.

Karsten begann, sie nach besten Kräften zu trösten. Da erhob sie plötzlich den Kopf und starrte ihn mit weit aufgerissenen Augen an.

»Wo bist du gewesen?« fragte sie.

»Wieso?«

»Was ist das für ein Parfüm, nach dem du riechst? Das ist nicht dein eigenes.«

Er lachte.

»Ach nein, – das ist sehr wahrscheinlich. Ich bin nämlich beim Friseur gewesen. Warum siehst du mich so an? Ist denn etwas Merkwürdiges dabei?«

Jytte erhob sich und blieb mitten im Zimmer stehen.

»Ich habe an etwas anderes gedacht,« sagte sie.

Was hast du denn nur, Jytte? Du bist übernervös. Du bekommst auch nicht genug Schlaf. Du solltest wirklich einmal ernstlich mit deinem Vetter reden und ihn bitten, daß er dir ein stärkeres Pulver verschreibt.«

Sie wandte sich nach ihm und sagte mit einer Drohung im Blick: »Das glaube ich selbst auch.«

Sie ging ins Schlafzimmer, und als sie allein geblieben war, streckte sie die Hände in die Höhe.

»Ach – hätte ich nur den Mut, zu sterben!«

Karsten blieb auf dem Sofa sitzen. Seine Miene war mutlos. Er machte sich ernste Vorwürfe über sein Verhältnis mit Fräulein Sölling. Zuzeiten hatte er fast gewünscht, daß seine Bemühungen der schönen Dame gegenüber nicht mit Erfolg gekrönt worden wären. Auf der andern Seite aber hatte er auch zu seiner Rechtfertigung sich selbst gefragt, ob ein Mann mit einer so schwierigen und launenhaften Frau, die sich obendrein im sechsten Monat befand, nicht schließlich zur Verzweiflung gebracht werden müsse.

Am selben Abend erhielt Jytte wieder einen langen Brief von Meta, die auf irgendeine Weise von der Krankheit der Mutter Nachricht erhalten hatte.

»Es ist ein entsetzlicher Schlag für Dich, liebe Jytte,« schrieb sie. »Und daß er Dich gerade jetzt treffen muß, wo Deine Mutter so viel für Dich hätte sein können! Es tut mir so schrecklich leid für Dich, daß Du nicht aus meinen Gedanken bist. Aber dann denke ich auch daran, daß der Gedanke an das Kind, das Du erwartest. Dir sicher ein großer Trost in dieser schweren Zeit sein wird, und ich bin auch überzeugt, daß Du mitten in Deinem Kummer es selbst als ein großes Glück empfindest, daß Du Mutter sein sollst. Ach, Jytte, wenn ich daran denke, daß Du ein Kind haben sollst, kann ich fast neidisch auf Dich sein. Es gibt doch keine schönere Zeit in dem Leben einer Frau, als die, wo sie ihr erstes Kind erwartet. Ich sehe Dich dasitzen und die winzig kleinen Hemdchen, Nabelbinden und die ganze Liliputgarderobe nähen, an der wir ja alle mit einer noch wunderlicheren Herzbeklemmung arbeiten, als an der Brautaussteuer im Jahre vorher. Als ich Hedwig erwartete, war ich nur zu ungeduldig, die Kleine in meinen Armen zu halten. Weißt Du wohl noch, wie wir in alten Tagen so oft darüber sprachen, wann Kinder am süßesten seien? Du warst für das einjährige Alter, wenn sie so eben anfangen, herumzustolpern und ein wenig zu sprechen. Ich fand dagegen, sie seien am süßesten im Plauderalter. Aber jetzt, seitdem ich selbst Kinder bekommen habe, glaube ich fast, daß sie mir am liebsten sind, wenn sie noch ganz klein und hilflos und gar nicht schön sind, sondern an der Brust liegen, die ganze Warze im Munde, so gierig wie ein junger Hund. Hedwigs Geburt war schlimm genug, das weißt Du, aber ich möchte gern noch einmal leiden, was ich damals litt, und noch zehnmal mehr, wenn ich den Augenblick noch einmal wieder erleben könnte, als ich sie zum erstenmal an die Brust legte.«

Es erging Jytte mit diesem Brief, wie es ihr mit den Schreiben der Freundin zu ergehen pflegte. Dieses Ammenstubegequatsch empörte sie, so daß es ihr schwer wurde, den Brief zu Ende zu lesen. Begriff Meta denn nicht, daß gerade *das* das Schrecklichste von allem Schrecklichen war, was sich in dieser Zeit ereignet hatte, daß sie einem armen Wesen das Leben geben sollte, in dem sich dieser ganze Jammer fortsetzen würde! Um die Unbefangenheit, mit der Meta selbst die Verantwortung übernahm, ein Kind nach dem andern in die Welt zu setzen, beneidete sie sie nicht.

Von Dihmer erzählte die Freundin auch diesmal mit einer Weitläufigkeit, die sie ihr nur verzieh, weil sie wußte, daß Meta immer noch nichts von seinem und ihrem früheren Verhältnis ahnte. Dihmer hatte nichts verraten. Es würde ihm auch nicht ähnlich gesehen haben, und sie machte sich jetzt Vorwürfe, daß sie jemals Sorge gehegt, er könne einem Dritten anvertrauen, was ein so tragisches Erlebnis für sie beide gewesen war.

In den ersten Tagen des September war die Mutter so schwach geworden, daß ihr das Sprechen schwer wurde. Es war notwendig gewesen, ihr noch einmal das Wasser abzapfen, das das Herz aus der Lage drängte und die übrigen Leiden durch eine qualvolle Atemnot steigerte. Hinterher hatte sie mehr Ruhe, aber die letzte Widerstandskraft des Körpers war gebrochen. Johannes Gaardbo hatte ihr vorher das Abendmahl gereicht. Nun lag sie fast immer still da mit geschlossenen Augen und hatte nicht mehr die Kraft, zu jammern.

Jytte fuhr am Nachmittag nach Hause, um einige Stunden auszuruhen. Sie hatte den ganzen Tag am Bett der Mutter gesessen und wollte dort auch in der Nacht zusammen mit der Pflegerin wachen. Als Karsten zu der gewohnten Zeit aus dem Atelier zurückkam, saß sie in einem der großen Stühle vor dem Ofen, der geheizt worden war, weil sie froh.

»Du sitzt hier im Dunkeln?« sagte er.

»Ja, aber du kannst gern anknipsen.«

»Meinetwegen nicht,« antwortete Karsten, der seine Gründe hatte, das Dämmerlicht vorzuziehen. »Es ist gerade so gemütlich. – Wie steht es in der Dronningens Tvärgade? Haben sie deiner Mutter das Wasser abgezapft?«

»Ja.«

Gerade als sie sich zu Tisch setzen wollten, wurde Karsten an das Telephon gerufen. Sein einförmiges »Ja« und »Nein« gaben keinen Aufschluß darüber, mit wem er sprach, und Jytte wollte nicht fragen. Karsten war abersichtlich nervös während der Mahlzeit, und hinterher, als sie beim Kaffee im Wohnzimmer saßen, fiel ihm plötzlich ein, daß er eine Zusammenkunft mit Bjerreby in Anlaß seines Bildes verabredet habe und gleich gehen müsse.

Das war Jytte zu auffallend. Sobald sie ihn die Flurtür hatte schließen hören, stand sie schnell auf, warf ihren Mantel über und band einen Theaterschleier um den Kopf. Sie wollte nicht länger hinters Licht geführt werden.

Einige Augenblicke später stand sie spähend unten in der Haustür und erhaschte einen Schimmer von Karsten, gerade als er unter der Straßenlaterne an der Ecke der Store Kongensgade stand. Sie folgte ihm, machte aber einen großen Bogen um die Laterne herum, um nicht gesehen zu werden. Jetzt sah sie ihn drüben an der Haltestelle auf eine Straßenbahn warten. Zu Bjerreby, der ganz in ihrer Nähe auf dem Toldbodvej wohnte, wollte er also nicht... Er stieg in die erste Straßenbahn, die kam, und da gleich darauf eine andre kam, folgte ihm Jytte auf den Fersen. Jetzt wollte sie Bescheid wissen.

In der Dronningens Tvärgade fuhr sie an den Fenstern ihrer Mutter vorüber, ohne daran zu denken. Sie war nur davon erfüllt, den Wagen vor ihr und die Personen, die

ausstiegen, wenn er hielt, im Auge zu behalten. Auf dem Kongens Nytorv, wo die Wagen ungefähr gleichzeitig anlangten, stieg Karsten aus und ging nach einem Droschkenhalteplatz hinüber. Kurz darauf saß er in einem Automobil auf dem Wege durch die Stadt, scharf verfolgt von einem andern Wagen, in dem Jytte verborgen saß, und dessen Lenker sie durch das Versprechen auf ein gutes Trinkgeld zu ihrem Mithelfer gemacht hatte.

In der Vimmelskaftet war ein kleiner Auflauf in Anlaß eines Hundes, der überfahren war. Jyttes Wagen mußte einen Augenblick halten, und als er seine Fahrt fortsetzen konnte, hatte der Lenker den andern aus den Augen verloren. Um aber das Trinkgeld nicht einzubüßen, wählte er aufs Geratewohl eines der vielen vorüberfahrenden Fuhrwerke als Gegenstand seiner Verfolgung, und die Fahrt ging weiter über den Rathausplatz durch die Vesterbrogade und in die Frederiksberger Allee hinein. Erst da draußen in dem dunklen Teil der Allee hielt der erste Wagen, und gleichzeitig hielt Jyttes Gefährt, ihrem Befehl zufolge, in einiger Entfernung davon. Jytte stieg schnell aus, sie war blaß und zitterte am ganzen Körper. Als sie aber statt Karstens eine ganze Familie aus dem Wagen krabbeln sah, Mann, Frau und drei, vier Kinder, wandte sie sich empört an den Automobillenker, der indessen frech versicherte, dies sei derselbe Wagen, den zu verfolgen sie ihm Befehl gegeben hatte.

Jytte war jetzt wie von Wildheit besessen und wollte nicht nachgeben. Um auf die Spur des Fräulein Sölling zu kommen, gegen die sie Verdacht hegte, hatte sie vor einiger Zeit im Wohnungsanzeiger nachgeschlagen und hier mehrere Lehrerinnen dieses Namens gefunden. Eine von ihnen wohnte im Gammel-Kongevej. Sie entsann sich noch der Nummer und beschloß, dahin zu fahren.

Im dritten Stockwerk fand sie eine Tür, die mit Visitenkarten überfüllt war, darunter auch eine mit dem Namen Herdis Sölling. Sie begriff, daß dies ein Pensionat sein müsse, und klingelte nicht. Falls Karsten ein Stelldichein mit einer Dame hatte, konnte es auf alle Fälle nicht hier stattfinden. Aber vielleicht war dies auch gar nicht die richtige. Irgendwo in der Vendersgade wohnte ein andres Fräulein Sölling. Sie entsann sich der Hausnummer nicht genau, aber sie konnte ja auf dem Wege dahin in eine Konditorei gehen und sich den Wohnungsanzeiger geben lassen.

Als sie wieder im Wagen saß, kam sie jedoch zur Besinnung und sah das Hoffnungslose ihrer Verfolgung ein. Der Wagenführer erhielt den Befehl, sie in die Dronningens Tværgade zu fahren.

Als sie hier – erschöpft und verwirrt – auf dem Flur anlangte, eilten ihr beide Mädchen entgegen und empfingen sie mit einem verzweifelten Ausruf: »Ach, gnädige Frau! ... Wir haben geklingelt und geklingelt.«

»Was ist denn nur geschehen? Wie geht es Mutter?« fragte sie mit einer fürchterlichen Ahnung und eilte ins Schlafzimmer, ohne die Antwort abzuwarten.

In der Tür begegnete sie der Pflegerin, und im selben Augenblick wußte sie, daß die Mutter tot war.

Da drinnen am Bett stand Asmus, der noch im letzten Augenblick gekommen war. Als er die Stimme der Base draußen auf dem Gang hörte, hatte er sich erhoben, um der Toten die Augen, zuzudrücken.

Noch im Mantel warf sich Jytte über die Leiche der Mutter. Die lag mit dem Gesicht nach der Tür zugewandt, als habe sie bis zum letzten Augenblick dahin gestarrt in der Hoffnung, ihre Tochter noch einmal zu sehen.

»Ach Mutter! – Mutter! – Mutter!«

XII

Nachdem Torben Dihmer in sein Waldhaus gezogen war, betrachtete er in noch höherem Maße als zuvor die Welt, die außerhalb der Grenzscheide Favsingholms lag, als einen fremden Erdball, den er einstmals in einem unheimlichen Traum besucht hatte. Um soweit wie möglich auch die Erinnerung daran auszulöschen, las er keine Zeitungen mehr. Er wollte das Recht haben, den Rest seines Lebens zu leben, ohne sich von diesen täglichen Forderungen auf Teilnahme für tausenderlei Dinge beunruhigen zu lassen, die ihm so herzlich gleichgültig geworden waren.

Aber die Welt ließ ihn nicht in Frieden. Sein lustiges Johannesfest halte in die Bewegung gegen ihn unter den Landbewohnern der Umgegend neues Leben geblasen und außerdem den Kirchlichgesinnten ein Ärgernis gegeben. Ein paar von den Randersschen Zeitungen hatten ihn geradezu als gemeingefährliche Person bezeichnet, die in eine Irrenanstalt gehöre. Abermals wurden ihm anonyme Drohbriefe zugesandt, die ihn wissen ließen, daß Favsingholm abgebrannt werden würde, und der neue Pfarrer in Favsingholm hatte von der Kanzel gegen das Sommerfest gewütet und es eine heidnische Orgie genannt, die der Himmel strafen werde.

Er ließ sie reden. Er hatte die Schreihälsa der ganzen Welt satt. Namentlich ekelte ihn der Schein des Ernstes an, mit dem die meisten sich schmückten.

Da draußen im Walde hatte er sich drei kleine Zimmer eingerichtet, die nur mit dem Allernotdürftigsten ausgestattet waren. In seiner zunehmenden Geringschätzung für die Güter der Welt, um die man draußen in der Gespensterwelt mit einer so blutigen Gier kämpfte und die man einander nicht gönnte, hatte er seine Lebensgewohnheiten mehr und mehr vereinfacht und eine Befriedigung darin gefunden, entbehren zu können.

Täglich fuhr er mit einem kleinen Einspänner nach Favsingholm hinab, um die Arbeit zu besichtigen, und in der Regel guckte er gleich einmal bei Doktor Gaardbos ein. Der Doktor wie auch Meta hatten ihn sehr lieb gewonnen, und er seinerseits freute sich über sie und über ihre Kinder. Oft konnte er eine ganze Stunde allein da draußen im Garten sitzen und sich daran ergötzen, die Kinder spielen zu sehen. Sein Verhältnis zu Paul Gaardbo hatte sich zu einer vertrauensvollen Freundschaft entwickelt. Und geschah es einmal, daß er über den naiven Doktor und seine Lebenslehre lächeln mußte, so war es doch auch *seine* Überzeugung, daß eine glücklichere Zeit für die Welt anbrechen würde, als er sie selbst erlebt hatte, eine Zeit, wo die Menschen sich mit Schaudern von dem künstlich sterilisierten Dasein, von dieser taghellen Hölle, in der sie sich jetzt geblendet herumtummelten, abwenden würden und ohne Widerspruch das Böse wie das Gute aus dem ewigen Quell des Lebens hinnehmen und Nahrung aus der Dunkelheit wie aus dem Lichte saugen würden.

Er persönlich erwartete nichts mehr von der Zukunft, als was ihm der Augenblick gönnen mochte. Er hatte sich von allen Wünschen und Hoffnungen befreit, die sich über den Tag hinaus erstreckten. Er freute sich über die Blumen in seinem Garten, wo er auch vier Bienenkörbe und eine fruchtbare Stacheligelfamilie zu seiner Zerstreuung hatte. Rings um ihn her sauste der Wald, und im übrigen war er von seinen

astrologischen Forschungen in Anspruch genommen, von diesen Fensterausgucken in die Unendlichkeit, über die er mit niemandem sprach, auch nicht mit Paul Gaardbo, der ganz offen die Achseln darüber gezuckt hatte.

Von dem Hause führte ein Pfad zu der einen der beiden tiefen Schluchten, die früher den Wald trennten, und auf deren Grunde ein lebhafter kleiner Bach von Stein zu Stein dahinhüpfte zwischen Adlerfarren und Brombeerbüschen. Hier oben stand eine Bank, die er in dieser Zeit häufig aufsuchte, um im Schutz vor den Herbststürmen zu sitzen. Der Pfad bog von hier aus nach unten zu ab, indem er an dem Rande der Schlucht entlanglief; wo sich diese nach den Wiesen und der Förde zu erschloß, führte der Pfad mittels eines Steges über den Bach, worauf er auf der andern Seite im Walde verschwand.

Jeden Morgen und jeden Abend ging ein Kätner über den Steg auf dem Wege zu und von seiner Arbeit auf Favsingholm. Sonst kam niemals ein Mensch dahin. Torben konnte hier Stunde für Stunde sitzen, ohne etwas anderes zu hören als das kindliche Geplauder des Baches und des Waldes Urgroßmutterreden von den entschwundenen Zeiten. In den ersten Sommertagen war hier ein Vogelchor erschallt, ein Liebesgezwitscher, das alles übertäubte. Jetzt liefen die Amseln lautlos in dem roten Laubboden umher. Hin und wieder schwang sich ein Fliegenschnäpper stumm über die Schlucht auf. Eines Tages drang plötzlich ein eigentümlicher Ton durch das Waldgesäusel. Er konnte sich nicht erklären, was es war. Es klang wie eine Schalmel.

Schließlich entdeckte er ganz unten an der andern Seite des Steges, am Waldesrande nach der Wiese zu, ein ruhendes Menschenpaar, einen Mann und eine Frau, zwei junge Leute auf der Sommerwanderung, soweit er es beurteilen konnte. Sie lag mit dem Kopf in seinem Schoß, und er saß mit einer Flöte vor dem Munde da und spielte eine wehmütig hintönende Melodie.

Dieser Anblick ergriff ihn wie ein Traumbild. Er war in einen Märchenwald hineingeraten und hatte einen Faun und eine Nymphe überrascht.

Es verging eine kleine Weile, dann erhoben sich die da unten. Er sah sie Ränzel über die Schulter werfen. Und nun kamen sie über den Steg auf dem Wege zu ihm hinauf.

In seiner Scheu vor fremden Menschen wollte er aufstehen und sich entfernen. Aber sie hatten ihn jetzt erblickt, und als er das sah, blieb er sitzen.

Es war ein schwergliedriger junger Mann mit einem lederbraunen Gesicht. Das junge Weib, das an seinem Arm hing, sah ein wenig blaß und angegriffen aus.

»Verzeihen Sie – führt der Weg hier nach Favsingholm?« fragte der Mann und blieb stehen.

»Nicht direkt. Sie kommen erst an ein Haus dort am Rande des Waldes. Dann müssen Sie in nördlicher Richtung um den Garten gehen, bis Sie an einen Fahrweg gelangen. Der führt nach Favsingholm.«

»Vielen Dank!«

Sie wollten weitergehen. Aber trotz des halb entsetzten, halb mitleidigen Blickes, mit dem das junge Weib Torben betrachtet hatte, hielt er sie mit einer Frage zurück.

»Wollen Sie jemand in Favsingholm besuchen?«

»Freilich. Sie sind dort vielleicht bekannt?«

»Ach ja.«

»Dann können Sie uns vielleicht sagen, ob Doktor Gaardbo zurzeit zu Hause ist.«

»Er ist zu Hause. Wollen Sie ihn besuchen?«

Die beiden jungen Leute sahen einander an, als schämten sie sich, zu antworten.

»Ja.«

Torben wollte nicht neugierig sein und fragte nicht weiter. Aber am Abend, als Paul Gaardbo nach dem Waldhaus hinauf kam, erzählte er selbst von dem Besuch.

»Er ist mit mir verwandt, aber ich habe den Bengel noch nie gesehen... geschweige denn seine Braut. Ich weiß nicht, was ich mit ihnen anfangen soll. Soviel ich aus ihnen herausbringen kann, ist das junge Mädchen von Hause fortgelaufen, um mit ihm nach Südafrika zu reisen und im Urwalde zu leben. Es fehlte ihnen nur an Geld. Da lasen sie in der Zeitung etwas von Favsingholm, und nun kommt er und bittet, ob er hier nicht Arbeit als Handlanger oder Grabenarbeiter bekommen könne, damit sie heiraten können.«

»Wie heißt der junge Mann?«

»Kjeld Borgen. Seine Mutter war meine Cousine. Er ist Studiosus juris und dreimal durch das Examen gefallen.«

»Aber warum sind Sie böse auf ihn? Das klingt ja alles sehr vielversprechend. Sie haben Ihren ersten Jünger bekommen. Daß es obendrein einer Ihrer eigenen Familie ist, der freiwillig zur Erde zurückkehrt, das würde ich als glückliche Vorbedeutung betrachten.«

»Darf er denn hier bleiben? Wollen Sie ihm Haus und Erdboden geben?«

»Natürlich! Übrigens kenne ich die jungen Menschen schon. Ich habe sie heute nachmittag getroffen, als sie durch den Wald kamen. Das junge Mädchen ist ja allerliebste und hat ein Paar treue Augen. Das letztere ist eine gute Mitgift. Und Ihr junger Verwandter spielt die Flöte sehr schön. Diese Fertigkeit ist meiner Ansicht nach weit mehr wert als ein juristisches Examen. Behalten Sie ihn nur um Gottes willen hier. So einen Spielmann haben wir gerade nötig, jetzt, wo wir dem Winter entgegengehen. Grüßen Sie Ihre jungen Vagabunden von mir; sagen Sie ihnen, ich hieße sie beide willkommen auf Favsingholm.«

Es sollten nicht viele Tage vergehen, ehe Kjeld Borgen Gelegenheit erhielt, sich als Nachkomme des alten Schmieds von Enslev – des Helden von Frederiksstad – zu erweisen. Der Molkereiverwalter von Favsingholm kam eines Abends spät aus Randers heim und spürte Brandgeruch, als er auf den Hof fuhr. Bei einer Untersuchung ergab es sich, daß aus einer Luke in dem westlichen Giebel des Kuhstalles Rauch quoll. Er schlug Lärm und weckte die Leute. Aber schon wenige Minuten später brachen helle Flammen durch das Strohdach.

Um das Vieh zu retten, mußte das Gebäude preisgegeben werden. Dreihundert Kühe und Färsen wurden losgemacht. Ehe die letzten herauskommen konnten, sprangen die Flammen am Dachrücken entlang wie glühende Katzen.

Ein Mann aus dem Favsinger Dorf entdeckte den Brandschein über dem Walde, als er seine Haustür schließen wollte. Gleich darauf läuteten die Kirchenglocken. Die Leute standen aus ihren Betten auf und strömten auf die Straße hinab. Als man sich aber klar darüber geworden war, daß es in Favsingholm brannte, beeilte man sich nicht damit, die Wasserwagen anzuspannen. Die Spritze des Dorfes kam jedoch schließlich in Gang, und nach und nach folgte dann auch ein Teil der Wasserwagen. Aber zu diesem Zeitpunkt war das ganze Gebäude ein prasselndes, knitterndes Feuer. Auch das Schweinehaus war in Brand geraten, und da der Wind auf die hohe, strohgedeckte Scheune an der andern Seite des Hofplatzes stand, war der ganze Wirtschaftshof bedroht.

Vorläufig schwebte die Molkerei in der größten Gefahr. Sie lag quer vor dem Platz und war von dem brennenden Stall nur durch einen Gang getrennt. Sprang das Feuer hier hinüber, so war die Scheune nicht zu retten, und trotz der Entfernung würde dann das Hauptgebäude nicht ganz außer Gefahr sein, infolge der vielen Gerüste, die es zurzeit umgaben. Deswegen wurde alles darangesetzt, die Molkerei zu retten. In dem südlichen Ende, das nach der Brandstätte zu lag, waren Segel über das Schindeldach gespannt, und oben auf dem Dachfirst saß ein Mann mit einem Spritzenschlauch und hielt die Segel beständig unter Wasser. Es waren allmählich Spritzen auch aus andern umliegenden Dörfern gekommen, eine Menge Neugierige waren herzugeströmt, außerdem ein paar Polizisten, Brandvögte und andere Leute, deren Aufgabe es ist, Verwirrung zu verbreiten. Schließlich hatten sich ein paar hundert Menschen um die Brandstätte versammelt. Aber trotz allem, was auf dem Spiel stand, zeigten die Leute keinen Eifer, an der Löscharbeit teilzunehmen, und als ein Befugnisstreit zwischen den Brandvögten und den Spritzenführern entstand, setzten die Pumpen eine ganze Zeit mit der Arbeit aus.

Daß Paul Gaardbo in dieser Veranlassung die Leitung übernahm und sein Mundwerk gebrauchte, trug auch dazu bei, daß viele die Hände in den Taschen behielten. Der Unwille der Bevölkerung hatte sich in der letzten Zeit namentlich gegen ihn gewandt, sowohl weil er ein Fremder war, als auch weil sein offener Charakter und sein bestimmtes Auftreten als eine Art Herausforderung aufgefaßt wurden. Den »Hinketeufel«, wie er rings in der Gegend genannt wurde, betrachtete man als Dihmers bösen Geist, der seine Macht über den kranken Mann mißbrauchte, um wieder eine sklavenhafte Lebensweise auf Favsingholm einzuführen, wo der Arbeitstag jetzt um vier Uhr begann, wo man statt Kaffee oder Tee des Morgens Grütze und des Abends in Milch geschnittenes Brot bekam, so wie die Kettenhunde, wo einem Medizin verweigert wurde, wenn man krank war, und wo sowohl Frauen wie Mädchen ihre Kinder ohne Chloroformmaske zur Welt bringen mußten. Jetzt hatte ein schwachsinniges Individuum sich zum Vollzieher des Volksurteils gemacht und Feuer angelegt. Einer der Molkereieleven hatte ihn zwischen den Strohdienen gefunden, wo er sich versteckt hatte, um die Wirkung zu beobachten.

Der Mann, der auf dem Dach der Molkerei in einem Regen von Funken ritt, war Kjeld Borgen. Um sich gegen die furchtbare Hitze zu schützen, hatte er ein Tuch vor das Untergesicht gebunden. Zuweilen verschwand er ganz in dem Rauch, den der Wind über ihn hinführte. Aber er hielt stand; und diese Unerschrockenheit machte einen großen Eindruck auf die Menge, die ein paarmal unwillkürlich in laute Rufe ausbrach,

wenn ein Funke seine Kleider angezündet hatte. Unten am Fuße der Leiter, auf der er hinaufgeklettert war, stand Grete, die Hand auf der Brust, und erstickte ihre Angstrufe, damit der Laut ihrer Stimme ihm den Mut nicht rauben sollte.

Auf der entgegengesetzten Seite des brennenden Gebäudes wurde gleichzeitig ein anderer Kampf ausgefochten, der ebenfalls viele müßige Zuschauer versammelt hatte. Als man das Vieh im Stall losgelassen hatte, ging das Ausrücken in guter Ordnung vor sich, weil den Tieren vom Sommer her die Gewohnheit noch in den Gliedern lag. Man trieb sie auf die Wiese hinab, wo sie eine Zeit ruhig umhergingen und an dem Gras schnüffelten. Aber von dem Augenblick an, wo der Stall in hellen Flammen stand, wurden sie unregierlich. Von dem Flammenschein geblendet, wurden sie von einer Tollheit erfaßt, von dem Willen, zu sterben, ergriffen. Brüllend rannten sie mit erhobenen Schwänzen umher, um zum Hof zurückzugelangen und sich ins Feuer zu stürzen. Obwohl sie mit Stockschlägen und Geschrei zurückgetrieben wurden, sobald sie sich näherten, durchbrachen mehrere die Absperrung und verschwanden in dem Flammenmeer.

Auf dem freien Teil des Hofplatzes – unbemerkt von den Zuschauern vor dem Molkereigebäude – stand eine einsame Gestalt in einem langen Mantel. Die Hand in der Seite, auf einen Stock gestützt, wie ein Fremder. Es war Torben. Der große Platz und die ganze Umgebung bis hinauf zu den Schornsteinrohren und den Wipfeln des Parks war fast sonnenhell beleuchtet von dem Schein der mächtigen Feuersbrunst. Es war jedoch weniger die Angst, das Haus seiner Väter in Asche gelegt zu sehen, als die boshafte Haltung der Menge, die ihn veranlaßte, sich mit einem fieberhaften Aufflackern aller Willenskräfte aufzustrafen. In gewissem Sinne stand er hier wirklich wie ein Fremder und betrachtete diesen selbstzufriedenen und schadenfrohen Haufen aus einer Entfernung von Tausenden von Meilen. Es war etwas in dieser wilden Flammenglut, das befreiend auf sein Gemüt wirkte. Er fühlte sich auf mächtigen Schwingen gehoben, und das Feuermeer leuchtete vor seinem innern Blick als glückliche Verheißung des großen Weltbrandes, auf den er gewartet hatte – die Sündflut von Feuer, in der ein verdorbenes Menschengeschlecht hinabgewirbelt werden und vergehen sollte!

Es erscholl ein Krachen, als wenn ein Baum gefällt wird. Einer der glühenden Dachsparren, dem Molkereigebäude zunächst, war mit Hilfe von Brandhaken zum Hinabstürzen gebracht worden. Gleich darauf folgten ein paar andere. Nun gelang es auch, den Giebel über das Feuer hinabzuwälzen, und der Funkenregen, der das Dach der Molkerei bedroht hatte, hörte auf.

Noch ein paar Stunden währte das Feuer, aber dank Kjeld Borgens Standhaftigkeit war eine Katastrophe abgewehrt. Ein Sparren nach dem andern sank flammend herab. Schließlich standen nur noch die kahlen Mauern des Stalles gleich einem Wall um das glühende Innere.

Nach und nach senkte sich die Finsternis wieder herab. Die ganze Nacht aber hörte man das Brüllen des obdachlosen Viehes, das draußen auf den Wiesen herumjagte.

XIII

Jytte war mehrere Tage nicht aus dem Hause gewesen. Der Anblick der vielen frohen Menschen, die von dem Sommer auf dem Lande zurückkehrten, wirr von Sonne und Seeluft, wirkte beängstigend auf sie. Sie begriff nicht, wie sich jemand von diesem falschen Schönheitsschimmer über einer Erde so voller Gräber betrügen lassen konnte.

Die Nacht war jedoch ihre schlimmste Zeit. Wegen ihrer Schlaflosigkeit hatte sie schon vor längerer Zeit Karsten vorgeschlagen, daß er in seinem eigenen Zimmer schlafen solle. Jetzt, wo sie sich mehr und mehr von seiner Treulosigkeit überzeugte, sah sie ihn überhaupt nur noch beim Mittagessen und setzte das Zusammenleben mit ihm ausschließlich aus Rücksicht auf das Kind fort, das sie erwartete. Und doch war es weniger seine Leichtfertigkeit, durch die sie sich erniedrigt fühlte, als die Schwäche seines Charakters, die Falschheit und elende Heuchelei, womit er seinen Betrug zu verbergen suchte. Und von diesem Menschen hatte sie ein Kind! ... Wie war es nur zugegangen? Ach, sie wußte es nur zu gut! Funkenweise war ihr in letzter Zeit das Verständnis aufgegangen. Es war ihr ergangen wie dem Kinde, das sich im Wald verirrt und sich vor lauter Angst immer tiefer und tiefer in die wilde Finsternis hineinstürzt. – – Aber sie hatte das ja alles voraus gesehen! Vom erstenmal an, als sie in das unwegsame Dornengestrüpp ihrer Seele starrte und mit panischem Grauen vor der Finsternis und den roten Raubtieraugen da drinnen floh, hatte sie ihr Schicksal gekannt.

–

Es schellte an der Flurtür, und unwillkürlich erhob sie sich ein wenig scheu, denn sie erkannte Pastor Gaardbos Klingeln. Der Besuch setzte sie nicht in Erstaunen. Sie hatte ihn erwartet. Nach dem Wunsch der Mutter hatte er an ihrem Sarge gesprochen, und da er sich ausdrücklich eine Bezahlung verbat, hatte sie ihm durch ihren Rechtsanwalt eine größere Geldsumme gesandt zur Verwendung nach eigenem Ermessen in der Samariterarbeit seiner Gemeinde.

Das Mädchen kam mit seiner Karte herein.

»Der Herr fragt, ob er die gnädige Frau einen Augenblick sprechen darf.«

»Haben Sie nicht gesagt, daß ich nicht empfangen werde?«

»Jawohl!«

Unwillkürlich strich Jytte mit der Hand das Nackenhaar glatt. Obwohl es schon spät am Tage war, hatte sie noch ihr Morgengewand an und kam eben aus ihrem Bade. Anfänglich entschloß sie sich, seinen Besuch abzulehnen, aber bewogen von der Erinnerung an seine große Hilfsbereitschaft der Mutter gegenüber, außerdem überredet von ihrem Einsamkeitsgefühl,ieß sie schließlich das Mädchen ihn hereinführen.

Sobald Johannes Gaardbo Platz genommen hatte, bereute sie jedoch ihre Nachgiebigkeit, weil die ganze Begegnung so hoffnungslos war. Was konnten sie einander sagen? Sie hörte seinen Dank für das große Geschenk an. Da sie aber nichts weiter erwiderte, als daß sie im Geiste der Mutter gehandelt habe, entstand gleich eine längere Pause.

Sie sah ihn die ganze Zeit vor sich, so wie er hinter dem Sarge der Mutter gestanden hatte, in dem entsetzlichen Zaubergewand und dem großen Tollenkragen, aus dem der Kopf hervorragte wie ein abgehauener Johanneskopf auf einer Schüssel. Von seiner Rede erinnerte sie sich nur wenig, weil sie ihn jetzt weniger denn je verstand. Sie redeten nicht dieselbe Sprache. Der Weltgeist, den er den Gott der Allliebe nannte, der die Schuld der Menschheit auf sich genommen hatte, war für sie ein Dämon der Finsternis, dessen empörende Sünden Mensch aus Einfältigkeit und Furcht zu den seinen machte.

In ihrer Angst, daß er mit einem Bekehrungsversuch beginnen könne, führte sie das Gespräch auf gleichgültige Dinge und ließ ihn kaum zu Worte kommen. Nicht einmal von der Mutter durfte er sprechen. Sie konnte es nicht ertragen, andere ihren Namen nennen zu hören.

Sie ahnte nicht, daß er hauptsächlich gekommen war, weil er sich selbst einsam fühlte und das Bedürfnis hatte, Verständnis zu finden. Infolge seines Auftretens bei Großhändler Söholms Begräbnis war er zurzeit ein verdächtiger Mann, der mit dem Bannstrahl der Mission bedroht war. Pastor Stensballe duldete keine Verletzung der Disziplin, vergab keine Kränkung der geschäftsmäßigen Organisation, in die die Kirche unter seiner Leitung mehr und mehr verwandelt worden war. Es war zu ein paar ernsten Zusammenstößen gekommen, bei denen Pastor Stensballe mit seinem heftigen Sinn sich schließlich ihm gegenüber auf eine solche Art vergessen hatte, daß ein fortgesetztes Zusammenarbeiten unmöglich gemacht war.

Pastor Gaardbo hatte unter anderm die Absicht gehabt, Jytte zu fragen, ob sie kürzlich von seiner Schwägerin auf Favsingholm gehört habe. Aber teils konnte er sich nicht recht überwinden, den Namen zu nennen und zu gestehen, daß er nicht mehr in Verbindung mit seinem Bruder oder dessen Familie stand, teils merkte er bald, daß Jytte noch zu erregt und nervös war, um eine wirkliche Unterhaltung führen zu können.

Nach einer ganz kurzen Pause verabschiedete er sich deswegen. Um jedoch einen Anlaß zu haben, den Besuch zu wiederholen, erwähnte er beim Abschied, daß es sie wohl interessieren würde, zu erfahren, wozu die schöne Gabe ihrer Mutter angewendet werde. Er wolle sich deswegen erlauben, sobald die Entscheidung getroffen war, wieder bei ihr einzusehen.

Jytte sagte weder ja noch nein, aber als er gegangen war, bereute sie, daß ihr der Mut gefehlt hatte, ihn abzuweisen. Welchen Zweck hatte es, daß er kam? Sie würden doch nie lernen, miteinander zu sprechen. Er war außerdem nicht ohne Schuld an ihrem Unglück, und das würde sie ihm nie verzeihen können. Hätte er sich in jenem Sommer auf Storeholt menschlicher in seinen Gefühlen ihr gegenüber gezeigt, so würde vielleicht jetzt vieles anders sein. Glücklicher würde sie freilich nicht geworden sein, aber sie hätte dann doch die Mutter nicht durch ihre Torheit ins Grab gebracht. –

Am Tage darauf erhielt sie Besuch von ihrem Vetter Asmus. Der kleine Professor hatte sie vor einiger Zeit auf der Straße getroffen und war durch ihr Aussehen beunruhigt worden. Es freute ihn deswegen, sie jetzt bei der kleinen Aussteuer zu finden, um so mehr, als er sich nicht ganz sicher fühlte, wie sie die Nachricht aufnehmen würde, deren Überbringer er war.

Nachdem er sich vergebens bemüht hatte, sie für Stadtneuigkeiten zu interessieren, stellte er ihr die Frage, die Johannes Gaardbo am vorhergehenden Tage auf den Lippen gehabt hatte:

»Hast du kürzlich von deiner Freundin auf Favsingholm gehört?«

»Ja, vor gar nicht langer Zeit. Sie schrieb mir in Anlaß von Mutters Tod.«

»Und da drüben ging alles gut?«

»Das glaube ich wohl.«

»Du hast vielleicht gelesen, daß in Favsingholm eine große Feuersbrunst gewesen ist?«

»Eine Feuersbrunst? ... Nein!«

»Es stand gestern in den Zeitungen. Der ganze Kuhstall ist abgebrannt und ein Schweinehaus. Man glaubt, daß das Feuer angelegt ist. Der Mann deiner Freundin, der Naturdokter, hat da drüben offenbar auch kein Glück mit seinem Auftreten gehabt. Er und Dihmer sollen die Bevölkerung auf verschiedene Weise herausgefordert haben.«

»Dann höre ich sicher in den nächsten Tagen wieder von Meta,« sagte Jytte. »Denn nun hat sie doch etwas zu erzählen.«

Nach einer Pause fuhr Asmus fort: »Du entsinnst dich vielleicht, daß ich auch einen Korrespondenten da drüben habe – Dihmers früheren Hausarzt. Mit ihm habe ich gestern und auch heute telephoniert. Mir ahnte nämlich, daß diese Feuersbrunstgeschichte ernstere Folgen für Dihmer haben würde, als ein paar abgebrannte Wirtschaftsgebäude, und meine Vermutung hat sich leider bestätigt.«

»Wieso bestätigt?« fragte Jytte; sie saß mit einem Nähfaden in den Händen und drehte ihn nervös zwischen den Fingern.

»Sein Zustand ist offenbar bedenklich. Die Aufregung ist für seinen untergraben Gesundheitszustand zu stark gewesen. Die Mitteilungen, die mein Doktor aus Randers heute aus Favsingholm eingeholt hat, klingen sehr trostlos. Dihmer soll bereits mehrere Ohnmachtsanfälle gehabt haben. Man muß wohl darauf vorbereitet sein, daß es diesmal der Tod ist. Aber mein Gewissen ist schuldlos. Er war gewarnt.«

Bei dem Worte Tod war ein Zittern durch Jyttes Körper gegangen. Asmus hatte es gesehen und sagte deswegen: »Wahrscheinlich wird man hören, daß die Leute das Ereignis auf ihre gewohnte oberflächliche Weise auslegen. Die Erklärung ist natürlich die, daß da stets ein krankhafter Punkt im Dihmers Gehirn gewesen ist, eine Brutstätte für die Verrücktheit, die sich in den letzten Jahren in ihm entwickelt hat.«

Der Nähfaden drehte sich noch immer zwischen Jyttes Fingern.

»Willst du nicht hinüberfahren?« fragte sie, ohne zu hören, was er sagte. »Das solltest du doch tun, Asmus!«

»Nein,« sagte der Professor und schüttelte den Kopf.

»Warum nicht? Du hast ihm doch früher geholfen. Du solltest noch heute reisen.«

»Das würde kaum mehr nützen. Ich zweifle außerdem stark daran, daß ich willkommen sein würde. Es ist ja eine Art von religiöser Idee bei ihm geworden, daß man die Seligkeit erlangen kann, indem man sich voll Herzlichkeit mit seinem Schicksal

verbindet – »wie eine Braut ihrem Bräutigam« –. Ich entsinne mich, daß er diesen Ausdruck bei unserer letzten Unterredung gebrauchte. Und leider muß ich ihm zugeben, daß er Ernst aus der Sache gemacht und den Glauben durch die Tat bestätigt hat.«

Jytte war wieder gedankenabwesend. Als der Vetter sich nach einer Weile erhob, geleitete sie ihn mechanisch hinaus.

Auf dem Flur dachte sie einen Augenblick daran, ihn zu bitten, daß er sie anklingeln solle, falls er wieder etwas von Favsingholm hörte. Aber ehe sie sich entschließen konnte, es zu sagen, war er zur Tür hinaus.

Hinterher stand sie lange in dem Blumengarten des Erkers, wo sie in dieser Zeit oft mit ihren finstern Gedanken gestanden und auf die herbstlichen Bäume von Grönningen hinabgestarrt hatte. Als sie Karsten den Schlüssel in die Flurtür stecken hörte, durchzuckte es sie, und um ihn zu vermeiden, ging sie ins Schlafzimmer.

Bei Tische wurde kaum ein Wort gewechselt, und gleich nach dem Kaffee entfernte sich Karsten unter einem seiner gewohnten Vorwände. Obgleich Jytte überzeugt war, daß er zu seiner Geliebten ging, suchte sie nicht ihn zurückzuhalten. Sie war im Gegenteil froh, ihn loszusein.

Ohne ein andres Licht als die Ampel im Erker anzuzünden, saß sie lange in einem der großen Lehnstühle vor der offenen Ofentür und kroch in ihrem Schal zusammen. Nach dem Tode der Mutter hatte sie halbwegs erwartet, von Dihmer zu hören, der doch auf alle Fälle durch Meta von dem Todesfall erfahren haben mußte. Sie hatte gehofft, daß er die Gelegenheit benutzen würde, ihr ein paar Zeilen zu senden. Aber als die Tage vergingen, ohne daß ein Brief kam, ward es ihr klar, daß der Gruß, den er ihr einmal durch Asmus gesandt hatte, ein Abschiedsgruß war. Wenn nicht einmal die Erinnerungen an »die alte Stube« ihn in diesen Tagen veranlassen konnten, ein versöhnendes Wort zu schreiben, so hatte er sie vergessen, weil er sie vergessen *wollte*. Und der Traum, den sie zuweilen geträumt hatte, daß sie einander einmal begegnen und sich so recht gründlich aussprechen würden, war ein lächerliches Hirngespinnst.

Sie trat an ihren Schreibtisch und zündete Licht an. Aus einem verschlossenen Schubfach nahm sie ein paar von Metas früheren Briefen. Sie hatte sie seinerzeit dort verwahrt, weil sie nicht wollte, daß Karsten sie lesen sollte und auch sie selbst nicht mehr daran erinnert sein wollte. Es waren die ersten Briefe, die die Freundin ihr aus Favsingholm geschrieben hatte, und worin sie so viel von Dihmer erzählte. In einem derselben hieß es: »Unser Gutsbesitzer ist wirklich eine etwas wunderliche Persönlichkeit, aber man kann doch nicht umhin, ihn liebzugewinnen. Es ist eine fixe Idee bei ihm, daß er nichts tun will, um gesund zu werden. Er sagt, es gäbe gerade gesunde Leute genug in der Welt. Mein Mann meint, daß das seinen Grund in seiner Krankheit habe. Ich aber glaube, daß er irgendeinen großen Kummer gehabt hat, über den er nicht hinwegkommen kann. Eines Tages saßen wir hier im Garten, und Paul erzählte von einer Pächterfamilie hier in der Nähe, die vor einer Woche beide Kinder an der Diphtheritis verloren hat. Dihmer saß da und zeichnete mit seinem Stock im Sand und sagte lange nichts. Ich fragte ihn dann, ob er nicht finde, daß es schrecklich sei, und er sagte auch ja. Aber nach einer Weile, als er sich verabschiedete und meine Hand hielt, sah er mir wunderlich in die Augen und sagte, man solle sich mit dem

Kummer gut Freund machen; er sei unvermeidlich und außerdem der einzige wirkliche Freund des Menschen und sein treuer Reisekamerad durch das Leben.«

Jytte erinnerte sich des Eindrucks, den diese Worte auf sie gemacht hatten, als sie dies zum erstenmal las. Sie hatte seither oft daran denken müssen, und namentlich in der allerletzten Zeit, als die Selbstmordgedanken sie täglich verfolgten, hatte sie Zuflucht in dieser Ermahnung gesucht, daß man dem Kummer mit Gegenliebe begegnen müsse. Aus der Ferne hatte Dihmer, ohne es selbst zu ahnen, ihr eine Freundeshand in der Stunde des Unterganges entgegengestreckt und sie aufrechtgehalten.

Nachdem sie die Briefe wieder eingeschlossen hatte, ging sie zu Bett. Aber sie konnte nicht schlafen. Und in der Dunkelheit erwachten die alten Zweifel wieder und spukten in ihrem Gemüt, als seien sie der böse Dämon ihres Lebens. Hatte sie Dihmer denn doch geliebt? Hatte ihre Mutter recht gehabt? Hatte sie sich selbst überredet, an ihrer Liebe zu zweifeln, weil sie keusch und still war?

Im Laufe der Nacht gewann das Verlangen, ihn wiederzusehen, immer mehr Gewalt über sie. In allen ihren Briefen hatte Meta ihre Einladung wiederholt, daß sie einen Besuch auf Favsingholm machen möge, und so unmöglich es auch im Augenblick war, hatte der Gedanke sie in ihrer Einsamkeit doch oft beschäftigt. Sie konnte nicht glauben, daß Dihmer alle Zuneigung zu ihr verloren haben sollte. Meta hatte ja auch oft geschrieben, daß er nach ihr frage und beständig wissen wolle, ob sie einen Brief von ihr bekommen habe.

Ein Automobil hielt unten auf der Straße, und nach einer Weile hörte sie, wie Karsten in den Flur hineinkam. Es geschah fast lautlos; nur weil die Tür von der Wohnstube zum Gang hinaus zufällig offen stand, konnte sie ihn hören. Sie knipste das Licht an und sah, daß die Uhr fast vier war.

Es war nicht das erstemal, daß sie ihn in der Nacht seinen Rock mit diebsmäßiger Vorsicht über einen Bügel hatte hängen und in sein Zimmer schleichen hören. Resigniert hatte sie bisher ihre Ohren verschlossen, um ihn nicht zu dem Geständnis zu zwingen, das sie um ihres Kindes willen vermeiden wollte. Aber jetzt stand sie entschlossen auf und zog ihren Schlafrock an. Jetzt wollte sie Klarheit haben.

Einen Augenblick später stand sie in der Tür zu seinem Zimmer, das sie in den letzten Monaten nicht betreten hatte.

Seine Bestürzung über ihren Anblick und noch mehr sein schlaffes Aussehen, das ungeordnete Haar und der lose geschlungene Schlips machten alle Fragen überflüssig. Sie hatte den Beweis erhalten, den sie zu haben wünschte.

Karsten versuchte zu lächeln.

»Liebste ... bist du noch auf?«

»Woher kommst du?« fragte sie.

»Das weißt du ja. Ich bin mit Möller zusammen gewesen.«

»Du lügst!«

»Liebste Jytte ... sei doch nicht wieder hysterisch! Komm doch herein!« sagte er und näherte sich ihr mit ausgebreiteten Armen.

»Rühr mich nicht an! Du kommst von deiner Geliebten! Versuche nicht, es zu leugnen. – Rühr mich nicht an, sage ich dir! Oder ich klinge das ganze Haus wach!«

»Jetzt sollst du vernünftig sein, Jytte! Schließe doch wenigstens die Tür und komm herein.«

»Ich will nichts hören ... nichts wissen. Morgen, wenn du ausgeschlafen hast, sollst du meine Meinung schriftlich erfahren.«

Den ganzen letzten Teil der Nacht ging Jytte in ihrem Schlafzimmer bei geschlossenen Türen auf und nieder. Als sie sich endlich aufs Bett legte, war sie so erschöpft, daß es ihr schwarz vor den Augen wurde. Sie war jetzt fest entschlossen, sich scheiden zu lassen. Noch am selben Tage wollte sie in ihr altes Heim in der Dronningens Tværgade ziehen, wo noch alles seit der Mutter Tode unverändert stand.

Um zehn Uhr morgens, als sie vor dem Spiegel saß und ihr Haar ordnete, klopfte Karsten furchtsam an. Sie öffnete nicht, antwortete auch nicht.

Nach einer Weile ging er fort.

Sobald sie die Flurtür hinter ihm ins Schloß fallen hörte, ging sie ans Telephon und klingelte Asmus Hagen an und fragte, ob er neue Nachrichten aus Favsingholm erhalten habe. Sie traf ihn zu ihrem Kummer nicht zu Hause. Auch in der Klinik konnte sie ihn nicht sprechen. Dort wurde geantwortet, er sei durch Operationen in Anspruch genommen.

Ein paar Stunden später wiederholte sie ihr Anklingeln, aber an beiden Stellen mit demselben Ergebnis. Da kam sie auf dem Gedanken, sich mit dem Arzt in Randers, von dem Asmus gesprochen hatte, in Verbindung zu setzen. Als sie im Telephonbuch nachschlug, fand sie auch den Namen.

Während der halben Stunde, die sie warten mußte, bis sie eine Verbindung erlangte, ging sie wieder im Zimmer auf und nieder, ohne Ruhe finden zu können, und je mehr sich die Zeit in die Länge zog, um so stärker ward sie von dem Wunsch beherrscht, trotz ihres elenden Zustandes sofort nach Favsingholm hinüberzureisen. Es war ihr, als müsse sie es tun. Wenn Dihmer starb, würde sie ihre Ruhe nie wiederfinden, falls sie ihm nicht Lebewohl gesagt habe. Sie durften nicht unversöhnt scheiden! ... Aber sie wollte nicht daran glauben, daß er sterben würde! Könnte sie nur mit ihm sprechen, und hatte er sie nicht ganz verdammt, so würde sie ihn anflehen, Vernunft anzunehmen und zum Leben zurückzukehren.

Das Telephon klingelte.

»Ist Randers da? ... Ja! ... Ist es Doktor Mikkelsen?«

Eine ferne, weibliche Stimme antwortete, der Doktor sei ausgefahren ... »Spreche ich mit Kopenhagen?«

»Ja.«

»Dann ist es wohl von Professor Hagen?«

Jytte antwortete ja.

»Dann soll ich von Herrn Doktor sagen, daß Gutsbesitzer Dihmer gestern abend um neun Uhr gestorben ist.«

Als Jytte den Hörer niedergelegt hatte, stand sie eine Weile stumm da und vernahm noch immer die fremde Stimme aus der Ferne und der Dunkelheit. »Gutsbesitzer Dihmer ist gestern abend um neun Uhr gestorben.«

Da schwankte sie in das Schlafzimmer und setzte sich auf den Bettrand, die Hände vor dem Gesicht.

»Was habe ich getan?« schluchzte sie.

Aber bald darauf wurde sie still, erhob den Kopf und pries den toten Freund glücklich. Jetzt hatte er den bösen Kampf des Lebens ausgekämpft. Er war aus dieser furchtbaren Welt erlöst, wo außer der Enttäuschung alles Betrug war, wo alles Blendwerk war, außer der Entbehrung und dem Kummer. Sie sah ihn vor sich, im Tode erstarrt, weiß und kalt und still, wie auch ihre Mutter es gewesen war. Sie sah die schöne, breite Stirn, die geschlossenen Augen und den Mund, den sie ein einziges Mal geküßt hatte.

Dieses Augenblickes würde sie sich erinnern wie eines Ewigkeitsaufflammens in der langen Dämmerung ihres Lebens. Aber es war nur gut, daß es bei diesem einen blitzschnellen Liebesbegegnen blieb. Jetzt war er von all dem Bösen verschont geblieben, das die Menschen einander antaten, wenn sie sich zu lieben glaubten, und sie selbst konnte ohne Reue an ihre Liebe denken, konnte in ihrem Herzen um ihn trauern, ohne sich zu schämen.

Wieder erschien er vor ihr, so wie sie ihn an jenem Abend in dem italienischen Hotel gesehen hatte, als er mitten, während der Aufführung, in die Tür trat und sie mit einem großen, verwunderten Blick anstarrte. Schon damals eine verklärte Gestalt. Schon damals so weit auf dem Wege zu einer glücklicheren Welt, daß sie nicht den Mut gehabt hatte, ihn zurückzuhalten. Hätte er das doch nur verstanden!

Sie selber würde vielleicht noch viele Jahre ein Schattendasein hinschleppen, als Mutter eines armen Wesens, das als Erinnerung an ihre Erniedrigung zur Welt kommen würde. Aus Angst vor dem Sterben würde sie sich an die Schrecknisse des Lebens anklammern, und alle würden sie mit Verwunderung fragen, weswegen sie nicht froh sein könne.

XIV

Am selben Tage gegen Abend ging eine kleine Schar Männer und Frauen von Favsingholm nach dem Waldhäuschen hinauf, um Torben Dihmer in den Sarg zu legen. In der kleinen Schlafstube, die nach den freien Feldern im Westen hinauslag, stand das Bett längs der innern Wand, so daß er während des Krankenlagers den Zug der Wolken am Himmel und das Hinabsinken der Abendsonne hatte verfolgen können.

Eines Tages hatte er zu Paul Gaardbo gesagt: »Solange der Wind im Westen steht, sterbe ich nicht. Von der Seite her ist mir stets Lebenserneuerung gebracht worden. Der Südost soll mir das Licht ausblasen. Das habe ich schon viele Jahre gefühlt.«

Am Tage vor seinem Tode hatte er von den ältesten Leuten des Gutes Abschied genommen und ihnen für ihre Treue gegen Favsingholm gedankt. Paul Gaardbo hatte er zuvor seine letzten Bestimmungen mitgeteilt, unter andern auch, daß seine Tagebücher – »meine rudolfinischen Tafeln«, wie er sie halbwegs spöttelnd nannte – in dem feuerfesten Gewölbe des Schlosses aufbewahrt werden sollten, in der Hoffnung, daß unter den künftigen Besitzern Favsingholms sich ein Kepler finden würde, dem sie zunutze kommen könnten.

Auch Meta hatte er Lebewohl gesagt, aber damals war er schon so schwach, daß er kaum sprechen konnte.

Im Todesaugenblick war nur Barbara bei ihm gewesen. So hatte er selbst es gewünscht. Die alte Person, bei der nichts von der Unruhe und dem Geräusch des Lebens zurückgeblieben, war schließlich die einzige, die er um sich haben wollte. Geräuschlos wie ein Geist saß sie an seinem Bett, als er nach einem kurzen Todeskampf hinüberschlief.

Nun hatte ihn die Alte auch eingekleidet. Er lag mit gebeugtem Kopf da, wie jemand, der sehr müde gewesen ist. Paul Gaardbo hielt eine kurze Rede, ehe die Leiche in den Sarg gebettet wurde. Meta legte eine Blume auf seine Brust, und dann wurde der Deckel zugeschraubt.

Gleich darauf fuhr man den Sarg nach Favsingholm hinab, wo die übrigen Bewohner des Gutes warteten, um ihm nach dem Favsingher Kirchhof das Geleite zu geben. Auf dem Fahrwege zog der Leichenzug durch den Wald. Es war ein dunkler Abend mit Regenschauern aus Südost. Voran ritten vier Knechte mit brennenden Fackeln. Nur ein schwarzes Tuch bedeckte den Sarg.

Zwei Tage später wurde der Zugang zu dem unterirdischen Gewölbe des Familienerbbegräbnisses verschlossen und die Öffnung wieder mit Erde zugeschüttet.

In diesen Tagen erhielt Meta ein paar sonderbare Briefe von Jytte, die ihr ihre Scheidung mitteilte und sie gleichzeitig um genaue Nachrichten über Dihmers letzte Lebenszeit, seinen Tod und sein Begräbnis bat. Über sich selbst schrieb sie, daß sie in ihr altes Heim zurückgezogen sei, wo sie von nun an ausschließlich für ihr Kind leben »und versuchen wolle, es liebzugewinnen«.

»Ich will mich bemühen, Dihmers Rat an dich zu befolgen, und den Kummer zu meinem Freund und Vertrauten machen. Vielleicht wird es mir gelingen. Vorläufig freue ich mich über die Stille hier in »der alten Stube«, wie Dihmer sie immer nannte. Ich nehme keinen Besuch an und lebe am liebsten in der Erinnerung an all das, was nicht mehr ist.«

Meta machte sich ihre eigenen Gedanken bei diesem Brief. Sie fing an, zu buchstabieren und zusammenzulegen und wurde schließlich ganz bange vor ihren eigenen Gedanken. In beiden Briefen hatte die Freundin geschrieben, daß, wenn alles gut ginge, sie zum Frühling hinüberkommen und sie auf Favsingholm besuchen wolle, und Meta gelobte sich selbst, daß sie dann offen fragen wolle, ob nicht einstmals ein vertraulicheres Freundschaftsverhältnis zwischen ihr und Dihmer bestanden habe, als sie beide hatten zugeben wollen.

Sie sollte jedoch keine Gelegenheit haben, diese Frage an Jytte zu stellen. Ein paar Monate später wurde sie durch ein Telegramm an ihr Sterbebett gerufen. Jytte hatte einem Sohn das Leben gegeben, und man glaubte, daß alles gut überstanden sei, als eine bösartige Nierenentzündung im Laufe von wenigen Tagen ihre Kräfte untergrub. Mit einer letzten Anstrengung bat sie die Freundin, sich ihres Kindes anzunehmen, um es zusammen mit den ihren zu erziehen, »damit ein richtiger Mensch aus ihm wird«. Als Meta das versprochen hatte, kam ein wenig Ruhe über sie, aber während der ganzen Zeit wollte sie ihre Hand in der ihren halten.

»Ja, nun sterbe ich, Meta!« flüsterte sie einmal. »Und dabei habe ich doch niemals gelebt.«

Die letzte Nacht phantasierte sie und nannte mehrmals Dihmer. Hauptsächlich aber sprach sie von »ihrer kleinen Mutter«, die sie tausendmal mehr geliebt hatte, als sie es verdiente. Das waren ungefähr ihre letzten Worte.

XV

An einem frühen Sommermorgen anderthalb Jahre später fuhr der Kopenhagener Dampfer nach einer ruhigen Fahrt über das Kattegat in die Randers-Förde hinein. Es saß nur ein einziger Mann auf dem Promenadendeck, ein Mann, der mit einem schwermütigen, traumfernen Blick über das Land hinaussah. Es war Johannes Gaardbo.

Er befand sich auf dem Wege zu einer kirchlichen Versammlung in Aarhus, und wenn er es vorgezogen hatte, die Reise mit dem Dampfer über Randers zu machen, so geschah dies teils, um die übrigen Kopenhagener Teilnehmer an der Versammlung zu vermeiden, namentlich Pastor Stensballe. Außerdem aber hatte er gehört, daß man auf der Fahrt in die Förde hinein so dicht an Favsingholm vorüberkam, daß man das Schloß sehen konnte.

Es erging ihm jetzt so, wie es dem Bruder ergangen war, als dieser zum erstenmal hier einfuhr. Er mußte an die Koldinger Förde denken und an die Heimatsreisen in der glücklichen Studentenzeit. Und die Erinnerungen überwältigten ihn. Er saß da mit einem schläfrig schweren Gefühl, als sei er viele Jahre von sich selbst fort gewesen. Die Küste der Kindheit zeigte sich ihm im Traum. Er fuhr an dem Gaardboer Strand vorüber. Und die Stadt, die dort im Morgennebel auftauchte, war nicht Randers, sondern jene andere kleine Provinzstadt, wo einstmals Rosalie lächelnd auf der Brücke stand und ihm mit ihrem Schleier zuwinkte.

Zu einer Liebesbegegnung reiste er jetzt nicht. Die Zusammenkunft in Aarhus war zusammengebracht, weil das Land wieder vor einem Wahlkampfe stand, und es war Stensballes Absicht, Tyrstrup zu stürzen und Hochschulvorsteher Aleksandersen auf den Ministersessel zu bringen. Aber gerade als Enslevs Prophezeiung von dem Reich der Macht und der Ehre seiner Erfüllung nahe schien, waren die alten Zwiſtigkeiten innerhalb der Geistlichkeit überall im Lande mit neuer Kraft aufgeflammt. Unter dem Schein von Uneinigkeit über konfessionelle Fragen lag man einander schon in den Haaren und kämpfte um die Beute.

Für Johannes Gaardbo, der gehofft hatte, alle Völker der Erde unter dem Zeichen des Kreuzes brüderlich vereint zu sehen, waren die letzten Jahre eine bittere Enttäuschung gewesen. Diese Streitigkeiten hatten ihm wie ein Spiegel ein abschreckendes Bild seines eigenen Lebens gezeigt, und namentlich hatte ihm die Bekanntschaft mit Stensballe die Augen dafür geöffnet, wie unheimlich aller Machtstreit um die Seelen der Menschen ist. Er hatte jetzt beschlossen, seinen Reichstagsſitz aufzugeben. Außerdem dachte er aber ernstlich daran, sein Amt niederzulegen und als Wanderprediger den Fußspuren seines Erweckers zu folgen. Er wollte es jetzt auf den Ausfall der bevorstehenden Versammlung ankommen lassen, wo er mit Stensballe und den übrigen »Ablaßkrämern und Gnadenhändlern«, wie Mads Vestrup sie genannt hatte, abzurechnen gedachte. –

Es wurde ein stiller, sonniger Tag, einer von diesen farbenfreudigen Tagen unmittelbar vor dem Herbst, an denen es scheint, als ruhe die Natur, um sich über ihr

vollbrachtes Werk zu freuen. Auf Favsingholm fuhr man das Wiesenheu ein. Die Doktorfamilie, die jetzt die Alleinherrschaft auf dem Gute hatte, wohnte noch immer in der alten Gutsverwalterwohnung, wo Meta es noch einmal erlebt hatte, ein neugeborenes Kind an die Brust zu legen. Ungefähr gleichzeitig war auch Grete Mutter geworden. Sie und ihr schulterbreiter Mann waren auf Dihmers Wunsch in das Waldhäuschen hinaufgezogen, und man sah unten auf dem Gut nicht mehr viel von ihnen. Kjeld war keine gesellige Natur. Er lebte mit seiner Grete wie ein Ansiedler, bestellte die kleine Ackerwirtschaft und holte im übrigen seine Nahrung aus dem Walde, da ihm Dihmer zur Belohnung für seine Tat in der Brandnacht auf Lebenszeit das Jagdrecht verliehen hatte. »Der große Pan« nannte ihn Paul Gaardbo, weil man ihn zuweilen da oben auf seiner Flöte spielen hörte.

Das Schloß, mit Ausnahme des Rittersaales, war nach Torbens testamentarischer Bestimmung Gelehrten vorbehalten, »die das Studium der sympathisch-organischen Harmonie zwischen den einzelnen Menschen und dem Weltall wiederaufnehmen wollten«. Ein solcher Sterndeuter hatte sich vorläufig noch nicht gemeldet.

Der Rittersaal, der in seiner früheren Schönheit wieder aufgeführt war, diente als Festsaal für alle Bewohner des Gutes. Hier versammelte man sich des Sonntags zu einer gemeinsamen Mahlzeit. Hier wurden Hochzeiten und andere Feierlichkeiten abgehalten.

In diesen warmen Sommerwochen verbrachte Frau Meta fast den ganzen Tag in einer offenen Laubhalle am Ende des Gartens, wo sie die größeren Kinder beaufsichtigen konnte, die sich draußen auf der Wiese tummelten. Die kleinsten hatte sie um sich, und wenn Grete zu Besuch kam und ihren kleinen Jungen mitbrachte, war da ein Gezwitscher wie in einem Vogelnest.

Eines Tages während der Mittagsruhe saß auch der Doktor da draußen und las seine Zeitung. Meta hatte Jyttes Kind auf dem Schoß, einen schönen kleinen Jungen, mit schweren braunen Augen.

Eins der Mädchen kam heraus und sagte, es sei ein Mann da, der mit dem Herrn Doktor sprechen wolle.

»Wer ist es?«

»Ich kenne ihn nicht. Er ist nicht hier aus der Gegend. Er ist gewiß von Randers hierher gegangen.«

Aber jetzt kam Hedwig herausgestürzt. Sie war in der Küche gewesen, um Wasser zu trinken. Das Kind war ganz blaß vor Erregung und Interesse und rief schon von weitem:

»Vater! ...Mutter! ... Der Oheim Johannes ist gekommen!«

»Was ist das für dummes Zeug! Wie kommst du auf den Gedanken?« fragte der Vater und packte sie hart am Arm.

»Au, Vater! Ich kenne doch Onkel Johannes noch.«

Paul und Meta starrten einander lange an, und als Hedwig sah, wie bewegt sie waren, wurde sie bange und schmiegte sich an die Mutter.

»Hätt' ich es nicht sagen sollen?«

Am andern Ende des Gartens saß Johannes Gaardbo zusammengesunken auf einer Bank im Schatten eines Baumes. Er kam als geschlagener Mann hierher. Sein Antlitz war blaß, die Augen lichtscheu. Als er den Bruder auf sich zueilend sah, erhob er sich langsam und ging ihm einige Schritte entgegen.

»Ja, ich bin es, Paul!«

Der Doktor sah ihn unsicher an.

»Du bist doch nicht krank, Johannes?«

»Nur ein wenig müde und ein wenig einsam. Du hast ja eine Art Asyl hier. Willst du mir für eine kleine Zeit einen Platz gewähren? Ich habe das Bedürfnis, ein wenig zur Ruhe mit mir selbst zu kommen.«

»Ach, Johannes! Dann bist du wirklich aus dem Totenreich zurückgekehrt?«

Oben aus der Waldhütte vernahm man in der Stille Kjeld Borgens Schalmeientöne.